Die Grenzboten


Dei
Sub Numine
Viget



Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



45. Jahrgang

Erstes Quartal.



Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1886.

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1886. Erstes Vierteljahr.

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterrichtswesen.

Das Jubiläum des Kaisers. S. 1.
Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten. 14. S. 178. — 15. S. 472. — 16. S. 517. — 17. S. 560.
Parlamentarische Betrachtungen. S. 289.
Die Verlängerung der Giltigkeitsdauer des Sozialistengesetzes. S. 385.
Das Recht der Polen in Posen. S. 433.
Das Bleibende im kirchenpolitischen Kampfe. S. 548.
Die Zeugnispflicht der Reichtagsabgeordneten. S. 618.

Die Krisis in Frankreich. S. 49.
Die Engländer in Birma und im Sudan. S. 97.
Basta am Balkan. S. 145.
Homerule. S. 193.
Herbstzeitlose hüben und drüben. S. 229.
Die Krisis am Balkan und in England. S. 321.
Gladstone und die irische Frage. S. 370.
Die großgriechische Idee. S. 417.
Deutsche, Polen und Auch-Deutsche. Aus Oesterreich. S. 423.
Die Deutschen in Newyork. S. 450. 590.
Englische Sorgen in Nordindien. S. 512.
Der Bukarester Friede. S. 529.
England am Vorabend eines Umschwunges. S. 577.

Unsre Handelsbeziehungen zu Rußland. Von Franz Siewert. S. 109.
Steinthal über den Sozialismus. S. 200.
Das Branntweinmonopol. S. 241.
Zur Währungsfrage. S. 337.
Rentengüter. Von W. Ruprecht. S. 389.
Die Durchführung eines Systems von Handwerksgenossenschaften. S. 441.
Die wirtschaftliche Lage der Arbeiter Großbritanniens und Irlands. S. 481.
Zur sozialen Frage. S. 583.

Der Juristenstand und das öffentliche Recht. S. 104.
Eine mündliche Verhandlung, wie sie nicht sein soll. S. 317.

Agitationen auf dem Gebiete der höheren Schulen. S. 165.
Archäologie und Anschauung. Von H. Blümner. S. 173.

Literaturwissenschaft und Schöne Literatur.

Ein deutscher Lügenroman und sein Verfasser. Von H. A. Lier. S. 534.
Hayms Herderbiographie. S. 120.
Zum Verständnis und zum Schutze des ersten Faustmonologs. Von H. Düntzer. S. 604.

Beaumarchais. Von Eugen Guglia. S. 492.

Heinrich Steinhausen. Von M. Necker. S. 20.
Historische Romane. Von M. Necker. S. 219.
Ein realistischer Roman. Von M. Necker. S. 352.
Anzengrubers Sternsteinhof. S. 400.
Plattdeutsche Humoristen Von M. Necker. S. 498.
Die Bilanz der Ehe. Von M. Necker. S. 541.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Japanische Künste. Von B. Bucher. S. 361. 409.
Stil und Mode. Von Adolf Rosenberg. S. 71.
Die Färbung der Marmorskulpturen. Von Adolf Rosenberg. S. 274.

Konservatorien und Künstlerproletariat. S. 31.

Verschiedenes.

Die hannoversche Gesellschaft. 1. Vor der Annexion. S. 7. — 2. Nach der Annexion. S. 346.
Korps und Burschenschaften. S. 56.
Moderne Probleme. S. 65.
Zur Misere unsrer Literatur. S. 76.
Skizzen aus der Levante und Griechenland. Von H. Scherer. 1. S. 126 — 2. S. 309.
Der Verlust des Volkstums durch die Sprache. Von F. Podgornik. S. 152.
Die Religion des pantheisirenden Materialismus. S. 159.

Hans Joachim von Zieten. S. 208.
Levin Schückings Lebenserinnerungen. S. 268.
Gedanken über Geschichte und Geschichtschreibung. Von Georg Weber. S. 249. 296.
Zur Reform des Bibliothekswesens. Von Karl Kochendörffer. S. 262.
Schiffsnamen. S. 460.
Zur Prachtwerksindustrie. S. 466.
Aus dem goldnen Prag. S. 506.

Roman.

Camoëns. Von Adolf Stern. S. 38. 81. 134. 182. 232. 281. 330. 375. 428. 475. 519. 563. 622.

Notizen.

Eine deutsche Ausstellung. S. 45.
Wirkungen der Zollreform. S. 89.
Kunst und Religion. S. 91.
Eine originelle Gesellschaft. S. 92.
Reform der Universitäten in Frankreich. S. 240.
Italienische Sicherheit im Eisenbahnverkehr. S. 286.
Druckfehler. S. 287.
Nochmals Korps und Burschenschaften. S. 288.
Zeitungsmusik. S. 288.
Zur Misere unsrer Literatur. S. 335.
Deutsche Schwärmerei. S. 381.
Eine neue Lessingausgabe. S. 383.
Roggenzoll. S. 480.
Ein Notschrei aus der Frauenwelt. S. 526.
Die Parteien und die Gerichte. S. 569.
Die Prostitutionsfrage. S. 571.
Nochmals die Schiffsnamen. S. 574.

Literatur.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden.)

M. Hansen-Taylor, Bayard Taylor. S. 47.
*E. von Hartmann, Moderne Probleme. S. 65.
G. Adler, Die Geschichte der sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland. S. 93.
J. Thomson, Durch Massai-Land. S. 94.
G. Hantel, Aus dem Siegesjahre 1870/71. S. 96.
*R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken. S. 120.
F. Sander, Die Hugenotten und das Edikt von Nantes. S. 143.
W. Müller, Generalfeldmarschall Graf Moltke 1800—1885. S. 143.
J. Winter, Gedichte. S. 143.
*W. Bender, Das Wesen der Religion. S. 159.
*H. Brunn, Archäologie und Anschauung. S. 173.
A. Bolze, Die Praxis des Reichsgerichts in Zivilsachen. S. 190.
J. Th. Merz, Leibniz. S. 190.
L. Hänselmann, Das Schichtbuch. S. 191.
A. G. v. Suttner, Daredjan. S. 191.
E. Hanslick, Concerte, Componisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre. S. 192.
*G. Winter, Hans Joachim von Zieten. S. 208.
*W. Jensen, Am Ausgang des Reiches. S. 220.
*A. Hobrecht, Fritz Kannacher. S. 227.
*L. Schücking, Lebenserinnerungen. S. 268.
W. Fischer, Hausschatz deutscher Erzählungen. S. 336.
R. Koch, Was wissen und können unsere Aerzte? S. 336.
*H. Krzyzanowski, Im Bruch. S. 354.
A. Stern, Drei venezianische Novellen. S. 383.
Anzengruber, Der Sternsteinhof. S. 400.
*Duruy und Hertzberg, Geschichte des römischen Kaiserreiches. S. 466.
*A. Bettelheim, Beaumarchais. S. 492.
*J. Segebarth, Ut de Demokratentid. S. 499.
*H. Burmester, Hans Höltig. S. 503.
A. Eulenburg, Real-Encyklopädie der gesamten Heilkunde. S. 527.
S. H. Belmonte, Das Tribunal. S. 528.
*F. Zarncke, Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky. S. 539.
*G. Schwarzkopf, Die Bilanz der Ehe. S. 542.
E. Knorr, Die polnischen Aufstände seit 1830. S. 575.
F. Röber, Literatur und Kunst im Wupperthale. S. 576.
*S. Unger, Fortschritt und Sozialismus. S. 583.
*Th. Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung. S. 583.
O. Lorenz und W. Scherer, Geschichte des Elsasses. S. 627.
F. v. Raumers Historisches Taschenbuch. S. 628.



Das Jubiläum des Kaisers.

ir feiern im Laufe dieser Woche den Tag, an welchem ein Vierteljahrhundert verflossen ist, seit unser Kaiser Wilhelm als König von Preußen den Thron bestieg. Wenn wir bei dieser Gelegenheit eine Predigt zu halten hätten und darin der Geschichte gerecht werden wollten, so könnten wir, wie es scheint, nicht leicht einen geeigneteren Text wählen als einige Stellen in dem Kapitel des Buches Jesus Sirachs, dem Luther in seiner Übersetzung die Überschrift gegeben hat: „Ruhm weiser Obrigkeit. Item von Meidung der Hoffart." Dieses Kapitel beginnt mit den Worten: „Das Werk lobt den Meister, und einen weisen Fürsten seine Händel." Passender aber als dieser selbstverständliche, wenn auch bei Biographien hochstehender Persönlichkeiten keineswegs immer gewissenhaft beachtete Ausspruch wird manchem in unserm Falle der bald nachher folgende vorkommen: „Es stehet in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerate; derselbige giebt ihm einen löblichen Kanzler," und noch zutreffender für die Gelegenheit wird dieser Satz, wenn wir ihn mit der weitern Regel aus dem Maximenschatze des Sohnes Sirachs ergänzen: „Einem weisen Knechte muß der Herr dienen, und ein vernünftiger Herr murret nicht darum."

Wie es dem König Wilhelm in seiner fünfundzwanzigjährigen Regententhätigkeit geraten ist, weiß die Welt; das Werk lobt den Meister, künftige Geschlechter werden uns um das Glück beneiden, in den Tagen gelebt zu haben, wo dies Werk als ein lange ersehntes aus trüber Zeit sich glorreich erhob, und die Geschichte wird den Fürsten, der den Grund dazu legte, den größten Gekrönten anreihen, von denen sie zu berichten hat. Der erste Kaiser Neudeutschlands ist eine von den historischen Persönlichkeiten, welche, ohne glänzende und sofort in die Augen fallende Eigenschaften, ohne blendende Talente zu besitzen, trotzdem

berufen sind, eine hochbedeutsame Rolle zu spielen, und auf welche die Augen ihres Volkes noch nach Jahrhunderten als auf politische Wohlthäter dankbar zurückblicken. Er ist nicht wie Friedrich der Große, dessen Erfolge die seinen verdunkeln, sein eigner Minister und Feldherr. Er besitzt nicht die Gaben seines verewigten Bruders: dessen Geist und Witz, dessen hohe Bildung und dessen feines Verständnis für das Schöne, dessen Liebe zu den Künsten. Die Nachwelt wird ihn nicht als Mäcen zu rühmen haben. Aber er trat ans Staatsruder mit andern Anlagen und Charakterzügen, und zwar gerade mit denen, welche die Lage der deutschen Dinge von einem preußischen Könige damals vor allen andern verlangte. Preußen war unter seinem Vorgänger in die Reihe der Verfassungsstaaten eingetreten, und der Liberalismus strebte die dem Lande verliehene Konstitution so zu deuten und zu erweitern, daß mit ihr das parlamentarische System zur Geltung gebracht sein sollte, diejenige Regierungsform, nach welcher der Schwerpunkt der staatlichen Macht in die Volksvertretung verlegt ist und der Monarch gegenüber der wechselnden Mehrheit der von den Parteien der Bevölkerung gewählten Abgeordneten nicht viel mehr Bedeutung als die einer mit Goldtinte geschriebnen Null hat. Der oberste Träger der Staatsgewalt sollte zum bloßen abstrakten Begriffe, zu einem stummen Vertreter des monarchischen Prinzips gemacht werden. Er sollte nichts als ein Sanktionirungsapparat sein, aufgestellt zu dem Zwecke, die nach den Ansichten und Absichten der Majorität des Abgeordnetenhauses geschaffnen Gesetze für die Praxis einzuweihen. Er sollte diese Gesetze nur durch Minister aus der Mitte jener Majorität ausführen dürfen und gehalten sein, diese seine obersten Räte zu verabschieden, wenn die Majorität direkt oder indirekt erklärte, dieselben hätten ihr Vertrauen nicht mehr. Dieses aus Frankreich importirte Streben nach Verflüchtigung der königlichen Gewalt hatte keinerlei Anknüpfung in der preußischen Verfassung, keinerlei Wurzeln in der deutschen Geschichte, es beruhte auf einer Doktrin, die in der Luft stand, und es würde, wenn es Erfolg gehabt hätte, die Aufgabe, vor welche Preußen durch die Entwicklung der deutschen Verhältnisse gestellt war, zur Unmöglichkeit gemacht haben. Deutschland, mit seiner Zerrissenheit zwischen zwei großen, nach Erweiterung ihres Einflusses und Besitzes begehrenden Militärstaaten gelegen, mußte um Preußen geeinigt werden, und es war Gefahr im Verzuge. Schon tauchte am Gesichtskreise das Schreckensbild eines Schicksals wie das der Teilung Polens auf. Nur ein lebendiges, festes, in seiner Freiheit einzig durch den Wortlaut der Verfassung beschränktes Königtum in Preußen konnte die Einrichtung schaffen und zunächst vorbereiten, welche vor solchem Schicksale bewahrte. Ein nach dem Muster des fremdländischen Parlamentarismus gelähmter und beengter preußischer Monarch hätte dieses Problem niemals zu lösen vermocht, und wenn anderseits zu jenem Zwecke an eine Rückkehr zum Absolutismus gedacht werden durfte, so erwies diese sich bei genauer

Prüfung als durch die Umstände ausgeschlossen. Mit König Wilhelm bestieg ein Mann den Thron, welcher gegenüber dieser kritischen Situation und den aus ihr entsprungenen Bedürfnissen der rechte Mann war. Mit seinem klaren Blick und seinem festen Willen betrat und verfolgte er den Mittelweg zwischen den Extremen, den Weg der Möglichkeit zwischen den Unmöglichkeiten des Parlamentarismus und des Absolutismus. Seine Jugenderinnerungen hätten ihm den letztern empfehlen können, seine militärische Laufbahn wies ihn ebenfalls dahin, aber sein streng gewissenhafter Sinn, sein königliches Pflichtgefühl und sein Verstand ließen ihn, Neigungen dieser Art zurückdrängend, die Bahn des Verfassungsrechtes einschlagen und auch da nicht verlassen, wo es möglich schien. Gott gab ihm „einen löblichen Kanzler," der ihn durch sein Genie ergänzte, ihm in trüber Zeit „Seelenarzt" war und ihm dunkle Wege erleuchtete, und er erkannte dessen Wert an und hielt fest und getreu zu ihm, und zwar nicht bloß, wie man vermuten könnte, weil er unentbehrlich war. Wäre es aber wirklich nur diese Rücksicht gewesen, so würde es immer noch ein Zeugnis für den klaren und weiten Blick des Monarchen und für seine Befähigung sein, seine Neigungen dem Staatswohle unterzuordnen, das in einer hervorragenden Intelligenz vertreten und gefördert wird — eine Befähigung, die umsomehr zu verehren ist, als sie bei Fürsten nicht oft gefunden wird, als ferner der Kaiser ein starkes und sehr berechtigtes Gefühl von seiner Würde hat, und als es zu keiner Zeit an Versuchen gefehlt hat, den Kanzler bei ihm in übles Licht zu stellen und namentlich bei dem Monarchen die Empfindung hervorzurufen, daß der Diener eigentlich der Herr sei und es sein wolle.

Zu diesen Eigenschaften kommt eine andre, die höchste in Zeiten der Entscheidung, wie sie Preußen und Deutschland in den Jahren der Regierung König Wilhelms erlebten. Der Kaiser ist in erster Reihe Soldat, er ist der Typus des preußischen Offiziers mit allen rühmlichen Zügen dieses Standes, allen militärischen Tugenden und allen nützlichen Instinkten desselben. Er verkörpert die Tradition der Armee, und sein Geist ist es, der sie beseelt, er hat begriffen, was ihr vor 1860 fehlte, und ihm vor allen gebührt das Verdienst, sie der Aufgabe gewachsen gemacht zu haben, die sie sechs Jahre zu lösen hatte. Er hat die Schlacht bei Königgrätz gewonnen, nicht als Strateg, wohl aber als der Schöpfer der gewaltigen Waffe, mit welcher der Sieg erfochten wurde. Das preußische Militärsystem wurde seitdem mit seinen Vorzügen Gemeingut aller deutschen Lande und damit das Werkzeug zu festerem Zusammenschluß derselben und zur Gewinnung sicherer Grenzen nach Westen hin. Der rechte Politiker führt Krieg nur um des Friedens willen, um sich dauernden Frieden zu verschaffen. Als das erreicht war, verwandelte sich der Kriegsmann mit der Kaiserkrone in den friedfertigsten Monarchen, den die Welt je gesehen hat, und die Nachbarn lernten allmählich an diese seine Denkart glauben und ihr vertrauen.

Der Kaiser ist sich hinsichtlich seiner politischen Anschauungen und seiner Stellung zu den Parteien im wesentlichen immer gleich geblieben, obwohl die Meinung über ihn wechselte. In den Märztagen von 1848 nahm man an, daß er die Zugeständnisse seines Bruders an die Demokratie mißbillige und zu einer Reaktion hinneige. Als infolge der Maßlosigkeiten des Liberalismus wirklich eine Reaktion hereinbrach und ihrerseits vielfach das billige Maß außer Acht ließ und das Recht bedrohte, welches die neuen Institutionen gebracht hatten, verlautete, daß der Prinz von Preußen die Ausschreitungen dieser Politik ungern sehe, und infolge dessen erfuhr die öffentliche Meinung über ihn einen Umschwung: er, der bisher zu den Freunden des mit dem Erlaß der Verfassung begrabnen, zu den Fürsprechern des Absolutismus gezählt worden war, galt fortan als gemäßigt liberal, und als nach 1854 die Nebenbuhlerschaft zwischen Preußen und Österreich schroffere Gestalt annahm, ersteres sich mehr auf seine nationale Aufgabe besann, und auch in der deutschen Bevölkerung sich lebhafteres und verständigeres Streben in dieser Richtung zu erkennen gab, erschien Prinz Wilhelm weiten Kreisen als stilles Haupt der Partei, welche auf eine Wiedergeburt Deutschlands unter der Leitung der Hohenzollern hinarbeitete. Die Hoffnungen, welche sich an seine Person knüpften, als er im Verlaufe der Krankheit seines Bruders zu dessen Stellvertreter in der Regierung berufen wurde, erfüllten sich, zunächst nach der Seite der innern Politik Preußens. Der Prinz-Regent entließ das bisherige Ministerium und ersetzte es durch Männer von gemäßigt liberalen Grundsätzen. Zu gleicher Zeit sprach er in dem Reskript vom 8. November 1858 seine politischen Maximen und Ziele aus. Dieselben faßten sich in die Worte zusammen: Kein Bruch mit der Vergangenheit, aber Reform, wo sich noch Willkür und Unbilligkeit zeigen. Es soll gewissenhaft gehalten werden, was versprochen ist, aber auch fest abgewehrt, was nicht versprochen ist. Die Phrase, daß die Regierung stetig liberale Ideen entwickeln müsse, weil sie sich sonst selbst Bahn brechen würden, ist ein Irrtum. Wenn in allen ihren Handlungen Wahrhaftigkeit, Gesetzlichkeit und Konsequenz sprechen, so ist sie stark, weil sie dann ein gutes Gewissen hat. Nachdem sich dann das Programm sehr entschieden gegen das orthodoxe Pharisäertum gewendet, welches in die Kirche eingedrungen war, deutete es die Armeereform an, die dem Regenten am Herzen lag, und damit zugleich die Ziele, die mit ihr allein erreicht werden konnten. Indes standen die letztern wohl noch nicht völlig klar und fest vor den Augen des Verfassers dieses Manifestes, wie ja auch Bismarcks Ansicht von der Verwirklichung der deutschen Einigkeit durch Preußen in ihrer Entwicklung noch eine Stufe einnahm, welche nicht die letzte war. Zwar sagte das Programm des Regenten, es würde ein verhängnisvoller Irrtum sein, wenn man eine wohlfeile militärische Einrichtung für genügend halten wollte, da sie in der Stunde der Gefahr die in sie gesetzten Erwartungen täuschen würde; Preußens Heer müsse stark sein und Achtung gebieten, um, wenn es nötig, ein

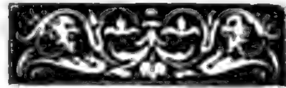
schweres Gewicht in die Wagschale werfen zu können; dann aber hieß es weiter, in Deutschland müsse Preußen moralische Eroberungen machen durch weise Gesetzgebung im Innern, durch Anerkennung aller ethischen Kräfte und durch Heranziehung von einigenden Elementen wie der Zollverein, die Welt müsse erfahren, daß es stets bereit sei, das Recht zu schützen. Eine feste, folgerichtige und thatkräftige Politik werde, unterstützt von Klugheit, sicher Preußen die Achtung und den Einfluß gewinnen, über die es mit seinen physischen Mitteln allein nicht gebieten könne.

Jeder von diesen Sätzen enthielt Wahrheit an sich, aber die in der Bevölkerung herrschende Partei eignete sich davon nur das an, was zu ihrer Theorie und ihren Zwecken paßte, und noch fehlte dem Monarchen der „löbliche Kanzler,“ der mit genialem Blicke den Weg fand, wie diese Wahrheiten zu verwirklichen waren. Was in dem Reskript gegen die Heuchelei der kirchlichen Reaktion und über die Stellung des Regenten zur deutschen Frage gesagt war, fand den Beifall der öffentlichen Meinung in der Presse und im Abgeordnetenhause, die Stellen über die Reorganisation der Wehrkraft Preußens dagegen begegneten geringem Verständnis und kurzsichtigem Mißtrauen. Der Stil, in welchem der Regent sich nach dem Tode seines Bruders krönen ließ, vermehrte durch seine Betonung des Prinzips der Legitimität die Unzufriedenheit der Liberalen, denen die Idee der Volkssouveränität noch von 1848 her in den Gliedern steckte. Die Verstärkung der Armee erschien ihnen nicht als das, was sie war, als Vorbereitung des deutschen Einigungswerkes, das sich, wie die Dinge standen, auf friedlichem Wege, mit bloß moralischen Mitteln nicht beginnen ließ, sondern als eine gegen sie selbst gerichtete Maßregel. Das Ministerium der „neuen Ära“ vermochte weder mit dieser Opposition fertig zu werden, noch mit der Lösung der deutschen Frage Fortschritt zu machen. Es folgte die Konfliktszeit, der Kampf zwischen dem Parlamentarismus und dem recht verstandnen, auf dem Wortlaute der Verfassung fußenden Konstitutionalismus, in welchem Bismarck dem Könige als neuer oberster Rat zur Seite stand. In der Thronrede vom 14. Januar 1862 sagte der Monarch dem Landtage, die Entwicklung der preußischen Institutionen müsse so vor sich gehen, daß sie der Stärke und Größe des Landes diene, nicht aber die Rechte der Krone und die Sicherheit Preußens gefährde, und in einem an das Ministerium gerichteten Reskripte vom 19. März erklärte er es für seine Pflicht und feste Absicht, die Verfassung und die Rechte der Volksvertretung in ihrer vollen Ausdehnung zu achten, zu gleicher Zeit aber auch die Rechte der Krone ungeschmälert zu verteidigen und zu wahren, weil Preußen dieselben zur Ausführung seiner Aufgabe bedürfe, und weil ihre Schwächung den Untergang des Vaterlandes einschließen würde. Als die Majorität des Abgeordnetenhauses die Kosten der Heeresreorganisation für das laufende Jahre abzulehnen beschlossen, das Herrenhaus aber diesen Beschluß verworfen hatte, erklärte Bismarck: „Die Regierung Seiner Majestät des Königs

befindet sich in der Notwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. Sie ist sich der Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt, die ihr aus diesen beklagenswerten Zustande erwächst, sie ist aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen, und findet darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt notwendig sind, indem sie die Zuversicht hegt, daß dieselben seiner Zeit die nachträgliche Genehmigung erhalten werden. Sie ist von der Überzeugung durchdrungen, daß eine gedeihliche Entwicklung unsrer Verfassungsverhältnisse nur dann erfolgen kann, wenn jede der gesetzlichen Gewalten ihre Befugnisse mit derjenigen Selbstbeschränkung ausübt, welche durch die Achtung der gegenüberstehenden Rechte und durch das verfassungsmäßige Erfordernis der freien Übereinstimmung der Krone und eines jeden der beiden Häuser des Landtages geboten ist."

Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses ließ sich davon nicht überzeugen, sie erkannte nur das Recht der einen von den drei Gewalten, ihr Recht an, sie glaubte damit dem Könige andre Minister aufzwingen zu können, und versuchte zu dem Zwecke die Regierung in ihrer Politik nach Möglichkeit zu hindern. Aber der König hielt, so sehr der Konflikt mit seinen Folgen für die Stimmung eines großen Teiles der Bevölkerung sein Herz traf, fest an seinem Rechte und seinen Räten, den Verteidigern dieses Rechtes, und für die preußische Politik, für den Sieg der deutschen Idee, für welche die Opposition in ihrer blinden Rechthaberei nur Worte hatte, gegen welche sie sogar Beschlüsse faßte, war dies ein Glück. Die Festigkeit des Königs und seines ersten Ministers in diesem Streite haben Preußen und mit ihm Deutschland groß gemacht. Der von der Opposition erstrebte Parlamentarismus hätte, wenn es ihm gelungen wäre, die Oberhand zu gewinnen, das Gegenteil herbeigeführt. Hätte König Wilhelm 1860 bis 1866 sich gezwungen gesehen, seinen Willen dem der Majorität des Abgeordnetenhauses unterzuordnen und mit Ministern aus der Mitte dieser Majorität zu regieren, so wäre die Umbildung der Armee unterblieben; denn diese liberale Mehrheit begriff die Notwendigkeit derselben für die Verwirklichung der deutschen Einigung nicht. Eine zweite Folge des zur Geltung gelangten Parlamentarismus wäre gewesen, daß der König durch seine Regierung die polnischen Rebellen von 1863 im Sinne jener Majorität ermutigt und unterstützt und sich dadurch Rußland entfrembet hätte, dessen Wohlwollen Preußen für seine Pläne in Deutschland dringend bedurfte. Endlich würde man 1864 in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit sich, wie das Abgeordnetenhaus wollte, in die Dienste des Bundestages begeben und eine Bundesexekution mit preußischen Mitteln vollzogen haben; die gemeinsame Operation mit Österreich wäre unterlassen worden, und Preußen wäre ohne diese der Maßregelung durch die übrigen Großmächte verfallen, die Herzogtümer würden dann unter dänischer

Fremdherrschaft geblieben und der deutsche Bund würde durch den Gehorsam Preußens gegen ihn verewigt worden sein oder wenigstens noch heute bestehen, und mit ihm die Zerrissenheit und Ohnmacht der deutschen Nation.



Die hannoversche Gesellschaft.

1. Vor der Annexion.



Alle Hannoveraner, welche auch andre Gaue und Städte des deutschen Vaterlandes kennen gelernt haben, stimmen darin überein, daß sich die Gesellschaft in keinem Teile desselben so homogen, so wie aus einem Guß entwickelt habe, wie in dem Gebiete des ehemaligen Königreiches Hannover. Nur hier setzte sie sich aus ganz bestimmten Kreisen zusammen und bewegte sich nach streng vorgeschriebnen, von ihren Mitgliedern innegehaltnen Gesetzen, welche dem Fremden zwar häufig wunderbar, aber dem Hannoveraner, der unter ihrem Zwange aufgewachsen war, so selbstverständlich erschienen, daß er fern von der Heimat überall die Institution vermißte, welche er unter jenem Namen kannte. Da aber die festen Schranken, welche die alte hannoversche Gesellschaft zusammenhielten und gegen alle ihr nicht angehörenden Elemente absperrten, infolge des Eindringens altpreußischer Anschauungen mehr und mehr zusammenbrechen, so scheint es an der Zeit, ihrer Organisation und ihres auch jetzt noch nicht erloschenen Einflusses in Kürze zu gedenken, ihre Vorzüge hervorzuheben, aber auch ihre Mängel nicht zu verschweigen.

Flüchtige Schriftsteller, aber auch ernste Historiker, haben immer und immer wieder behauptet, daß der hannoversche Adel während der Zeit, in welcher die Kurfürsten aus dem jüngern Zweige des welfischen Hauses als Englands Könige von Windsor Castle aus die halbe Welt beherrschten, das Stammland derselben allein regiert habe. Dieser Anschauung liegt etwas Wahres zu Grunde, und doch ist sie nur bis zu einem gewissen Punkte richtig. Zwar hatte der Adel sich in der Justiz, in der Verwaltung, in der Armee die höchsten Stellen, zumal die Stellen der Minister, der Präsidenten des Oberappellationsgerichts, der Landdrosten, die des kommandirenden Generals — des Feldmarschalls, wie sein Titel lautete —, vorbehalten; aber dicht hinter ihm standen in zweiter Linie bei allen Behörden Bürgerliche. Wir treffen sie als Geheime Kanzlei-Sekretäre (vortragende Räte in den verschiednen Ministerien), als Räte bei den

verschiednen Gerichten als Verwaltungsbeamte, und auch in der Armee, selbst unter den Generalen, befand sich zu allen Zeiten eine große Zahl bürgerlicher Offiziere. Ein Bürgerlicher führte als Brigadier die beiden hannoverschen Regimenter nach Ostindien, und dem Obersten von Estorff machte es zu einer Zeit, wo in den preußischen Infanterie- und Kavallerieregimentern nur Adliche zu finden waren, keine Schwierigkeit, die Versetzung des Fähndrichs Scharnhorst von der Artillerie in sein Dragonerregiment zu erlangen.

In Wahrheit regierten jene bürgerlichen Beamten das Land. Wie sich aber der Adel gegen sie abschloß, so schlossen sie sich gegen die andern bürgerlichen Familien ab und suchten das Eindringen neuer Elemente in ihren Kreis möglichst zu erschweren. So entstand ein bürgerliches Patriziat, zu dem vor allem die sogenannten schönen Familien gehörten, aus deren Mitte im Laufe des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts einige vom Kaiser und den beiden letzten Königen des welfischen Hauses in den Adelsstand erhoben wurden. Sie bildeten den jungen Adel, der bis zum letzten Augenblicke vom alten Adel nie als gleichberechtigt anerkannt worden ist. Seine Söhne saßen z. B. im Oberappellationsgerichte bis 1848 mit den bürgerlichen Räten auf der gelehrten Bank, teilten auch mit diesen das Geschick, nicht Generalmajorsrang, wie die Räte der adlichen Bank, sondern nur Brigadiersrang zu besitzen. Seine Töchter wurden nur in bestimmten Klöstern aufgenommen, und wenn in einem der Calemberger Klöster die Wahl einer Äbtissin bevorstand und zufällig keine altadliche Dame an demselben vorhanden war, so mußte man sich sein Haupt aus einem der andern Klöster wählen, wie dies noch unter Ernst August im Kloster Mariensee geschah.

Der junge Adel suchte diesen Unterschied mehr und mehr zu verwischen. Mit Vorliebe näherte er sich durch Heirat dem alten Adel und entfernte sich auf diese Weise von den Kreisen, aus welchen er hervorgegangen war. Aber auch diese konnten den starren Bann nicht aufrecht erhalten, welchen sie um sich zu ziehen suchten. Zu verschiednen Zeiten drangen eine Menge novi homines in ihre Reihen, das einemal veranlaßt durch die napoleonischen Kriege, nach deren Beendigung eine Menge Hannoveraner, die als Unteroffiziere oder Gemeine in den englischen Dienst getreten waren, als Offiziere die Heimat wiedersahen, das andremal 1848 und in den folgenden Jahren, während deren eine Menge städtischer und Patrimonialbeamten in den Staatsdienst aufgenommen wurden. Exzellenz Windthorst gehört zu dieser Kategorie.

Der Adel, die Beamten und die Offiziere bildeten vereint in jeder hannoverschen Stadt die sogenannte erste Gesellschaft. Eine Ausnahme von dieser Regel bestand nur in der Haupt- und Residenzstadt Hannover. In ihr war der Adel stark genug vertreten, um sich von den andern Ständen abschließen zu können. Er betrachtete das Recht, die sogenannte Hofgesellschaft zu bilden, als sein ausschließliches Privilegium, und die Etikette kam ihm darin entgegen.

Nach ihr waren zwar sämtliche Offiziere und die bürgerlichen Beamten bis zu einer gewissen Rangklasse herab hoffähig; ihre Frauen aber nicht, sobald sie bürgerlicher Herkunft waren. Sogar die Bürgerliche, welche einen Adlichen heiratete, wurde durch die Ehe nicht courfähig.

Der Hannoveraner .ist es nun gewohnt, ja es wird sogar von ihm verlangt, daß er einem Klub angehöre. So hatte denn auch der hannoversche Adel seinen Versammlungsort im sogenannten englischen Klub, der noch heutigen Tages das Hauptquartier der welfischen Partei ist, während die bürgerlichen Beamten und Offiziere sich im Museum zu treffen pflegten. Doch kamen hierbei auch Ausnahmen vor, und verschiedne Bürgerliche gehörten dem ersten, mehrere Adliche dem letzten der beiden Klubs an.

Bezeichnend für das philosophische Jahrhundert ist es übrigens, daß bereits bei Beginn der französischen Revolution in Hannover der erste und, soweit er aus dem Schoße der Gesellschaft selbst hervorgegangen ist, der einzige Versuch gemacht wurde, den Adel und den Bürgerstand in einer Gesellschaft zu verschmelzen. Die Ideen der großen Revolution hatten in den besten Kreisen der hannoverschen Gesellschaft tiefe Wurzeln geschlagen, und ihnen entsprang jener Versuch. Aber es erfolgten Reibungen. Man erinnert sich noch des Duells, zu welchem der Herr von Knigge, freisinniger Äußerungen wegen, fast gezwungen wurde. Ernster und für die Betreffenden folgenschwerer war ein andrer Vorfall. Bei der hannoverschen Fußgarde standen damals die Kapitäne von Bülow und von Mecklenburg; namentlich der letztere hatte durch freisinnige Äußerungen, welche er in jener gemischten Gesellschaft über die französischen Umwälzungen gethan hatte, die Aufmerksamkeit des kommandirenden General-Feldmarschalls von Freytag auf sich gezogen. Infolgedessen erschien eine Generalordre an sämtliche Regimenter und Korps der braunschweig-lüneburgischen Truppen, ausgefertigt vom königlich großbritannischen und kurfürstlich braunschweig-lüneburgischen Kriegsgerichte, in welcher aufs strengste getadelt wurde, daß in den gesellschaftlichen Unterredungen und Gesprächen über die bekannten französischen Grundsätze von der Regierung der Länder und von den Verhältnissen der Unterthanen zuweilen Behauptungen fielen, auch von dem einen und andern öffentlich geäußert würden, die mit der Dienstpflicht eines Offiziers nach dem Inhalte des von ihm geleisteten Huldigungs- und Diensteides sich nicht vereinigen ließen u. s. w.

Damit und mit einigen Erklärungen, welche der Herr von Mecklenburg dem Feldmarschall gab, schien die Sache ihr Bewenden zu haben. Später rückten Bülow sowohl als Mecklenburg mit der hannoverschen Fußgarde nach Flandern. Damals hausten die englischen Soldaten im französischen Grenzgebiete entsetzlich, und wenn wir auch nicht zugeben können, daß das Dekret des Konvents, welches jedem englischen oder hannoverschen Soldaten Pardon zu geben verbot, berechtigt gewesen sei, so müssen wir doch zugestehen, daß die

Bestie, welche in jedem englischen Soldaten schlummert, damals vollständig ans Licht des Tages trat. Kaum gelang es später der eisernen Hand des Herzogs von Wellington, sie zu zähmen; der damalige Oberbefehlshaber des alliirten Heeres, der noch sehr junge Herzog von York, war aber umso weniger dazu geeignet, als es ihm an der nötigen Erfahrung und Energie fehlte, und er es verschmähte, auf den Rat alter erprobter Krieger, wie des Feldmarschalls von Freytag, zu hören.

Im Zeltlager vor Valenciennes äußerte sich einer der beiden genannten hannoverschen Gardeoffiziere tadelnd über das Betragen der englischen Soldateska. Es ward dem Herzog hinterbracht, doch war ihnen wegen dieser Äußerung nicht beizukommen. So griff man denn auf die unvorsichtigen Redensarten während jener gemischten Soireen zu Hannover zurück, und der Herzog von York erteilte unterm 5. Juli 1793 beiden den Befehl, sich in das Land zurück zu begeben und sich dort zum Dienst zu melden.

Infolge wiederholter Anregung ihrerseits wurden sie später vor ein Kriegsgericht gestellt, welches unter dem Präsidium des Generalmajors von Wangenheim am 2. Juni 1794 zu Bruges in den Niederlanden abgehalten wurde. Es entband sie von der gegen sie angeordneten gerichtlichen Untersuchung, sprach sie also frei. Georg III. bestätigte von St. James aus unterm 1. August 1794 diese kriegsgerichtliche Entscheidung, befahl aber auch, beiden Kapitänen bei Eröffnung des Kriegsrechtsspruches mitzuteilen, daß Se. königliche Majestät geruht habe, sie in Gnaden zu verabschieden und ihrer Dienste zu entlassen.

Sowohl der Hauptmann von Mecklenburg als der von Bülow versuchten alles mögliche, diese Entscheidung rückgängig zu machen — vergebens, trotzdem daß dem erstern die Unterstützung seines Landesherrn, des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, zuteil wurde. Da griffen beide zur Feder und schrieben kleine Broschüren, in denen sie die ihnen widerfahrene Behandlung der Öffentlichkeit übergaben. Man liest sie noch jetzt mit Interesse; genützt haben sie ihren Verfassern nichts. Sie haben dafür büßen müssen, daß sie über die Kommandoführung eines königlichen Prinzen ein strenges, aber gerechtes Urteil gefällt hatten. Auf den Versuch, beide Stände zu Hannover in gemeinsamer Geselligkeit zu einen, wirkte der ganze Vorfall höchst ungünstig. Der Versuch wurde zwar nicht gleich aufgegeben, litt aber unter dem Verdachte, daß jakobinische Grundsätze durch ihn verbreitet würden, und ging daran zu Grunde.

König Georg V., der nach verschiednen Seiten hin die altüberlieferten starren Formen der Hofetikette zu lockern suchte, wiederholte den Versuch, wenn auch in andrer Form, in jenen Gesellschaften, welche er, nachdem die Prinzessinnen Töchter erwachsen waren, zwar nicht im Schlosse, doch aber im Palais des Georgengartens zu geben pflegte. Zu ihnen wurden auch die Frauen und Töchter bürgerlicher Beamten und Offiziere befohlen. Dem Adel, der stolz auf seine alten, bis in die neueste Zeit nur selten durch eine Mesalliance getrübten

Stammbäume ist, waren diese Bälle ein Dorn im Auge. Er nannte sie die Mamsellenbälle und moquirte sich gewaltig über den König, der sie ins Leben gerufen hatte, wie es denn überhaupt Thatsache ist, daß neun Zehntel aller Geschichten, welche über den verstorbnen Fürsten und die verwitwete Königin in Umlauf gesetzt und in spätern Tagen von ganz andrer Seite ausgebeutet wurden, dem Kreise und dem Klatsch der Hofgesellschaft entsprungen sind.

In allen andern hannoverschen Städten hatten sich Adel und bürgerliche Beamte und Offiziere soweit genähert, daß sie gesellig miteinander verkehrten und zusammen die erste Gesellschaft des Ortes bildeten; die männlichen Mitglieder pflegten sich allabendlich im Klub zu treffen. Wurde ein Beamter oder Offizier nach einer der Mittelstädte Celle, Hildesheim, Lüneburg u. s. w. oder auch einer der kleinern Städte versetzt, so war der erste Schritt, welchen er that, nachdem er seine dienstlichen Meldungen abgemacht hatte, der, daß er sich durch einen Bekannten oder Vorgesetzten in den ersten Klub des Ortes einführen, dem Präsidenten vorstellen und als Mitglied in Vorschlag bringen ließ. That er dies nicht, so konnte er sicher sein, daß er sehr bald auf seine versäumte Pflicht aufmerksam gemacht wurde. Uns selbst ist einst von einem hannoverschen Offizier erzählt worden, daß eines Tages sein Regimentskommandeur ihm sein großes Mißfallen ausgedrückt habe, weil ein junger, zu seiner Kompagnie versetzter Offizier nach vierwöchentlicher Dienstzeit noch nicht im Klub in Vorschlag gebracht worden war. Der betreffende Herr, obgleich nicht sehr geneigt, ungerechte Vorwürfe über sich ergehen zu lassen, war von der Gerechtigkeit des ihm zuteil gewordnen Verweises so vollkommen überzeugt, daß er seinen Kommandeur wegen des Versäumnisses um Entschuldigung bat und dann den jungen Kameraden zu sich rief. Dieser meinte nun zwar gehört zu haben, daß es auf dem Klub sehr langweilig sei, äußerte auch, daß er ungern dort eintreten würde. Jede weitere Rede schnitt ihm aber sein Hauptmann mit den Worten ab: „Klubmitglied müssen Sie sein, mag es Ihnen dort gefallen oder nicht. Ich werde Sie noch heute in Vorschlag bringen.“

War der Kandidat in Vorschlag gebracht, so ward sein Name nebst dem Namen desjenigen, der ihn vorgeschlagen hatte, an das schwarze Bret geheftet, und nach bestimmter Frist über ihn, auch wenn er Offizier war, zur Ballotage geschritten. Denn nie hat man in Hannover die Prätension verstanden, die in dem Verlangen liegt, daß über einen Offizier nicht ballotirt werden dürfe. Zwar wußte man ganz genau, daß das gesamte Offizierkorps aus dem Klub austreten müsse, falls eins seiner Mitglieder bei der Ballotage nicht aufgenommen würde, sagte sich aber auf der andern Seite, daß kein Grund vorhanden sei, dort wo man über die Aufnahme der höchstgestellten Beamten, eines Präsidenten, eines Landdrosten entschied, einem Sekondeleutnant dies zu ersparen. Die Gleichberechtigung zwischen Militär und Zivil erforderte dies. Diese Anschauung lag allen Klubgesetzen zu Grunde. Einzelne gingen sogar soweit, genau zu be=

stimmen, daß die eine Hälfte der Beamten dem Militär, die andre dem Zivilstande angehören und daß der Präsident jährlich aus beiden Ständen wechseln solle. Weil man aber jene Gleichberechtigung stets im Auge hatte, weil wenigstens in den größern Städten nur gebildete, formgewandte Männer Mitglieder des Klubs waren, so ist es in Hannover nur selten zu Reibungen zwischen Militär und Zivil gekommen.

War die Ballotage, wie gewöhnlich, zu Gunsten des Kandidaten ausgefallen, so meldete sich schon am andern Morgen bei ihm der Klubdiener, brachte ihm den Aufnahmeschein und empfing das Eintrittsgeld nebst einem „Douceur." Dann kam aber die schreckliche Folge in Gestalt der „Visiten", denn jedes Mitglied des Klubs hielt sich für berechtigt, eine solche zu verlangen, zumal wenn der Betreffende verheiratet war. Doch kam die Sitte dem Leidenden zu Hilfe. Er nahm einen Wagen, setzte sich mit Frau und Kind hinein, den Lohndiener mit den nötigen Visitenkarten auf den Bock, und fuhr von Haus zu Haus und überall vorbei, während der Lohndiener die Karten abgab. Angenommen wurde man nicht. Aber ebenso streng forderte die Sitte, daß man am nächsten Sonntage zu Hause war, um die Gegenbesuche persönlich in Empfang zu nehmen. Es erschien dies als so selbstverständlich, daß ein jung verheirateter oder neu eingetroffener Offizier schon deswegen an dem betreffenden Sonntage von der Parade dispensirt wurde.

Je länger diese Sitte Zeit gehabt hatte, sich auszubilden und der Gesellschaft in Fleisch und Blut überzugehen, desto strenger hielt man auf ihre Befolgung. Einst geschah es, daß ein neu ernannter Landdrost es wagte, den jüngern, unverheirateten Beamten und Offizieren nur seine Karte zu schicken, aber nicht persönlich bei ihnen vorzufahren. Die Folge davon war, daß die betreffenden Offiziere ihre Karten in ein Couvert zusammenlegten und letzteres durch einen Diener dem Herrn überbringen ließen. Als er aber später Einladungen zu dem ersten Ball ergehen ließ, den er zu geben beabsichtigte, bedauerten sämtliche Offiziere und von den jüngern Beamten alle die, welche nicht direkte Untergebene des Landdrosten waren, nicht teilnehmen zu können. Nun war der Ball aber ganz unmöglich, wenn diese Herren fern blieben. Da biß denn der Herr Landdrost in den sauern Apfel, setzte sich in seinen Wagen, fuhr persönlich bei den verletzten Herren vor, erhielt am nächsten Sonntag die vorschriftsmäßigen Gegenbesuche und gab im Laufe der darauf folgenden Woche seinen Ball.

Selbst in einer Mittelstadt, wie Osnabrück z. B., mußten auf diese Weise eine Menge Besuche gemacht werden. Indessen war durchaus nicht gesagt, daß der, welcher den Besuch machte, auch gewillt sei, mit dem, welchem der Besuch gemacht wurde, in nähern geselligen Verkehr zu treten. Denn den unglücklichen Gedanken, daß mit einem Besuche auch das Verlangen nach einer Einladung verbunden sei, diesen Ruin aller Geselligkeit kannte man gottlob in Hannover nicht.

Uebrigens repräsentirte nur in Celle, der hannoverschen Juristen- und Beamtenstadt par excellence, der dortige erste Klub — der abliche Klub, wie er im Munde des Volkes hieß — zu gleicher Zeit die erste Gesellschaft der Stadt. Ihm gehörten die Präsidenten und Räte der beiden dort befindlichen Gerichte an, außerdem die höhern Verwaltungsbeamten. die Generalität, die Offiziere der beiden in Celle garnisonirenden Regimenter, wie die Offiziere außer Dienst und die Mitglieder einiger dort wohnenden ablichen Familien, welche den Aufenthalt in Celle dem in Hannover vorzogen. Ihnen schlossen sich einige Ärzte an, während der größte Teil derselben, die sämtlichen Rechtsanwälte, die Lehrer, die reichen Bankiers und Kaufleute die zweite Gesellschaft bildeten, deren Mittelpunkt ebenfalls ein Klub war. Daß zwischen seinen Mitgliedern und denen des ersten eine gewisse Rivalität stattfand, ist nicht zu leugnen. Doch wurde gerade in Celle, und zwar aus dem Kreise der ersten Gesellschaft heraus, der Versuch gemacht, die gar zu enge Fessel zu sprengen, welche Sitte und Herkommen um beide Kreise gelegt hatte, ein Versuch, der sich auch nicht unerheblicher Erfolge rühmen konnte, im großen und ganzen aber doch den gehegten Erwartungen nicht entsprach.

In den andern größern hannoverschen Städten, in Hildesheim, Osnabrück, Lüneburg ꝛc. hatten sich dagegen beide gesellschaftlichen Kreise von vornherein so weit genähert, daß ihre männlichen Mitglieder demselben Klub angehörten und daß sie mit ihren Familien die von ihm veranstalteten geselligen Vergnügungen besuchten; leugnen läßt sich aber nicht, daß der Gegensatz zwischen erster und zweiter Gesellschaft in diesen Vereinigungen fortbestand, und daß eine vollständige Verschmelzung beider niemals stattgefunden hat.

Auf den Klubs selbst begegnete man sich gegenseitig stets mit der größten Urbanität, dafür sorgten schon die Formen, in denen der Hannoveraner Meister ist und auf die englischer Einfluß mächtig gewirkt hat.

Während der französischen Okkupation hatte eine massenhafte Auswanderung hannoverscher Offiziere und Beamten nach England stattgefunden. Infolge des Sturzes der Fremdherrschaft kehrten sie in die Heimat zurück. Aus der englisch-deutschen Legion traten bei der nach den Freiheitskriegen erfolgten neuen Formation der hannoverschen Armee fünf Kavallerieregimenter, die Artillerie und das Ingenieurkorps geschlossen in dieselbe ein, während aus ihrer Infanterie drei Garde-Grenadier- und ein Garde-Jägerbataillon formirt wurden. Die Offizierkorps dieser Truppenabteilungen bestanden fast ausschließlich aus ehemaligen Legionären. Pekuniär waren sie ausgezeichnet gestellt. Gemeinsam bestandne Gefahren und Abenteuer verbanden sie durch ein festes kameradschaftliches Band. So war es ihnen denn ein leichtes, die Sitten und Gebräuche, welche ihnen in der Ferne lieb geworden waren, in die Heimat zu verpflanzen. Sie waren es, die mit den „Messen", d. h. mit den gemeinsamen Speisetischen der Offiziere eines Regiments, eine militärische Institution

der hannoverschen Armee überlieferten, die keiner mit Stillschweigen übergehen kann, der althannoversche Zustände schildern will.

Ordentliches Mitglied der Messe eines Regiments war jeder Offizier, welcher demselben angehörte. Da aber die gesamte Einrichtung vom Silberzeug an bis zum Herd und Küchenschrank herab Eigentum des Offizierkorps war, so mußte jeder in das Regiment versetzte und jeder neu ernannte Offizier das Recht des Mitbesitzes an jenem Eigentum durch Zahlung einer erheblichen Eintrittssumme erkaufen. Dem Offizierkorps eines Regiments nicht angehörende Offiziere oder Militärbeamte konnte durch Beschluß des ersteren das Recht erteilt werden, als außerordentliche Mitglieder an der gemeinsamen Mittagstafel teilzunehmen.

Jedes Offizierkorps besaß gedruckte Meßgesetze, von denen ein Exemplar jedem ordentlichen und jedem außerordentlichen Mitgliede der Messe übergeben wurde; bei Abänderung derselben hatten die Herren der letzgenannten Kategorie, und mochte der Brigade- oder gar der Divisionskommandeur zu ihnen gehören, ebenso wenig mit zu stimmen, als sie, selbst wenn sie an der Tafel teilnahmen, verlangen konnten, bei irgendeiner allgemeinen Frage, z. B. der, zu welcher Stunde gespeist werden solle, gehört zu werden.

Jeder unverheiratete Offizier des Regiments mußte an der täglichen Mittagstafel erscheinen. Zur bestimmten Stunde trafen sich dort sämtliche unverheiratete Stabsoffiziere, Hauptleute, Leutnants und Ärzte, welche in hannoverschen Diensten vollberechtigte Mitglieder des Offizierkorps waren. Regelmäßig einmal im Monat, am sogenannten Gasttage, erschienen auch die verheirateten Offiziere auf der Messe. An diesem Tage spielte die Musik, es wurden einige Schüsseln mehr als gewöhnlich aufgetragen, und die Offiziere, welche im eignen Hause keine Gesellschaften gaben, pflegten sich dort ihrer geselligen Pflichten zu entledigen. Außerdem spielte die Musik gewöhnlich noch an einem zweiten Tage im Laufe des Monats auf der Messe, dann erschienen die verheirateten Offiziere erst nach aufgehobener Tafel, und es wurden nur die gewöhnlichen drei Gänge aufgetragen. Übrigens waren diese, wie auch die äußere Ausstattung der Tafel, täglich derart, daß man einen Gast zur Messe einladen konnte; wie es denn auch Gebrauch war, daß verheiratete Offiziere, welche Besuch bekamen, ohne daß die Hausfrau auf den Empfang desselben vorbereitet war, diesen nach der Messe führten.

Den Vorsitz bei Tisch führte ein Präsident, ein Vizepräsident unterstützte ihn. Den Anordnungen des erstern mußte unweigerlich Folge geleistet werden. Beide Ämter wechselten wöchentlich unter den berechtigten Offizieren; zur Übernahme der Präsidentschaft war jeder Offizier nach zweijähriger, zur Vizepräsidentschaft nach einjähriger Dienstzeit berechtigt.

Die Stabsoffiziere, welche an der Tafel teilnahmen, wurden gewöhnlich von den Lasten beider Ämter dispensirt. Gab aber das Offizierkorps eines

Regiments ein sogenanntes Korpsdiner, hatte es zu einem solchen eine hochgestellte Persönlichkeit oder gar ein ganzes befreundetes Offizierkorps eingeladen, so übernahm der Regimentskommandeur selbst den Vorsitz. Nie aber konnte ein Brigadier rc. denselben fordern. Sie waren außerordentliche Mitglieder.

Wir haben schon angedeutet, daß die Lasten des Präsidenten groß waren. Schlug die Stunde, an welcher gespeist werden sollte, so ergriff er das Zeichen seiner Würde, den elfenbeinernen Hammer, welcher neben seinem Couvert lag, schlug damit auf den Tisch und rief: „Meine Herren, ich bitte Platz zu nehmen.“ Dann reihten sich rechts und links die Kameraden ohne Unterschied des Ranges ihm an, und kam einer nach jenem feierlichen Moment, so trat er, und wenn es gleich der Regiments- oder Brigadekommandeur war, an den Präsidenten, der ruhig sitzen blieb, heran, bat sein verspätetes Kommen zu entschuldigen und bediente sich, nach erfolgter Aufforderung des Präsidenten, Platz zu nehmen, des nächsten freien Stuhles, der gewöhnlich unten an der Tafel zu finden war. Darauf legten der Präsident und der Vizepräsident die Suppe vor, ersterer zerlegte den Braten, nachdem er feierlichst die Bratengesundheit ausgebracht hatte („Meine Herren, auf das Wohl der Damen!“ und feierliche Verbeugung nach allen Seiten hin). Außerdem hatte er hundert Bitten zu gewähren oder abzulehnen, vor allem aber die Tischdisziplin aufrecht zu erhalten, auch unter anderm dort einzugreifen, wo ein Gespräch eine zu hitzige oder zu schlüpfrige Wendung zu nehmen drohte. Schließlich hob er die Tafel auf. Dann wurde letztere geräumt, das weiße Tischtuch abgenommen, das darunter liegende grüne kam zum Vorschein, der Kaffee wurde servirt, die Zigarren wurden angezündet, jeder konnte ohne Anfrage aufstehen, lesen, sich entfernen; die Macht des Präsidenten wurde nur noch in beschränktem Maße ausgeübt.

Ebenso groß wie die Last war aber auch der Respekt, mit dem ihm von allen Seiten begegnet wurde. Jeder Fremde, welcher als Gast die Räume der Messe betrat, wurde ihm zuerst vorgestellt; seinen Anordnungen wurde unbedingt Folge geleistet. Um aber seiner Macht Ausdruck und seinem Willen Nachdruck geben zu können, war er mit einer gewissen Strafgewalt ausgerüstet. Er konnte kleine Geldstrafen verhängen, gegen welche der Bestrafte nur, nachdem die Woche, während welcher der Präsident sein Amt verwaltete, verflossen war, eine Appellation an die Entscheidung der gesamten Tischgesellschaft richten konnte. Aber wehe dem Appellanten! Neunundneunzig unter hundert wurden mit ihrer Beschwerde abgewiesen und mußten dann die doppelte Strafe zahlen. Die ältern Offiziere hielten streng darauf, daß die Autorität des Präsidenten nicht erschüttert wurde.

So konnte es kommen, daß einem jungen Leutnant als Präsidenten der Messe ein Stabsoffizier vorgestellt wurde; es konnte sich aber auch ereignen, daß ein solcher seinen Bataillonskommandeur in $2\frac{1}{2}$ gute Groschen Strafe nahm, weil sein Bedienter nicht rechtzeitig zur Aufwartung erschienen war. Wir er-

innern uns genau, gehört zu haben, daß ein preußischer Offizier eines Tages einem hannoverschen gegenüber diesen Vorgang für unmöglich erklärte. Auf Verlangen richtete er eine darauf bezügliche Frage an den anwesenden Kommandeur des Regiments, auf dessen Messe er sich als Gast befand. Lachend erwiederte dieser, daß es nicht nur möglich sei, sondern daß er es sogar jedem Offizier im höchsten Grade verargen würde, der ihm gegenüber eine Ausnahme von der Regel machen wollte.

Ein eigentümliches Verfahren Gästen gegenüber hat den hannoverschen Messen außerhalb des Landes einen bösen Namen gemacht. Erschien ein Offizier mit einem Gaste auf der Messe, so war das erste, den Gast dem Präsidenten, darauf aber auch sämtlichen übrigen anwesenden Herren vorzustellen. Dann belegte er für ihn den Ehrenplatz an der Seite des Präsidenten, der einzige Fall, wo dies gestattet war. War dann die Suppe genossen, stand der Wein auf dem Tisch, der, beiläufig gesagt, nur in geschliffenen Karaffen erscheinen durfte, so konnte der Wirt sicher darauf rechnen, daß einer seiner Kameraden nach dem andern einen der Diener mit den Worten sandte: „Herr Leutnant oder Herr Hauptmann N. N. wünscht mit dem Herrn Oberst, Hauptmann &c. und seinem Gast ein Glas Wein zu trinken.“ Sobald diese Botschaft überbracht war, füllte der Wirt das Glas seines Gastes wie sein eignes, dann wurden die Gläser erhoben, man verbeugte sich gegen den Herrn, von dem die Aufforderung ergangen war, wie dieser gegen sie, und beide Parteien leerten ihre Gläser. Bei dieser Haupt- und Staatsaktion galt aber die alte Regel: Fill what you will, but drink what you fill. Es genügte, wenn nur einige Tropfen im Glase waren, aber ausgetrunken mußte werden. Wer diese Regel nicht kannte oder nicht befolgte, mußte die Folgen des zuviel genossenen Weines ertragen. Diesem Geschick verfielen fremde Herren sehr häufig und pflegten dann den Messen das zur Last zu legen, was nur Folge ihrer mangelnden Kenntnis der hannoverschen Sitten war.

Das Anstoßen und Anklingen mit den Gläsern war verpönt. Wenn am Geburtstage des Königs die Gesundheit Sr. Majestät ausgebracht war, erhob sich jeder, sobald das Hipp, hipp, hipp, hurrah! erscholl, von seinem Sitze, faßte sein Glas mit der rechten Hand, leerte es, sobald die letzten Töne des God save the king verhallt waren und setzte sich wieder. Ein Greuel ist noch heute jedem Althannoveraner das wirre, wilde Gerenne, welches entsteht, wenn alles sich herandrängt, um mit dem anzustoßen, welcher die betreffende Gesundheit ausgebracht hat.

Doch genug davon. Es war eine Folge der eben geschilderten Verhältnisse, daß die Offiziere eines Regiments sich gegen einander zwar nicht auf dem Fuße vollkommner Gleichheit bewegten, daß aber die jüngern in den ältern nicht den Vorgesetzten, sondern das Alter und die größere Erfahrung ehrten. Man benahm sich als Gentleman und verkehrte außer Dienst als solcher miteinander.

Übrigens hatte das sonst sehr strenge hannoversche Militärstrafgesetzbuch dieser Auffassung dadurch einen gesetzlichen Hintergrund gegeben, daß es einen scharfen Unterschied zwischen Insubordinationsvergehen machte, die in und außer Dienst erfolgt waren.

Wir fügen hier noch eine kleine Anekdote ein, die genau genommen nicht hierher gehört, in der sich aber scharf und drastisch der Unterschied spiegelt, welchen der hannoversche Offizier gewohnt war, zwischen seiner Stellung als solcher und seiner Stellung als Gentleman zu machen. In den dreißiger Jahren hatten die Stände des Königreichs den Kapitänen der Artillerie die Rationen gestrichen, welche sie bis dahin für ihre Dienstpferde bezogen hatten. Die Regierung war schwach genug gewesen, darauf einzugehen. Entweder mußten also die betreffenden Offiziere ihren Dienst zu Fuß thun oder ihre Pferde aus eignen Mitteln erhalten. Bald nachher kam der Herzog von Cambridge, damals Vizekönig von Hannover, nach Stade, um die dortigen Truppen zu besichtigen. Als er auf den Artillerieexerzierplatz kam, fand er dort die Batterie des Hauptmanns Braun, den Kapitän zu Fuß vor derselben. „Aber Kapitän Braun — redete der Herzog den Kapitän an, den er noch von den Zeiten der Legion her persönlich kannte —, aber Kapitän Braun, zu Fuß?" — „Zu Befehl, königliche Hoheit, Kapitän Braun hat kein Pferd, aber Gentleman Braun hält sich Pferde." Infolge dieses Rencontres wurden den Kapitänen der Artillerie die ihnen gestrichenen Rationen möglichst bald wieder bewilligt.

Die Formen, die wir oben geschildert haben, wurden von den Beamten, wie überhaupt von den Herren des Zivilstandes nachgeahmt. Auch sie einten sich, wenn sie unverheiratet waren, zu geschlossenen Mittagsgemeinschaften, an denen die Sitten und Gebräuche der Messen, wenn auch nicht mit der Strenge, welche diesen eigentümlich war, beobachtet wurden. An ihnen pflegten in den Orten, die keine größere Garnison besaßen, in denen aber eine Schwadron ihr Stabsquartier hatte oder sich ein kleines Infanteriekommando befand, die Offiziere dieser kleinen Abteilungen, wie die unverheirateten Offiziere a. D. teilzunehmen.

In Harburg z. B. bestand jahrelang ein geschlossener Tisch auf dem Keller, an dem die dortigen unverheirateten Beamten und Offiziere in und außer Dienst, sowie einige andre junge Leute von Stand und Bildung speisten, zu dem aber keiner zugelassen wurde, ehe er sich der vorgeschriebenen Ballotage unterworfen hatte. Ihm gehörten als außerordentliche Mitglieder alle verheirateten, zur dortigen Gesellschaft zählenden Herren an, und die Aufnahme in seine Listen galt für so notwendig, daß es in ganz Hannover und weit über Hannover hinaus großartiges Aufsehen machte, als die Tischgenossenschaft dem neu ernannten Bürgermeister der Stadt die Aufnahme verweigerte.

Es ist natürlich, daß alle Sitten und Gebräuche der Messen und der gemeinsamen Tafeln der Zivilisten dem Hannoveraner so zur andern Natur

wurden, daß er sie unwillkürlich auch auf dem Klub anwandte, dem er angehörte. Zum Präsidenten desselben ward in der Regel einer der ältesten, vornehmsten und im Range höchststehenden Mitglieder der Gesellschaft gewählt. Doch war es sehr selten, daß der vornehmste Herr diese Stellung bekleidete. Auch hier repräsentirte der Präsident die Gesellschaft; ihm wurden fremde Gäste zuerst vorgestellt, er führte bei gemeinsamen Mittagsmahlen den Vorsitz, er brachte am Geburtstage des Königs die Gesundheit desselben aus und hatte vor allem die Klubdisziplin aufrecht zu erhalten. Ihm zur Seite standen eine Anzahl Beamte, die sich in die verschiednen Ämter teilten und auf vielen Klubs zur Hälfte aus Zivilisten, zur andern Hälfte aus Offizieren bestanden.

Der Verkehr der Mitglieder der Klubs untereinander war frei und ungezwungen; selten kamen Reibereien vor, und fast nie ist das ungetrübte Verhältnis zwischen Zivil und Militär gestört worden. Daran haben selbst die verschiednen politischen Ansichten nichts geändert. Kamen einmal Differenzen zum Vorschein, so war man sofort bereit, einzulenken und Frieden zu stiften. Denn in keinem andern deutschen Lande war man toleranter in Bezug auf Andersdenkende und geneigter, Ansichten zu dulden, welche den eignen entgegengesetzt waren, als in Hannover. Wohl befanden sich unter den Beamten und Offizieren einzelne Männer, welche man Demokraten nannte; dies hinderte aber den Verkehr mit ihnen nicht. Stüwe trank jeden Abend im Klub zu Osnabrück seine halbe „Rotspohn“ und keinem der hannoverschen Aristokraten, Beamten oder Offiziere, die mit ihm dort zusammentrafen, ist es denkbar erschienen, daß er ausgeschlossen würde. Der Fall in Harburg, den wir oben erwähnten, richtete sich gegen einen Mann, der 1848 mit nach Stuttgart gegangen war und damit ein in den Augen eines großen Teiles der Hannoveraner unverzeihliches Verbrechen begangen hatte. Und doch ist seine Nichtaufnahme von vielen, selbst von streng konservativer Seite verurteilt worden. Sie hatte Weiterungen zur Folge, in deren Verlauf sich die Gesellschaft auflöste, um sich dann, unter Teilnahme des Bürgermeisters, neu zu organisiren. Offiziere waren es gewesen, die seine Abweisung veranlaßt hatten; ein Offizier, der später seine Königstreue bei Langensalza mit seinem Blute besiegelte, war es, welcher die Reorganisation der Tischgenossenschaft zustande brachte.

Einmal ging das Geschick, wegen politischer Gesinnung nicht aufgenommen zu werden, dicht an einem Herrn vorüber, der später eine nicht unbedeutende politische Rolle gespielt hat. Er hatte im Jahre 1848 den Mund etwas sehr voll genommen und ließ sich einige Zeit nachher als Rechtsanwalt in einer Stadt nieder, in welcher man seine Vergangenheit kannte. Ihm war es unbedingt nötig, in den Klub und damit in die erste Gesellschaft aufgenommen zu werden; er fürchtete aber, nicht ohne Grund, daß ihm seine Absicht mißlingen würde. Zwar war er mit einem Stabsoffizier des Infanterieregiments verwandt, doch erfreute sich dieser, welcher einst Jeromes Garde du Corps angehört hatte,

keines großen Einflusses. Es gelang ihm aber, einen andern Stabsoffizier des Regiments zu gewinnen, einen der alten Krieger von der Albuera, Vittoria und la Haye Sainte, der eines Tages den jungen Rechtsanwalt zur Aufnahme in den Klub vorschlug. Es folgte allgemeines Staunen, viel Murren und Unzufriedenheit, dann aber erklärten die ältern Offiziere, Premierleutnants und Hauptleute, daß der alte Herr nicht im Stich gelassen werden dürfe, und so wurde ausgemacht, auf den Klub zu gehen und geschlossen für die Aufnahme des fürchterlichen Demokraten zu stimmen. Zu gleicher Zeit ward dem betreffenden Kavallerieregiment Mitteilung von diesem Gesinnungswechsel gemacht, und das Offizierkorps desselben, welches Mann für Mann gegen die Aufnahme gestimmt haben würde, blieb an dem betreffenden Tage fern, um es mit den Kameraden von der Infanterie, mit denen es immer in der besten Harmonie gelebt hatte, nicht zu verderben.

Häufig war es der Klub, von dem die gemeinsamen Vergnügungen der Gesellschaft ausgingen, und haben wir bis jetzt nur von der stärkern Hälfte des menschlichen Geschlechts gesprochen, so wenden wir uns hiermit schließlich der schönern Hälfte zu, die wie überall, so auch im gesellschaftlichen Leben Hannovers die leitende Rolle hatte. Zwar konnte die Frau an den einmal feststehenden Formen nichts ändern; ihrem Einfluß sowohl als dem stark ausgeprägten ständischen Geiste des Hannoveraners ist es aber zuzuschreiben, daß eine Verschmelzung der beiden oben geschilderten Kreise niemals gelungen ist.

Vielleicht hat kein Adel der Welt bis in die neueste Zeit herein so streng auf reines Blut gesehen wie der hannoversche. Mesalliancen waren äußerst selten, und heiratete ein Adlicher eine Bürgerliche oder umgekehrt, so gab es Naserümpfen die Hülle und Fülle. Ebensowenig liebten es aber auch die bürgerlichen Offiziere und Beamten, wie ihre Schwestern und Töchter in die Kreise der zweiten Gesellschaft hinabzusteigen, wenn auch in dieser viel mehr Reichtum vorhanden war als in der ersten. Denn Geld allein schaffte in Hannover keine soziale Stellung, und wir erinnern uns noch wohl, daß ein Offizier seinen Abschied nehmen mußte, um sich mit der Tochter eines Schiefergrubenbesitzers, der seine Karriere als Dachdecker begonnen hatte, ehelich verbinden zu können. Sehr selten geschah es, daß eine Frau aus der zweiten Gesellschaft in der ersten Einlaß fand, wie es auch nur ausnahmsweise geschah, daß Damen der letztern in den Häusern der reichen Kaufleute, Weinhändler und Bankiers verkehrten.

Zwar machten auch jung verheiratete Paare wie neu zugezogne Familien ihnen die hergebrachten Besuche, damit aber war der äußern Form Genüge geleistet. Ward man eingeladen, so bedauerte man in der Regel tief, wegen Krankheit verhindert zu sein, machte den feierlichen Danksagungsbesuch, aber — lud die betreffende Familie nicht wieder ein; man „gab ja keine großen Gesellschaften."

Nur selten traf man sich in Privatgesellschaften. In Celle schlechterdings nicht. In andern Orten dort, wo der Herr des Hauses sich durch seine Stellung

für verpflichtet hielt, alles das einzuladen, was nur irgendeine Berechtigung dazu hatte. Aber die Generale und Regimentskommandeure, die doch Repräsentationskosten bezogen, beschränkten gewöhnlich ihre Einladungen auf die wirklich erste Gesellschaft.

Gab aber der Klub eine Gesellschaft, einen Ball oder dergleichen, so erschienen dort die Damen beider Kreise und wurden vom Präsidenten mit derselben ausgesuchten Höflichkeit und denselben Formen empfangen, begrüßten sich auch gegenseitig und sorgten dafür, daß Fremde allseitig vorgestellt und bekannt gemacht wurden. Später führte aber der Präsident die vornehmste Frau zu Tische, und die Herren suchten sich ihre Tischgenossinnen unter den ihnen näher bekannten Damen. Damit teilten sich aber beide Gesellschaften, um bis zum nächsten Klubball wieder getrennt neben einander herzugehen.



Heinrich Steinhausen.

st es nicht manchem unsrer Leser auch schon so gegangen, daß ihm der Zufall ein Gedicht, einen Aufsatz, ein Bändchen eines Autors in die Hände spielte, die ihn so interessirten, daß er sich entschloß, alles kennen zu lernen, was von diesem einen Schriftsteller gedruckt worden sei? Im Grunde macht man auf diese Weise seine interessantesten literarischen Bekanntschaften. Es kann geschehen, daß man sich im Verlaufe der weitern Lektüre enttäuscht fühlt, daß der Zufall uns gerade das Beste zuerst geboten hatte, gerade das, was die Originalität und Eigentümlichkeit des Autors am meisten bekundete und deshalb auch so anzog; es kann aber auch das Gegenteil eintreten. In jedem Falle aber greift man neugierig nach einem Buche, welches den Namen des Autors trägt, zu dem man unversehens ein persönliches Verhältnis gewonnen hat: man ärgert oder freut sich über ihn, läßt sich überraschen oder hat es schon vorausgesehen — in keinem Falle aber läßt man etwas ungelesen, was er geschrieben hat.

So ist es mir mit Heinrich Steinhausen ergangen, und da er in der That ein merkwürdiger Autor ist, so will ich auch meine Geschichte erzählen. Der Zufall, wie gesagt, und nicht die zahlreichen Inserate des Verlegers seiner „Irmela“ um die vorige Weihnachtszeit, erweckte mein Interesse für ihn. Da kamen mir vor einiger Zeit zwei dünne, schon mehrere Jahre alte Broschüren in die Hand: „Zufällige Herzenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Literaturfreundes, herausgegeben von Heinrich Steinhausen.“ Solche Herzenserleich-

terungen, muß ich gestehen, haben auf mich stets eine eigne Anziehungskraft. Was an der heutigen Kritik so sehr zu vermissen ist, scheint mir die starke und originale Subjektivität des Kritikers. Es ist garnicht zu sagen, wie langweilig und in Wahrheit doch auch recht unfruchtbar alle jene Kritiken sind, die sich auf den hohen Thron der sogenannten Objektivität oder des historischen Standpunktes oder der wissenschaftlichen Parteilosigkeit setzen. Ich meine natürlich nicht jene Subjektivität, welche aus der guten Freundschaft mit dem betreffenden Künstler oder Dichter entsteht, oder gar der Disziplin der Clique, die weithin die Parole ausgiebt für eine neue Erscheinung, ihr Dasein verdankt. Nein, jene Subjektivität meine ich, welche stark fühlenden, energischen Naturen eigen ist, die mit ihrer ganzen Seele den Eindruck eines neuen Kunstwerkes als ein Erlebnis in sich aufnehmen, die mächtig gegen die Außenwelt reagiren, denen die Anschauung eines neuen Gemäldes, die Lektüre einer neuen Dichtung zur abscheulichen Qual oder zur höchsten Freude wird, und die den Mut und die Begabung haben, sich auch demgemäß rückhaltlos zu äußern. Das sind die wahren und berechtigt subjektiven Kritiker: sie tragen ein positives künstlerisches oder literarisches oder wissenschaftliches Ideal im Herzen, und ihnen allein kann der Ehrentitel der „produktiven Kritik“ zugesprochen werden. Die Satire z. B. hat nur in einer solchen Anlage ihre Quelle — und wie willkommen müßte heutzutage ein Satiriker sein! wieviel Stoff zum Angriff häufen die Narren und Spekulanten, die Streber und Ideologen in Kunst und Literatur für seine Angriffe auf! Dennoch ist heute alles merkwürdig zahm, die Kameraderie beherrscht alles, man bewundert sich gegenseitig, um sich nicht die — Honorare zu schädigen.

Also schon der Titel „Herzenserleichterungen“ gefiel mir, mehr noch aber der Inhalt. Die erste Broschüre*) richtet sich gegen die ägyptischen Romane des Herrn Professor Georg Ebers und weist an dem Beispiele der „Schwestern“ das Ungereimte dieser historischen Poesie nach, welche ausdrücklich auf urkundlichen Forschungen aufgebaut zu sein vorgiebt und doch nur moderne Anschauungen und Empfindungen einer fernen Vergangenheit unterschiebt — „Memphis in Leipzig“! Die Kritik, welche Steinhausen an dem Romane vom historisch-realistischen, sittlichen und stilistischen Standpunkte übt, ist wahrhaft vernichtend. Wie feinsinnig und treffend sind aber auch Steinhausens allgemeine Bemerkungen über das Verhältnis von Poesie und Historie! „Es giebt für die Menschheit so gut wie für die Einzelnen eine doppelte Vergangenheit: eine, die wirklich war, und eine, wie sie in jener und dieser fortlebt. Wir verlegen das Bessere, was uns fehlt, ebenso gern zurück in Zeiten, welche waren, als wir zukünftigen vertrauen, daß sie unsern verhagelten, vertrockneten oder erfrornen Freudenblüten

*) Memphis in Leipzig oder G. Ebers und seine „Schwestern.“ Herausgegeben von H. Steinhausen. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., 1880.

oder Fruchtknospen noch einmal ihren Mai bringen werden und ihre Sonne — wenn nicht hier, doch jenseits des Grabes. . . . So sag' ich, ist's mit der Erinnerung der Menschheit auch. Wir stellen uns unsre Vorfahren nicht bloß leiblich größer vor, als wir sind, ohne daß wir's beweisen können, daß sie's wirklich waren; sondern die Zeiten, darinnen sie lebten, und ihre Helden stehen auch sonst höher und herrlicher vor uns als die gegenwärtigen, und das Drama der Weltgeschichte (sein Ende weiß der Herr allein) scheint uns, je früher die Akte sich abspielten, desto großartiger. Mit Ehrfurcht erfüllen uns schon die Worte: »Altertum« und »die Alten,« und wenn wir auch bei näherer Überlegung einsehen müssen, daß vergangne Zeiten, auch solche, welche vom Nebel der Jahrtausende umwoben werden, ihre Elendigkeiten und Jämmerlichkeiten gehabt haben mögen so gut wie die unsrigen, und daß je und je die Helden der Geschichte, zu welchen wir mit Bewunderung aufblicken, die Kette täglicher Verdrießlichkeiten und widriger, lächerlicher Zufälle hinter sich hergeschleppt haben, wie wir alle — so achten wir doch hierauf nicht und lassen uns höchstens etliche Schwächen und Muttermäler an ihnen gefallen, um ihre Vorzüge desto lebhafter zu empfinden. Darum thun uns die Geschichtschreiber wahrlich keinen Gefallen, welche uns beweisen, daß schon vor Jahrtausenden dasselbe Wirrsal der Parteien, dieselben Kämpfe der berechnenden Klugheit mit List und Macht das Getriebe des Lebens bewegt haben, kurz, welche uns die Vergangenheit ganz in demselben Lichte zeigen, in welchem uns oft das Jetzt so häßlich erscheint, und am allerwenigsten mögen wir uns von den Dichtern das Angesicht der noch jüngern Menschheit so zeigen lassen. Denn, und hier komm' ich auf die Hauptsache, vorab hat's alle Poesie doch mit dem Überzeitlichen und Ewigmenschlichen zu thun, und bestimmte Zeiten, aus denen sie ihre Gestalten und Stoffe nimmt, sind nur Hülle und Kleid für ihren unvergänglichen Inhalt. . . . Somit ist unser so reichlich vermehrtes historisches Wissen (ja nicht zu verwechseln mit historischem Sinn) noch nicht zugleich ein Gewinn für unsre Kunst und Poesie. Es nützt den Malern nichts, ihre Figuren jedesmal genau in das Kostüm stecken zu können, welches man zu ihren Zeiten wirklich getragen hat, oder wer fragt darnach, wie Abrahams, oder Moses', oder Paulus' Röcke oder Schuhe &c. ausgesehen haben mögen — und es nützt den Dichtern nichts, daß sie anzugeben verstehen, wie die Leute vergangner Zeiten, von denen sie sagen und singen, gewohnt, gegessen, getrunken, kurz alle diese notwendigen Dinge des Lebens getrieben haben, welche ja (leider!) einen so breiten Raum in unsern kurzen Tagen einnehmen und freilich von so großer Wichtigkeit für uns sind, aber für die dichtende Verwertung der Geschichte von so geringer."

Reicher noch an positiv wertvollen Gedanken und einen größern Kreis von Erscheinungen des öffentlichen Lebens umfassend ist das zweite Heft der „Herzenserleichterungen" (Leipzig, 1882). Hier richtet sich die Satire gegen die politischen Wahlumtriebe, gegen die Poesie in Zeitschriften, gegen die Kunstaus-

stellungen, gegen den ganzen Apparat der öffentlichen Kunstpflege; jeder Verständige muß an den humorvollen „Erleichterungen“ des einsamen Kunstfreundes seine wahre Freude haben. Was die Journalpoesie anlangt, so kommt er, nachdem er sie gründlich durchgenossen hat, zu folgendem Entschlusse: „Alle Welt wohnt jetzt in Tapetenstuben; soll ich meinen Gästen und mir ihrer nicht auch gönnen? Schon sind sämtliche Wände unterklebt. Die Journale von großem Format haben sich besonders bewährt. Schneide nie ein so brauchbares Blatt auf!“ Am meisten hat er gegen die moderne Art, die Kunst zu pflegen, und gegen den Kultus, der mit ihr getrieben wird, auf dem Herzen. Er führt uns in die Kunstausstellungen und zeigt das gedankenlose Anschauen der Menge, das hochmütige Absprechen und dünkelhafte Auftreten der Kunstreferenten, die absolute Nutzlosigkeit solcher massenhaften Bildermärkte für die meisten Künstler. „Was nützen sie dem Publikum? Gerade seine übeln Gewohnheiten gegenüber den Erzeugnissen der Kunst und seine verkehrten Vorstellungen von ihr befördern sie. Wer verfügt über so viel Ausdauer und Genußfähigkeit, auch nur einen Teil der vielen hundert in Gegenstand und Behandlung verschiedenartigsten Kunstwerke in Muße zu betrachten und auf sich würdig wirken zu lassen, die da dicht nebeneinander zu sehen sind! Also ist's der flüchtige Sinnenreiz, das Bedürfnis nach Abwechslung und Beschäftigung der Unterhaltung, das reflektirende Herüber- und Hinübervergleichen, im besten Falle eine Erregung des Gemüts um nichts, ohne Weihe und Möglichkeit der Nachwirkung, was da gesucht und geboten wird.“ Und die Folge dieser Ausstellungen? Es ist die, daß die Kunst, um die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu lenken, zu der Darstellung der trivialsten Vorgänge greift, welche dieser am nächsten liegen: „die Wirklichkeit aber, unsre geselligen Zustände naiv, mit reiner Hingabe und ohne Einmischung eigner Reflexion aufzufassen, dazu sind moderne Maler ebenso wenig und ebenso selten imstande wie — moderne Dichter.“ Überhaupt erwarte man heutzutage von der Kunst einen Ersatz für die verloren gegangen Welt der Ideale und spreche ihr eine Kulturaufgabe zu, für die sie garnicht befähigt sei. Das Umgekehrte sei wahr: wenn Ideale schon existiren, so erzeugen sie selbst eine Blüte der Kunst. „Statt die Künste für sich großziehen zu wollen, um dann als mit einem schattenden und schmückenden Kranze die Stirn der Nation damit zu zieren, wär's nicht besser, umgekehrt das allen Menschen ursprünglich innewohnende Bedürfnis nach Kunst und ihre Empfänglichkeit für sie in der Nation zu wecken und zu pflegen, und dafür zu sorgen, daß auf dem Acker des Herzens die Drachensaat ungebändigter Lüste weniger in Samen schießt, und statt dessen das reinigende, leuchtende und wärmende Feuer edler Begeisterung auf den leider so vielfach umgestürzten Altären in den Gemütern wieder anzublasen? Ist nur erst das Leben da für die Kunst, dann wird's auch an der Kunst fürs Leben nicht fehlen.“ In der Antike und im Mittelalter „wußte man nichts von Prachtbauten für die Kunst; man kannte

den modernen Kultus der Kunst garnicht, der sie einerseits überschätzt, als könnte von ihr (hätte man sie nur erst groß gezogen) eine erneuernde Wirkung auf das Leben ausgehen, und anderseits sie herabwürdigt zur Dienerin des Luxus, zum Zeitvertreib für müßige und übersättigte Leute, zum Forschungsobjekt gelehrter Geschmäckler; sondern von der Macht volkstümlicher und religiöser Ideen ward sie hervorgetrieben, in ihnen hafteten die Wurzeln ihrer Kraft, und so erwuchs sie zu herrlichem Leben.“ Der „einsame Kunstfreund“ kommt zu dem Schluß: „Wie wenn man, statt Luxusbauten für Bilder und Skulpturen aufzuführen, umgekehrt auf Staatskosten die Maler und Bildhauer für Gebäude arbeiten ließe, die in Dorf und Stadt überall vorhanden sind, wenn auch nicht als Museen, sondern als Kirchen, Schulen, Rathäuser, Spittel u. dergl., dann würden die Millionen, mit denen man jetzt die großen Städte, besonders die Reichshauptstadt zu wahren Paradiesvögeln mit immer neuen Kunstschätzen schmückt, die Krähenkleider so vieler Städte und Dörfer im Lande umher wenigstens mit einzelnen bunten Federn verzieren, die dann umso dankbarer und liebevoller betrachtet werden würden Wenn dabei auf jedes herzustellende Kunstwerk kaum so viele Groschen kämen, wie jetzt Kronen auf manche für Museen und Galerien erworbne, so wäre das weder für die Kunst und die Künstler noch für die Volkstümlichkeit der Kunst von Nachteil, sondern für diese sehr wünschenswert. Denn wie alle Künste nur in lebendigem Zusammenwirken gedeihen, so lehrt Erfahrung und Geschichte, daß besonders die bildenden entarten, wenn sie vereinzelt etwas bedeuten wollen. Leere Virtuosität, Lärmen um nichts, Hinausgeraten über die Grenze ihres eigentlichen Gebietes sind ihr Schicksal, Verfall ihr Ende. Keine staatliche Veranstaltung, keine äußere Unterstützung und Gunst der Welt wird es aufhalten.“

Man wird zugeben, daß diese Bemerkungen sehr viel Wahres enthalten und die Schwächen des heutigen Kunsttreibens scharf beleuchten; wir würden uns ganz gewiß besser stehen, viel eher zu einer volkstümlichen Kunst gelangen, wenn sie zur Teilnahme am Leben des Volkes und zum Dienste desselben in dieser Weise herangezogen würde. Indes was mich an diesen Broschüren am meisten für den Autor einnahm und auch seine übrigen Schriften zu lesen veranlaßte, war die glückliche Form, in die er seine Herzenserleichterungen eingekleidet hat. Steinhausen bezeichnet sich nur als den Herausgeber derselben und giebt sie als Briefe aus, die ein Einsender von einem ganz weltabgeschieden lebenden Jugendfreunde empfangen haben will. Kilian unterschreibt sich dieser Freund. Er lebt so abgeschlossen, daß die Briefe und Zeitungen ihm nur einmal in der Woche, übrigens zu seiner vollständigen Befriedigung so selten, von der Botausträgerin übermittelt werden; die nächste Station der Sekundärbahn in seiner Provinz liegt stundenweit ab; auch der Personenpostverkehr ist eingestellt, seitdem die letzte Postkutsche mit einigen hohen Herrschaften umgeworfen hat. Man darf vermuten, daß dieser Kilian, der mit seiner wohl auserlesenen Bibliothek leb-

haften Verkehr hat, Pastor in irgendeinem stillen, nicht unromantischen Neste des deutschen Nordens sei. Steinhausen hat ihn mit so viel Biederkeit, klugem Sinne, schelmischem Humor und aufrichtigem Christentum auszustatten gewußt, daß diese „Herzenserleichterungen" uns wie ein poetisches Werk anmuten, uns menschlich ebenso sehr für den männlich schönen Charakter, wie für seine Glossen interessiren. Dies vor allem machte mich auf die spätern Dichtungen Steinhausens neugierig.

Leider muß ich gleich vorweg sagen, daß dieser Kilian die schönste Gestalt ist, welche Steinhausen ersonnen hat, wenn sie nicht vielmehr ein — diskretes Selbstkonterfei ist. Seine eigentlichen Dichtungen bieten viel des interessanten, teilweise auch wohl gelungenen. Geistreich und reich an Bildung, ein ganzer Charakter, dessen Gedanken — was heutzutage selten ist — eine festgegründete, in treuem Glauben wurzelnde Weltanschauung bekunden: das ist Steinhausen immer und überall. Aber um als Dichter zu befriedigen, fehlt es ihm an Erfindungsgabe und sinnlicher Gestaltungskraft. Man kommt schwer zur Anschauung seiner Menschen, wenn nicht gar der Autor sich selbst durch die Maske seiner Figur verrät.

Seltsam und bemerkenswert ist es jedenfalls, daß Steinhausen mit eben jener Dichtungsart begonnen hat, die er selbst mit so vielen treffenden Gründen hierauf bekämpfte, nämlich mit der ganz im archaistischen Stile gehaltenen „Irmela, eine Geschichte aus alter Zeit" (Leipzig, Böhme, 8. Auflage 1885). Der Cisterzienser-Mönch Diether erzählt zwei jungen Freunden seine Lebensgeschichte. Wie er dies thut: der schlichte, bescheidne Ton, die immer durchbrechende fromme Gesinnung, die in zahlreichen Wendungen der alten Zeit (vierzehntes Jahrhundert) angepaßte Sprache, die epische Ruhe und Stetigkeit, das ist ganz anmutig und wohlthuend. Es ist alles gedämpft und ohne Effekthascherei, sodaß der Charakter des in seine Jugend zurückblickenden Greises wohlgewahrt bleibt. Diether ist schon als Kind dem Kloster geweiht worden. Sein Vater hatte den Bruder der eignen Gattin erstochen, in dem Augenblicke, als er sie jenem entführte, und diese erfuhr es zwar spät, doch früh genug, um sich in raschem Haß von dem geliebten Manne zu trennen, den Knaben der Kirche zu weihen und selbst ins Kloster zu gehen. Der Vater, Graf Bruno, wurde Einsiedler. Als Diether unter der wohlwollenden Leitung seines Abtes in Maulbronn heranwuchs, entdeckte man bald sein Talent für die Malerkunst, und bevor er noch die Weihen empfangen hatte, schickte ihn der Abt nach dem nahen Speier, wo er mit Genehmigung des Bischofs neuerworbene merkwürdige Kirchengemälde italienischer Meister kopiren sollte. Aber Diether, des Weges unkundig, geriet in die Irre, und damit begann seine Läuterungsgeschichte, die mit dem freiwilligen und doch schmerzvollen Entschlusse endete, der Welt zu entsagen und Mönch zu werden. Zuerst traf er auf den Einsiedler Brun, der ihm gute Lehren auf die Weiterreise gab. Dann gesellten sich zwei lustige

Gesellen: ein Sänger, Tanhäuser, und ein „Schüler der weißen Magie,“ Klingsohr, zu ihm. Sie brachten ihn in Gefahr, von den Stadtknechten, die sie wegen kecker Streiche verfolgten, aufgegriffen zu werden, wovor ihn der vorbeireitende Graf Elzeburg bewahrte. Da Diether aber von Tanhäuser um seine Kutte geprellt wurde, dafür aber die Jacke des fahrenden Gesellen erhalten hat, wird er vom Grafen trotz aller Widerrede für einen Sänger angesehen und auf dem Schlosse Elzeburg als Gefangner dazu gezwungen, die schöne Irmela, des Burgherrn Nichte, im Gesange zu unterrichten. Sehr zart und hübsch wird nun das Zusammenleben der beiden geschildert, die sich natürlich ineinander verlieben. Endlich gelingt es Diethern, zu entfliehen und ins Kloster zurückzukehren, wo er zu allgemeiner Zufriedenheit Irmela als virgo immaculata auf die Kirchenwand malt. Unglücklicherweise ist er später bei dem großen Verlobungsfeste des Mädchens mit einem mächtigen Ritter zugegen. Er gewinnt den Preis im ausgerufenen Wettsingen, verrät sich aber als Mönch, kommt in Händel, wird ins Gefängnis gebracht, woraus ihn sein Vater, der Einsiedler Brun, nach vielen Bemühungen endlich rettet. Diether ist nun Ritter geworden und will Irmela heiraten. Aber seine Wünsche sind vergeblich; sie wird von ihm ferngehalten, und nach allerlei Abenteuern erfährt er, daß er sie mit Unrecht der Treulosigkeit verdächtigt hat. Nachdem Irmela aus Gram darüber, zu verhaßter Ehe gezwungen zu werden, noch als Jungfrau gestorben und auf eignen Wunsch im Maulbronner Klostergarten beigesetzt worden ist, kehrt Diether von seiner Irrfahrt durch die böse Welt für immer in die stille Klosterzelle zurück.

Man sieht: durch besondre Originalität zeichnet sich diese Handlung nicht aus. Die Erfahrungen, durch welche Diether von seiner Weltlust geheilt und reuig in den Schoß des Ordens zurückgebracht werden soll, sind recht harmloser Art; eines Mädchens wegen an der Welt verzweifeln, ist doch etwas zu sentimental, nicht minder Irmelas Tod. Aber viele Einzelheiten sind sehr hübsch, besonders die humoristischen Gestalten der fahrenden Gesellen, welche immer einen Reim zur Hand haben und die treibenden Geister der Handlung sind. „Irmela“ mutet uns an wie eine für das christliche Haus berechnete Erzählung; namentlich als Liebling der reifern Jugend dürfte sie ihre acht Auflagen in so kurzer Zeit erlebt haben.

In den folgenden Produktionen hat Steinhausen den Stil der „Irmela“ ganz verlassen, und offenbar strebt er selbst immer mehr dahin, das zu erreichen, was er als die eigentliche Aufgabe der Kunst und Poesie bezeichnet hat: „unsre eigne Wirklichkeit naiv, mit reiner Hingabe, ohne Einmischung eigner Reflexion aufzufassen.“ Gelungen ist ihm dies freilich noch nicht; aber interessant sind seine Stationen auf dem Wege zu diesem Ziele.

In der Novelle „Gevatter Tod. Ein Weihnachtsabenteuer, auch nach Neujahr zu lesen“ sehen wir Steinhausens Übergang von der Romantik zum

Realismus. In dieser Geschichte hat er seine stärkste poetische Wirkung erreicht: hier reißt er den Leser wirklich mit fort, erfüllt seine Phantasie mit den ergreifendsten Bildern, rührt, erschüttert und erschreckt in einem Maße, wie es ihm sonst nicht wieder gelungen ist. Freilich, der Schluß will mir nicht recht gefallen; es ist derselbe Fehler des mutlos rationalistischen Auflösens phantastischer Erscheinungen, der auch der Dichtung Baumbachs anhaftet. Steinhausens Erfindung ist ganz einfach. Michel-Vetter sucht zum dreizehnten Kinde, welches ihm seine tapfere Dörth beschert hat, einen Paten und findet ihn nicht. Das Dorf ist sehr klein, Patenschaft ist immer mit Kosten verbunden, und Michel-Vetter, der sich durch die Erfüllung der überflüssigsten Dienste, als da sind die eines Hochzeit- oder Leichenbitters, eines Meßners und dergleichen sein Brot verdient, muß auch allerlei unangenehme Dinge wegen seines überreichen Kindersegens anhören. Den Beinamen „Vetter" zum Taufnamen hat er von den Spöttern erhalten, die sich über sein Weib lustig machten, welches immer von einem weit entfernten reichen Vetter fabelte und, obgleich ihr Leben lang nie von ihm unterstützt, doch stolz auf die Verwandtschaft ist. Dies alles wird in jean-paulisirender Weise erzählt, und es werden die verschiednen Versuche Michels geschildert, einen Paten zu finden. Dabei tritt der gutmütige Charakter und der leichte Sinn des armen Teufels zutage, und schließlich begleiten wir ihn in der stürmischen Christnacht auf dem Heimwege von seinen nutzlosen Versuchen, einem Wege, der ihn um Mitternacht am Rabenstein vorbeiführt. Da fällt ihm das Märchen vom Gevatter Tod ein, der einem gleich armen Manne in ähnlicher Lage Gevatterdienste geleistet hat. Und richtig: kaum denkt Michel an ihn, so kommt der Tod auch auf feueratmenden Rosse einhergejagt und verspricht dem Erschrockenen, am nächsten Tage bestimmt zur Stelle zu sein. Halb erfreut, halb mit Grauen erfüllt, kehrt Michel nach Hause zurück. Während die Kinder alle mit der Mutter schlummern, putzt er den Christbaum auf. Dabei kommt es ihm wieder so vor, als wenn an sein Fenster geklopft würde und der Tod ihn zu einer kleinen Zwiesprach einlüde. Ins Zimmer, zu den Kindern mag ihn Michel nicht lassen, er läßt sich lieber in den Mantel des Sensenmannes hüllen und von ihm auf den Kirchhof, in die Totenkammer entführen, wo sie sich über Tod und Leben besprechen. Dann führt ihn der Tod in die bekannte Höhle, welche die Lebenslämpchen der Menschen enthält, und der großmütige Pate will durch die Ergänzung eines Lämpchens durch das Öl eines andern dem Kinde Michels ein langes Leben sichern. Darob ist dieser so erschüttert, daß er ihm flehentlichst zu Füßen fällt, mit der Bitte, sein Glück nicht durch die Zerstörung eines fremden zu gründen. Über dem ironischen Gelächter des Todes erwacht Michel, findet sich eingeschlafen am Tische, neben sich sein Weib, das ihm glückstrahlend den reichen Vetter zeigt, der endlich gekommen ist und die Patenschaft des dreizehnten Kindes übernehmen will. Und wir müssen schließlich erfahren, daß Michel am Rabensteine nicht bloß geträumt, sondern in

Wahrheit von einem vorbeijagenden Reiter das Versprechen erhalten hat, Pate seines Kindes zu sein, daß dieser Reiter die Einbildung des einsam Dasitzenden im Scherz bestärkt habe, indem er sich für den Tod ausgab, und daß es der reiche Vetter selbst war, der nun die armen Leute von allen Sorgen durch sein vieles Geld befreien wird.

Von den zwei andern Novellen desselben Bandes: „Im Armenhause" und „Mr. Bob Jenkins' Abenteuer" ist weniger Erfreuliches zu sagen. In der erstern Geschichte versucht sich Steinhausen in der realistischen Darstellung eines Bildes nach dem Leben: der Armut, des Lasters und des Elends. Aber er vermag dafür ebensowenig zu interessiren, wie für den Prahlhans und schlechten Kerl Bob Jenkins. Die Vorgänge sind gar zu unbedeutend, und die jean-paulisch sprunghafte Manier der letzten, umfangreichsten Geschichte ist auch nicht nach meinem Geschmack. Wenn Jean Paul durch Einschachtelungen, Zwischensätze, Zuthaten, Nachträge den Gang der Handlung unterbrach, so wußte er doch durch eine unendliche Fülle von Gedanken und Betrachtungen den ärgerlich gewordnen Leser zu entschädigen, neu zu fesseln und zu versöhnen. Nur solch eine Fülle des Geistes, die sich in der Mitteilsamkeit nie genug thun kann, rechtfertigt oder vielmehr entschuldigt Jean Pauls Manier. Steinhausens humoristischer Übermut kann auf solchen Hintergrund nicht hinweisen, und den Schaden trägt er doch selbst.

Gelungener wiederum ist die im gleichen Tone gehaltene kleine Novelle „Markus Zeisleins großer Tag" (Barmen, Klein). Hier bewegt sich Steinhausen in den humoristischen Kontrasten äußerlicher Niedrigkeit, aber seelischen Adels, materieller Armut und Ohnmacht, aber gemütlichen Reichtums und Stärke im Dulden, Gegensätzen, in denen die Menschlein seines kleinen, armen Städtchens schlecht und recht ihr Tröpfchen Leben genießen, ergeben in den Willen Gottes. Man erinnert sich bei dem Schicksal Maler Zeisleins unwillkürlich an „Pfisters Mühle." Wie dort der gute Vater Pfister durch eine neumodische Zuckerrübenfabrik, die ihm sein quellreines Mühlwasser verstänkert, in seiner Existenz geschädigt wird, so verliert Zeislein durch einen ähnlichen Fortschritt der Zeit seine Kundschaft. Die neuerfundnen Metallbuchstaben, die jeder beliebige einsetzen kann, machen des guten Zeislein Kunst, nach altehrwürdiger Sitte Buchstaben mit den entsprechenden Emblemen der Gewerke zu malen, beinahe überflüssig. Raabe hat seinen Gedanken jedoch künstlerischer ausgestaltet als Steinhausen den seinigen. Zeislein gelingt es schließlich, sich doch als Maler einer Turnerfahne für die Gymnasiasten auszuzeichnen und als Galeriedirektor (eine echt Steinhausensche Ironie) unterzukommen. Die gemütvollste Figur der Novelle ist Zeisleins frommes Mütterchen, eine arme Waschfrau, die aber im Gesangbuch so gut zu Hause ist, daß sie in allen Nöten und in allen Freuden des Daseins die innigsten Sprüchlein zur Verfügung hat. Das muß man sagen: wenn Steinhausen Verse zitirt, so verrät er immer guten Geschmack.

Sein neuestes Werk sind die nunmehr auch schon in vierter Auflage vorliegenden „Szenen aus dem Schattenspiele des Lebens“: Der Korrektor (Leipzig, Lehmann, 1885). Sie sind „Seiner Exzellenz dem General-Feldmarschall Herrn Grafen von Moltke“ gewidmet. Steinhausens Ironie richtet sich am liebsten gegen die moderne Wissenschaftlichkeit, mit der allerdings zuweilen viel Scholastik und Anmaßung verbunden ist. So hat er in seinen „Herzenserleichterungen“ einen Kunstforscher und Konservator alter Kunstdenkmäler ironisch gezeichnet und namentlich Seitenhiebe gegen die Physiologie und Psychophysik eingeflochten. Im „Korrektor“ hat er nun diese seine Opposition gegen die Anmaßungen des Materialismus zum Kern sein Werkes gemacht. Damit hat er zugleich mitten ins „aktuellste“ Leben gegriffen, in einen Gegensatz, der die ganze Gegenwart beschäftigt und auch schon vielfach von andern Romandichtern behandelt worden ist. Aber während Steinhausens Stilverwandter Wilhelm Raabe, auch ein Idealist, mit freiem Humor dem durch seine nicht abzuleugnenden Erfolge allzu selbstbewußt dastehenden Manne der Naturwissenschaft (dem Dr. Asche in „Pfisters Mühle“ z. B.) gegenübersteht, den deutschen Idealismus selbst im theoretischen Materialisten wiedererkennt, keineswegs an ihm verzweifelt und den Leser dadurch mit der Zuversicht in die Gesundheit des deutschen Geistes erfüllt, hat Steinhausen dem gegenüber allen Humor verloren, und es ist ihm eine zornige Satire auf die materialistischen Welträtsellöser à la Max Nordau aus der Feder gekommen. Auch Wilhelm Jordan hat (in den „Sebalds“) diesen Gegensatz von alter Gläubigkeit und neuer Wissenschaftlichkeit ergriffen, dabei religionsstifterisch eine wenig glückliche Verquickung religiöser Tradition mit darwinistischen Ideen versucht, wobei ihm nur das Unglück begegnet ist, den Kern des religiösen Bedürfnisses zu verfehlen, welches an den Fortschritten der die äußere Natur beherrschenden Wissenschaft noch immer keine persönliche individuelle Befriedigung, keine innere Läuterung findet keinen Trost für das in den Bedrängnissen des Gewissens schwebende Gemüt. Steinhausen ist viel zu strenggläubig, um wie Jordan zu paktiren, und viel zu einsichtig als philosophischer Kopf, um nicht die Schwächen seiner Gegenpartei zu erkennen. Die Ironie, mit welcher er der „souveränen“ Wissenschaft begegnet, ist demnach sehr berechtigt, insofern als sie eben nur die modernen Scholastiker trifft, auf die sie gemünzt ist. Wie wahr ists, wenn er sagt: „Der Glaube stört eure Forschung nicht, aber er kann auch nicht von ihr entrechtet werden, noch bedarf er ihrer Unterstützung“: das haben sogar schon viele Akademiker gesagt. Und weiter: „Keine Untersuchung, keine Erklärung der seienden Welt wird den Weg zur sein sollenden finden; aber ist diese darum weniger gewiß, weil sie mit Schlüsseln nicht nachgewiesen werden kann? Gewiesen wird sie von den ewigen Bedürfnissen des Gemüts, von den Forderungen des Gewissens, von der Unverrückbarkeit des sittlichen Gebots, das als heiliges der Wille anerkennen muß, auch wenn er ihm widerspricht. Wie wollt und könnt ihr die Giltigkeit dieser Ideen leugnen nur darum,

weil ihr zum Nachweis der Gesetzmäßigkeit in allem Geschehen ihrer nicht braucht? Die Bedeutung eines Buchstabens ist nicht erkannt mit der Gesetzmäßigkeit der Muskelbewegung in den Fingern, die ihn schreiben; der Sinn eines Wortes nicht erschlossen mit der Erkenntnis der Sprachwerkzeuge und ihrer Thätigkeiten, durch die es hervorgebracht wird. Aber dem verstehenden Geiste ist Sinn und Bedeutung von Anfang an klar. So mögt ihr, wie ihr euch schmeichelt, endlich dahin gelangen, aus einer Formel alles Geschehene der daseienden Welt abzuleiten; damit seid ihr ihrem Verständnis noch keinen Schritt näher gekommen, und kein rechtmäßiger Schluß eurer Wissenschaft, sondern ein Entschluß euers Gewissens entscheidet darüber, ob ihr im Unglauben (der auch ein verzerrter Glaube ist) allen Sinn der Welt leugnen und verzweifeln, oder ihr denjenigen andichten wollt, den euch des Herzens Dünkel empfiehlt. Wir aber warten nicht, um unsre Stellung zu nehmen, auf das Ergebnis eurer Forschung, sind auch nicht in Sorge darum; uns hat die Welt einen Sinn, das Schicksal und das Menschenleben auch, einen unergründlichen, beseligenden. Ihn auszudrücken ist alles geschaffen, und endlich wird er rein und unentstellt hervorleuchten: das hoffen wir, und darum glauben wir an Gott." Mit dieser Auslassung vertritt Steinhausen im Grunde nur den kantischen Standpunkt, und damit stimmt auch Lotzes Philosophie, gewiß die mit den Resultaten der Naturwissenschaften vertrauteste, überein.

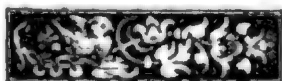
Aber eben darum, weil der Autor in seinem „Schattenspiel" einen so großen und wissenschaftlich unanfechtbaren Standpunkt einnimmt, machen sich die poetischen Schwächen desselben umso fühlbarer. Es ziemt dem vornehmen Denker, auch vornehm als Mensch zu sein. Indem aber Steinhausen in den zwei Gestalten, welche die entgegengesetzten theoretischen Ideen vertreten, keine realen Menschen, sondern sozusagen einen Engel und einen Teufel gegenüberstellte, auf das Haupt des armen Korrektors Ludwig Zirbel alles erdenkliche Licht, auf das des Doktors Sälten alle möglichen Schlechtigkeiten vereinigte, verdarb er es mit dem Geiste der Poesie, welche immer hinter den Theoremen die Menschlichkeit, hinter den Doktrinen die Charaktere sucht. Schließlich hat sich Steinhausen noch den grimmigen Scherz gemacht, den Atheisten zu Kreuze kriechen zu lassen, zum Gebet niederzudrücken. Damit ist er jedoch in das alte, längst verlassene Geleise der Tendenzpoesie hineingeraten, worunter die zahlreichen hübschen Szenen, die mitlaufen, notwendig leiden mußten.

Die Handlung ist auch diesmal ganz einfach. Korrektor Zirbel und der Medizinae Doktor Sälten waren einst Jugendfreunde, bis entgegengesetzte Anschauungen sie auseinanderbrachten: Zirbel, Philologe und Philosoph, auch dichterisch angelegt, verblieb in Armut, Sälten wußte sich durch seine materialistischen Schriften und weltmännische Manieren reich zu machen, nachdem er ein Mädchen, welches auch Zirbel geliebt, verführt und mit dem Kinde sitzen gelassen hatte. Zirbel rettet beide, als die verzweifelte Mutter ins Wasser springt, holt sich

aber selbst dabei den Tod; Sälten, der in demselben Hause wohnt, wird als Arzt zu ihm geholt und wird beim Anblicke des Unglücklichen mürbe. Außerdem hat Zirbel die Korrektur von Sältens neuestem Werke in der Hand und versieht sie mit Randglossen, indes der gemeinsame Verleger beider Zirbels Werk, eine Verteidigung des Idealismus und des Glaubens, dem Doktor Sälten im Manuskript zur Beurteilung giebt. Aber erst nach Zirbels Tode wird es publizirt. Steinhausen hat auch hier einige treffende Satiren auf unsre literarischen Zustände eingewebt.

Damit wäre unsre Übersicht über die bisherigen Schriften Steinhausens beendet. Gewiß wird seine beschauliche Zurückgezogenheit noch manches zeitigen. Am willkommensten aber wären uns neue ausgiebige „Herzenserleichterungen" seines grundgescheiten und humorvoll gemütsinnigen Einsiedlers Kilian.

Innsbruck. Moritz Necker.



Konservatorien und Künstlerproletariat.



Aus dem Nachlaß der Frau Johanna Kinkel geborene Mockel veröffentlichte das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" vor einigen Wochen einen Aufsatz „Hausfrau und Künstlerin," der wie ein Nachhall aus Märchenzeiten erklang und wirkte und von Zuständen und Verhältnissen erzählte, welche in einem wunderlichen und — alles wohl erwogen — glücklichen Gegensatze zur Gegenwart standen. Die 1858 in London verstorbene erste Gattin des Dichters Gottfried Kinkel war bekanntlich nicht nur eine geistvolle Schriftstellerin, deren mit dem Gatten gemeinsam verfaßte Erzählungen und deren Roman „Hans Ibeles" weit über die gewöhnliche Frauenbelletristik hinausragten, sondern auch und vor allem eine vorzügliche Musikerin. Von ihren größern und kleinern Kompositionen ist die „Vogelkantate" noch unvergessen, ihre Operette „Otto der Schütz" hat in den vierziger Jahren große Teilnahme erregt, ihre Briefe an eine Freundin über Klavierunterricht (1852) sind ein bleibendes Zeugnis dafür, wie ernst die mannichfach geprüfte und bewährte Frau ihren Beruf als Musiklehrerin nahm. Niemand, der sich an das Leben und Wirken von Johanna Kinkel erinnert (noch leben zahlreiche ihrer Schülerinnen), wird je zu dem Eindrucke kommen, daß es sich hier um ein verfehltes oder unfertig gebliebnes Streben gehandelt habe. Vielmehr darf man sagen, daß es ihr in seltner Weise gelungen sei, das ihr innewohnende Talent zur Geltung und tüchtigen Verwertung zu bringen. Gleich-

wohl erfuhr sie, wie der gedachte Aufsatz erzählt, in ihrer ersten Jugend die stärksten Hindernisse bei der von ihr ersehnten Ausbildung für die Musik. Mutter und Großmutter erachteten es für ersprießlicher, daß sie sich mit Saumnaht, Überhandnaht und doppelter Naht beschäftige, als mit Zweiunddreißigstelpassagen, daß sie Mehlspeisen und Pastetendeckel herstellen lernte, anstatt zu phantasiren. Johanna Kinkel fügt der Erzählung von allen diesen Dingen hinzu: „Es gelang für eine Reihe von Jahren, die Kunst bei mir in den Hintergrund zu drängen, Schicksale auf Schicksale wälzten sich zwischen jenen Jugendtraum und meine Zukunft — und dennoch, der Faden riß nie ganz ab, der mich an die geliebte Musik band. Es ist trotz tausend Hindernissen dahin gekommen, daß sie mein legitimer Lebensberuf ward, und ich bin in London und habe den „Messias" in Exeter-Hall gehört." Der ganze Aufsatz ist von Johanna Kinkel offenbar zu Nutz und Frommen junger Talente und zur Besiegung der philiströsen Anschauungen geschrieben, mit denen sie in ihrer Jugend zu kämpfen hatte.

Wir sind geneigt, eine sehr andre Konsequenz aus der Erzählung Johanna Kinkels zu ziehen. Wie Jahrhunderte fern scheinen die Tage zu liegen, in denen man einem wahrhaften, ausgiebigen und ungewöhnlichen Talente den Weg zur Musik als Lebensberuf versperrte, in denen man naiv des guten Glaubens lebte, daß „eine glückliche Hausfrau die größte Künstlerin nicht beneide," in denen es aller Anstrengungen eines starken Talentes und eines starken Charakters bedurfte, um an ein Ziel zu gelangen, das nur für die Auserwählten ein glückliches Ziel ist. Heutzutage ist wenig oder gar keine Gefahr vorhanden, daß auch nur der Schein eines Talents verkümmere, und die thatsächliche Gefahr, hunderte, ja tausende von ausgesprochnen Nichttalenten die künstlerische Laufbahn betreten zu sehen, steigert sich mit jedem Tage, mit der Gründung jeder neuen Musikschule, beinahe jedes Privatinstitutes. D. F. Strauß hat einmal irgendwo gesagt, auf nichts verstehe sich die liebe Menschheit schlechter, als an der rechten Stelle innezuhalten und den „Fortschritt" nicht über den Punkt hinauszutreiben, von welchem an er kläglicher Rückschritt wird. In keinem Gebiete trifft dies mehr zu, als in dem der gesellschaftlichen Sitte und Meinung. Wenn es eine armselige Beschränktheit und ein dürftiges Vorurteil war, Menschennaturen, und namentlich Frauen, die einen ausgesprochnen Beruf zur Kunst und künstlerischen Pädagogik in sich trugen, gewaltsam beim Herkömmlichen festzuhalten, so ist doch — dank der Widerstandskraft des echten Talents — dabei unendlich viel weniger gesündigt worden als heutzutage, wo leidige Not, falschgerichteter Ehrgeiz, platte Eitelkeit und der dunkle, die Massen beherrschende Trieb nach bessern Lebensverhältnissen, genußvollerem Dasein tausende und abertausende von modernen Töchtern zur Kunst und, der ganzen Bewegung gemäß, vorzugsweise zur herrschenden, zur Modekunst der Musik führen. In witzigen und witzigseinsollenden Feuilletons, in den „Eingesandts" unsrer Zeitungen und in dem Kneipenjargon, welcher bei gewissen Gruppen mo-

derner Männer das Kennzeichen der Bildung ist, wird längst über die musikalische Überproduktion, die aus jeder dritten Tochter gebildeter Eltern eine Pianistin oder Klavierlehrerin, aus jeder Großstadt ein Pianopolis macht, gespottet. Am schweren Ernst der Sachlage ändert der wohlfeile Hohn nichts. Wenn der Vorsteher eines der Privatkonservatorien in Berlin kalten Blutes ausspricht: „Wir machen jährlich tausend Musiklehrer und Lehrerinnen fertig," so übertreibt er vielleicht um ein paar hundert in der Zahl, aber da in jeder kleinen Residenz, wo sich eine Hofkapelle befindet, in jeder Stadt über fünfzigtausend Einwohner ein Konservatorium, Musikinstitut oder wie immer es sich benennen mag, begründet wird, da alle diese Anstalten um die Wette bemüht sind, ihre Schüler- und Schülerinnenzahl rücksichtslos, wahllos und sinnlos ins ungemessne zu steigern, so wird der Ausfall an den jährlichen Tausend der Reichshauptstadt von der Provinz mehr als gedeckt. Kein Mensch scheint jemals die Frage aufzuwerfen, was aus der ganzen Masse leidlich gedrillter, aber notorisch völlig talentloser Musiker und Musikerinnen werden soll, die man alljährlich auf den Markt wirft. Trotz des bis ins ungeheure gesteigerten Bedarfes von Musikunterricht, trotz eines Dilettantismus, der schon nicht mehr ins Kraut schießt, sondern wie die Pilze nach dem Regen wuchert, trotz der unablässigen Auswanderung deutscher Musiklehrer und Musiklehrerinnen nach allen zweiunddreißig Strichen der Windrose, übersteigt das Angebot die Nachfrage schon längst und schon weit. Wer mit den Verhältnissen einigermaßen vertraut ist, weiß, daß die entsetzlichen Inserate, in denen Klavierunterricht zum Preise von 75 und 50 Pfennigen für die Stunde angepriesen wird, keineswegs bloß von armen Seminaristen, von Orchestermusikern, die ihre dürftige Einnahme verbessern wollen, sondern zum guten Teil von „konservatoristisch gebildeten," mit guten Prüfungszeugnissen ausgestatteten jungen Damen und jungen Männern ausgehen, die sich um jeden Preis eine Existenz schaffen müssen. Er weiß, daß die Zahl der Musiker, welche ohne Anstellung halb bettelnd und halb darbend von Ort zu Ort ziehen, in beständigem Wachsen ist, weiß, daß Elend viel schlimmerer Art den weiblichen Teil der überflüssig vorhandnen Berufskünstler in mannichfacher Gestalt bedroht. Er weiß, daß die wilde und schrankenlose Konkurrenz der Talentlosen auch die Talentvollen schädigt, sie zum Teil auf falsche Bahnen treibt und in die Kunstverhältnisse der Gegenwart eine wüste und häßliche Reklamewirtschaft hineinträgt. Und er muß sich fragen, wohin die Dinge gedeihen sollen, wenn nur noch ein Jahrzehnt in der bisherigen Weise und mit entsprechender Progression fortgewirtschaftet wird.

In erster Linie trifft der Vorwurf, diese Zustände herbeigeführt zu haben, die offiziellen musikalischen Bildungsstätten, die Konservatorien der Musik. So lange nur wenige dieser Institute existirten, so lange der Geist, der die ersten geschaffen, auf Kuratoren und Lehrern derselben ruhte, war es möglich, die Frage, die bei Kunstschulen bestimmter, schärfer, unerbittlicher aufgeworfen werden

muß als in allen andern Fällen, die Talentfrage, mit allem Nachdruck und im Bewußtsein einer großen, ja schweren Verantwortung zu stellen. Die sinnlose Konkurrenzwirtschaft, die auch auf dem Gebiete des höhern und höchsten Unterrichts sich geltend macht, hat diese Fragestellung längst beseitigt. Wohl figurirt die Voraussetzung musikalischen Talents in den Statuten und Aufnahmebedingungen aller Konservatorien, aber meist stellt sie sich als purer Schein heraus. Wo die Klassen um jeden Preis gefüllt, im Jahresbericht und in Zeitungen die Schülerzahlen gegen die Konkurrenzanstalten ausgespielt werden sollen, wo die pekuniäre Existenz eines zahlreichen Lehrerpersonals zum guten Teil von der Füllung, ja Überfüllung aller Fächer abhängig ist, wo man des Glaubens lebt, daß zehn verdorbne und unselige Existenzen einen guten Dung für eine elfte, glanzreiche abgeben, da hört die gewissenhafte Beantwortung der Vorfrage ebensowohl auf als die Überlegung, was aus den hunderten werden soll, die man alljährlich als fertig und durchgebildet entläßt. Talent ist zudem ein sehr dehnbarer Begriff, und die, deren Finger jeder Klavierdressur widerstreben, pflegen sich ja bei den Musikschulen nicht zu melden. Für die empfindlichsten Mängel des Ohrs, für die ersichtlichste Trägheit des Auffassungsvermögens, für jede noch so schreiende Unzulänglichkeit aber, die das Ergreifen der Musik als Lebensberuf geradezu untersagen müßte, tröstet man sich mit der eignen trefflichen Methode, mit der Zuversicht, daß man zwar kein Genie, aber etwas „ganz Tüchtiges" aus dem oder der machen werde. Etwas „Tüchtiges," daß Gott erbarm! Wir rufen alle ehrlichen und tüchtigen Musiker auf, ihr Urteil über dreiviertel dieser Tüchtigkeit abzugeben!

Wohl ist es wahr, daß die Konservatorien, sogut wie alle höhern Bildungsstätten, vom wilden Andrang der Berufsbedürftigen, der „Strebenden," überflutet werden, daß sie (wenigstens die bessern unter ihnen) keine andern Reizmittel als die unvermeidlichen Inserate anwenden, um fortgesetzt Schüler und namentlich Schülerinnen in Überzahl zu erhalten, daß in sehr zahlreichen Fällen geradezu an die Nachgiebigkeit und das Mitleid der mit der Aufnahmeprüfung betrauten appellirt wird, wahr auch, daß es gewisse Fälle giebt, in denen der gewiegteste Beurteiler nicht weiß, ob er einem wirklichen Talent oder einem sogenannten „Blender" gegenübersteht. Allein angesichts des weit größern Elends und Unheils, welches aus der Überfüllung der künstlerischen Berufsarten mit Unberufnen hervorgeht, als aus der (ja gleichfalls auf einen unerträglichen Grad gestiegenen) Überfüllung andrer liberalen Berufszweige, sollten und müßten die Konservatorien strenger, viel strenger verfahren. Es hat keine Schwierigkeit, die Anforderung an die Befähigung zu steigern, wenn man nur Ernst machen will. Universitäten und technische Hochschulen schützen sich (unzulänglich genug) vor der schrankenlosen Überflutung durch die Forderung eines vor der Aufnahme erlangten Maturitätszeugnisses und durch Verschärfung ihrer eignen Prüfungsforderungen. Kunstakademien und Musikschulen könnten mit dem

Reifezeugnis von Vorbildungsanstalten wenig anfangen und würden immer wieder auf ihre eigne Entscheidung verwiesen sein. Bei dieser Entscheidung aber dürften und sollten die allgemeinen Verhältnisse allerdings in Betracht kommen. Die Entstehung eines Künstlerproletariats, das durch ungenügende Befähigung und mangelhafte Leistungen an Gewinnung und Behauptung einer ehrenhaften Lebensstellung gehindert wird, dabei aber fortgesetzt den wirklich Berufenen und sachgemäß Strebenden die wildeste und verhängnisvollste Konkurrenz macht, schließt wahrlich eine genügende Mahnung an die Direktionen und Lehrer unsrer großen Musikschulen ein, in Zukunft dreifach strenger bei der Entscheidung der Talentfrage zu verfahren.

Allerdings kann diese Mahnung nur an die Leitung einiger Konservatorien ergehen, die mit Widerwillen und einer instinktiven Ahnung der Gefahren den Weg der Anfüllung um jeden Preis, der alljährlich wachsenden Schülerzahl, des unwürdigen Wetteifers in Außendingen betreten haben und im ganzen so gestellt sind, daß sie die Qualität ihrer Zöglinge um der Quantität willen nicht zu ignoriren brauchen. Sie muß notwendig verhallen bei den zahllosen „künstlerischen“ Bildungsstätten, welche auf die unzulängliche Begabung und die Talentlosigkeit geradezu gegründet und berechnet sind, deren einziger Zweck es ist, den Organisatoren eine Existenz zu verbürgen und dafür die künftige Existenz von Hunderten mißleiteter armer Menschenkinder in Frage zu stellen. Indessen würde ein Einhalt und Anhalt gewonnen werden, wenn auch nur die bessern Konservatorien sich auf ihre Pflicht besinnen wollten. Es würde dann ein ähnliches Verhältnis eintreten, wie es z. B. zwischen den staatlichen technischen Hochschulen und den sogenannten wilden Techniken existirt, die überall im deutschen Reiche wuchern. Das beteiligte Privatpublikum ist auch hier zum Teil noch beschränkt und armselig genug, der Halb- und Viertelsbildung den Vorzug vor der ganzen zu geben, weil die halbe zwar nicht um die Hälfte, aber doch etwas billiger zu haben ist als die ganze. Wie aber das Terrain der wilden Schulen dieser Art mit jedem Jahre mehr eingeschränkt wird, die Zahl derer wächst, welche die zuverlässige Bürgschaft gründlicher Studien, einer wohlbestandnen Prüfung bei ihren Engagements zu haben wünschen, so müßte es auch einem Dutzend der bestehenden Konservatorien und Musikschulen, die sich guter Lehrkräfte, einer gewissen künstlerischen Tradition und sonstiger Begünstigungen erfreuen, leicht werden, sich über die ganze Zahl der andern hoch zu erheben. So wie sie die Talentfrage ernsthaft und mit dem Gefühle stärkster Verantwortung stellten und beantworteten, so wie sie eine Reduktion (und zwar eine sehr bedeutende) ihrer Schüler- und Schülerinnenzahl als einen wahrhaften Gewinn erachteten, alle bei ihnen vorsprechenden von zweifelhafter Befähigung und ausgesprochnem Mangel an Talent rücksichtslos abwiesen (und wenn dieselben zehnmal im Konkurrenzkonservatorium der gleichen oder der nächsten Stadt Aufnahme fänden!), so wie sie ihre Ehre darein setzten, daß von ihnen nur

wahrhaft leistungsfähige, eminent musikalische Musiker gebildet würden, so müßten sie rasch genug eine Stellung nicht neben, sondern hoch über den angeblichen Konkurrenzanstalten erhalten, so könnte es nicht ausbleiben, daß wenigstens an entscheidenden Stellen und in entscheidenden Fällen ihren Schülern und Schülerinnen ein Vorzug und Vorrecht eingeräumt würde. Ja mehr als das. Der Staat, der sich schließlich gedrungen sehen wird, gegen die Überflutung mit einem Künstlerproletariat, in materieller und geistiger Beziehung, Dämme zu errichten (es scheint uns dies nur noch eine Frage der Zeit zu sein), hätte dann den besten Anhalt, den stärksten Anlaß, seinen Schutz, sein Vertrauen, seine Förderung denjenigen Konservatorien zuzuwenden, die noch jetzt, in der Zeit der wilden Freiheit, Besinnung und ein Bewußtsein ihrer eigentlichen Aufgabe bewährt hätten.

Doch freilich — soweit wir um uns sehen, soweit wir mit den Verhältnissen vertraut sind, nehmen wir nirgend eine Möglichkeit dazu wahr. Der Wahnsinn der Konkurrenz, die Anbetung der statistischen Zahl beherrscht alles. Wenn die Konservatorien gezwungen wären, ihren Berichten über die Schüler- und Schülerinnenzahl „252 oder 364 im Jahre 1885" den Nachweis hinzuzufügen, was aus den 150 oder 210, die ein Lustrum oder besser ein Jahrzehnt zuvor an der Anstalt „gebildet" wurden, mittlerweile geworden ist, ließe sich eher Besserung, wenigstens eine Art Besinnung bei den zahllosen Unbefähigten hoffen, die nach einer Künstlerzukunft wie die Motte nach dem Lichte taumeln.

Übrigens wissen wir recht wohl, daß das musikalische Proletariat nicht bloß dadurch anwächst, daß eine große Anzahl von jungen Männern und Mädchen der gebildeten und halbgebildeten Stände, die sich selbständig einen Weg in der Welt suchen und eine Existenz begründen müssen, sich gleichsam wahllos, ohne Gewähr eigner Befähigung, der Musik in die Arme werfen und von ihr das Unmögliche hoffen, während sie es am Möglichen fehlen lassen. Die ärmsten Zöglinge der Konservatorien sind sehr oft noch die befähigtsten und tragen jenen Keim in sich, der bei allen vorausgesetzt werden sollte, welche sich irgendeiner Kunst widmen. Eine bedenkliche Vermehrung der vorhandnen Übelstände geht gleichzeitig auch von dem wachsenden Reichtum in gewissen Bevölkerungsklassen aus. Jener Berliner Bankier, der seinen Sohn Maler werden läßt, „obschon er es nicht nötig hat," hat in der heutigen Gesellschaft tausend Absenker. Die Zahl der Schriftsteller, Musiker, bildenden Künstler, die auf einen Lohn ihres Talents, auf eine Lebensstellung und Existenz durch ihr Talent von vornherein nicht rechnen, ist beständig im Zunehmen begriffen. Auch hier helfen die Konservatorien das Unheil fördern. Es schmeichelt ihnen, Schüler und Schülerinnen (in diesem Falle aber hauptsächlich Schüler) aus reichen und repräsentirenden Familien zu erhalten, die Erinnerungen an Mendelssohn und Meyerbeer drängen sich unwillkürlich auf, der Besorgnis um die Zukunft dieser

Zöglinge darf man sich völlig entschlagen. Sie werden sich in keinem Falle zu Organisten, Klavierlehrern und vielgeplagten Musikdirektoren kleiner Städte entfalten, sondern als gespreizte Virtuosen und meist als Komponisten, die den Stich ihrer Partituren und die „Inszenesetzung“ ihrer Opern nötigenfalls aus eigner Tasche bezahlen können, die Welt in Erstaunen setzen. Warum sollte man da Bedenken tragen, ihnen den Weg zur Kunst, die sie „nicht nötig haben,“ zu eröffnen? Warum sich nicht mit besondrer Beflissenheit dem Unterrichte solcher widmen? Stellt sich hinterdrein die völlige Talentlosigkeit, der armseligste Nachahmungstrieb statt der reichen Erfindung und der seelischen Fülle heraus, so bleibt noch der landesübliche Ausdruck des Bedauerns, daß der betreffende Künstler leider ein zu reicher Mann sei, um ernste Anstrengungen zu machen. Jedenfalls aber begnügen sich zahlreiche Musiker dieses Schlages keineswegs mit den Ehren der Schaffenden, und wenn sie die gröbern Mühen des Berufs den schlecht gestellten Kollegen überlassen, so nehmen sie doch mit Vorliebe jene Stellungen an der Spitze musikalischer Vereine und kleiner Konzertinstitute ein, welche ehedem dem bescheidnen Ehrgeize wahrhaft tüchtiger und ernster Musiker als eine Belohnung für die Anstrengungen des Erwerbes winkten. Die Gewissenlosigkeit, mit der in diesen Fällen die Talentfrage ohne weiteres bejaht worden ist, bleibt also nicht ohne weitwirkende Folgen, und das Künstlerproletariat wird mittelbar durch eine Laxheit vermehrt, die unmittelbar zu seiner Bekämpfung beizutragen scheint.

Unsre Betrachtung würde kein Ende finden, wenn wir uns in die Einzelheiten verlieren wollten, hier der verhängnisvollen Leichtigkeit, mit der unter den obwaltenden Umständen ein Berufsweg betreten wird, auf dem selbst für die Auserwählten schwere Enttäuschungen und harte Kämpfe harren, dort der Spekulation, welche die Gelegenheiten zur Steigerung dieser Mißverhältnisse unablässig zu mehren trachtet. Unter den mancherlei Kalamitäten, unter denen die deutsche Musik und die deutschen Musiker der Gegenwart zu leiden haben, ist die Überfüllung der Konservatorien mit unzureichenden, von vornherein zur Verkümmerung verurteilten Halbtalenten eine der schwersten, und es ist hohe Zeit, daß sich warnende und protestirende Stimmen auch von andrer Seite erheben, da die einzelne wirkungslos verhallen würde.





Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

Erstes Kapitel.



er schmale, steinige, schattenlose Pfad, der, von dem Flecken Cintra heraufführend, längs der Bergwand hinlief, an deren Südende sich das Kloster zum heiligen Kreuz erhob, ward halbwegs von einer kleinen Schlucht anmutig unterbrochen. Plötzlich und fast jäh senkte sich die Straße, auf der zwei einander begegnende Maultiere sich eben ausweichen konnten, in eine schattige Tiefe. Die Felsen traten einige hundert Schritte zurück, ein weißschäumender Sturzbach, der, vom gebahnten Pfade überbrückt, seinen Weg zu Thal suchte, brauste zwischen braun- und grünbemoosten Felsblöcken aus dem Hintergrunde der Senkung, und die Doppelgruppe dicht stehender Korkeichen, mit altersgrauen, zerrissenen Stämmen und üppigem Laubdach, ließ gerade soviel Nachmittagssonne und blauen Sommerhimmel in die Tiefe hereinleuchten, daß die kleine Schlucht nicht finster erschien.

Der einsame Reiter, der soeben von dem glutheißen Pfad in die Kühle hinabtauchte und sein brennendes Gesicht vom feuchten Anhauch des Wassers erfrischt fühlte, glitt nach kurzem Umblick aus dem Sattel und überließ es seinem Maultier, sich die beste Stelle zur eignen Erquickung zu suchen. Er selbst schritt ein paar niedrigen Felsblöcken am Rande des Baches zu, welche offenbar schon vielen zuvor als Ruheplatz gedient hatten, ließ sich auf einem der Blöcke nieder und sah einige Augenblicke mit zufriednem Lächeln zu, wie sein durstiges Tier Kopf und Hals in das frische Wasser niederstreckte, sodaß die roten Trodbeln des Netzgeflechts, mit dem Hals und Leib bedeckt waren, auf dem Wasser schwammen. Dann holte der Ruhende aus der Tasche seines Wamses einen seltsam geformten Hornbecher, in welchem er mehreremale einen Strahl des klaren Sprudels auffing, und erquickte sich an dem Trunke. Nachdem er getrunken, streckte er sich auf dem moosigen Steine der Länge nach aus, das Haupt,

von dem er den breiten Hut abnahm, auf den Arm legend, ganz wie einer, der solches Lager von alters her gewohnt ist. Er schien behaglich dem Rauschen des Wassers über und unter sich zu lauschen. In dem dunkeln linken Auge des Mannes — das rechte war mit einem schmalen, braunen Seidentuch verhüllt — war jedoch ein Ausdruck, ein träumerischer stiller Glanz, welcher verriet, daß er in der wolkenlosen Bläue über sich mehr wahrnahm, als ein andrer erblickt hätte.

Er würde noch länger aufgeschaut haben, wenn ihm die einsame Rast im Schatten der Korkeichen weiter gegönnt worden wäre. Aber selbst ein Träumer, wie er, mußte zuletzt wohl die Laute vernehmen, die aus einiger Entfernung von der Straße in die Schlucht herabdrangen. Scheltende und bittende Stimmen, dazwischen der rasche Trab eines Pferdes oder Maultieres, das Klatschen einer Peitsche und dann wieder heftiger Wortwechsel wurden von jener Seite hörbar, wo der Weg aus der Senkung gegen das Kloster zum heiligen Kreuz anstieg. Der Auflauschende konnte eine wiederholte heftige Abweisung und darauf fremde, rauhe Stimmen, halb bittend, halb drohend, unterscheiden.

Unwillkürlich griff er an den Knauf seines Schwertes, einer guten spanischen Klinge, die in unscheinbarer Lederscheide ruhte. Gleich darauf aber ließ er die Rechte lässig wieder vom Griff gleiten und lächelte vor sich hin, da er jetzt die Worte der scheltenden Stimme wohl unterschied:

Nicht einen Fajardo sollt ihr Hallunken haben, wenn ihr mir noch einmal erzählt, daß ihr Hunger leidet! Habe ich nicht mit meinem Gott sei Dank guten Augen gesehen, wie ihr alle Armensuppe der frommen Brüder von Santa Cruz in eure Mäuler hinabschüttetet, sodaß für andre, bedürftigere kaum eine Schüssel voll übrig blieb? Hat nicht jeder von euch so viel Maisbrot eingesteckt, als ihr nur in die Taschen eurer Jacken stopfen konntet? Und schaut nicht dem Langen dort aus dem Gurt der Pluderhose ein Schinkenknochen hervor, den ihm der Bruder Küchenmeister jedenfalls nicht mitgegeben hat? Wollt ihr also sagen, daß ihr Durst habt und als Vorgeschmack der Hölle geschwefelten Wein von Carcavellos trinken müßt, und wollt ihr mir eine Bedingung erfüllen, so soll mirs auf ein paar Kupfermünzen nicht ankommen.

Euer Herrlichkeit hat zu befehlen! hörte der Lauscher antworten. Wir sind arme, abgedankte Seeleute und es stünde uns schlecht an, einem vornehmen und großmächtigen Herrn zu widersprechen. Wir haben also Durst, und weil es nach Eurer Herrlichkeit Befehl Wein von Carcavellos sein soll, in dem wir ihn löschen, so werdet Ihr schon etwas Silber statt Kupfer an uns wenden müssen. Euer Gnaden Bedingung aber —

Ist einfach und wird euch nicht beschweren, versetzte der Angebettelte, dessen Stimme in dem Gesichte des stattlichen Mannes in der Schlucht einen eigentümlichen Ausdruck von Spannung hervorrief. Der Lauschende hatte sich

jetzt seinem weidenden Maultiere und dem Pfade genähert, den die Sprechenden herabkommen mußten, und vernahm alles folgende noch besser als zuvor:

Hier habt ihr, was eure Kehle begehrt, dafür fordre ich von euch, daß ihr mir das Wasser in der Schlucht allein laßt und euch an den Wein haltet. Wo der Weg die große Straße erreicht, steht links bereits die erste Schenke.

Wir danken Euch für die Weisung, gnädiger Herr! hörte man den ersten Sprecher wieder sagen. Die Rast am Wasser wollen wir Euch nicht vergällen, und wenn zufällig eine schöne Ziegenhirtin dort weidet, so habt Ihr die gute Stunde mit Eurer Freigebigkeit wohl verdient.

Der launige Fluch, mit welchem der Reiter antwortete, ging in dem Gelächter einer ganzen Anzahl von rauhen Stimmen unter, dann schollen taktmäßige Tritte, der Lauschende sah fünf oder sechs Männer in zerlumpten Wämsern, aber mit guten Waffen, die Senkung des Weges herab und an der andern Seite der Schlucht wieder emporeilen. Sie hielten ihr Versprechen, warfen aber neugierige Blicke in die schattige Wildnis herein. Sichtlich enttäuscht entdeckten sie nun den Mann in dunkler Kleidung, der jetzt seine Klinge vor sich in das Moos gestemmt hatte und sich mit beiden Händen auf den Korb derselben stützte. Der Einsame hätte ihre spöttischen Bemerkungen, daß sich die vermutete schöne Hirtin in einem einäugigen, bärtigen Manne auflöse, vernehmen können, wenn er nicht jetzt seine ganze Aufmerksamkeit dem von der andern Seite herabkommenden Reiter zugewandt hätte. Schon in der nächsten Minute wieherte der Rappe der unverhofften Gesellschaft des Maultieres entgegen, und fast zugleich entrang sich den Lippen des ersten Ankömmlings ein lauter Ausruf: Manuel! Manuel Barreto!

Blitzschnell griff der Angerufene wieder nach den Zügeln, die er lässig hatte herabhängen lassen, seine Augen wandten sich fragend zu dem Rufenden, und über sein ganzes gebräuntes Gesicht ging ein lichter Schein frohen Erkennens: Bei den Wunden des Heilands — Ihr seid es, Senhor Luis?

Er trieb sein Pferd durch den schäumenden Bach, um den Pfad zu kürzen, und sprang dann ohne weiteres aus dem Sattel, indem er den Rappen sich selbst überließ. Senhor Luis war ihm mit stürmischer Freude entgegengeeilt, hielt aber dann zögernd inne, bis er die Arme des andern weit geöffnet sah und dieser mit herzgewinnender Stimme sagte: Was besinnt Ihr Euch, Freund? Ich bin der Alte, selbst ein bischen älter geworden und hochbeglückt, Euch zu begegnen! Unverhofft — aber zu guter Stunde! Euch hat die Sonne Afrikas noch mehr gebräunt als die indische! Daß Ihr von Goa nach Sofala gegangen waret, wußte ich aus den Briefen meines filzigen Vetters, des Gouverneurs — von Eurer Heimkehr ahnte ich nichts! Ich wünsche Euch Glück, daß Ihr den thörichten Vorsatz, Portugal nicht wiederzusehen, noch zu rechter Zeit aufgegeben habt, um ein Stück Abendsonnenschein daheim zu genießen!

Senhor Luiz löste sich aus der Umarmung des ältern Mannes, der ihn

fast um Kopflänge überragte, und ging mit ihm wieder dem Ruheplatz unter den Korkeichen zu, den er eben verlassen hatte. Sein Gesicht abwendend, als wollte er den wiedergefundnen Freund das bittre Lächeln nicht wahrnehmen lassen, welches seine Lippen zusammmenzog, erwiederte er: Euer Vetter, Herr Pedro Barreto, hätte mich beinahe dazu gebracht, mein kindisches Gelübde zu halten! Es ist nicht sein Verdienst, daß es für mich nicht Nacht geworden ist an der heißen, unwirtlichen Küste von Ostafrika!

Ich weiß, ich weiß, fiel Herr Manuel ein, indem er sich auf den bemoosten Felsblöcken niederließ und den wiedergefundnen Freund zu sich herabzog, um besser in das edelgeschnittene, aber bräunlich blasse und sorgengefurchte Gesicht des etwa fünfundvierzigjährigen Mannes blicken zu können. Es ist Euer Poetenschicksal, Luis Camoëns, daß Ihr Euch in Menschen und Dingen fortgesetzt täuscht und die eigne adliche Empfindung in klägliche Seelen hineintragt. Mein Vetter Pedro ist einer der armseligsten Wichte dieses allergläubigsten Königreiches und der größte Narr von Portugal obendrein! Es mag ein gutes Stück Arbeit gewesen sein, dem Hochmut des würdigen Herrn die tägliche Nahrung zu reichen — aber Ihr hättet nach allem, was Ihr in Goa erlebt habt, ein wenig bedenklicher in der Wahl Eurer Reisegesellschaft und, verzeiht mir, ein weniger klüger sein sollen.

Luis Camoëns schlug das dunkle Auge nieder und sagte, nachdem er einen Augenblick gezögert hatte: Erfuhret Ihr noch nie, daß ein ärmliches Mißgeschick uns ebensowohl verwehren kann, klug, als edel und großmütig zu handeln? Ich sehnte mich aus Asien fort und meinte, es sei schon ein Gewinn, der Gewinn, der Heimat ein paar hundert Meilen näher zu kommen. Das war denn freilich ein Irrtum, ich fand mich in Sofala ferner von dem Lande meiner Sehnsucht, als einst an der Küste von China! Doch ziemt es mir nicht, zu klagen, da Ihr mich so freundlichen Empfangs würdigt. Laßt mich lieber wissen, wie es Euch ergangen ist, seit wir zuletzt bei Jorge Pinto am Hafendamme vor Goa Kanariensekt tranken und von Lissabon und den Bergen von Cintra träumten.

Es ist mir besser ergangen, als ich verdient habe, entgegnete der Edelmann schlicht. Ihr wißt, daß ich Erbe der Güter meines Oheims Antao Ribeiro ward. Als ich aus Indien heimkehrte und in mein Recht trat, hatten mir die Verwalter und die Behörden des Königs beinahe die Hälfte von allem gelassen, was vorhanden gewesen war! Ihr werdet gestehen, daß Dame Fortuna mich noch hold angelächelt hat. Seitdem sitze ich zwischen Berg und Meer, auf meinem Landgute Almocegema, einem alten Maurenschlosse, sehe das Brot, das ich esse, und den Wein, den ich trinke, wachsen, und lobe Gott vor allem für den hellen, kühlen Quell im Hofe, den ein braver Hassan oder Omar, welchem das Haus einst gehörte, in Stein gefaßt hat. Dort müßt Ihr bald sitzen, Senhor Luis, es ist schattig wie hier und das Wasser so köstlich wie dieses. Habt Ihr Euern Durst hier schon gestillt?

Gewiß, indem ich Eurer gedachte! antwortete Camoëns höflich und wies den Hornbecher vor, aus dem er vorhin getrunken hatte. Manuel Barreto ergriff ihn mit einer lebhaften Bewegung und rief erstaunt: Wahrhaftig der Becher aus dem Horn des Ungetüms, das wir hinter Pantschim erlegten! Ihr habt ihn gut bewahrt, mir wird der fröhliche Jagdtag und alles, was sich an ihm begab, mit einemmale wieder lebendig!

So wißt Ihr auch, daß nicht wir beide das Nashorn erlegt haben, daß es von Euerm Stoß allein zusammenbrach, und daß wir nicht hier beisammensäßen, wenn der gute Stoß nicht zur rechten Zeit gekommen wäre! versetzte Camoëns. Der Becher, den Ihr in Goa fertigen ließet, ist nicht wieder von meiner Seite gekommen, ich habe ihn oft gefüllt, immer aber dabei dankend Eurer gedacht, Manuel, selbst wenn mir in böser Stunde das Leben zur Last war!

Aber das alles könnten wir daheim unter den alten Säulen meines Hofes auch besprechen, sagte der Edelmann, welcher während dieser Unterredung im Gesicht des Wiedergefundnen mehr gelesen hatte, als Luis ahnte. Sagt mir, woher und wohin des Weges, mein Freund, und wie bald ich hoffen darf, Euch als willkommnen Gast an meiner Pforte zu begrüßen?

Manuel Barreto lächelte dabei dem neben ihm sitzenden so ermutigend, so herzlich bittend zu, daß die ausweichende Antwort, welche Camoëns eben hatte geben wollen, auf dessen Lippen erstarb. Mit einer Bewegung, welche er nicht mehr zu verbergen suchte, entgegnete der Dichter:

Mein Mißgeschick führte mich hier herauf, Senhor Manuel. Seit meiner Heimkehr hat mein Leben nur noch dem Werke gehört, das Ihr ja kennt! Das große Gedicht suchte ich zu vollenden und in würdiger Weise meinem Volke darzubieten. Ich ließ es mich Anstrengungen genug kosten, der Dichtung den erhabnen Schutz zu sichern, ohne den bei uns nichts mehr gedeiht. Es ist nicht leicht, zu unserm jungen König zu dringen, und mehr als einmal, wenn mir ein Gönner den Weg zu ihm öffnen und ebnen wollte, lag ich krank in Lissabon oder war sonst verhindert, mich am Hofe des Königs zu zeigen. In voriger Woche empfing ich die Botschaft, daß mich der allergläubigste König sehen wolle, wenn ich zuvor eine Woche oder etwas länger auf dem Lande zugebracht hätte. Ihr wißt, daß in der Hauptstadt die Pest gewütet hat und noch umherschleicht. Dom Sebastian ist von seinen Ratgebern genötigt worden, die gesunde Bergluft von Cintra zu suchen, und niemand, welcher unmittelbar von Lissabon kommt, wird zu ihm gelassen. Ich ermöglichte einen Aufenthalt in Pedro Branca und ritt heute Morgen von dort zum Königsschlosse hinauf.

Nun, und dann? fragte Manuel Barreto lebhaft, da Camoëns mit einem Ausdruck zornigen Unmuts plötzlich inne hielt.

Dann fand ich, daß der Wind im Schlosse rascher umspringt als der Monsun im indischen Meere! versetzte Herr Luis. Ich drang nicht weiter als bis zum Grafen von Porto Santo vor und mußte hören, daß der König gerade

heute an mein weltliches Gedicht nicht denken könne, da er sich für das Heil seiner Hauptstadt geistlichen Übungen hingebe. Ich bat zuerst und stürmte alsdann, beides vergeblich. Niedergeschlagen mußte ich aus dem Palaste wieder abziehen, und da ich es ganz unmöglich fand, jetzt unverrichteter Sache und in der Glut dieser Sommertage nach Lissabon zurückzukehren, so dachte ich nach Santa Cruz hinaufzureiten, und die weltberühmte Gastfreundschaft des Klosters für einige Tage in Anspruch zu nehmen. Vielleicht ist unter den frommen Vätern einer oder der andre, welcher, den Musen geneigt, mir den Eingang zu König Sebastians Gemächern zu öffnen vermag. Auf alle Fälle will ich hinauf — man sagt, Saa da Miranda, der Dichter, habe dort oben Gastfreundschaft genossen und Frieden gefunden!

Manuel Barreto hatte aufmerksam den Worten seines Kriegsgefährten gelauscht, aber zuletzt, als er bemerkte, daß der Ausdruck von Camoëns' Gesicht immer finsterer ward und der Sprecher zu Boden blickte, sich scheinbar ein wenig abgewandt. Auch als Herr Luis jetzt schwieg, hielt der Edelmann das Auge auf die beiden Tiere gerichtet, die im Vordergrunde der Schlucht neben einander grasten, und warf leicht hin: Ich fürchte, Ihr werdet die Brüder von Santa Cruz weniger gastfrei finden, als ehedem. Sie wissen sich kaum der ungestümen Bittgänger zu erwehren, welche fast täglich an die Klosterpforten pochen. Seit die Schiffe der Pest wegen nicht mehr im großen Hafen von Lissabon anlegen, sondern auf den kleinen Rheden längs der Küste, seit die Gerüchte von großen Kriegszügen unsers jungen Königs immer neue Abenteurer ins Land ziehen, wimmelt es da oben von unwillkommnen Wallfahrern; für edle Gäste ist weder Raum noch guter Wille mehr vorhanden. Ihr habt ja vorhin an den Strolchen, welche mit mir herabkamen, ein Pröbchen gehabt, welches Volk dort oben haust. Als ich vor zwei Stunden das Kloster verließ, in dem ich alljährlich eine Seelenmesse zu Ehren meines Oheims höre, lagen sie reihenweis in und vor den Gängen. Mich dünkt, Ihr werdet wenig Behagen und noch weniger Frieden in Santa Cruz finden, mein Freund, und da Ihr doch schlossen seid, nicht nach Lissabon zurückzugehen, so ist Euch vielleicht genehm, mich gleich nach Almocegema zu begleiten. Ich bin Hagestolz, keine Hausfrau braucht Vorbereitungen zu treffen — mein braver Joao ist daran gewöhnt, daß ich mit Gästen heimkehre, also besinnt Euch nicht lange, schlagt ein, Freund Luis, und denkt, daß, je rascher Ihr kommt und je länger Ihr verweilt, die Freude und Ehre für mich umso größer sein wird!

Dankbar sah Camoëns den Edelmann an, welcher ihm so herzlich entgegenkam. Aber nach kurzem Bedenken schüttelte er das Haupt und sagte: Eure Einladung würde einen Granden von Spanien verpflichten, geschweige denn einen armen Krieger und Poeten. Sobald ich meinen nächsten Zweck erreicht habe, will ich keine Schwelle in Portugal eher und lieber überschreiten als die Eure, und verweilen, so lange es Euch immer gefällt. Aber verzeiht mir, wenn

ich heute nein sage und mein Ziel im Auge behalte, so hart und mühselig der Weg auch sein mag. Ich habe nur eins noch im Leben zu thun, mein Gedicht, die einzige Frucht meines Daseins, ans Licht zu bringen! Ich habe Jahrzehnte daran gesetzt, es zu vollenden — jetzt darf ich keine Mühe scheuen, um ihm die Gunst meines Königs und meines Volkes zu erwerben. Ich muß Dom Sebastian sehen und sprechen.

Müßt Ihr? fragte Manuel Barreto und vermochte bei aller Höflichkeit einen gewissen Unmut nicht zu verbergen. Ihr sagt selbst, daß Ihr zunächst geringe Aussicht habt, vor das Antlitz unsers jungen Herrn zu gelangen —

Und wäre die Aussicht noch geringer, Senhor Manuel, ich müßte ihr nachgehen, unterbrach der Dichter die Einrede des ältern Freundes. Seine Wangen überzogen sich mit einer fieberhaften Röte, aus seiner Stimme und seiner Haltung verlor sich für einen Augenblick die edle Gelassenheit, die ihn sonst auszeichnete. Er holte tief Atem und kämpfte offenbar mit sich selbst, ob er Barreto mehr mitteilen solle, als er schon gethan. Herr Manuel kam ihm jedoch zuvor und hub nach einigem Zögern wieder an: So erlaubt, daß ich Euch meine geringe Hilfe anbiete, Camoëns, und gewährt mir dafür die Gunst Euers Besuchs! Wenn Ihr bei Hofe nichts wollt als eine kurze Unterredung mit dem König und die Übergabe Euers Gedichts, so reichen die spärlichen Verbindungen, die ich dort noch habe, wohl dazu aus, Euch morgen oder einen Tag später den Zutritt zu verschaffen. Ich begleite Euch nach Cintra hinab, wir nehmen gemeinsam Herberge bei Bartolomeo Otaz, der als Steuermann auf der Ormusflotte gedient hat, und ich versuche, Euch morgen die Viertelstunde zu erwirken, auf die Ihr das Heil Eurer Seele gesetzt habt. Dann begleitet Ihr mich nach meinem Gute, auf alle Fälle aber gestattet Ihr mir, daß ich von Stund an Euer Gastfreund bin, denn durch unser erwünschtes Begegnen und durch den Eigenwillen, mit dem ich Euch hindre, das Kloster aufzusuchen, habe ich ein doppeltes Anrecht darauf.

Es stünde mir schlecht an, Eurer Freundschaft zu widersprechen, entgegnete Camoëns ernst. Nur ein Wort erlaubt mir. Ihr wißt nicht, könnt nicht wissen, was mein Werk für mich bedeutet und durch welche Fügungen und Verhängnisse die Vollendung der „Lusiaden" für mich der Zweck des Daseins geworden ist. Indes glaubt mir ohne Beteuerung, daß das Heil meiner Seele an der Erreichung dieses Zieles hängt, und da Ihr ritterlich und großherzig und mein Freund seid, so habt Nachsicht damit, daß ich in dieser Sache nicht scherzen kann!

Ei Freund, das ganze Leben ist gewaltig ernst, und doch muß man es zu guter Stunde als einen Scherz behandeln, rief der Edelmann. Ich fürchte, Ihr seid krank und müßt mir umsomehr und umso länger nach Almocegema! Wir werden wohl thun, wenn wir unsern nächsten Weg bald antreten, so schattig und labend auch dieser Fleck Erde ist! Nehmt unsre Begegnung bei diesem

Quell als ein Zeichen, daß sich alles nach Euerm Wunsch fügen wird, und laßt uns wohlgemut nach Cintra hinunterreiten. Die Sonne scheint auf den Weg hinab nicht heißer, als sie Euch aufwärts auf dem Pfade zum heiligen Kreuz geschienen hätte.

Ihr sprecht die Wahrheit! entgegnete Camoëns lächelnd. Wenn Ihr denn durchaus, wie vor Zeiten in Indien, mein Berater, Haushalter und Vormund sein wollt, so darf ich nur mein Glück preisen, daß mich Euch begegnen ließ, und bin zu Euern Diensten! (Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Eine deutsche Ausstellung. Seit Jahrzehnten wogt unablässig der Kampf zwischen den Ausstellungsfanatikern und den mehr oder weniger entschiednen Gegnern des Ausstellungswesens, und man sollte daher glauben, daß alle Argumente für und wider bereits erschöpft seien. Der Abgeordnete Baumbach hat uns indes eines andern belehrt, indem er in der Reichstagssitzung am 11. Dezember v. J. die Regierung zu einer Kundgebung für die geplante deutsche Ausstellung in Berlin im Jahre 1888 zu bestimmen versuchte. Die Wendung, daß eine solche Ausstellung „das Band zwischen Norden und Süden enger knüpfen“ werde, kann allerdings nicht als neu bezeichnet werden, höchstens als beinahe wieder neu, da vorsichtige Leute sich abgewöhnt haben, angesichts unsers kriegerischen Zeitalters die Verbrüderung der Nationen und Stämme durch Industrie-Ausstellungen auszuspielen. Aber er fand auch, daß diejenigen Industriellen, welche Zollschutz für die nationale Arbeit verlangen, verpflichtet seien, „eine Probe auf die erzielten Resultate zu machen,“ weil es sonst leicht scheinen könne, daß „sich die deutsche Industrie schämen müßte, ein Gesamtbild ihrer Leistungen zu geben.“ Hätten die Herren Linksliberalen uns nicht abgehärtet, so würden wir die Hände über den Kopf zusammenschlagen über die Leichtfertigkeit, mit welcher da in den Tag hinein geredet wird. Als ob eine Ausstellung jemals ein vollständiges und treues Gesamtbild der Leistungen der ganzen Industrie gewähren könnte, und als ob die wahren Proben nicht tagtäglich gemacht würden! In wessen Interesse ereifert sich der Herr überhaupt? Er selbst steht, so viel wir wissen, der Industrie fern (denn die Fabrikation hohler Phrasen wird noch nicht zur Industrie gerechnet), und der Industrie muß doch wohl das entscheidende Urteil darüber zustehen, ob eine Ausstellung ihr Nutzen verheiße oder nicht. Diesen Standpunkt würden auch Herr Baumbach und Genossen sicherlich einnehmen, wenn die gewerblichen Kreise in ihrer Mehrheit sich für das Unternehmen ausgesprochen hätten; nun sie sich dagegen erklären, gilt natürlich ihre Stimme nichts! Die einzig korrekte Haltung ist diejenige, welche die Regierung einnimmt, und es war nach solchem Geflunker wahrhaft wohlthuend, aus dem Munde des Staatssekretärs von Böttticher zu vernehmen, daß nicht beabsichtigt werde, für eine Ausstellung, für welche sich weder Industrie noch Handel zu erwärmen vermöchten, Reichsmittel aufzuwenden.

Das ist ja eben das Unglück, daß in der Regel beide Parteien außer Augen lassen, um wen und um was es sich bei einer solchen Frage überhaupt handelt. Wir haben nun wahrlich Erfahrungen genug gesammelt, um die abgestandnen Redensarten von der großen Kulturaufgabe der Ausstellungen u. s. w. nach ihrem wahren Werte beurteilen zu können. Geschäftssache ist das Ganze. Die Industrie macht aber in den seltensten Fällen bei den Ausstellungen ein Geschäft, welches den

Aufwand rechtfertigte, das politische Nebengeschäft kann manchmal glücken, aber auch völlig mißglücken (wie 1878 in Paris und 1882 in Triest), zufrieden sind gewöhnlich Gastwirte und Konsorten, aber die Rechnung des Gesamtunternehmens schließt, wenn es im großen Stile angefaßt ist, fast ausnahmslos mit einem Defizit ab. Glauben der Gewerbestand überhaupt und die auf den Fremdenzufluß spekulirenden Geschäftsleute am Ausstellungsorte es darauf hin wagen zu können, wollen sie die Kosten auf alle Fälle garantiren — weshalb sollte man ihnen das Vergnügen oder die Lehre nicht gönnen? Aber es ist merkwürdig, daß gerade die gern an allem Notwendigen sparenden Parteien am raschesten bei der Hand zu sein pflegen, einige Millionen für ein großes Volksfest zu bewilligen, als ob in solchem Falle das Geld nicht von dem Steuerträger aufgebracht werden müßte. Will man denn noch immer nicht begreifen, weshalb die Engländer, welche die erste allgemeine Ausstellung in Szene gesetzt haben, sich mit der ersten Wiederholung begnügen? seit dreiundzwanzig Jahren den andern Nationen die kostspielige Unterhaltung neidlos überlassen? sogar die Weltausstellungen an andern Orten nur sehr spärlich beschicken?

Aber in Berlin soll ja keine Welt-, sondern eine nationale Ausstellung veranstaltet werden! Dadurch wird das Unternehmen freilich weniger riskant, aber, da eben die deutsche Industrie sich der Idee gegenüber so kühl verhält, desto überflüssiger. Finden sich alle Völker zusammen, so ist immer darauf zu rechnen, daß unserm Gewerbfleiße neue Anregungen gegeben werden. Bei der Lage Berlins ließe sich vielleicht eine reichlichere Beschickung vom Norden und Nordosten her erwarten, so wie die Wiener Ausstellung von der Nähe des Orients Vorteil zog. Und für die Aussteller bleiben die Kosten die gleichen, ob nur sein Land oder alle Länder zur Beteiligung eingeladen sind.

Nun ist noch besonders zu beachten, daß die Ablehnungen zum größten Teile von Industriezweigen kommen, welchen verhältnismäßig geringere Opfer würden zugemutet werden. Die Großindustrie braucht meistens nicht eigne Ausstellungsstücke anfertigen zu lassen, sondern wählt von ihren Fabrikaten Proben aus, welche geeignet sind, dem Fachmann die günstigste Meinung beizubringen. Ihr Publikum sind die Fachmänner, die aber niemals die erwünschte Besucherzahl stellen werden. Das große Publikum wird erfahrungsgemäß angezogen durch die im Gange befindlichen Maschinen, von deren Konstruktion, Neuerungen, Leistungsfähigkeit u. s. w. es beim Verlassen des Raumes gewöhnlich ebensoviel weiß wie vor dem Eintritt, und durch die Erzeugnisse der Kunstindustrie. Mag hier das Verständnis oft auch nicht größer sein, so glauben doch die meisten etwas von der Sache zu verstehen, urteilen oder schauen wenigstens mit Interesse. Und die Dinge, welche da zu schauen sind, haften leicht im Gedächtnis. Der Vergnügungszügler erinnert sich ganz gut, ob er ein Mobiliar, ein Service u. s. w. schon vor einem Jahre oder einigen Jahren in einer andern Stadt gesehen hat. Mit der Kunstindustrie beschäftigen sich ferner die Zeitungsberichterstatter am ausführlichsten. Und wenn das Programm ja das Vorführen von Arbeiten ältern Datums gestattete, würden die Referenten, die alle Ausstellungen besucht haben und längst übersättigt sind, es bitter rügen. Da also muß alles neu, neu in Idee und Ausführung sein. Und das erfordert sehr viel Geld. Es kann wieder hereingebracht werden, aber man halte nur Umfrage bei Firmen, die seit längerer Zeit bestehen, welche Erfahrungen sie in dem Punkte gesammelt haben.

Wenn sie trotzdem sich immer wieder ködern lassen, so ist das, wie gesagt, ihre Sache. Als solche möge man es auch betrachten, und deshalb mögen die Ausstellungsdilettanten von rechts und links sich nicht hineinmischen. Daß das Aus-

stellungswesen sich bereits völlig überlebt habe, ist eine Uebertreibung; aber wenn man fortfährt, es als Sport zu betreiben, wird es in der That bald zu Tode gehetzt sein. Um es davor zu bewahren, könnte vielleicht eine Steuer (aber eine hohe!) von denen erhoben werden, die der Geschäftswelt einreden wollen, sie müsse aus Patriotismus, aus Liberalismus, zum Besten der Zivilisation u. s. w. in den sauern Apfel beißen, nicht minder von denen, die als General- oder Abteilungsdirektoren oder als Mitglieder der beliebten „großen Kommission" eine Rolle zu spielen wünschen, und der doppelte Betrag, wenn sie auf Orden spekuliren. Irren wir nicht, so würde sich dadurch die Zahl der Enthusiasten, welche immer bereit sind, andre ins Feuer zu schicken, erheblich vermindern.

Literatur.

Bayard Taylor. Ein Lebensbild aus Briefen zusammengestellt von Marie Hansen-Taylor und Horace E. Scudder. Uebersetzt und bearbeitet von Anna M. Koch. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes, 1885.

Diese Uebersetzung der Lebensgeschichte Bayard Taylors ins Deutsche hat ihre volle innere Berechtigung in den mannichfaltigen und innigen Beziehungen, die der amerikanische Schriftsteller und Staatsmann zu Deutschland hatte. Schon von frühester Jugend auf schwärmte er für alles Deutsche; die erste seiner vielen Reisen war zu uns gerichtet. Den Winter von 1844 auf 45 verbrachte der neunzehnjährige Korrespondent des Newyorker Tribune in Frankfurt a. M., ganz dem Studium der deutschen Literatur ergeben. Auf einer Reise in Aegypten lernte er 1851 seinen liebsten Freund Busleb, einen Deutschen aus Thüringen, kennen, in dessen Hause er mit seiner spätern Gattin bekannt wurde, einer Deutschen, der Tochter des Astronomen Hansen in Petersburg. Seine Vertrautheit mit der deutschen Sprache ermöglichte ihm die berühmte Uebersetzung von Goethes „Faust" ins Englische, die seine Landsleute der meisterhaften Uebertragung Dantes durch Longfellow an die Seite setzen. Jahrzehntelang trug sich Taylor mit dem Plane und den Vorbereitungen zu einer umfassenden Lebensbeschreibung Goethes und Schillers zugleich; aber als er in seiner Stellung als Botschafter der Vereinigten Staaten am deutschen Kaiserhofe endlich seinen Plan verwirklichen zu können hoffte, da rief den überangestrengten Mann ein früher Tod (19. Dezember 1878) ab, und all die Arbeit blieb resultatlos.

Der Biograph bemerkt einmal mit Recht: „Bayard Taylors Energie und Schaffenskraft überstieg das gewöhnliche Maß europäischer Begriffe um ein Bedeutendes"; die Geschichte seines arbeitsvollen Lebens und schließlich tragisch ergreifenden Schicksals bezeugt es. Es kann als vorbildlich für das vieler Schriftsteller unsrer Zeit gelten, die den Streit zwischen Kunst- und journalistischer Produktion in sich auszumachen haben, und über dem Drange der materiellen Ansprüche des Lebens nicht zur Befriedigung ihres eigentlichen höhern Berufs gelangen: vorbildlich deswegen, weil Bayard Taylor ganz außerordentliche Erfolge und dementsprechende Einnahmen als Journalist hatte, und bei alledem sich nach der Stille des Poetenwinkels vergebens sehnte, und als er sie endlich doch fand, so erschöpft und überarbeitet war, daß er sterben mußte.

Bayard Taylor muß eine ganz ungewöhnlich begabte und liebenswürdige Erscheinung gewesen sein. Er hatte u. a. ein seltenes Sprachentalent: er besucht Schweden und lernt in Kürze Schwedisch; er kommt nach Griechenland und beherrscht bald das Neugriechische; in Petersburg, die Geschäfte der Botschaft versehend,

schreibt er: „Wenn ich fleißig studirte, so könnte ich die russische Sprache wohl in drei Monaten fließend sprechen lernen"; Französisch und Italienisch kann er selbstverständlich. Wo er hinkam, nahm er die Sitten des Landes an, in Madrid trug er andalusische Tracht, im Orient Turban und Kaftan. Als Reiseschriftsteller hatte er denn auch seine ersten Erfolge, die ihm echt amerikanisch große Honorare und Popularität eintrugen; sogar Dickens schrieb eine lobende Kritik über seine Reisebeschreibungen, und der Romancier James bezeichnete den jungen Taylor bei einer öffentlichen Gelegenheit als den besten Landschaftsmaler in der Literatur, den er kenne. Von frühester Jugend auf hatte er die Sehnsucht, die alte Welt zu sehen, das Verlangen, „Natur und Menschen vom allgemein menschlichen Standpunkte kennen zu lernen." Und dieses Verlangen ist auch psychologisch motivirt durch den Gegensatz Taylors zu seiner Heimat, einer alten Quäkeransiedlung: „In Kennet herrschte die Richtung, alle Gefühle zurückzuhalten und zu unterdrücken, was nur zu oft den Eindruck von Gleichgiltigkeit hervorbrachte und äußerlich an Ungastfreundlichkeit streifte. Bayard Taylor hatte stets darunter gelitten, und der Entschluß, in die Fremde zu gehen, wurde bestimmt durch den Wunsch, aus dieser Atmosphäre herauszukommen und eine freiere Luft zu atmen." Taylors Naturell war eben ein ganz entgegengesetztes: er bedurfte des Enthusiasmus, der Freundschaft, er hatte ein großes Mitteilungsbedürfnis, und persönlich war er auch in der That so liebenswürdig, daß ihm überall die Menschen hilfreich entgegenkamen und er in seiner Unbefangenheit und Bescheidenheit sich oft über die rasch gewonnene Freundschaft dieses oder jenes Mannes verwunderte. Die Anerkennung eines Dickens stimmte ihn nur umso bescheidener: „Lob für etwas, was ich selbst nicht hoch schätze, demütigt und erniedrigt mich nur; und ich bin hierher zurückgekehrt mit dem Gefühle, daß ich der letzte bin unter den Schriftstellern und noch alles zu lernen habe" — dies war seine Antwort auf Dickens' Kritik in einem Briefe an seinen Freund. Seine einnehmende Persönlichkeit mehr als seine Redegabe war es wohl auch, welche ihm eine der ergiebigsten Einnahmequellen eröffnete, in seinen Wandervorträgen. Populär wie er als Reiseschilderer und Mitarbeiter des Tribune war, der zu seiner Zeit „gleich nach der Bibel" bei der Nation kam, wanderte Taylor ein Jahrzehnt lang durch die Vereinigten Staaten und hielt unter massenhaftem Zulauf Vorlesungen über alles mögliche; einmal hatte er zu wählen zwischen: The animal man und The life of Schiller. Das Vortragswesen stand um diese Zeit (1845—55) auf dem Höhepunkte; es war vielen Leuten die einzige Bildungsquelle. Als es sich auch wie jede Mode abnützte, kehrte Taylor zum Redaktionspulte zurück und schrieb mit gewohntem Erfolg vielgelesene Romane. Alle diese Erfolge konnten ihn aber über das Verfehlen seines eigentlichen Dichterberufes nicht täuschen, was ihn immer mehr bedrückte, bis endlich die Berufung zum Gesandten nach Berlin die Aussicht gab, ihn von aller Qual zu befreien. Er war aber kein ganzes Jahr auf seinem Posten.

Das Buch der Frau Taylor liest sich, wie diese Zeilen andeuten wollten, sehr interessant; die Zusammenstellung der Briefe Taylors ist jedoch mehr eine Materialiensammlung zu einer Lebensbeschreibung, als ein literarisches Werk selbst in unserm Sinne. Indes berührt der realistische Sinn, in dem das Buch verfaßt ist, einen deutschen Leser, der in solchen Biographien langweilige ästhetische Analysen zu finden gewöhnt ist, besonders wohlthuend. Er erhält einen höchst interessanten Einblick in das amerikanische Literatur- und Kulturleben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Krisis in Frankreich.



as republikanische Frankreich oder, wie man auch sagen kann, der Parlamentarismus in Frankreich macht seit den letzten dortigen Wahlen eine Krisis durch, die man ohne Übertreibung zu den gefährlichsten Perioden der neuesten Geschichte dieses unsers Nachbarlandes zählen darf, und es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß, während in Großbritannien das parlamentarische System die bisher herrschenden Parteien in Not und vor ein bedenkliches Dilemma gebracht hat, auch den Franzosen aus dieser Methode des Regierens schwere Verlegenheiten erwachsen sind. Dort ist es die irische Partei, die durch ihr Anwachsen das herkömmliche Schaukeln, bei dem bald die Konservativen, bald die Liberalen höher schwebten, mit verdrießlicher Störung bedrohte und sie vor die Wahl stellte, entweder Einwilligung zu Gesetzen zu versprechen, welche eine Zerspaltung des Reiches zur Folge haben konnten, oder auf die Herrschaft ihrer Partei wenigstens für die nächste Zeit zu verzichten. Hier, in der französischen Republik, spielt die monarchische Partei, durch die letzten Wahlen beträchtlich verstärkt, den beiden republikanischen Fraktionen, den Opportunisten und den Radikalen, gegenüber eine ähnliche Rolle. Es sah in der That kurz vor Weihnachten in Paris recht trübe am politischen Himmel aus. Das Ministerium Brisson war mit einer Niederlage in der Debatte über Tonking bedroht, und die letztere endigte mit einer Abstimmung, welche ihm zwar eine Majorität ließ, aber eine so geringfügige, daß man nach parlamentarischem Brauch mit ihr kaum weiter regieren konnte. Während infolgedessen das opportunistische Kabinet an seinen Rücktritt vom Staatsruder denken mußte, lief die Regierungsdauer des Präsidenten Grévy ab, und Senat und Deputirtenkammer hatten, zum Kongreß zusammentretend, einen Nachfolger zu ernennen. War eine Wiederwahl Grévys

mit großer Stimmenmehrheit zu erwarten, so hatte man doch zu fürchten, daß die monarchische Rechte, die schon bei den Verhandlungen über Tonking sehr wirksam die Zähne gewiesen hatte, die Gesetzmäßigkeit der Präsidentenwahl auf Grund der Thatsache, daß die Versammlung unvollständig sei, weil in ihr, gerade so wie bei der Tonkingdebatte, nicht weniger als zweiundzwanzig Deputirte fehlten, welche die Republikaner wegen klerikaler Umtriebe bei deren Wahl als auf ungesetzlichem Wege zu einem Mandat gekommen beseitigt hatten, lebhaft anfechten werde, und daß verschiedne republikanische Senatoren und Deputirte die Verwicklung vermehren würden, indem sie nicht für Grévy, sondern für einen andern Kandidaten ihre Stimme abzugeben entschlossen waren.

Die letztere Besorgnis erledigte sich. Zwar versuchte die Rechte zu protestiren, aber der Vorsitzende des Kongresses ließ sie nicht zu Worte kommen, und die parlamentarischen Annalen der Republik hatten nur einen neuen großen Skandal mit Schimpfreden und Balgereien aufzunehmen. Grévy wurde mit großer Majorität, wenn auch nicht so großer wie vor sieben Jahren, wieder gewählt. Eine ernstliche Gegenkandidatur war nicht vorhanden, und er selbst empfahl sich den parlamentarisch gestimmten und geschulten Gemütern sowie den Liberalen überhaupt nach vielen Seiten hin. Grévys Leben war immer der Freiheit geweiht gewesen, wie sie die „öffentliche Meinung" in Frankreich versteht. Jules Ferry war längst abgethan, Brisson war in der Tonkingdebatte ein paar Tage vorher so gut wie unterlegen und hatte überdies auf die Präsidentschaft offen und bestimmt verzichtet, eine Kandidatur Clémenceaus wäre nach dem Ausfall der Oktoberwahlen mit dem Anfange des Endes der dritten französischen Republik identisch gewesen, auch Freycinet hatte keinerlei Aussichten, wenigstens für jetzt nicht. Ganz anders Grévy. Seit Gambetta, der „Dauphin der Republik," gestorben war, gab es niemand, der sich unter den Vertretern der republikanischen Parteien so großer Beliebtheit erfreut hätte als er. Als Student schon that er sich als freisinniger Politiker hervor, indem er in der Julirevolution zu den Kämpfern gehörte, die sich der Kaserne Babylon bemächtigten. Als Advokat zeichnete er sich durch Verteidigung von Leuten aus, die politischer Verbrechen wegen angeklagt waren. Nach der Februarrevolution schickte ihn Ledru-Rollin als Kommissär der Regierung ins Departement des Jura, die Heimat Grévys, wo er sich so populär machte, daß er in die konstituirende Nationalversammlung gewählt wurde. Hier hielt er sich unabhängig und blieb den Radikalen fern, gehörte aber immer zu den Wortführern der republikanischen Sache. Er war der Urheber eines Antrages, welcher der Bewerbung Louis Napoleons um die Krone einen Riegel vorschieben sollte, aber in der Sitzung vom 7. Oktober 1848 mit großer Majorität abgelehnt wurde. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember nahm Grévy den Kampf gegen den Prinz-Präsidenten unerschrocken wieder auf, indem er mit andern Deputirten dagegen protestirte. Man verhaftete ihn, gab ihm aber bald wieder die Freiheit. Nach der Schlacht bei Sedan

schloß er sich der republikanischen Erhebung an, wirkte aber auf die Einberufung einer Nationalversammlung und den Abschluß eines Friedens hin und zerfiel infolgedessen mit Gambetta, der ihm wie Herrn Thiers mit seinem Widerstande bis aufs Messer als „tollwütiger Narr" erschien. Die Nationalversammlung von Bordeaux wählte ihn zu ihrem Vorsitzenden, in welcher Stellung er große Energie und nicht weniger Mäßigung und Umsicht bekundete. Als Nachfolger Mac Mahons bestieg er endlich am 30. Januar 1879 den Stuhl des Präsidenten der Republik. Als solcher hatte er die nach den Ansichten und Absichten der Volksvertretung geschaffnen Gesetze zu verkündigen und deren Ausführung anzuordnen und zu überwachen, es stand ihm das Begnadigungsrecht zu, er verfügte innerhalb der Schranken der parlamentarischen Macht über die Armee, ernannte die Beamten und Offiziere und konnte mit Zustimmung des Senats die Deputirtenkammer vor Ablauf ihres Mandats auflösen. Sein eignes Mandat war auf einen Zeitraum von sieben Jahren beschränkt. Sein Vorgänger hielt es nicht so lange aus; er war „nicht imstande, sich zu unterwerfen," und so geboten ihm „gesunder Menschenverstand und Vaterlandsliebe," seine Gewalt an die Volksvertretung zurückzugeben. Zu jener Zeit war die Aufgabe, „die Republik zu machen," den vereinten Bemühungen Gambettas und Thiers', denen die numerische Schwäche und die Thorheit der Legitimisten zu Gute kamen, gelungen, und Grévy wurde als ein Mann, auf den sich die Republikaner verlassen zu können glaubten, zum Nachfolger des unbequemen und gefährlichen Marschalls gewählt. Er sollte herrschen, aber nicht regieren, mehr Repräsentant eines Prinzips, mehr Ornament als lebendige Persönlichkeit mit einem eignen Willen und einer eignen Meinung sein, wie es der Parlamentarismus vorschreibt. Man täuschte sich in Grévy nicht: er war Republikaner, Anhänger der Demokratie und des Parlamentarismus aus Überzeugung, er wollte nur Vertreter eines Prinzips, nur eine stumme Abstraktion, nur Ornament auf der Spitze der Staatspyramide sein, und sein Temperament unterstützte seinen Willen. Er wurde ein Musterpräsident für Demokraten, ein Staatsoberhaupt, wie es unsre Anwälte des Parlamentarismus aus unsern Monarchen machen möchten. Er hatte einst den Antrag gestellt, es sollte in der französischen Republik keine Präsidenten geben, sondern nur eine Abgeordnetenkammer und eine Reihenfolge von dieser allein beauftragter, abhängiger und absetzbarer Minister, und jetzt setzte ihn die Ironie des Schicksals auf den Stuhl, den er damit hatte umstoßen und in die Rumpelkammer verbannen wollen. Aber er verfuhr auf diesem Sitze fast ganz so, als ob derselbe wirklich beseitigt worden wäre. Er saß da mehr als heiteres Bild wie als Persönlichkeit sieben volle Jahre, besorgte seine verfassungsmäßigen Pflichten und Funktionen so ruhig als möglich, sodaß man den Apparat, der er war, kaum gehen hörte, nahm Ministerien mehr an, als er sie wählte, empfing mit Würde Botschafter und Gesandte, präsidirte mit phlegmatischer Parteilosigkeit bei Beratungen des Kabinets, ging dazwischen auf die Jagd,

wenn er nicht Billard zu spielen hatte, und war fast immer bereit, jedes Schriftstück zu unterzeichnen, das ihm vorgelegt wurde; höchstens machte er dabei zuweilen eine Ausnahme mit solchen, welche die Todesstrafe über Verbrecher aussprachen, die von einem unverständigen Geschwornengerichte seiner Gnade empfohlen wurden. Was auch von strengen Kritikern oder bittern Feinden über die siebenjährige Thätigkeit oder vielmehr Unthätigkeit des Präsidenten Grévy vorgebracht wurde, niemand konnte ihm vorwerfen, daß er bei irgendeiner Gelegenheit auch nur den leisesten Versuch gemacht hätte, seinem Amte durch Hervortreten mit seiner Meinung und seinem Wunsche und Willen, durch Beeinflussung der Minister oder der beiden Vertretungskörper oder durch leisetretende Beschränkung der Wirksamkeit derselben mehr Bedeutung zu verschaffen. Er that dies so wenig, wie es eine Statue von Porzellan oder Alabaster gethan haben würde, die man statt seiner auf den Präsidentenstuhl gesetzt hätte. Es war in seiner Haltung etwas von der Tugend der Asketen und Säulenheiligen, die alle andre Gedanken und Bestrebungen als die religiösen in sich ertötet haben, nur war seine Religion der Parlamentarismus. Wenn die auswärtigen wie die innern Angelegenheiten Frankreichs sich unter seinem Regimente — falls man es so bezeichnen darf — nicht immer besonders erfreulich verlaufen sind, so trifft ihn keine Schuld. Wenn er seine Tugenden im Schatten und in der Stille fromm parlamentarischer Gesinnungstüchtigkeit ausgeübt hat, wenn seine Verdienste, soviel uns zur Kenntnis gelangt ist, nur negativer Art waren, so muß man ihm doch nachrühmen, daß er damit über manche schwierige Aufgabe gut hinweggekommen, daß er niemand dabei in den Weg getreten ist, und daß er mit seinem Phlegma manches Feuer gelöscht oder doch gedämpft hat, welches aus dem Aneinanderprallen der Parteien hervorsprang. Nicht wenige Ministerien tauchten aus der parlamentarischen Flut vor ihm auf, um meist bald wieder zu versinken, und nicht wenige große Lichter erloschen in Mißgeschick oder Tod, während er in seiner heitern Beschaulichkeit mit mattem, kaltem Lichte weiter leuchtete, ruhig und unbewegt von dem stürmischen Drängen und Hasten, mit dem andre unter und neben ihm nach Ruhm und Macht jagten. Der Senat ist unter ihm umgestaltet worden, die Methode, nach welcher die Deputirten gewählt werden, hat einer andern, dem Listenskrutinium, Platz gemacht, es hat Aktion und Reaktion gegeben, aber in dem Verhalten des Präsidenten hat keine sichtbare Veränderung stattgefunden. Während seines ersten Septennats ist die Politik, welche koloniale Ausdehnung im Auge hat, ins Werk gesetzt worden, sie hat viel Geld und Blut gekostet und teils dementsprechende, teils wenig befriedigende Ergebnisse zu verzeichnen gehabt, aber niemals hat man Anzeichen bemerkt, daß der Präsident sich anregend und fördernd oder mißbilligend und hemmend dabei eingemischt hätte. Ob er seinen theoretischen Widerspruch gegen den Posten eines Präsidenten noch festhält oder nicht, jedenfalls ist es sicher, daß er die Bedeutung seines Amtes in einer Art und Weise, die unter franzö-

sischen Politikern nicht gewöhnlich, ja fast unerhört ist, vermindert und seine Befugnisse in beinahe unmerklicher Weise ausgeübt hat. Er war klug und loyal im Sinne des Katechismus seiner Partei, peinlich gewissenhaft gegenüber dem ihm erteilten Auftrage und somit in jeder Beziehung vertrauenswürdig, soweit dies durch Unthätigkeit erreicht werden kann. Die republikanischen Parteien Frankreichs konnten während seiner Amtsführung thun und lassen, was ihnen beliebte, dieselbe war eine durchaus mustergiltige Parlamentsregierung.

Hierin vor allem lag Grévys Empfehlung, als man zur Wahl des Präsidenten der Republik schritt. Daneben mochte seine Kandidatur bei ehrgeizigen Politikern von Einfluß noch den Umstand für sich haben, daß er als hochbetagter Herr (er ist im Jahre 1807 geboren) wahrscheinlich bald Platz für andre machen wird. Diese Leute hatten jetzt wenig oder gar keine Hoffnung, ihm den Rang abzulaufen, aber den Trost: Interim fiet aliquid, in zwei oder drei Jahren konnte es für sie besser stehen. Das zweite Septennat Grévys wird vermutlich nicht so glatt verlaufen wie sein erstes. Die Krisis, welche die Republik durchmacht, ist noch keineswegs zu Ende, vielmehr erst in ihren Anfängen. Die politische Lage in Paris ist verwickelt und voll Verlegenheiten und Gefahren für die Parteien, die bisher herrschten. Man muß auf gewaltige Zusammenstöße und auf noch mehr rasch aufeinander folgende Kabinetswechsel, als sie die letzten Jahre in Frankreich sahen, gefaßt sein. Im Abgeordnetenhause scheint keine sichere Majorität vorhanden zu sein, auf die ein Ministerium sich, sei es von welcher Farbe es wolle, stützen könnte. Die letzten Wahlen erzeugten drei, wenn nicht vier Parteien, und die Abstimmung in der Tonkingfrage zeigte, daß ein Zusammengehen, eine vereinte Anstrengung von zweien derselben, der Rechten und der Linken, jedes Kabinet, das der Präsident wählen mag, zu Falle bringen oder mindestens schwer gefährden, erschüttern, um seine nächste Zukunft besorgt machen und in ohnmächtige Unsicherheit versetzen kann. Die Republikaner sind unter sich selbst durch verschiedne tiefgehende Meinungsverschiedenheiten, wie es scheint, unversöhnlich gespalten, und die Monarchisten zerfallen zwar ebenfalls in mehrere Schattirungen, sind aber einig in der Opposition gegen die Republik. Die Benutzung ihrer Majorität zu einem Beschlusse, welcher eine große Anzahl von Wahlresultaten für ungiltig erklärte und mehr als 300 000 monarchisch gesinnte Wähler behandelte, als ob sie nicht votirt hätten, hat die trotzdem noch sehr stark gebliebene Gruppe der Monarchisten mit tiefem Ingrimm erfüllt. Ihre von der Liste gestrichenen Kollegen waren dadurch nicht bloß verhindert, bei der Tonkingfrage mit gegen das opportunistische Ministerium Sturm zu laufen, sondern auch ihre Stimme im Kongresse gegen den Kandidaten der Opportunisten zur Präsidentschaft ins Gewicht fallen zu lassen. Ob diese Monarchisten mit Recht ausgeschlossen wurden oder nicht, die Wirkung auf sie blieb dieselbe. Sie, die Mandatare von vier Departements, durften nicht dabei sein und mitstimmen, zunächst als es galt, im Sinne dieser Departements die Kredite für

Tonking dem Ministerium Brisson zu verweigern, dann als ihre Partei in voller Stärke gegen die Wahl Grévys votiren sollte. Wären sie bei der letztern Gelegenheit zugegen gewesen, so würde, wie es heißt, die Rechte sogar einen eignen Kandidaten für den Präsidentenstuhl aufzustellen gewagt haben, und Grévy hätte eine erheblich schwächere Majorität auf sich vereinigt.

Die Uneinigkeit und die daraus hervorgehende Schwäche der Republikaner kann in gewissem Maße befremden. Man hatte von der Einführung des Listenskrutiniums erwartet, es würde eine kompakte Mehrheit in die Kammer liefern, bereit, die opportunistischen Führer oder wenigstens eine Regierung zu unterstützen, die aus Republikanern von mehr oder minder gambettistischer Färbung zusammengesetzt wäre. Das Gegenteil trat ein: statt der geweissagten Einigkeit ergaben die Wahlen eine unverhoffte und gefährliche Zwietracht, der Opportunismus, dieser große Gönner und Förderer kolonialer Unternehmungen und kostspieliger öffentlicher Arbeiten, zeigte sich beträchtlich geschwächt, die Monarchisten rückten, fast zweihundert Mann stark, in den Saal der Deputirtenkammer ein, um direkt und indirekt als Mandatare von Hunderttausenden die Republik anzugreifen und zu erschüttern, die Leute der äußersten Linken, die Radikalen aller Schattirungen vom Rosenrot bis zum Blutrot der Kommunisten, kehrten ebenfalls numerisch und durch ihre Siege moralisch gestärkt zurück zum Sturme gegen die herrschende gemäßigte Partei.

Unter gewöhnlichen Umständen würde Brisson trotz der Sanktion, die seiner Politik vonseiten des Senats erteilt wurde, sicherlich von seinem Posten sofort zurückgetreten sein. Die parlamentarische Schlacht indes, die in der Tonkingfrage geliefert wurde, fand in einem außergewöhnlichen Momente statt, kurz vor dem Tage, an welchem ein neuer Präsident der Republik zu wählen war. Diesen Akt mußte der Minister noch abwarten. Jetzt, wo derselbe vorüber ist, wird Brisson dem Präsidenten den Auftrag, der ihn ans Staatsruder stellte, zurückgeben. Seine Parteifreunde und Amtsgenossen haben sich angelegentlich bemüht, ihn zum Bleiben zu bewegen, aber nach den neuesten Berichten steht sein Entschluß, seinen unsicher gewordnen Posten zu verlassen, unerschütterlich fest. Wahrscheinlich wird der Präsident Grévy, wenn ein Nachfolger zu suchen ist, Freycinet ersuchen, sich ihm zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen, der aus der Tonkingdebatte allein mit einigem Erfolge hervorgegangen ist und Aussicht hat, auch künftigen Angriffen in der Angelegenheit, die nicht ausbleiben werden, die Spitze bieten zu können. Wer aber auch der neue Premier sein wird, er wird einen harten Stand haben und eine Aufgabe vor sich sehen, die von nicht gewöhnlicher Schwierigkeit ist. Er wird fast jeden Tag das Schwert am Haar über sich hängen sehen, weil er keine zuverlässige Majorität um sich hat, indem jederzeit die Radikalen mit den Monarchisten zur Opposition gegen das Kabinet zusammentreten können. Selbst ein Mann wie Clémenceau hat den Mut verloren, als Leiter einer Regierung zu fungiren, die in der Volks-

vertretung einer jetzt fast allmächtigen Gruppe von Politikern gegenübersteht, welche nach eigner Überzeugung und im Sinne und Auftrage ihrer Wähler sich verpflichtet fühlen, die Republik samt allem ihrem Zubehör aufs eifrigste zu hassen und zu bekämpfen. Der radikale Führer hat in der That den Gedanken, das Ruder in die Hand zu nehmen, von sich gewiesen. Zwar hatte man es ihm nicht förmlich angetragen, aber er war zu klug, um nicht vorauszusehen, daß auch er sich als Minister nicht lange würde halten können, da eine Koalition der radikalen und der monarchischen Abgeordneten zu diesem Zwecke ein Ding der Unmöglichkeit ist. Keine republikanische Regierung wird auf Hilfe vonseiten der Reaktionäre hoffen dürfen, namentlich jetzt nicht, wo der Ausschluß der zweiundzwanzig Monarchisten diese Partei aufs äußerste erzürnt hat. Dieselbe hatte bei der Abstimmung vom 24. Dezember zum erstenmale Gelegenheit, Rache zu nehmen, sie benutzte sie mit bestem Erfolge, und sie wird nur zu begierig sein, in Zukunft sich weiter zu rächen. Nur zu gemeinsamer Opposition, nicht zu gemeinsamer Regierung lassen sich Radikale und Monarchisten vereinigen. Es wird also wahrscheinlich bei Freycinet bleiben, wenn man einen neuen Premier braucht. Derselbe hat in beiden Kammern eine große Anzahl von Freunden und erfreut sich auch bei Grévy großen Vertrauens. Er ist unstreitig der klarste Kopf im gegenwärtigen Kabinette und hat sich auch als guter Ressortminister erwiesen, womit freilich nicht gesagt werden kann, er würde als Chef der Regierung den Stürmen gewachsen sein, welche bald nach Ablauf der Neujahrsferien ausbrechen werden. Müßte dann auch er seinen Abschied nehmen, so bliebe in der That Grévy keine andre Wahl übrig, als ihm Clémenceau zum Nachfolger zu geben, und dann würde die Krisis schnell zur Katastrophe führen. Die dritte Republik wäre dann in den Händen des Radikalismus, eine Ministerium Clémenceau würde den baldigen Ausbruch einer Revolution bedeuten, und nach Berichten aus Paris machen dort viele Leute kein Hehl daraus, daß sie viel lieber die Monarchie wieder einziehen sähen.

Die zweite Präsidentschaft Grévys hebt also unter viel weniger günstigen Sternen an als seine erste. Ende Januar 1879 war die Republik in sehr vorteilhafter Lage, das vorhergegangne Jahr hatte sich für sie zu einem Jahre der Triumphe gestaltet, aus der Krise des 16. Mai siegreich hervorgegangen, hatte sie ihren Erfolg nicht gemißbraucht, sondern ihn mit Vorsicht und Mäßigung benutzt. Die Geschäfte waren in die Hände liberaler und maßvoller Minister gelegt worden. Die Finanzen gediehen, und nach außen hin hatte Frankreich wieder eine geachtete Stellung erlangt. Die Politik des Kabinets Dufaure hatte ihre guten Früchte getragen. Jede Einzelwahl vermehrte die Zahl der Republikaner im Abgeordnetenhause, und im Senate wurde die Majorität von rechts nach links gerückt. Wie aber steht es heute? Wir wollen den Kontrast nicht übertreiben, aber niemand wird leugnen, daß der Vergleich zwischen 1879 und 1886 nicht zu Gunsten des letztern spricht. Im

Palais Bourbon giebt es keine Majorität für die Mittelpartei mehr, die Extremen dringen vor und drohen durch ihre Allianz alle Ministerien niederzuwerfen. Die Finanzen befinden sich in übler Verfassung, und man hat neue Steuern zu erwarten. Endlich hat sich Frankreich in Ostasien in eine Expedition verrannt, die es nur mit schweren Opfern fortsetzen und von der es sich doch nicht ohne Schädigung seiner Ehre zurückziehen kann.

Wie wir diese Krisis, die Wahl des Präsidenten Grévy und den bevorstehenden Ministerwechsel in unserm, dem deutschen Interesse anzusehen haben, ergiebt sich aus folgenden Sätzen. Die Republik, die Parlamentsherrschaft in Frankreich ist für uns der beste Zustand, denn sie erhält Frankreich schwach, unsicher und nicht zum Bundesgenossen für andre Großmächte, namentlich für Rußland, geeignet, mit dem es sonst manche Interessen gemein hat. Die Monarchie in Frankreich, insbesondre die orleanistische, ist für uns eine Gefahr; denn die Träger derselben werden das Bedürfnis empfinden, ihre schwache Stellung durch kriegerische Erfolge zu verstärken, sie werden stets mehr Aussicht auf ein Bündnis mit andern Mächten haben als die Republik, und der Krieg, den ein zukünftiger französischer König oder Kaiser führen würde, um sich bei den Franzosen beliebt zu machen, könnte bei dem Revanchebedürfnisse aller Klassen derselben nur ein deutscher sein. Grévy und die Opportunisten haben einen solchen Krieg nicht nötig und als gemäßigte, friedliche Leute auch nicht im Sinne.



Korps und Burschenschaften.



Aus der Unmasse studentischer Korporationen, welche gegenwärtig auf den deutschen Hochschulen bestehen, heben sich die Korps und Burschenschaften insofern heraus, als sie nicht bloß rein äußerlich gesellige Zwecke verfolgen, sondern sich eine „Erziehung" ihrer Mitglieder zur ersten Aufgabe machen.

Beiden gemeinsam ist das herkömmliche Waffenspiel, welches sie als eine wesentliche Grundlage dieser „Erziehung," zur Heranbildung eines reizbaren Ehrgefühls und Aneignung einer tadellosen Haltung in der Gefahr, mit Eifer und obligatorisch betreiben, und durch welches ihre Jünger den bekannten Familienzug erhalten, an dem die Furchtsamen im Lande so großes Ärgernis nehmen.

Beiden gemeinsam sind ferner die stärkern Ansprüche an den Einzelnen; sie verlangen mehr oder minder seine Hingebung für eine Reihe von Semestern

und erzeugen unter dem Druck einer besonders bei den Korps ausgebildeten Disziplin jene Intimität des Zusammenlebens, welche auf junge Gemüter eine so unwiderstehliche Anziehung ausübt.

Hat man jemals in das Getriebe dieser Mikrokosmen einen Einblick gethan und von der Lebhaftigkeit der hier spielenden Interessen eine Vorstellung bekommen, so lernt man es begreifen, wie unaufhörlich, trotz warnender Mütter und zeternder Philister, nicht bloß junge Leute von starkem Freundschaftsbedürfnis, sondern vor allem die Ehrgeizigen, welche den Trieb nach Geltung und Bethätigung haben, zu ihnen hinströmen. In der Vertretung der geliebten Farben übt sich hier das jugendliche Selbstvertrauen, und in der Leitung seiner „Couleur" kostet der Senior zum ersten male den unnennbaren und unvergeßlichen Reiz eines Lebens voll Verantwortung. Hierin vor allem, in dem kräftigen Sichausleben unter Anforderungen und Friktionen, keineswegs aber in dem Breittreten unverdauter politischer Phrasen, wie es neuerdings wieder Mode geworden ist, liegt auch die eigentliche Vorbildung des Studenten zu einem öffentlichen Charakter. Man muß es den Burschenschaften zum Lobe nachsagen, daß sie ihre politischen Velleitäten schon seit langem gelassen und ihren Beruf begriffen haben, und muß sie, ebenso wie die Korps und nicht minder auch die ähnlich organisirten (an Zahl geringern) Landsmannschaften, als Vorschulen unsers öffentlichen Lebens im eminentesten Sinne betrachten.

Bedenkt man dies und bedenkt man ferner, wie starke Wurzeln die erwähnten Verbindungen im Lande haben, wie tief dies Jahrhunderte alte Wesen im Volke steckt, wieviel Krisen es überdauert hat, wieviel Tausende junger, begabter und zu hervorragenden Stellungen prädestinirter Leute hier noch maßgebende Eindrücke fürs Leben empfangen werden, wieviel hier genützt, wieviel aber auch unter Umständen verdorben werden kann, so sollte man glauben, daß die allgemeine Teilnahme der Nation voll Eifer und Sympathie auf diesen Punkt gerichtet sein müßte.

Das Gegenteil ist der Fall.

Während die Schriftgelehrten mit großer Emsigkeit diskutiren, wie man den Köpfen unsrer akademischen Jugend immer schneller die erforderlichen Kenntnisse eintrichtern könnte (der Deutsche lernt bekanntlich zu wenig), während der Kollegienzwang als ultima ratio zur Heranbildung von „Männern" in Aussicht genommen wird, glaubt das liebe Publikum reichlich seine Schuldigkeit zu thun, wenn es hie und da über die Karikaturen lacht, durch welche in den „Fliegenden Blättern" der deutsche Student dem allgemeinen Wohlwollen empfohlen wird. Die Unwissenheit, die im großen Ganzen über die sozialen Zustände unsrer Hochschulen herrscht, ist unglaublich, und obschon seit unsrer politischen Wiedererstarkung nachgerade in alle dunkeln Winkel unsers nationalen Lebens hineingeleuchtet und jede Äußerung der deutschen Volksseele mit Sorgfalt beobachtet und analysirt worden ist, steht man dem Treiben unsrer Studenten bald mit Achselzucken, bald

mit Lächeln, fast nie mit tieferm Anteil gegenüber. Die Angreifer möchten das ganze Verbindungswesen mit Stumpf und Stiel ausrotten, ohne es zu kennen, die Verteidiger, die es kennen sollten, begnügen sich, die Harmlosigkeit der Sache zu erweisen, ohne ihren Kern auch nur zu berühren. Daß hier etwas Gesundes, Volkstümliches und Notwendiges vorliege, dessen jeweiliger Stand ernsthaft zu prüfen, dessen organische Fortentwicklung nach Kräften zu fördern, dessen Verknöcherung aufs äußerste zu beklagen sei, kommt anscheinend niemandem in den Sinn.

So wollen wir uns denn vor dem Versuche hüten, durch Anpreisung seiner Vorzüge ein Interesse zu erwecken, welches nicht etwa schlummert, sondern fehlt. Nicht das, was die Verbindungen unter normalen Verhältnissen leisten können, sondern das, was sie leider aufgehört haben zu leisten, was sie durch achtloses Gewährenlassen, durch Ausbildung ganz unhaltbarer Zustände verhindert werden zu leisten, dies soll uns hier beschäftigen. Vielleicht daß der Schade, der ebenso unaufhörlich wie unnütz hier angerichtet wird, die Aufmerksamkeit maßgebender Kreise endlich auf sie lenkt.

Man höre: Mit einziger Ausnahme von Kiel stehen sämtliche Korps und sämtliche Burschenschaften, beide in zwei großen Heerlagern vereinigt, im sogenannten studentischen „Verruf." Es ist dies ein Verhältnis, welches die Sistirung jeglichen Verkehrs und die gegenseitige Aberkennung aller Rechte und Pflichten ausdrückt, welche für anständige Studenten sonst bindend sind, ein Verhältnis, welches man lediglich wahnsinnig nennen kann.

Es hat zur Folge, daß diejenigen, welche ganz dieselben Interessen haben, sich gegenseitig als unversöhnbare Gegner betrachten und behandeln, daß diejenigen, welche naturgemäß dazu bestimmt sind, sich aneinander zu reiben und zu bilden, durch eine chinesische Mauer von einander getrennt, jede Partei für sich, ihren eignen Zopf tragen — es hat mit einem Worte zur Folge, daß die Blüte unsrer akademischen Jugend, auf der einen Seite etwa 1500, auf der andern Seite etwa 900 Studenten, in gegenseitigem Haß und gegenseitiger Verachtung „erzogen" wird, um eine Unsumme von Verbitterung in unser bürgerliches und öffentliches Leben hinauszutragen.

Wie jenes Verhältnis im Laufe der Jahre zu Stande gekommen ist, kann nur aus unserm Nationalcharakter heraus begriffen werden. Das deutsche „Herumreiten auf dem Prinzip," das Hinüberspielen der Gegnerschaft auf das persönliche Gebiet, die in engen Verhältnissen großgezogne Neigung zum Kasten- und Klassenwesen, die gewissenhafte Vererbung unerfreulichen Klatsches von Generation zu Generation spielen hier eine beklagenswerte Rolle. Von vornherein freilich wollen wir nicht anstehen zu erklären, daß das Wesen der Korps, welches in realistischer Weise auf Lebensgenuß und Ausbildung der Männlichkeit hinauslief, den Bedürfnissen unsrer Jugend besser entsprach und trotz allen Wildheiten und Ausschreitungen, zu denen es gelegentlich führte, doch natürlicher und angemessner war als das ihrer alten Gegnerin, der Burschenschaft, die in

einzig dastehender Zeit, von ernsten, aus den Freiheitskriegen heimkehrenden Männer gegründet, den sittlichen Gehalt, den sie damals besaß, unmöglich auf jüngere Geschlechter vererben konnte. Es haftete deshalb den Burschenschaftern mit ihrer geschmacklosen Idealhuberei, mit ihrem gespreizten Tugenddünkel, mit ihrer paragraphisch geordneten Keuschheit, mit ihren „wissenschaftlichen Abenden,“ an denen noch weit mehr Bombast geredet als Durst gelitten wurde, von Hause aus eine gewisse Lächerlichkeit an, und so gutes hier auch geweckt worden sein mag, so tüchtiges ohne Zweifel von Begabteren auch gelegentlich geleistet worden ist, diesen Fluch sind sie niemals vollständig los geworden. Während ihre mit Verkehrtheiten und Übereilungen aller Art gewürzte Pflege patriotischer Wünsche sie „nach oben hin“ anscheinend dauernd mißliebig machte (wir erinnern hier nur an die sinnlose Ermordung Kotzebues), gab vollends die hie und da erfolgte Opposition gegen das Mensurwesen den Korps ein Agitationsmittel in die Hand, welches in ausgiebigster, ja in übertriebner Weise ausgebeutet wurde.

Nun ist das alles aber gewesen. Mögen die Korps immerhin bei ihrer strafferen, schon aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts datirenden Gesamtorganisation (Kösener Senioren-Convent, Kösener S. C. oder „S. C.“ schlechtweg), bei ihrer gegenseitigen Beaufsichtigung gleichmäßigere Traditionen vererben, heute wird bei dem Gros der Burschenschaften nichts andres gewollt und nichts andres erreicht als bei jenen. Und dennoch arbeiten beide Teile mit wahrer Hingebung daran, ihre angeblichen Gegensätze zu verschärfen und zu verewigen und in derselben Zeit, in welcher Deutschland den Sozialismus in seinem Herzen austrägt, liefern unsre Hochschulen ein schnödes Beispiel von deutscher Unduldsamkeit, von widernatürlicher Zwietracht. Wie viel Leichtsinn, wie viel Unwissenheit, wie viel Voreingenommenheit dabei mitspielen, liegt auf der Hand, und wenn es nicht so ungemein traurig wäre, würde es die Lachlust herausfordern, wie Leute, die aus denselben Gesellschaftsschichten hervorgegangen sind, dieselben Schulbänke gedrückt haben, dieselben Neigungen und Gewohnheiten zur Schau tragen, wie diese in einer Lebenszeit, welche naturgemäß gar keine Tendenz haben sollte, plötzlich aufhören sich zu kennen, um nach sechs Semestern „Erziehung“ die enragirtesten Gegenfüßler zu sein.

Dem Außenstehenden möchte es nun vielleicht scheinen, als ob sich hier nur jugendliche Beklemmungen äußerten, die vor dem Ernst des Lebens von selber schwänden und der Bemühung reifer Männer deshalb auch nicht wert seien. Dies wäre ein beklagenswerter Irrtum. Das Verhältnis zwischen Korps und Burschenschaften spielt tausendfach störend und irritirend in die Gesellschaft hinüber, und präjudizirt in endgiltiger Weise die Stellung von Leuten zu einander, die einander unaufhörlich, vor allem bei gemeinsamer Arbeit, berühren, und, wie die Sache liegt, voll Mißtrauen, geheimer Abneigung und bittrer Vorurteile berühren.

Es geschehen hier Dinge, die geradezu unglaublich klingen, die wir auch

um des lieben Friedens willen hier nicht wiederholen wollen, die aber die Beschwerde der Burschenschafter gerechtfertigt erscheinen lassen, daß ihnen, wie auf der Universität, so auch im spätern Leben ein „Ring" gegenüberstehe, der sie um jeden Preis zu ellipsiren suche, als ob sie aufgehört hätten, Landeskinder zu sein. „In welchem Korps waren Sie?" ist das erste, was ein Burschenschafter von gewissen Vorgesetzten gefragt wird, worauf dann die Nase des Fragestellers plötzlich aufwärts zu streben und ein mißbilligender Blick den Entlarvten zu belehren pflegt, daß er an dieser Stelle auf eine unbefangne Würdigung nicht zu rechnen hat. Erwägt man nun, daß von den etwa sechzig Burschenschaften, welche existirt haben, beziehungsweise noch existiren, mindestens 12 000, von den Korps mindestens 20 000 alte Herren vorhanden sind, daß unser gesamtes bürgerliches und öffentliches Leben von beiden wimmelt, daß jener trübe Konflikt somit hineingetragen wird in jedes Gerichts-, in jedes Beamten-, in jedes Lehrerkollegium, hineingetragen wird in jedes Reserveoffizierkorps, hineingetragen wird in jeden geselligen Kreis, in welchem Akademiker den Kern bilden, hineingetragen wird bis in die Familien, so wird man den Zustand der Dinge nur aufs äußerste beklagen und zugeben, daß alles daran gesetzt werden sollte, hierin Wandel zu schaffen.

Es sind die Hochschulen, woher das Übel kommt; hier sollte man es auch angreifen. Es sind nicht gesetzte Männer, es sind junge und unreife Bursche, die hier „erziehen" und erzogen werden, die es lieben, nach Art der Jugend in Heftigkeit und Übermut zu übertreiben, aber darum nicht minder Eindrücke, die ihnen in empfänglichster Lebenszeit, beim Eintritt in die Welt geboten werden, mit Starrheit festhalten bis zum Grabe; hier ist es, wo durch energische Pflege von Vorurteilen und gegenseitige Absperrung die Unfähigkeit großgezogen wird, fremde Existenzen nach ihrem richtigen Werte zu schätzen; hier ist es, wo die Rekruten für unser öffentliches Leben ihre Lust am Stank und am Hader lernen; hier ist es, wo die Söhne unsers Volkes, die in demselben Heere dienen, die auf demselben Felde fallen, zusammenleben wie Hund und Katze.

Es kann dem gegenüber gar keine lohnendere Aufgabe geben, als die Unbefangenheit wiederherzustellen, mit der die deutsche Jugend auf unsern Hochschulen einander begegnen sollte, die aber durch jenen, nun schon siebzig Jahre währenden Zank immer mehr vergiftet wird. Es ist längst ein Zank um des Kaisers Bart geworden, was thuts? Mit jedem Jahre wird es schlimmer. Wo man sich hinwendet, strömt einem ein dicker Dunst von angesammeltem Haß und Klatsch, Hochmut und Eigensinn entgegen, aber niemand will sich darüber erbarmen. Wenn der hohe Rat der Nation versammelt ist, steht wohl gar ein ehrwürdiger alter Herr auf und verkündet emphatisch: alles ist in musterhafter Ordnung, dies ist die Luft, welche unsern Studenten gesund ist.

Nein, wir können es nicht zugeben, daß die Verketzerung noch immer der volkstümliche und obligate Ausdruck für irgendeine Gegnerschaft in deutschen

Landen sei, daß man die Beziehungen, wie sie zwischen den Waffenverbindungen herrschen, hinnehmen müsse als etwas selbstverständliches und notwendiges. Mag man über das, was die Studenten ein „flottes Paukverhältnis“ nennen, denken wie man will, das schadenfrohe Gelächter, die verbissene Wut, die Schimpfereien, Prügeleien, ja Messerstechereien, die Verachtung und Verleumdung, welche die unweigerliche Begleitschaft des Verrufsverhältnisses bilden, sind hundertmal schlimmer.

Überall aber, wo ungesunde Existenzbedingungen so lange und auf so breiter Basis und gerade für den wertvollsten Bruchteil unsers nationalen Nachwuchses mit Gewalt aufrecht erhalten werden, wird dem Volksleben eine Wunde geschlagen, welche eitert und ansteckt. Das sollte man nicht vergessen.

Was aber soll nun geschehen?

Zunächst jedenfalls das Notwendige. Der Verruf muß fallen, die Gesinnung, die ihm zu Grunde liegt, muß gebrochen werden. Man darf nicht zusehen, wie unsre Hochschulen zu Brutstätten eines verstockten Mandarinentums herabgewürdigt werden. Es ist nicht die Uniform, welche dem akademischen Geist und den akademischen Zwecken entspricht, es ist nicht die Intoleranz. Mögen die jungen Leute ihre althergebrachten Namen und ihre besondern Schnurrpfeifereien behalten, wenn sie nicht anders können, aber mögen sie endlich lernen zusammengehen, statt sich nur zu verschreien und zu hassen. So, wie es zur Zeit steht, kann es und darf es nicht länger bleiben. Mit jedem Tage wird das Übel schlimmer, und eine spontane Heilung ist schon deshalb vollkommen ausgeschlossen, weil die Frage längst aus einer prinzipiellen eine bloße Interessen- und Machtfrage geworden ist. Die Gegner sind nicht gleich stark, das ist das Schlimmste! Die Korps haben das numerische Übergewicht, sie leben der Überzeugung, die Burschenschaften nicht nötig zu haben, sie erfreuen sich von altersher der Gunst der Mächtigen, sie dominiren auf mehreren Hochschulen vollständig, und das Dominiren ist eine so süße Gewohnheit. Das Herabsehen auf den „Büchsier“ ist nachgerade ein notwendiges Requisit für die Erziehung eines Korpsfuchsen zur Selbstachtung geworden, der Aberglaube, daß man von vornherein, ohne persönlich irgendetwas hervorragendes zu leisten, etwas besseres sei als jeder Burschenschafter, ist ein so behaglicher und so lange genährter, daß man ihm ohne heftigen Kampf nicht entsagen wird. Wir bezweifeln zwar keineswegs, daß es auf seiten der Korps an Unbefangnen und Weiterblickenden, welche der Lage der Dinge gerecht zu werden vermöchten, nicht fehlen wird. Doch hat leider jede von dort ausgehende Kundgebung immer nur darauf schließen lassen, daß der Gedanke, sich mit den Burschenschaftern zu vermischen und sie zu sich heranzuziehen, für das Gros etwas verblüffendes und unerhörtes bedeuten würde. Man ist noch nicht einmal soweit gekommen, die Burschenschaften zu erwähnen; sie sind garnicht da.*)

*) Hierfür von vielen Beispielen nur eins: dem Verfasser dieses Aufsatzes liegt eine sehr hübsch und sachgemäß geschriebne Broschüre eines „alten Herrn“ über „Duelle und Paukereien“

Auf der andern Seite wieder hat die Gründung des Eisenacher A. D. C. neue Hinkernisse für die Anbahnung gedeihlicher Verhältnisse aufgetürmt. Es ist dies die vor wenigen Jahren erfolgte allgemeine burschenschaftliche (aber nicht etwa „reform-burschenschaftliche") Vereinigung, eine Frucht bitterster Erfahrungen, ein Ausdruck der Erkenntnis, daß von den Korps im Leben nichts zu hoffen sei. Wir wollen uns nicht zum Mundstück aller Anklagen machen, welche an dieser Stelle erhoben werden, wir bedauern vielmehr erklären zu müssen, daß die Schätzung des Gegners bei manchen Burschenschaften womöglich noch befangner ist als umgekehrt. Doch ist die Beschwerde über die „perfide Politik der Korps" so typisch und besonders der Vorwurf, daß jeder Versuch einer Annäherung mit geradezu unerhörten und unerträglichen Zumutungen beantwortet worden, so allgemein, daß man die Gründung jenes Vereins verstehen lernt. Sie war das einzige, was den vorhandnen vitalen Interessen entsprach, und obwohl, wenn heutzutage keine Burschenschaften existirten, kein Mensch so sinnlos sein würde, welche zu gründen (da alles, was von den Schwärmern des Jahres 1817 am sehnlichsten erstrebt wurde, längst erreicht und überholt, und das, wogegen sie am heftigsten opponirten, längst verschwunden oder — Gemeingut ist), so mußte doch der nachhaltig hier angesammelte Groll allein schon genügen, den Lebensnerv für die Fortexistenz einer „burschenschaftlichen Sache" zu bilden, und die Verknöcherung des Verbindungswesens wurde endlich perfekt.

So wenden wir uns denn, da von den Beteiligten nichts zu erwarten ist, wieder einmal an jene Stelle, wo die Interessen unsers Volkes doch schließlich am gewissenhaftesten geprüft und am treuesten wahrgenommen werden. Man wird sich in unsern Kultusministerien dem Notstande, der unleugbar vorliegt, nicht verschließen können.

Viel, sehr viel ist schon verdorben; es sitzen aber Tausende junger Leute noch auf den Schulbänken, um über kurz oder lang in denselben unseligen Konflikt hineingezogen zu werden, um bald mit verkrüppeltem, bald mit über-

---

vor, wo es am Schlusse u. a. heißt, man sollte doch „wissen, daß diejenigen Studenten, welche die Waffenverbindungen bilden, den übrigen gegenüber in kleiner Minderheit sind. In Jena z. B. kamen im verflossenen Sommersemester auf 710 Immatrikulirte 27 Korpsbursche mit 29 Renoncen, also im ganzen 56 sogenannte Aktive. Die überwiegende Mehrzahl schließt sich solchen Verbindungen nicht an" 2c. Jeder Uneingeweihte muß doch notwendigerweise hieraus schließen, daß es nur eine Sorte von Waffenverbindungen gebe, welche sich Korps nennen, und daß nur den Korps das so eifrig nachgesuchte Wohlwollen zukomme. Hat der geehrte Statistiker wirklich noch nie von den drei Jenenser Burschenschaften gehört, die schon seit Jahrzehnten bis zum Tüpfelchen auf dem i jeder Anforderung genügen, welche man an eine Waffenverbindung stellen könnte, und von denen in guten Semestern eine so stark ist wie der ganze Jenenser S. C. zusammen? Wir enthalten uns, hier irgend einen weitern Argwohn zu hegen. Der „alte Herr" spricht am Eingang zu schön über die Wahrheitsliebe (der Perser) und die auf Wahrhaftigkeit beruhende Ehre — Worte, die man in Gold fassen möchte.

reiztem Selbstgefühl, hier voller Verbissenheit, dort voll maßlosen Dünkels, die Ungerechtigkeit, die sie auf den Hochschulen lernten, im Leben zu bethätigen. Wenn nach wie vor aus den Burschenschaften wie aus den Korps eine Menge netter Leute hervorgehen, an denen man seine Freude haben kann, so ist das lediglich ein Beweis für die unverwüstliche Anlage unsrer Jugend, und wir dürfen nicht ermüden in unsrer Forderung, daß um jeden Preis Mittel gefunden werden müssen, um für das große Ganze humanere und ersprießlichere Existenzbedingungen zu schaffen. Der Verfasser erlaubt sich, zuvörderst Ehrengerichte zwischen den Waffenverbindungen vorzuschlagen, als deren Obertribunal in allen Fällen, wo keine Einigung erzielt wird, das Universitätsgericht anzurufen wäre, um zu gleicher Zeit zu schlichten und die Bestrafung einzuleiten. Der Zweck dieser Ehrengerichte würde sein:

1. Verrufsverhältnisse ein für alle mal unmöglich zu machen;
2. ein Zeichen gegenseitiger Achtung unter unsern Studenten aufzurichten, unter welchen es nachgerade für ein Verdienst zu gelten anfängt, sich für satisfaktionsunfähig (d. i. unanständig) zu erklären;
3. einen größern Ernst in der Behandlung von Differenzen auf unsern Hochschulen einzuführen, wo heute bei steigender Provokationssucht und gespreiztem Betragen das Gefühl von Verantwortlichkeit für angethanen Schimpf überall in bedauerlichem Rückgange begriffen ist;
4. in den Waffenverbindungen ein korporatives Bewußtsein auszubilden, damit sie eine Quelle geläuterten Ehrbegriffs abgeben, aus welcher ohne Unterlaß gesunde Anschauungen über Tüchtigkeit und ehrenhafte Haltung in die Studentenschaft überströmen können, während alles, was aus dieser trüben Quelle heutzutage fließt, nur verwirrend und depravirend wirken kann.

Wenn, um ein typisches Beispiel anzuführen, ein Tübinger „Reugel" jeden ihm begegnenden in der frechsten Weise vom Trottoir rennt und auf die Frage: „Geben Sie Satisfaktion, mein Herr?" sich breitbeinig hinstellt und den Fragenden anbrüllt: „Ja, aber auf Fäuscht!" — so kann man ja einen ernsten Vorwurf gegen diesen Menschen garnicht erheben. Was thut er denn? Genau dasselbe, was er sich fortwährend zwischen den Korps und Burschenschaften abspielen sieht: sie „rempeln" sich, sie schimpfen sich, sie prügeln sich und — sie verweigern sich Satisfaktion!

Wende man an dieser Stelle ja nicht ein, die Studenten hätten nicht das Recht, sich als einen „Stand" zu fühlen. Standesvorurteile und Standeshochmut hat man hier reichlich gedeihen und ins Kraut schießen lassen; es wäre besser, man bemühte sich ohne weitere Begriffsklaubereien, lieber eine reinere und vollkommnere Standesehre zu erwecken.

Sollte man sich herbeilassen, obigen Vorschlag ins Auge zu fassen, so bieten sich den Universitätsrichtern die mannichfachsten Gelegenheiten, aus ihrer Reserve herauszutreten und die Studenten auf disziplinarischem Wege zu einer

Einigung zu zwingen. Aus der Fülle des Materials erlauben wir uns nur einen charakteristischen Fall mitzuteilen.

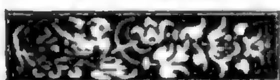
Es war im Sommer 1881, als ein junger Burschenschafter aus Königsberg in Bonn studirte. Er trug damals den rechten Arm in der Binde, da ihm die Muskulatur desselben durch einen wenige Monate vorher in Leipzig empfangenen Säbelhieb gelähmt war. Eines Abends hatte er das Unglück, mit einem alten Herrn eines Bonner Korps in einen Wortwechsel zu geraten, dessen Veranlassung durchaus hinfälliger Art war, der aber nichtsdestoweniger von neuem zu einer schweren Forderung führte. Er ging, ohnehin ein Stümper, auf krumme Säbel links los und starb drei Tage darauf an einem Hieb in die Lunge. Der andre, der bereits einmal das Unglück gehabt hatte, einen Gegner zu töten, floh über die Grenze und ist mittlerweile in Amerika verstorben. Es fielen somit zwei Existenzen nicht vor dem sogenannten Moloch Duell, sondern dem wirklichen Moloch: „Verruf zwischen Korps und Burschenschaften." Jener unglückliche Ausgang wäre auf jeden Fall vermieden worden, wenn dieses chronisch gewordne Verhältnis nicht jeden Kontrahenten von vornherein in eine ganz falsche Position brächte, und so frivol und unnütz jedem Unbefangnen jenes Dull erscheinen muß, so vollkommen entspricht es doch der vorhandnen Stimmung und den herrschenden Gebräuchen. Hier leichtfertige Provokation, dünkelhafte Geringschätzung, dort ein tiefes Mißtrauen, eine krankhafte Reizbarkeit, in den meisten Fällen auch bei zwingenden Ursachen ein gänzliches Absehen von Schlichtung oder eine Erledigung mit Mitteln, wie sich ihrer der Bauer bedient, und ein andermal wieder ohne Anrufung eines für beide Teile kompetenten Ehrengerichtes ein sinnloses Duell mit tötlichem Ausgange! Man fragt sich wirklich: Haben die Universitätsgerichte noch immer keine andre Aufgabe, als Pedelle und Polizeidiener hinter den Studenten her in Atem zu erhalten, und haben sie aufgehört, verantwortlich zu sein für das Unheil, welches auf unsern Hochschulen angerichtet wird? Die Schlägermensur, dieses so unentbehrliche kleine Übel zur Verhütung größerer, sucht man nach Kräften zu verhindern, und unaufhörlich müssen die schon genugsam in Kontribution gesetzten Eltern das abgepfändete Paukzeug wieder einlösen; auf der andern Seite wieder geschieht nichts, garnichts, um heilsame Beziehungen zwischen unsern Studenten herzustellen, und der alte Schlendrian fordert unerhörte Opfer, Opfer an kostbaren Leben, größere Opfer durch Ruinirung gesunder Jugend, indem man sie zwingt, sich falsch zu entwickeln. Wenn von Übelwollenden der Vorwurf erhoben wird, daß der Ehrbegriff auf unsern Hochschulen sich in einer heillosen Verwirrung befinde, angesichts obiger Thatsachen kann man ja garnicht widersprechen. Sollte es nicht wirklich die Aufgabe aller Beteiligten sein, jenen Begriff wieder zu heben und zu veredeln?

Das trostlose Verhältnis zwischen Korps und Burschenschaften ist zur Zeit der springende Punkt. Hier muß man den Hebel ansetzen. Will man aber

den Waffenverbindungen durchaus zu Leibe, will man durchaus von dem Überhandnehmen und dem „Unfug des Mensurwesens“ sprechen, ohne seine sittliche Berechtigung als Förderungsmittel der Mannhaftigkeit und Furchtlosigkeit, als einen vortrefflichen Blitzableiter für die unvermeidlichen Händel, als ein unschätzbares Gegengewicht gegen die Lüderlichkeit und die Sitten des Quartier latin anzuerkennen, so schaffe man der akademischen Jugend einen andern Sport. Die Mensur ist den deutschen Studenten das, was den englischen Studenten das Rudern: sie ist volkstümlich im höchsten Maße, und wir fragen wieder: Muß denn alles, was in Deutschland volkstümlich und historisch berechtigt ist, verkümmert und in die Rumpelkammer geworfen werden zu Gunsten einer neuen Schablone, statt es fortzuentwickeln? Werden in Oxford und Cambridge die Wettruderer polizeilich verfolgt? Oder ist in England auf dem Wasser noch niemand umgekommen? Vom Boxen garnicht zu reden, und vollends von der Jagd. Geschieht auf der Jagd nicht alljährlich sehr viel mehr Unheil als auf der Mensur? Weshalb verfolgt man nicht die Jagd? Ist es anderseits vielleicht ein Zufall, wenn in unsern Geschichtsbüchern alle Augenblicke von der alten germanischen Kampfesfreudigkeit erzählt wird? Und müssen unsre Bursche nur deshalb kostbare Tage auf den Festungen vertrödeln, weil sie mit gleichen Instinkten geboren wurden wie ihre Voreltern?

Die „edelsten Kräfte der Nation“ sind von einem nun schon dahingegangnen Parlamentarier gelegentlich im Hausirhandel entdeckt worden. Arme akademische Jugend! Wie wenig magst du an dieser Stelle doch gelten? Wo findet sich dein Anwalt?

Berlin, im Januar 1886. R. H.



Moderne Probleme.



n dem Bestehenden Kritik zu üben ist ein so echt menschlicher Zug, daß die Richtung auf das Negative, die dadurch bei den Durchschnittsgebildeten großgezogen wird, wenigstens in der Gegenwart kaum mehr als auffallend und im Grunde doch als abnorm angesehen wird. Probleme hat eben jede Zeit gehabt, mußte sie haben, sofern sich nicht irgend einmal in dieser unvollkommenen Welt die Menschheit hat entschließen können, mit dem zufrieden zu sein, was sie besaß. Und da im großen und ganzen Probleme immer Differenzen bedeuten zwischen

dem, was ist, und dem, was sein sollte, so ist jener kritische Zug ja am Ende ein idealistischer, den man gutheißen kann.

„Was sein sollte,“ nicht im Interesse bestimmter Parteien und Anschauungsweisen, sondern nach den Vorschriften vernünftigen Denkens, ist heutzutage vielleicht ein wenig mehr als früher das Ziel der kritischen Lösungsversuche moderner Probleme. Denn nicht nur die innere Freiheit, wichtige Punkte unsers geistigen Ich durch konsequente Anwendung des Verstandes festzustellen, nicht nur das Erfahrungsmaterial hat zugenommen, dessen wir uns bei dieser Verstandesarbeit bedienen können; viel größer, viel tiefer ist auch die Einsicht geworden, daß bei der Regelung allgemeiner und öffentlicher Interessen vor allen Dingen die historischen Bedingungen zu berücksichtigen sind. Wenn nur trotz alledem moderne Probleme Aussicht hätten, gründlicher, d. h. vor allem auf länger hinaus gelöst zu werden, als es den frühern, vergangnen beschieden war! Wenn nur nicht gerade dieser historische Sinn in dem Bestreben, alles den gegebenen Verhältnissen anzupassen, erst recht dazu angethan wäre, ephemere Lösungen zu schaffen! Und endlich: auch das reinste, vernunftgemäßeste Denken hat Voraussetzungen, seien sie auch nur ganz allgemeine, metaphysische. Es ist deshalb in Wahrheit nicht rein, sondern nur weniger vielseitig bedingt und, in der Gegenwart, vielleicht freier von Rücksicht auf allerlei hergebrachte Verschnörkelungen und Verhüllungen der einfachen Vernünftigkeit.

Mit einer endgiltigen Lösung ist es also ein für allemal ein sehr heikles Ding, und am Ende kommen alle derartige Versuche doch nur zu dem Ergebnis derjenigen spezifisch modernen Einrichtungen, die sich professionsmäßig mit der Lösung politischer und sozialpolitischer Probleme befassen: zu dem Ergebnis parlamentarischer Arbeit. Es wird am guten Ende ein modus vivendi gefunden, der für eine Reihe von Monaten und Jahren eben darum erträglich paßt, weil er für keinen und keines vollkommen paßt. Denn nicht nur die historischen Bedingungen in ihrem schnellen Wechsel machen diesen Notbehelf so unvermeidlich. Die Gesellschaft selbst, für deren Interessen der Kampf der Meinungen entbrennt, ist innerlich nicht homogen; zwei Generationen mindestens stehen sich mit dem Anspruch gegenüber, die öffentlichen Fragen in ihrem Sinne gelöst zu sehen. Die Bedingungen aber, unter denen jemand Mann geworden ist, sind zugleich die Bedingungen seiner geistigen Existenz; nur das Genie mag hiervon teilweise eine Ausnahme machen. Der mit den Anschauungen vergangner Jahrzehnte genährte kann deshalb mit dem ganz von modernem Lebenssaft getränkten in jeder einzelnen praktischen Frage einen Kompromiß schließen, eine prinzipielle Lösung aber nimmermehr vereinbaren.

Der Besprechung von Hartmanns neuem Buch*) Betrachtungen dieser Art vorauszuschicken, hat seinen guten Sinn. Denn der Verfasser hat die ein-

*) Eduard von Hartmann, Moderne Probleme. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1886.

zelnen Objekte seiner Auseinandersetzungen weder systematisch aus den verschiednen Gebieten des modernen Lebens zusammengetragen und etwa ihrer Wichtigkeit entsprechend angeordnet, noch ist es ihm im einzelnen um jene prinzipielle Lösung zu thun gewesen, die in Wahrheit doch nur eine Lösung unter gewissen Prinzipien geworden wäre. Ihm deshalb Oberflächlichkeit vorwerfen, hieße aber ganz und gar den einzig verständigen Zweck verkennen, den ein Buch so weitreichenden Inhalts haben kann, sobald es äußerlich auf vielbändige Dickleibigkeit — vielen Leuten noch immer die conditio sine qua non für wissenschaftlichen Inhalt — verzichtet. In das Getümmel der Meinungen will es helle Schlaglichter werfen, dem im allgemeinen nach Orientirung suchenden will es feste Anhaltepunkte geben, dem Unklaren und Kurzsichtigen freie Perspektiven eröffnen. Dabei muß es natürlich selbst den behandelten Gegenständen gegenüber nicht nur ganz bestimmte Standpunkte einnehmen, sondern zu diesen Standpunkten auch zu bekehren suchen. Nun ist es mit Rücksicht hierauf wirklich dankenswert, daß der Verfasser fast durchgängig seine eigenartige und die Dinge in ganz subjektiver Beleuchtung lassende Metaphysik beiseite gesetzt, sowie daß er den Grundtenor seiner Weltanschauung, den Pessimismus, zur charakteristischen Beleuchtung moderner Verhältnisse beinahe nirgends benutzt hat. Es läßt sich in Fragen, die aus der Praxis des sozialen Lebens herrühren oder die doch zum Zwecke praktischer Umgestaltung konkreter nationaler Lebensverhältnisse aufgeworfen werden, ohne Zweifel sehr viel mehr thun, wenn man sie im Rahmen der augenblicklichen wirklichen Lebensumstände, als wenn man sie, abstrahirend und verallgemeinernd, sub specie aeterni betrachtet. Uns Deutschen fehlt es ohnehin nicht an Versuchen letzterer Art, die ohne Rücksicht auf eine mögliche Verwirklichung des Geforderten allgemeine und spezielle Kulturordnungen auf Grund bestimmter metaphysischer Voraussetzungen konstruiren. Eine noch so geistreich und vortrefflich geschriebene Theorie des großen Krieges nutzt aber dem fechtenden Soldaten nichts, der lernen muß den Feind erkennen, sich decken, das Terrain benutzen, um vorwärts zu kommen.

Dem Autor in seine einzelnen Betrachtungen hinein zu folgen, würde das Maß einer kurzen Besprechung allzu sehr überschreiten. Nur einzelnes sei deshalb von dem Inhalte des Buches hervorgehoben, soweit es besonders interessant oder anfechtbar erscheint. So ist es, bei dem Gewicht, den Hartmanns Name besitzt, gewiß von Interesse, ihn gleich im ersten Abschnitte des Buches eine Lanze gegen den Vegetarianismus brechen zu sehen. Nicht aus metaphysischen Gründen, etwa weil wir im Tier eine uns verwandte Partialerscheinung des geistigen Prinzips verletzen, wie dergleichen von besonders geistreichen Verfechtern der Pflanzennahrung wirklich herbeigezogen worden ist, sondern aus gut physiologischen, die noch dazu den Vorzug leichter Verständlichkeit haben. Soweit Pflanzennahrung leicht verdaulich ist, hat sie im Vergleich mit dem Fleisch nur geringen Nährwert, und soweit sie, wie in den

Hülsenfrüchten, viel Nährwert besitzt, ist sie im Vergleich mit dem Fleisch schwer verdaulich. Richtig ist dieser Satz, ganz ohne Zweifel. Belehren wird er aber niemanden, denn der Vegetarianismus entspringt nicht aus physiologischen Erwägungen, sondern aus hyperzivilisirter, mit Empfindsamkeit durchsetzter Diftelei und läßt sich nur zur eignen Beruhigung und pro forma eine physiologische Fahne vorantragen. Darum ist es sehr am Platze, wenn Hartmann ferner dem so oft gemißbrauchten Humanitätsprinzip die Leuchte vorhält und den Vegetarianern mindestens eine bedenkliche Willkür in der Anwendung dieses heikelsten aller Prinzipe nachweist.

Im vierten Aufsatze: „Die Lebensfrage der Familie" tritt unser Autor der modernen Ehelosigkeit mit einer Entschiedenheit entgegen, die bei einem Manne, welcher mit so trübem Erfolge die Bilanz des Lebensgenusses (in seinem Hauptwerk) zog, etwas eigentümlich berührt. Oder ist das Eingehen einer Ehe am Ende garnicht die sehr entschiedne Bejahung des Willens zum Leben, als die es von naiven Leuten gewöhnlich angesehen wird? Auf jeden Fall hat Hartmann darin Recht, daß die zunehmende Ehelosigkeit im letzten Grunde nicht an dem Steigen aller Preise, an der Schwierigkeit einer auskömmlichen Einnahme liegt, sondern in dem Zurückgehen der sittlichen Energie, in der Zunahme eines auf unedle und äußerliche Dinge gerichteten Egoismus. An diesem Fehler nehmen beide Geschlechter gleichmäßig teil, und wenn er beim Manne naturgemäß mehr auffällt, so ist er, wenigstens in den eben erwähnten Folgen, beim Weibe umso unnatürlicher und zeugt von einem sehr viel tiefern Herabsinken vom normalen, durch die Natur gebotenen Standpunkte, als beim Manne. Denn die Natur des Weibes erfüllt sich erst in der Ehe, oder doch in dem, was bei Kulturvölkern im allgemeinen nur in der Ehe zur Geltung kommt: in der Mutterschaft. Hartmann behandelt das angeschlagene Thema sehr eingehend und klar, und seine Befürchtung, die schonungslose Aufdeckung aller dahin gehörigen Momente würde manchem Leser peinlich sein, wird in Wirklichkeit kaum anders als bei denen eintreffen, die sich selbst getroffen fühlen. Nur daß er die einer modernen gebildeten Ehe entgegenstehenden Hindernisse doch wirklich etwas zu gering anschlägt. Er mißbilligt es ausdrücklich, daß (S. 69) „Mädchen vor dem Gedanken zurückschaudern, als Frau in ein Hauswesen eintreten zu sollen, wo ihnen zwar die grobe Arbeit durch eine Magd abgenommen wird, aber das eigentliche Kochen, das Schneidern ihrer eignen Kleidung und derjenigen für die Kinder, und, was am schwersten wiegt, die tägliche und nächtliche Kinderpflege auf ihre eignen Schultern fallen würde." Nun, offen gestanden, es braucht ja nicht immer ein „Schaudern" zu sein; ob aber ein Mädchen, um das sich ein gebildeter Mann bewirbt, bei der Aussicht auf alle die aufgezählten Pflichten nicht zweifeln muß, ob sie nebenher auch ihrem Manne eine Gattin in geistiger und sittlicher Hinsicht sein kann, und ob sie nicht Recht thut, wenn sie lieber auf solche Ehe verzichtet, als sie nur quoad

corpus auszufüllen, wäre doch sehr die Frage. Und gar so leicht wie Hartmann möchten doch wenige zu der Entscheidung kommen, daß der Ehemisere gegenüber jede Bildung, die dem Weibe vorzugsweise eine geistige Richtung giebt, jede „Töchterschulenbildung" vom Übel sei. Mit jeder Beschränkung der geistig-sittlichen Wirkung des Weibes in der Ehe wird dieselbe herabgewürdigt, vor allem zum bleibenden Schaden der Nachkommenschaft. Denn, irren wir uns nicht: das Beste, Beglückendste, was wir haben, die Reinheit und Individualität unsers Empfindens, die Grundlage mithin von dem, was später durch eigne und fremde Arbeit Edles und Bedeutendes aus uns gemacht werden kann, haben wir von unsern Müttern. Und so möchte am Ende jenes „Schaudern" einen unbewußten Protest gegen allzu große Einengung in die Schranken kleinbürgerlicher Lebensenge bedeuten.

Wir übergehen die folgenden Aufsätze, die sich zum größten Teil gegen praktisch bedeutsame Mißstände unsers modernen nationalen Lebens wenden, um uns zu einem der letzten, über „der Bücher Not," zu wenden. Ein innerer Zusammenhang mit dem eben besprochnen weist uns ohnehin zu ihm. Das alte Lied von dem mangelhaften Bücherkauf der gebildeten Deutschen wird wieder von neuem gesungen. Mit vollem Recht; darüber kann im Ernst kaum ein Zweifel sein. Nur daß der eben noch so lebhafte und beredte Vertreter eines bescheidnen Daseins in eigner anspruchsloser Häuslichkeit doch mindestens die große Klasse des verheirateten gebildeten Mittelstands von der Schuld einer Unterlassungssünde auf diesem Gebiet freisprechen sollte! Welcher Mann, dessen Familie eben nur durch beständige geistige und körperliche Aufopferung der Hausfrau existiren kann, würde recht daran thun, die verfügbaren Mittel durch Bücherankauf noch mehr zu schmälern? Wie viele gebildete Männer, Beamte namentlich, Philologen, Juristen, gehen jahraus jahrein an den Buchläden mit sehnsüchtigem Blick auf die ausliegenden Neuigkeiten vorüber, weil ihnen ihr Beutel außer dem spärlichen Aufwand für ein und das andre Journal, für Schulbücher und unvermeidliche Geschenke durchaus keine Buchhändlerrechnung gestattet! Freilich giebt es daneben Tausende, die es für ganz selbstverständlich halten, für ihren täglichen Bedarf an Zigarren und Bier Summen auszugeben, deren zehnter Teil, auf Bücher verwendet, ihnen als unverantwortlicher und ihrer Einnahme durchaus nicht entsprechender Luxus erscheinen würde. Bei ihnen aber ist doch richtiger das allgemeine Darniederliegen geistiger Interessen, als die Unlust am Bücherkauf anzuklagen. Im übrigen ist, was Hartmann sagt, leider sehr wahr: die unselige, so gänzlich nichtige und bestenfalls unschädliche Sucht, Politik zu treiben, absorbirt im modernen Leben den größten Teil der geistigen Bethätigung unsrer Gebildeten; dem Anstandsbedürfnis aber, Bücher zu besitzen, kommen die billigen Klassikerausgaben mit ihrer stereotypen Auswahl der Autoren als eine Art wohlfeiler Massenfütterung entgegen.

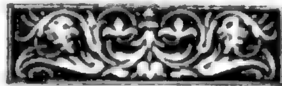
Falsch würde es sein, diesem Übelstande etwa, wie Hartmann meint, durch

Bekämpfung des Einflusses der Zeitungen und Journale entgegenzutreten, deren Lektüre Zeit und Spannkraft über alles verständige Maß hinaus in Anspruch nimmt. Denn bei der modernen Richtung auf „Aktualität,“ praktische Teilnahme am Geschehenden, ist ein solcher Kampf von vornherein ganz aussichtslos. Vielmehr wird eine wirksame Abhilfe einzig und allein von der allmähligen Vermehrung des Nationalreichtums, von der Hebung des allgemeinen Wohlstandes zu erwarten sein. Je größer die Zahl der Leute ist, die über das unmittelbare, selbst hoch gesteigerte Bedürfnis einnehmen, umso größer ist der Bruchteil derselben, der zu den Luxusausgaben auch die für Bücher rechnet. Im übrigen wird sich das vielbeseufzte „eherne Lohngesetz“ auch hier geltend machen. Wenn der Staat einmal imstande sein wird, seinen Beamten ein nennenswert höheres Gehalt zu geben, so wird er in Wirklichkeit sich dadurch zu diesem Schritte gedrängt sehen, daß mit dem seitherigen eine Familie nicht mehr standesgemäß zu unterhalten ist. Für eine Bibliothek bleibt dann doch wieder nichts übrig. Beamte aber bilden, bei unsern deutschen Verhältnissen, denn doch den größten Teil des „gebildeten Mittelstandes.“

Nach einem halb scherzhaft gehaltenen Aufsatze über „die epidemische Ruhmsucht unsrer Zeit“ schließt Hartmann mit einer Arbeit über den „Somnambulismus,“ die nach Ausdehnung und Inhalt die wichtigste des Buches bildet. Ihm ist es vorläufig zweifelhaft, ob das „im tierischen Magnetismus wirksame dynamische Agens mit einer der uns bekannten Naturkräfte identisch, oder eine noch unerforschte neue Proteus-Gestalt der einheitlichen Naturkräfte sei.“ Und eben deshalb ist er sehr vorsichtig in seinen positiven Behauptungen über die rätselhafte Erscheinung. Er vergleicht ihre einzelnen Momente, immer zugleich polemisch gegen die meisten der einschlägigen neuen Arbeiten, mit den Merkmalen des Schlafes, mit der allgemeinen Sensitivität, mit der Hyperästhesie und der Beschleunigung des Vorstellungswechsels bei Fieberdelirien. Er ist überzeugt, daß der „spontane Somnambulismus zunächst ebenso zweifellos ein Symptom einer Erkrankung des Nervensystems sei, wie Epilepsie, Veitstanz oder Irrsinn.“ Dies Resultat der angestellten Vergleichungen führt dann weiter zu dem Ausspruch, daß der Somnambulismus psychologisch tiefer stehe als das wache, bewußte geistige Leben. Für diese Worte können wir angesichts des widerlichen und oft betrügerischen Mißbrauchs, den unsre so vorzüglich aufgeklärte Zeit bewundernd gutheißt, dem Philosophen ganz besonders dankbar sein. Bei ihm wenigstens wird niemand grundsätzliche Antipathie zu Gunsten einer einmal erfaßten Weltanschauung vermuten, wie wir sie allenfalls bei Materialisten und Sensualisten voraussetzen dürfen. Zum Überfluß spricht er den guten Grund zu seinem herben Urteil noch einmal klar und bündig aus: der Somnambulismus enthülle, als ein rein pathologischer Zustand, keine einzige neue Funktion des menschlichen Geistes, sondern zeige bekannte Funktionen in andrer Zusammenstellung.

Als würdiger und interessanter Schluß des Buches erscheint der Versuch, wenigstens „das hellsehende Ahnen von räumlich oder zeitlich weit entfernten Vorgängen“ zu erklären. Er führt uns mitten in des Verfassers metaphysische Anschauungen, die jedenfalls den Vorzug haben, im Prinzip mit denen des größten nachhegelschen Philosophen, Hermann Lotzes, verwandt zu sein. Ein „konkreter Monismus“ würde unbedingt erheischen, daß in dem einen Seienden alles individuell Seiende eine Rückwärtsverbindung finde, daß also die Individualseele „gleichsam ein zentraler Telephonanschluß“ die Zustände andrer individuell existirender Dinge vermittle.

Vermutlich wird über unser Buch der Zorn der Kritik von rechts und links her ausgeschüttet werden. Denn wer sich in die Welt mit einem Werke von scharf markirter Eigenart einführt, darf heute mehr denn je darauf rechnen, daß überaus scharfsinnige Leute bei jedem folgenden in alle Zukunft hinein den Charakter des ersten wittern. Und Hartmann hat mit seiner „Philosophie des Unbewußten“ bei zu vielen angestoßen, als daß sich nicht übergenug Scharfsinnige unter ihnen finden sollten. Möge sich niemand die Lust verkümmern lassen, selbst zu lesen.



Stil und Mode.



Das folgende soll keine ästhetische Abhandlung allgemeinen Inhalts werden, auch kein Versuch, die beiden Begriffe „Stil“ und „Mode“ zu definiren. Jedes Schulkind weiß heutzutage, was „stilvoll,“ und noch besser, was „Mode“ ist. Wir wollen nur in einem Rückblicke auf das verflossene Jahr aufzuspüren versuchen, ob und inwieweit sich die Mode zum Stil verdichtet oder beruhigt hat. „Beruhigt“ ist wohl in der Zeit, in welcher wir leben, der richtigste Ausdruck. Die Unruhe, der ewige Wechsel ist das Zeichen unsrer Zeit, das Beharren aber, welches unsre Altvordern, d. h. noch die Männer, die mit Goethe alt geworden waren, als ihr Ideal, dann als ihren Vorzug preisen durften, auch für uns das Erstrebenswerte. Haben wir nur irgendeine Hoffnung, aus unsrer Unruhe herauszukommen? Wird unser Leben, d. h. die ästhetischen und kulturgeschichtlichen Erscheinungsformen desselben, zum Beharren, zum Bleiben im Wechsel gelangen, wenn auch nur für die kurze Spanne eines Menschenalters?

Um unsern Standpunkt, das Ergebnis unsrer Anschauungen und Beobachtungen gleich von vornherein zu kennzeichnen, müssen wir diese Fragen mit Nein! beantworten. Nirgends, wohin wir auch blicken mögen, sind Keime,

Ansätze zu bemerken, aus welchen ein originaler Saft emporquellend neue Sprößlinge treiben könnte. Wie einst die Erinnys dem Fuße des flüchtigen Orestes folgte, so heftet sich an unsre Fersen der Fluch der Nachahmung. Nur sieht die Sache im Lichte des neunzehnten Jahrhunderts viel weniger tragisch aus. Wir sind nicht die beklagenswerten Opfer eines dunkeln, unentrinnbaren Verhängnisses, sondern unfreiwillige Komiker, die Affen sämtlicher Jahrhunderte, und kein Areopag der Welt könnte uns von den zahllosen Sünden freisprechen, welche wir im Laufe der letzten fünfzehn Jahre auf den Gebieten der Kunst, des Kunstgewerbes und des guten Geschmacks begangen haben.

Dieser Vorwurf trifft freilich uns Deutsche nicht allein. Er ist ebenso sehr bei Franzosen und Engländern angebracht, welche heutzutage allein eine den Deutschen gleiche Weltstellung einnehmen und deshalb allein in allen umfassenden Fragen mit uns verglichen werden können. Die Nordamerikaner kommen trotz größerer materieller Mittel nicht in Betracht, weil ihre geschichtliche Entwicklung noch zu jung ist und weil sie die Zeit, welche ihnen der Kampf um die Konsolidirung ihres Territorialbesitzes übrig gelassen hat, zur Aneignung aller technischen Mittel und Fertigkeiten verwenden mußten. Auch sie werden sich über kurz oder lang auf dem Kampfplatze einfinden, auf welchem man um die Palme in idealistischen Bestrebungen wetteifert, weil uns die weltgeschichtliche Erfahrung gelehrt hat, daß die technische Fertigkeit stets die Grundbedingung für jede That des Geistes gewesen ist.

Wir Deutsche sind jedoch im Nachteil, obgleich wir uns in dem Messen unsrer Kräfte, in der Abwägung unsrer Tugenden und Fehler auf Engländer und Franzosen beschränken dürfen. Diese beiden Nationen blicken auf eine Kulturentwicklung zurück, welche niemals so lange und so gewaltsam zerrissen worden ist wie die deutsche durch den dreißigjährigen Krieg. In Frankreich und England haben immer Monarchen den Zeitgeschmack bestimmt, welchen wir heute im Lichte der Geschichte als „Stil" bezeichnen. In jenen beiden Ländern hat der Kunstgeschmack eine gesetzmäßige Entwicklung gehabt, welche sich dort an die Namen Franz I., Henri II., Henri III., Louis XIII., Louis XIV., Régence, Louis XV. und Louis XVI., Premier empire, hier an die Namen Heinrich VIII., Tudor, Elisabeth, Königin Anna, an die drei George knüpft. Wir in Deutschland kennen diese feinen Stil-, Geschmacks- oder Modeunterschiede nicht. Wir sprechen, ganze Jahrhunderte umfassend, von Renaissance, Barock-, Rokoko- und Zopfstil, von Hellenismus und Klassizismus. Etwas spezifisch nationales verbinden wir aber mit diesen Begriffen nicht, und deshalb sind wir so sehr geneigt, fremde Stileigentümlichkeiten, welche mit unserm Nationalcharakter nicht die geringsten Berührungspunkte haben, ohne weiteres zu adoptiren und mit solcher Vollkommenheit nachzuahmen, daß deutsche Erzeugnisse noch heute, wie es seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert üblich war, mit dem französischen Fabrikstempel in die Welt gehen.

Die Wurzel dieses vererbten Übels liegt in der deutschen Kleinstaaterei, mit welcher erst in unsern Tagen so aufgeräumt worden ist, daß der gegenwärtige Zustand als ein erträglicher und gedeihlicher gelten kann. Aber unser Geschlecht kann die Früchte dieser Aufräumungsarbeit nicht mehr ernten, und deshalb müssen wir uns in der immerhin tröstlichen Zuversicht bescheiden, mehr gewußt zu haben, als alle unsre Vorfahren zusammengenommen, aber auch weniger geleistet zu haben. Diejenigen, welche die alte Kaiserherrlichkeit zum erstenmale wieder geschaut haben, sind auf künstlerischem Gebiet ein unproduktives Geschlecht. Wir müssen uns mit dieser bittern Wahrheit vertraut machen. Auf der andern Seite winkt uns der Trost, daß wir in allen technischen Fähigkeiten so außerordentlich weit vorgeschritten sind, daß wir unsern Erben glatte Wege geschaffen haben. Mögen sie sehen, wie sie auf diesen Wegen weiterkommen! Mögen sie sich aber auch hüten, unsre Aufräumungsarbeiten weiter fortzusetzen, als zur Erhaltung des großen Staatsganzen unbedingt nötig ist. Wie wir aus der geschichtlichen Entwicklung Englands und Frankreichs gelernt haben, giebt die Zentralisation der Reichsgewalt den Anstoß zu einer Erstarkung des Nationalgefühls, welches eine sichere Grundlage für die Konstituirung eines mächtigen Staatswesens bildet. Aber auf der andern Seite haben wir auch eingesehen, wie gefährlich den Machthabern das übermäßige Wachsen einer Zentralstelle wie Paris werden kann, und wie schwierig es ist, die irische Bevölkerung einem Stamme mit so stark entwickeltem Nationalgefühl wie dem englischen zu amalgamiren. Es war daher ein äußerst weiser Akt der deutschen Reichsregierung, den Braunschweigern nicht ihre Selbständigkeit zu nehmen, sondern sie vielmehr unter einem starken Regiment vor allen Fährlichkeiten und Schwankungen zu wahren.

Diese politischen, aber eigentlich nur kulturgeschichtlichen Betrachtungen stehen mit unserm Thema in engem Zusammenhang. Während in Frankreich die Provinzialmuseen und die Kunst- und kunstgewerblichen Schulen der Provinz für die Entwicklung des allgemeinen Geschmacks so gut wie gar keine Bedeutung haben, dieser vielmehr ausschließlich von Paris diktirt wird, stehen die gleichen Institute in Berlin, Dresden, München, Wien (wir rechnen Deutschösterreich hinzu), Stuttgart, Karlsruhe u. s. w. so ziemlich auf derselben Höhe des Einflusses. Das ist ein unbestreitbarer Vorzug der deutschen Kleinstaaterei. Ein Vorzug aber der Zusammenfassung dieses vielgestaltigen Staatenwesens in dem Reichsgedanken besteht darin, daß jener Einfluß sich keineswegs auf das engere Gebiet jener genannten Städte beschränkt. Wir verdanken es einerseits der durch Gründung des deutschen Reiches erfolgten Beseitigung der Zoll- und anderer Schranken, welche früher zwischen den einzelnen Staaten bestanden hatten, anderseits den Gewerbe- und Industrieausstellungen, daß fast überall ein gleiches Niveau technischer Fähigkeit erreicht worden ist. Wir sehen in den Kunstgewerbemagazinen und in den Schaufenstern der Schreiner, Dekorateure, Bronzewaarenhändler u. s. w.

in Köln, Hamburg, Hannover, Magdeburg, Leipzig, Darmstadt dieselben Gegenstände in denselben Formen. Im deutschen Parlamente sind sieben oder acht verschiedne politische Glaubensbekenntnisse vertreten; aber ganz Deutschland hat nur einen Cuivre-poli-Stil.

Wenn nur aber dieser gemeinsame Stil ein vernünftiger wäre, oder wenn man ihm die Ruhe ließe, sich in vernünftigen Bahnen zu entwickeln! Aber man gönnt der Industrie diese Ruhe nicht. Ihr Stolz liegt in der Nachahmung.

Was haben wir damit erreicht, daß unsre Kunsttischler jetzt — es ist die Mode dieses Jahres — triumphirend auf Möbel im Geschmack Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. hinweisen können, die viel sauberer und solider gearbeitet sind als die echten alten? Den französischen Handwerkern sagen diese Stilformen etwas, weil sie mit ihnen von Jugend auf vertraut, weil dieselben aus ihrer nationalen Entwicklung erwachsen und beständig in Übung geblieben sind. Uns Deutschen sind diese teils gravitätischen, teils leichtfertig koketten Formen nur eine gleichgiltige Kuriosität. Eine gleiche Berechtigung seines Unternehmens darf ein Münchener Maler in Anspruch nehmen, welcher gegenwärtig mit dem Modell eines japanischen Zimmers herumreist, um reiche Kunstliebhaber zu japanischen Zimmereinrichtungen zu verlocken. Giebt es einen thörichteren Gedanken? Der Künstler mutet uns zu, daß wir die gemauerten Wände unsrer Zimmer mit Schirmen aus leichtem Holze verkleiden sollen, welche mit bemaltem Atlas überzogen sind. Er verlangt, daß wir uns nach japanischer Manier auf niedrigen Truhen zusammenkauern und um niedrige Tischchen herumhocken sollen. Und doch hat er ebenso Recht wie die Tischler mit ihren Stühlen à la Louis XIV., deren hohe steife Lehnen wir garnicht brauchen, weil wir keine Allongeperücken und unsre Damen keine Fontangen tragen.

Diese Nachahmungssucht, diese unheilvolle Neigung zum Fremden bringt uns in die größte Verlegenheit, sobald es sich um die Lösung einer großen Aufgabe handelt. Wenn in Frankreich ein monumentales Gebäude errichtet werden soll, so ist der Architekt keinen Augenblick über die Wahl des Stils im Zweifel. Sein Louvre, sein Palais von Fontainebleau, seine Renaissanceschlösser sind ihm mustergiltige Beispiele echt nationalen Gepräges. Wir Deutsche haben über der Nachahmung des Fremden noch keine Zeit gehabt, uns einen eignen Stil zu schaffen. Wir genießen aber dafür den Ruhm, daß die französische Gothik nirgends so grandios, die italienische Renaissance nirgends so malerisch, der italienische Barockstil nirgends so majestätisch und das Rokoko nirgends so geistvoll und graziös ausgebildet worden sind wie in Deutschland. Wir haben es erlebt, daß bei der Konkurrenz um das deutsche Reichstagsgebäude die Verfasser des mit dem zweiten Preise gekrönten Entwurfes den Stil der französischen Renaissance für den passendsten gehalten hatten und daß ihrem Projekt ein andres minder geniales vorgezogen wurde, weil dessen Verfasser wenigstens einen originellen Gedanken gehabt und konsequent durchgeführt hatte.

Das bedeutendste künstlerische Ereignis des verflossnen Jahres war die Konkurrenz um das Reichsgerichtsgebäude für Leipzig. Wir haben hier dieselbe Beobachtung gemacht wie auf allen übrigen Gebieten künstlerischer und kunstgewerblicher Thätigkeit: eine glänzende technische (hier also zeichnerische) Fertigkeit, ein großer Reichtum von Phantasie in allen Detailbildungen, eine umfassende Kenntnis aller geschichtlich überlieferten Kunstformen, aber ein haltloses Hin- und Herschwanken zwischen verschiednen Stilarten und eine große Unklarheit über die Bedürfnisse unsrer Zeit. Wir können uns den seltsamen Spruch des Preisgerichts, welches sich bekanntlich für den nüchternsten und ärmlichsten aller Entwürfe entschied, nur so erklären, daß die Juroren, um keinen auffälligen Stil zu bevorzugen, dasjenige Projekt auswählten, in welchem die Eigentümlichkeiten eines gewissen Stils oder auch nur eines bestimmt ausgeprägten Charakters am weitesten zurückgedrängt waren.

Die Hoffnung einer großen und ehrenwerten Zahl von Patrioten, daß sich aus der deutschen Renaissance ein für unsre Ansprüche und Lebensbedingungen brauchbarer Stil entwickeln werde, konnten wir, wie vor Jahresfrist an dieser Stelle ausgeführt und begründet wurde, nicht teilen. Wie sehr wir mit unsrer Behauptung, daß die deutsche Renaissance keine Zukunft habe, Recht gehabt haben, das hat uns schon der Lauf eines kurzen Jahres gezeigt. Mit Riesenschritten ist die Vorliebe für Barock und Rokoko gewachsen, und wir müssen leider sagen, daß die deutsche Renaissance heute nur noch der Stil der Bierhäuser und Weinstuben ist, welche das durch die Butzenscheiben künstlich erzeugte Halbdunkel und die traulichen Winkel besser vertragen können als die der Arbeit und dem Schaffen gewidmeten Räume.

Auch der Eisenbau ist über der stetig wachsenden technischen Vervollkommnung noch nicht zur Ausbildung seiner ästhetischen Seite gekommen. Für das künstlerisch gebildete Auge sind die kühn und gewaltig emporstrebenden Pfeiler, Bogen und Rippen immer noch eine rohe Masse, welche mehr durch Rechenexempel, durch statische Berechnungen als durch die bildende Phantasie in Bewegung gesetzt und aufgebaut wird.

Wir haben bisher die beiden andern Zweige der bildenden Kunst, die Malerei und die Plastik, noch nicht berührt. Geht es dem einen oder dem andern besser als dem Kunstgewerbe und der Architektur? Hat in der Malerei und in der Bildhauerkunst bereits der Stil die Herrschaft über die Mode davongetragen, oder herrschen hier ebenso zerfahrene und hoffnungslose Zustände? Wir glauben den letztern Teil dieser Frage mit Nein beantworten zu dürfen. Die Versuche falscher Koketterie mit altdeutschem Wesen haben doch erheblich nachgelassen, und überall macht man die erfreuliche Wahrnehmung, daß ein engerer Anschluß an die Natur gesucht wird. Man legt die durch Altertumsstudien gefärbte Brille mehr und mehr beiseite und sucht aus der Quelle zu schöpfen. Wenn diese ersten Versuche auch noch sehr oft zu einem rohen und verletzenden Natura-

lismus führen, so mag daran erinnert werden, daß die Blüte der italienischen Kunst aus gleich rohen Anfängen erwachsen ist. Eine Höhe der Kunstentwicklung, wie sie das sechzehnte Jahrhundert in Italien gesehen hat, wagen wir freilich nicht zu hoffen. Aber der lebendige und unbefangne Naturalismus unsrer Plastik, die wir augenblicklich am höchsten unter den bildenden Künsten stellen, läßt uns doch mit tröstlichem Gefühl in die Zukunft blicken, zumal da sie sich bereits hie und da zu Schöpfungen idealen Charakters aufgerafft hat, welche spätern Geschlechtern eine günstigere Vorstellung von unserm Kunstvermögen bieten werden, als es unsre Architektur und unser Kunstgewerbe imstande sind. Man wird dann vielleicht von einem „Stil“ in der Plastik während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts reden und achselzuckend erzählen, was in der Baukunst und in der Industrie „Mode“ gewesen sei.

Berlin. Adolf Rosenberg.



Zur Misere unsrer Literatur.



Es ist ein großes Übel, daß namentlich seit dem Jahre 1848 so viel schöne Zeit mit der zerstreuenden und aufregenden Zeitungsleserei vergeudet wird. Wie viele lesen noch etwas andres als diese flüchtig vorüberrauschenden Blätter? Freilich ist das Übel erklärlich. Nur zu oft ist seit genanntem Jahre jeder in seiner ganzen Existenz durch die Entwicklung der Begebenheiten bedroht gewesen, und es mußte ihm alles daran liegen, von deren Gange stetig unterrichtet zu sein. Dann kam die Periode der rapiden Gesetzmacherei, wodurch nur zu viele bestehende Verhältnisse aus den Angeln gehoben wurden, und man mußte sich durch das Lesen aller möglichen Kammerverhandlungen darüber „auf dem Laufenden“ erhalten. Auch wollte man doch wissen, wie die vielfach zu uns herüberwirkenden Krisen in den außerdeutschen Nachbarländern sich gestalteten. Kaum aber glaubte man über den fernern Verlauf der Dinge im Vaterlande beruhigt sein zu dürfen, als der Krimkrieg ausbrach, an den sich dann in den folgenden dreißig Jahren die drei Kriege anschlossen, die Preußen und Deutschland führen mußten — eine kriegerische Periode, in die auch das vierjährige Ringen zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union fällt und die — da wir dem Pygmäenkampf zwischen zwei Duodez-Balkanstaaten keine Wichtigkeit beimessen — durch den letzten russisch-türkischen Kampf einen vorläufigen Abschluß erhalten hat. Bei dem allen war es ganz erklärlich, daß man jede andre Lek-

türe der täglichen Zeitungsleserei nachsetzte. Überdies sind viele der Meinung, man müsse, um ein klares, freies Urteil über die Dinge zu bekommen, Blätter aller Hauptparteien lesen, was denn auch mit deutscher Zähigkeit und Gründlichkeit reichlich geschieht. Im Vorbeigehen bemerken wir, daß dies für einen Privatmann eine sehr müßige Beschäftigung ist. Eignes, freies Urteil geht aus Charakter und Bildung hervor; wer es besitzt, bedarf zu seiner Anwendung jener vergleichenden Zeitungsleserei nicht; wem es mangelt, der wird es durch sie nicht gewinnen und sich am besten dabei stehen, wenn er sein Urteil durch die Tüchtigsten und Einsichtigsten seiner Richtung bestimmen läßt. Man wähle eine gut redigirte Zeitung, die zugleich belehrende Aufsätze über alle Gebiete der Kunst, der Wissenschaft rc. bringt, und die deshalb, weil diese Artikel ein dauerndes Interesse haben, nicht sofort den diis inferioribus geopfert wird. Doch dies beiläufig.

Daß sich infolge unsrer übertriebenen Zeitungsleserei die gebildetere Männerwelt der Teilnahme an der eigentlichen Literatur größtenteils entzogen hat, schlägt bereits ersichtlich zum Nachteil beider, der Literatur und der Männer, aus.

Kein Schriftsteller ist ohne ein bestimmtes Verhältnis zu seinem Publikum zu denken, und beide bilden einander gegenseitig. Wenige Autoren haben so viel Charakter und Selbständigkeit, daß die Neigungen, Wünsche und Forderungen des Publikums ohne Einfluß auf ihre Erzeugnisse, auf deren Stoff und Art, Gehalt und Form bleiben sollten. Auch würden die Produkte solcher Männer kaum Verleger und gewiß keine Verbreitung finden. Sieht man ab von den rein wissenschaftlichen, praktischen und politischen Schriften, so bleibt für den Überrest, für das, was man im unserm Sinne die Literatur nennt, bei uns hauptsächlich nur ein weibliches Publikum und die heranwachsende Jugend übrig. Das wird jeder intelligente Buchhändler bestätigen. Für ein solches Publikum aber ist das Ernste, Hohe und Gediegene nicht, und es zwingt seine Schriftsteller nicht, diesem nachzuringen. Deshalb wird man auch finden, daß in diesem Gebiete der Literatur Neues von eigentümlicher Größe, Tiefe und Schönheit kaum noch auftaucht, und wenn es sich zeigt, ein ganz andres Schicksal hat, als es Ende des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts gehabt hätte; daß dagegen pikante Geistreichigkeit, bald zerrissen und negirend, bald oberflächlich und geschwätzig, oder geschniegelte Zierlichkeit mit stutzerhafter Selbstspiegelung, oder auch ein Gewebe aus beidem die breite, gesuchteste und gelesenste Masse der Literatur bildet. Denn wie die Nachfrage, so die Produktion. Dazu ist es leider die Art des liebenswürdigen Geschlechts und der ihm so ähnlichen Jugend, nicht bei dem einzelnen Vortrefflichen liebevoll stehen zu bleiben und darin mit stets neuem Genuß sich zu vertiefen — dies setzt Reife, Selbstthätigkeit und Sammlung voraus —, sondern, wie die Athener, immer nach Neuem zu fragen, wodurch die Schriftsteller eines solchen Publikums sich gleich von Anfang an auf das Vielschreiben angewiesen sehen, und Talente, die vielleicht

eine oder zwei Sachen von wirklichem Werte hervorbringen würden, wenn sie alle ihre Kraft darauf verwendeten, zu immer neuem Produziren verleitet, lauter Spreu in die Welt setzen, welche der Wind der Vergessenheit unerbittlich von der Tenne der Literatur wegfegen wird, wenn erst die Jahre ihre kritischen Wurfschaufeln schwingen werden. So verderben sich denn Schriftsteller und Publikum gegenseitig mehr und mehr, und die Literatur gerät immer tiefer in Verfall.

Zu helfen ist da nicht anders, als durch ein andres, besseres und strengeres, aber zugleich liebevoll teilnehmendes Publikum gebildeter Männer. Auch für diese selbst würde ein ernstes Interesse an der Literatur von größtem Vorteil sein. Wir sprechen nicht von der formellen Bildung in Ausdruck, Sprache und Schrift. Diese ist durch Schule und Überlieferung so allgemein geworden,*) daß ihr Mangel geradezu Mangel an Fähigkeit, an Erziehung oder an Rücksicht beweist. Aber wie viele, selbst die besten, entbehren jener Sammlung, Gründlichkeit und Vertiefungsfähigkeit, welche sich bei dem anhaltenden, ernsten und eindringenden Lesen bedeutender und gediegener Werke ausbildet! Wie viele entbehren des freien geistigen Überblicks, des Verständnisses für die idealen Interessen des Lebens, der ruhigen Billigkeit, welche man in dem steten Umgange mit den größten, umfassendsten und klarsten Geistern gewinnt! Dem allen steht vor allem die ausschließliche, hastige Leserei der Zeitungen entgegen, die nur der sammlungslosen, fahrigen und dennoch unfreien Eisenbahnunruhe entspricht, welche die jetzigen Menschen beherrscht.

Für die Literatur würde es schon von größtem Gewinn sein, wenn das neue wahrhaft Gute und von Urteilsfähigen als gut Empfohlene nur erst wirklich gekauft würde. Aber damit sieht es in deutschen Landen ganz unglaublich aus: Leute, die sich Bibliotheken anschaffen können, thun es nicht, die es aber gern thun möchten, können es nicht. Es giebt große Grundbesitzer, es giebt reiche Kaufleute, Bankiers und Fabrikherren, Millionäre und Halbmillionäre, die auch zur feinen und gebildeten Gesellschaft gehören wollen, und bei denen man nicht einmal die unerläßlichsten Anfänge zu einer dürftigen Bibliothek findet. Kann man auf höhere Kultur und geistige Interessen Anspruch machen und sich dabei ein solches Armutszeugnis ausstellen? Wir müssen einen solchen Mangel geradezu unanständig nennen. Denn jeder Beweis von Rücksichtslosigkeit gegen das, was nicht nur edel und würdig ist, sondern das ganze Vaterland ehrt und ziert, ist eine Unanständigkeit. Wahrte man nur wenigstens den äußern Schein der Schätzung der Literatur, dieser edelsten, geistigen Blüte der Nation!

Freilich wollen nun auch in solchen Häusern Frauen, Töchter und junge Leute dies und jenes lesen, teils zur Unterhaltung, teils um doch auch darüber

*) Wirklich? Wir glauben vielmehr, daß unsre Sprache noch nie so verlottert gewesen sei, so lüderlich und geschmacklos auf der einen, so rat- und hilflos auf der andern Seite gehandhabt werde, wie gegenwärtig. D. Red.

mitsprechen zu können, und da müssen denn die leidigen Leihbibliotheken aushelfen. Damit wird aber die zweite Unschicklichkeit auf die erste gesetzt. Welch ein Pfui! geht durch die Empfindung jedes wohlerzognen Mannes, wenn er die bekannten abgegriffnen, hochnummerirten Bände in einem vornehmen und anständigen Hause erblickt! Finden wir sie auf den Arbeitstischen der Damen — ein Glück, wenn dann keine Feuerzange in der Nähe ist, weil diese uns immer in Versuchung führt, sie damit anzufassen und in die Gesindestube zu tragen. Wenn Leute von Stande aus Leihbibliotheken lesen, so ist es dasselbe, als ob vornehme Familien ihr Mittagessen, weil sie aus Sparsamkeit keine eigne Küche halten wollen, aus einer gemeinen Speisewirtschaft holen lassen.

Wie ganz anders ist dies in England! Dort gilt es für selbstverständlich, daß jedes vornehme, jedes „fashionable" Haus seine Bibliothek habe, und jeder Mann, der auf Erziehung Anspruch macht, würde sich schämen, wenn bei ihm nicht die gediegensten und anerkanntesten Schriftsteller der Vergangenheit und die ausgezeichnetsten Erscheinungen der jüngsten Literatur zu finden wären. Daß dies selbst bei denen der Fall ist, deren vorwiegende Liebhaberei die Literatur garnicht ist, beweist, daß die Achtung vor diesem edeln Kleinode des Nationallebens in die allgemeine Sitte übergegangen, daß seine Hege und Pflege als eine Ehrenpflicht anerkannt ist. Unter solchen Voraussetzungen ist dann eine völlige Teilnahmlosigkeit an den schriftstellerischen Erzeugnissen nicht leicht denkbar. Und wirklich wird in England von Männern von Stande viel und ernsthaft gelesen und die Zeitungspapiere verdrängen dort keineswegs die Literatur. Die günstigen Folgen davon zeigen sich aber auch an der Literatur, an den Männern und an der ganzen dortigen gebildeten Welt.

Wir wünschen keineswegs die Zeit zurück, in der sich der ganze Patriotismus der gebildeten Deutschen in die Literatur flüchtete, wir können ebenso wenig loben, wenn man von unserm Vettervolke jenseits des Kanals Tendenzen und Anschauungen, die für uns nicht passen und niemals passen können, herüberholt, aber wir wünschen, daß auch deutsche Männer aus Patriotismus es als eine Ehrenpflicht erkännten, an der Literatur ernsthaften Anteil zu nehmen und sie thätig zu hegen und zu pflegen. Nicht als Schriftsteller, sondern als Liebhaber; nicht als Produzenten, wo nicht Begabung und Beruf hervorstechen; sondern als Förderer, Sammler und Käufer. Es ist nicht zu ermessen, welchen Einfluß die Literatur hat, um zu bestimmen, was bei einem Volke als erstrebens- und erreichenswert, als recht und gut, als würdig und edel gilt. So wirkt sie durch die Eltern, vornehmlich durch die Mütter, auf die Kinder und unmittelbar auf das nachwachsende Geschlecht. Sie ist ein stilles und gewaltiges Erziehungsmittel für die Nation. Kann ein solches aber anders wirken, als gemäß seiner eignen Beschaffenheit? Darum sollte schon aus Patriotismus jeder vornehme und bemittelte Mann nicht allein für sich und die Seinigen einen sorgfältig gewählten Bücherschatz ansammeln, sondern

namentlich auch durch fortgesetzte Vermehrung desselben mit den gediegensten und tüchtigsten neuern Erscheinungen, sowie durch strenge Ausschließung alles Geringen und Schwachen, Gefährlichen und Verdrehten eine indirekte Zucht über Schriftsteller und Verleger ausüben. Dies ist recht eine Sache, in der jeder gleich bei sich selbst anfangen könnte und sollte, ohne sich erst mit seinem Fleisch und Blute zu besprechen. Wie manches Zehnmarkstück wird für Vergnügen und Genüsse ausgegeben, die kaum eine Spur hinterlassen, und wie viel edler und für dauernden Genuß könnte es verwendet werden, wenn man es zu jenem Zwecke bestimmte! Begriffen und übten Männer von Stand und Vermögen jene Ehrenpflicht, man würde bald die segensreichsten Früchte davon sehen.

Denn es ist nicht wahr, daß der nationale Gehalt durch die hinter uns liegende große Literaturperiode, durch die Zeit Lessings und Goethes, bereits erschöpft sei. Es ist bekannt genug, daß die bedeutenden schaffenden Geister jener Zeit ganze große Lebensgebiete ignorirten, denen sie durch den damaligen Gang der Kultur entfremdet worden waren, und daß seitdem Fermente in das Nationalleben gedrungen sind, die sich ihnen kaum erst ankündigten. Dies alles will noch in der Literatur würdig herausgestaltet sein. Wenn Shakespeare es für den Zweck des Schauspiels erklärt, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen," so gilt das im weitern Sinne von der ganzen Literatur, und die Schriftsteller unsrer Nation haben noch viel zu thun, bevor sie dies dem gegenwärtigen Geschlechte nach den in ihm liegenden Bedingungen geleistet haben. Freilich kann man Talente nicht machen, geschweige denn Genies. Aber es fehlt auch nicht an begabten Geistern; sie leisten nur nicht, was sie vermöchten und sollten, weil das Rechte nicht von ihnen gefordert und, wenn sie es bringen, nicht aufgenommen wird.

Wenn man so viel von der jetzigen Übersättigung an der Literatur sprechen hört, so muß dies Gefühl in gewissen Kreisen wohl vorhanden sein. Woher kommt das? Wir glauben zunächst daher, daß die klassischen Produkte unsrer letzten großen Literaturperiode nicht mehr aussprechen, was gegenwärtig in unserm Volke lebt und webt und nach Gestaltung verlangt; sodann von der Unzulänglichkeit und Mittelmäßigkeit der Erzeugnisse der jüngern Zeit. Mit dem Vortrefflichen, Bedeutenden, womöglich Großen kann man sich lebenslang beschäftigen, und daß dessen Anziehungskraft täglich zunimmt, wenn man sich ihm einmal ergeben hat, erfahren wir noch in unserm vorgerückten Alter täglich an uns selbst.





Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

er Dichter erhob sich mit dem Edelmanne zugleich von dem bemoosten Felsblocke. Barreto pfiff seinem Rappen, und Camoëns ging, um das Riemenzeug des Maultiers, das ihn heraufgetragen hatte, zu ordnen. Sie waren im Begriff aufzusitzen und die schattige Schlucht zu verlassen, als Manuel Barreto überrascht hinter sich deutete und halblaut sagte: Wahrhaftig, da kommt noch die Ziegenhirtin, die mir vorhin von den bettelnden Strolchen verheißen wurde! Camoëns wandte sich gleichfalls zurück und folgte dem Blicke des Freundes. Es zeigte sich, daß hinter dem letzten Fall des Baches, wo die Felswand schroff und scheinbar unzugänglich in die Höhe stieg, ein Pfad lief, den das braune Moos und überhängendes Dorngestrüpp den Augen der beiden Männer verborgen hatten, und der steil und gefährlich genug erschien. Aber das junge Mädchen, welches dort herabstieg, zeigte keine Ängstlichkeit. Rasch und gewandt fand sie mit ihren nackten braunen Füßen die vorspringenden Stellen im Gestein, hie und da griff ihre kleine Hand ohne Zagen in das dornige Gestrüpp, und die letzte steile Senkung des Felsens glitt sie mit einer Sicherheit herab, welche deutlich zeigte, daß sie den Pfad nicht zum erstenmale zurücklegte. Da sie von fern hastig winkte, so überließen Barreto und sein Gefährte Roß und Maultier noch einmal sich selbst und gingen der Kommenden einige Schritte entgegen. Im Schatten der Korkeichen neigte sich die Hirtin demütig vor den beiden Herren und küßte Herrn Manuel, der ihr zunächst stand, den Saum des Gewandes. Dann strich sie die dichten blauschwarzen Haare, die ihr ins Gesicht gefallen waren, mit der Hand zurück und sagte, indem sie die dunkeln Augen auf die beiden Männer richtete, im breitesten Dialekt des portugiesischen Landvolkes: Verzeiht, edle Herren, daß ich euch anzusprechen wage! In meine Hütte dort oben hat sich ein fremdes Mädchen geflüchtet und angstvoll verborgen, die von

unsrer Sprache nur wenige Worte weiß! Sie sagt kaum mehr, als: Verbergt mich! sieht abgerissen aus, aber ist kostbar gekleidet und doch nicht wie unsre Edeldamen. Sie ist, glaube ich, eine Heidin, wenn ich das Zeichen des heiligen Kreuzes mache, thut sie es nicht nach. Aber sie schaut mich so traurig und schmerzvoll an, wie eine Mutter Gottes unter dem Kreuze. Und weil ich euch unten am Quell rasten sah, so faßte ich mir ein Herz und kam herab.

Und nun meinst du, wir sollen mit hinauf? fragte der Ritter, während Camoëns voller Verwunderung schwieg. Du hast dich vielleicht von einer Zigeunerin erschrecken lassen, Sanchita, oder wie du sonst heißt — am Duero ziehen viele Banden des ägyptischen Volkes umher.

Ich heiße Joana, gnädiger Herr, und weide meine Ziegen für die hochwürdigen Schwestern von Santa Eufemia, antwortete das Mädchen. Die Zigeuner kenne ich wohl — die Fremde gehört nicht zu ihnen. Ich weiß mir keinen Rat! sie schmiegt sich angstvoll in meine Hütte und will nicht hervor. Sie war beinahe verschmachtet, ich habe sie mit Milch und Brot gelabt, ich hatte nichts andres.

Wohlan denn! rief Manuel Barreto. Wir wollen versuchen, wie weit wir dir und deinen Ziegen nachklettern können. Mein Pferd und Euer Maultier müssen wir inzwischen freilich der Obhut des Himmels befehlen — aber du hast mich neugierig und mitleidig zugleich gemacht, Joana. Kommt, kommt Luis, es wird unserm Abendessen in Cintra und unserm Vorhaben für morgen nichts schaden, wenn wir eine Stunde länger hier oben bleiben und wieder einmal gemeinsam auf ein Abenteuer ausziehen.

Camoëns folgte bereitwillig den Schritten des Freundes, der fester und gewandter, als seine Jahre vermuten ließen, die nassen Felsstufen in der Nähe des Wassersturzes betrat. Die Ziegenhirtin sprang leichtfüßig voran, indem sie immer auf die Stellen des aufwärts führenden Pfades zeigte, wo sich fester Fuß fassen ließ. Barreto, der es ihr nach Möglichkeit nachthat, kam, mit einigen Rissen an Hand und Gewand, der Führerin rasch nach, Camoëns klimmte langsamer empor; ein paarmal mußte Manuel ihm helfend die Hand reichen. Mit schweren Atemzügen erreichten beide Freunde die Höhe des Felsens, als die kleine braune Hirtin längst oben stand und mit eifriger Geberdensprache den Emporklimmenden zu verstehen gab, daß ihr seltsamer Gast noch vorhanden sei und ihr so rätselvoll wie zuvor dünke.

Es war eine weite Fläche, ringsum wieder von höhern Felsen umschlossen, welche sich vor den Augen der Ankömmlinge aufthat. Der Bach, der mit so wildem Ungestüm in die Schlucht hinabstürzte, floß durch die Hochebene in mannichfachen Windungen und hielt die Pflanzendecke, die hier den steinigen Boden überspann, frisch und grün. Eine üppige Weide dehnte sich bis an die Ränder des Plateaus aus und gestattete Joanas Herde, sich weithin zu verbreiten. An einem der großen bemoosten Felsblöcke, die auch hier zerstreut

umher lagen, lehnte sich die mit Maisstroh gedeckte Hütte, das Obdach der jungen Hirtin. Ein paar wettergespaltene Korkeichen gaben dürftigen Schatten, während die Nachmittagssonne heiß auf der grünen Fläche lag, und die aus der kühlen, dunkeln Schlucht auftauchenden Männer schützten unwillkürlich die Augen mit der Hand; Joana schlich ihnen auf den Zehen voran und mahnte sie, die Fremde nicht plötzlich aus dem Schlummer zu schrecken.

Aber die Mahnung der Hirtin kam schon zu spät; aus der Thür der Hütte tauchte ein bleiches Gesicht mit angstvollem Ausdruck auf — und Herr Manuel sprang rasch an den Eingang hinan. Einen Augenblick später würde das junge Mädchen, der er jetzt seine Hand auf die Schulter legte, entflohen sein und sich sinnlos den Abhang zur nächsten Schlucht hinabgestürzt haben. Jetzt sank sie vor Barreto nieder, ein Erbarmen flehender Blick aus großen, sanft glänzenden braunen Augen, ein leise wimmernder Laut ergriff das Herz des wackern Ritters. Die Fremde mochte wie die Ziegenhirtin fünfzehn oder sechzehn Jahre zählen, aber ihre Gestalt war größer und entwickelter als die des portugiesischen Dorfkindes. Die Züge vom edelsten Schnitt, die Kleidung von kostbarem grünen Seidenstoff, ein Gürtel, der durch zwei prachtvolle Rubinen zusammengehalten ward, verrieten Barreto, daß die unter seiner Hand zitternde unmöglich eine Zigeunerin sein könne. Ungeduldig winkte der Fidalgo seinen Freund heran und rief ihm entgegen: Sie scheint eine Maurin! Ihr waret unser Dolmetscher auf dem Seezug im roten Meere, sucht Euer Arabisch zusammen und schafft uns Licht über die Arme.

Camoëns war mit einigen Schritten bei der Strohhütte, Joana blieb ihm zur Seite und sagte leise: Erschreckt sie nicht, Herr, und seid nicht hart gegen sie! Doch ohne auf die Kleine zu achten, bemühte sich der Dichter schon, die ängstlich zusammengekauerte Fremde sanft emporzurichten, und sprach sie, wie ihm Barreto geheißen, arabisch an. Das jugendliche Gesicht erhellte sich bei seinen ersten Lauten, gespannt hörte sie seine Ansprache und erwiederte in leisem Tone, aber mit rasch fließenden Worten, sodaß Camoëns Mühe hatte, ihrer Rede zu folgen. In seinen Zügen mischte sich der Ausdruck inniger Teilnahme mit dem ernsten Zweifels, und mehr denn einmal vernahm er kopfschüttelnd die Aussage der Sprechenden. Als sie einen Augenblick erschöpft innehielt, wandte er sich zu dem Freunde und rief halb gereizt: Was sollen wir glauben, Manuel, was soll ich dieser hier sagen? Sie will die Tochter eines großen Emirs vom Rande der Wüste sein, nach räuberischem Überfall und Mord der Ihren in das Frauengemach eines maurischen Prinzen entführt! Um verhaßter Umarmung zu entgehen, sei sie vor drei Tagen entflohen und hoffe nun Hilfe bei uns, den Fremden! Sie scheint nicht zu wissen, daß das Meer zwischen hier und ihrer angeblichen Heimat rollt, und erzählt uns ein Märchen nach der Weise der Frauen ihres Volkes. Soll ich sie mild oder hart auffordern, die Wahrheit zu sprechen?

Fragt sie zuerst, wie der Gebieter heißt, dessen Gunst sie flieht! versetzte Barreto nachdrücklich und hörte, wie Camoëns an die Maurin, die ihren schwarzen Lockenkopf demütig gesenkt hatte, einige arabische Worte richtete. Sowie von den Lippen der Fremden deutlich der Name Mulei Mohammed klang und der Dichter fragend auf seinen Freund hinsah, brach der letztere los: Dachte ichs doch! Die Arme lügt schwerlich — den erlauchten Mohrenprinzen, den sie nennt, haben wir als Gast in Portugal und wie es scheint, sein Harem dazu. Jetzt forscht weiter und sucht zu erfahren, was sich das unglückliche Geschöpf bei seiner Flucht gedacht hat, wie sie hierher kommt und auf wessen Hilfe sie hofft.

Camoëns hatte sich schon wieder zu der schönen Maurin gewandt und nahm alle arabischen Erinnerungen zusammen, um sich verständlich zu machen und das Mädchen zu verstehen. Eine bewegte Wechselrede folgte, welcher Barreto und die kleine Ziegenhirtin, trotz ihrer Unverständlichkeit, mit gespannter Teilnahme lauschten. Camoëns' Züge verrieten mit jedem Augenblick mehr, daß ihm die Fremde die tiefste Teilnahme einflöße. Die Maurin selbst verharrte in der ihrem Stamme eigentümlichen Ruhe, mit über der Brust gekreuzten Armen hörte sie, was der Portugiese zu ihr sprach, in leisem Tone antwortete und erzählte sie, und nur ihre Augen, bald von den dunkeln Wimpern halb verschleiert, bald blitzartig aufleuchtend, offenbarten die Bewegungen ihres Innern. Nach hundert Fragen und Antworten sagte Camoëns endlich: Sie nennt sich Esmah und ist wirklich in das Harem des Mulei Mohammed aufgenommen worden und mit den andern Frauen und Sklavinnen des Emirs in unser Land gekommen. Sie scheint zuerst in Lissabon und neuerdings auch im Gebirge gewesen zu sein —

In Pona Verda, das dem Infanten Dom Henriques gehört, es ist alles richtig, fiel Manuel Barreto ein, den grauen Knebelbart zausend.

Erklärt mir um Gotteswillen, Freund, wie der Mohrenprinz mit seinem Harem in dies allergläubigste Königreich kommt! Er scheint hier Hof zu halten und Herr über Leben und Tod der Seinigen zu sein.

Gewiß, so verhält es sich! versetzte der Edelmann. Wir glauben mit ihm den Angelhaken zu besitzen, der uns die Königreiche Fes und Marokko in die Tasche zieht, und dulden darum, was wir sonst mit Feuer und Schwert ausrotten möchten. Ein andermal davon, Freund Luis, jetzt berichtet, was Ihr von der Armen erfahren habt.

Die Frauen waren streng bewacht, sie sahen nur die schwarzen Verschnittnen des Mulei, den Esmah haßte und dessen Weib sie nicht werden wollte. Sie hat darnach irgendwie in Erfahrung gebracht, daß sie hier in einem christlichen Lande lebe und daß, wenn sie Christin werde, sie vor dem Emir und seinen Wünschen geschützt sei. Sie ist entflohen in der verworrenen Hoffnung, daß jeder Portugiese sie aufnehmen und schützen könne, und daß die Taufe am nächsten

Wasser bereit sei. Sie hat mit Mühe und während ihr die Verfolger schon auf den Fersen waren, für die erste Nacht Aufnahme in einem Nonnenkloster gefunden, aber die Schwestern haben sie mit guten Wünschen weitergeschickt, sobald sie erfahren hatten, wer sie sei und was sie begehre. Dann ist die Ärmste hungrig, mit blutenden Füßen zwei Tage über das Gebirge geirrt, hat niemand gefunden, der ihre Sprache und ihre paar Worte Portugiesisch verstand, und hat sich vor jedem nahenden Manne versteckt, als sei er ein Häscher Mulei Mohammeds! Erst unsrer kleinen Ziegenhirtin hier hat sie zu vertrauen gewagt, und jetzt bittet sie inständig um unsre, um Eure Hilfe, Barreto, da ich ihr gesagt, daß ich ohne Euch wenig zu thun vermöchte.

Mit wachsendem Ernst vernahm Herr Manuel die Worte des Freundes, teilnehmend blickte er auf die junge Fremde; Joana, die von allem, was Camoëns sprach, nur das eine begriffen hatte, daß ihr seltsamer Gast in schwerer Gefahr und hilfsbedürftig sei, erhob bittend ihre braunen Hände, der Edelmann aber verharrte längere Zeit in überlegendem Schweigen. Endlich hub er an:

Da wird schwer zu helfen sein! Selbst wenn wir einen Priester finden, der die Geflüchtete ohne lange Vorbereitungen tauft, wird sie eine Zeit lang verborgen bleiben müssen, und ich weiß nicht, ob mein Gut der rechte Platz dazu wäre. Doch gälte es den Versuch! Zunächst aber mußt du das Beste thun, Joana! Du mußt die Arme zwei oder drei Tage hier behalten, mußt sie in deiner Hütte versteckt halten. Hier herauf gelangen die Späher des Mohrenprinzen schwerlich. Inzwischen aber läßt sich überlegen, was weiter zu thun ist. Hast du Brot für dich und sie für einige Tage?

Kaum genug, edler Herr, versetzte die Hirtin schüchtern. Sancho Perez der Klosterschaffner sendet mir jeden Samstag mit einem Knaben, was für die Woche für mich reicht, es ist nicht für zwei zugemessen, doch teile ich mit der armen Fremden gern, was ich habe.

Wir werden dir durch einen Burschen oder eine Alte, auf deren Verschwiegenheit ich mich verlassen kann, Brot und Datteln und etwas Wein heraufschicken, erwiederte Manuel Barreto. Inzwischen ist es gut, wenn sich Esmah soviel als möglich unter deinem Strohdach hält, Joana! Man wird sie nicht bei dir suchen, aber auch dem schlimmen Zufall darf man keine Hand bieten. Und jetzt, Freund Luis, laßt uns an unsern Weg und an unser Vorhaben in Cintra denken. Die Sorge, ohne die der Mensch nicht leicht eine Straße einschlägt, haben wir uns ja aufgeladen! Sagt der schönen Spröden, daß wir ihr helfen wollen, so gut wir es vermögen, und daß sie hier für den Augenblick am sichersten sei. Selbst im äußersten Falle können sie Joana nichts anhaben, welche die Fremde nicht versteht und nicht zu wissen braucht, wer diese ist.

Camoëns wandte sich abermals zu der jungen Maurin und wiederholte ihr in arabischer Sprache, was Barreto riet und anordnete. Esmah gab durch dankende Blicke und wiederholte Verneigungen gegen den Edelmann zu erkennen,

daß sie gehorchen und dem gütigen Helfer völlig vertrauen wolle. Joana reichte sie dabei die Hand und beteuerte gegen Camoëns, daß sie sich nicht scheue, mit der hilfreichen jungen Ziegenhirtin viele Tage allein zu sein. Ihre innigen Dankesworte blieben ernst und kurz und bestärkten den Dichter in der Überzeugung, daß die Flüchtige aus edelm Stamme und, in der Weise ihres Volkes, von edler Bildung sei. Er schied nur zögernd von der schönen Bedrängten und schaute, als Barreto schon wieder seitwärts vom Absturz des Baches hinabzuklimmen begann, wiederholt nach der Hütte zurück, wo die Maurin jetzt mit der Linken den Nacken der kleinen Joana umschlungen hielt. Die Sonne, die schon niederging, wob ihre letzten Strahlen wie einen Glorienschein um die gleich dunkeln und doch so verschiednen Häupter beider Mädchen — Camoëns sah mit wundersamer Empfindung auf die Gestalten zurück, von denen er vor kaum einer Stunde noch nichts geahnt hatte und die für ihn und Barreto nun schon ein Stück Schicksal geworden waren.

Der Rückweg zu den Korkeichen, unter denen ihre Tiere grasten, war nicht leichter als das Niedersteigen an einem steilen Wall. Manuel Barreto hatte bereits festen Boden erreicht und ermutigte den Gefährten, ihm rascher zu folgen. Lachend versuchte Camoëns einige Sprünge und ward dabei inne, daß seine jugendliche Gewandtheit noch nicht völlig geschwunden sei; die Heiterkeit, mit welcher Herr Manuel ihm zuschaute und ihn unter den Eichen empfing, zwang ihm selbst ein fröhliches Lachen ab.

Und jetzt in den Sattel, Freund! rief der Edelmann, nachdem er und Camoëns ein wenig Atem geschöpft hatten. Wir müssen trachten, vor Abend nach Cintra hinabzukommen, die Herberge unsers alten Steuermannes ist, seit der König in Cintra Hof hält, bei Sonnenuntergang oft genug überfüllt, und wir würden uns in keinem andern Hause so wohl fühlen als gerade dort!

Barretos Pferd stand auf einen kurzen Pfiff schon neben seinem Herrn; Camoëns hingegen mußte sein weidendes Maultier, das die Zügel nachschleifte, erst einfangen und herzuführen. Mit portugiesischer Höflichkeit bot Herr Manuel dem Genossen sein Roß an und stieg nicht eher in den Bügel, als bis Camoëns dankend den Tausch abgelehnt und sich auf sein Maultier geschwungen hatte. Und nun verließen sie die schattige Schlucht, mehr mit der Begebenheit der letzten Stunde als mit ihrem unverhofften Wiedersehen beschäftigt. War es doch, als sie draußen den Pfad erreichten, den jeder von ihnen allein emporgekommen war, beiden Männer zu Mute, als wären sie schon wieder jahrelang beisammen.

Zweites Kapitel.

Die Freunde ritten nun, dicht aneinander gedrängt, auf dem schmalen Felswege, das Städtchen Cintra zu Füßen. Der Pfad, der abwechselnd steil anstieg

und sich wiederum rasch senkte, bog bald um einen Vorsprung des Gebirges und führte dann an Schluchten entlang, die überall einen Rest alten Waldes bargen, am Kloster San Joao vorüber, an dessen Pforte Camoëns diesen Morgen umsonst gepocht und von dem er sich aufwärts gegen Santa Cruz gewendet hatte. Jetzt schien er so gefesselt von dem Blick in das Thal, das zur Hälfte schon im Schatten, nur gegen West noch im Lichte der niedergehenden Sonne lag, daß er das Kloster garnicht wahrnahm und daß Barreto sein Schweigen endlich brechen mußte. Er lenkte den Blick des Freundes von der goldschimmernden Kuppel der Erlöserkirche und den langgestreckten Mauern des Königsschlosses, welche auf den gegenüber liegenden Hügeln sichtbar waren, auf die dunkelblaue, vielgezackte Bergkette im Hintergrunde, um die sich schwere purpurne Wolken lagerten. Erinnert Ihr Euch, sagte er, des Spätnachmittags, da wir vom Sturm von Dharwar heimkehrten und den Bergzug über Goa uns gegenüber hatten? Die roten Wolken, die sich dort drängen, sehen aus wie alte Bekannte aus Indien, und mir ist, als wären sie uns übers Meer nachgefolgt, um uns unsre Gedanken von damals wieder zuzutragen. Wißt Ihr noch, wie wir über die Rätsel des Weltlaufs sprachen und Ihr Euch umsonst mühtet, zu ergründen, warum dasselbe Ding einmal Recht und das andremal Verbrechen sei? Mich dünkt, wir können unser Gespräch von damals hier fortsetzen. Was meint Ihr zu der Geschichte der Maurin, die wir dort oben verlassen haben? Ist sie nicht ein ganzes Stück Weltlauf? Vor fünfzig Jahren, da unsre spanischen Nachbarn bei weitem noch nicht so fromm waren, als wir heute sind, haben sie den armen Tropf, den Inka Atahualpa von Peru, der in seinem Leben nichts von unsern Sitten und Gesetzen gewußt hatte, wegen Vielweiberei erdrosselt. Und heute bieten sie die Alguazils des allergläubigsten Portugal auf, um dem marokkanischen Emir ein entflohenes Mädchen in sein Harem zurückzuschaffen, den er im Palast des strengen Königs Sebastian hält.

Verzeiht, mein Freund, mich kümmert heute das Schicksal der Armen mehr als aller Weltlauf! erwiederte Camoëns. Ihr bezeugtet nicht allzugroße Lust, sie durch die Taufe vor ihren Verfolgern sicherzustellen?

Nein, wahrlich nein! versetzte Herr Manuel kurz. Wie sich der König zu Mulei Mohammed gestellt hat, ists noch die Frage, ob wir leicht einen willigen Priester finden würden, der dem Zorn des Königs trotzt. Wenn aber auch — wer sagt Euch, daß diese Rettung nicht das Verderben der jungen Esmah wird? Meint Ihr im Ernst, daß das Taufwasser alle Gewohnheiten und Gebräuche des Maurenkindes wegwaschen wird? Die Inquisition ist wachsam, beinahe allwissend und wenn ihr die neue Christin von vornherein zur besondern Fürsorge empfohlen wird, so könnte es leicht geschehen, daß der Mohrenprinz seine Rache durch den Arm des heiligen Amtes erhielte.

Ihr sprecht bitter und fast finster! rief Camoëns. Ihr seid, wie ich aus allem merke, mit dem Regiment unsers jungen Königs wenig einverstanden und

vielleicht durch den Undank gekränkt, mit welchem den alten Kämpfern für die Krone begegnet wird.

Barreto machte eine leicht abwehrende Bewegung. Ich denke nicht daran, Luis! Der wäre ein Narr, der forderte, daß ein nachlebendes Geschlecht sich an Thaten und Leiden seiner Vorgänger erinnern sollte; auch hat mir Gott gegönnt, daß ich ohne Not und in völliger Ruhe meinem letzten Tage entgegen lebe! Was mich bekümmert, ist nicht mein Schicksal, sondern das meines Volkes! Ich bin an Bord eines Schiffes, das rasende trunkne Steuerleute zwischen Klippen und auf die Klippen lenken. Denkt Ihr anders darüber, so laßt uns von andern Dingen sprechen, ich habe mich gewöhnt zu schweigen und meinte es nur unsrer alten Freundschaft schuldig zu sein, Euch nichts zu verhehlen.

Der Dichter neigte sich nachdenklich auf den Hals seines Tieres und wich dem prüfenden Blicke Barretos aus. Ihr sprecht in Rätseln für mich, Manuel — Ihr müßt mir die Lösung selbst geben. Ich kehre aus Indien heim und habe mich noch kaum zurecht gefunden, ich spüre nur, daß eine andre Luft durch Portugal weht als vor einem Vierteljahrhundert. Ich meine, daß König Sebastian die ruhmreichen Vorfahren überstrahlen will, und hoffe, daß Gott ihm sein Heldentum gönnen wird. Dabei aber merke ich und nie mehr als heute an Euch, daß viele an der Kraft und der glücklichen Hand des Königs zweifeln, und ich fürchte, Ihr gehört auch zu ihnen.

Ihr habt Recht, bei Gott, ich zweifle an allem, was ihn seine Leiter beginnen lassen, und mißtraue allem, was ihm seine Ratgeber ins Ohr flüstern. Aus dem Portugal unsrer Jugend ist ein Land geworden, das reif ist zum Falle! Mit nagender Sorge sehe ich, daß sie den König in einem ruhmredigen Kreuzritter verwandeln, der auf nie erhörte Abenteuer sinnt. Die Pläne, die der trotzige Knabe zu hegen vermeint, sind im Escurial geschmiedet — die Väter der Gesellschaft Jesu verstehen sich auf jede Kunst und wissen auch Briefe zu tragen, die ungeschrieben bleiben. Ihr werdet den König sehen, vielleicht hören, dann sagt mir, ob ich ihm zu viel thue und ob meine Sorge eine eitle ist.

Senhor Manuel — Ihr, der Krieger von Ormus und Pantschim! — zweifelt daran, daß die Portugiesen neue Siege zu den alten fügen werden?

Warum sollte die Zahl unsrer unfruchtbaren Siege nicht vermehrt werden? fragte Barreto ruhig dagegen. Wir bedürfen ihrer nicht und haben jedes Unglück zu fürchten! Portugal ist verarmt, wir können Herren des Meeres und der Küsten, aber nicht Herren der Erde sein. Unser Volk ist tapfer, doch nicht zahlreich, und die Eroberungen in Afrika und Indien haben das Land stark entvölkert! Wir leben nicht auf einer seligen Insel, weit draußen in der Atlantis, sondern haben den Koloß der spanischen Weltmacht drohend uns zu Häupten. Ihr tragt ja jeden Tag unsrer Geschichte und jedes Schicksal unsers Volkes in der Seele, wie ein Vater die Erlebnisse und Geschicke seines Kindes, meint Ihr, daß wir von Madrid her je gutes zu erwarten haben? Setzt den Fall, daß

unser König mit dem größten Teile der wehrfähigen Mannschaft vor Fes liegt oder sonst einer Stadt, die der Wüste näher ist als dem heimatlichen Meere, daß hier ein Grenzstreit entsteht daß im Norden des Königreiches irgendein thörichter Lärm oder Aufruhr, den man mit Gold hervorrufen kann, zum Ausbruch kommt, zweifelt Ihr an der Einmischung Spaniens? Und zuletzt: unser König ist unvermählt, der glorreiche Stamm Manuels des Großen steht auf seinen zwei Augen! Wenn den König, den seine geistlichen Ratgeber so schlachtendurstig machen, ein Kriegerschicksal träfe, so würde es der Hof von Madrid an glänzendem Trauergepränge nicht fehlen lassen, aber glaubt Ihr, Freund Luis, daß König Philipp und die Seinen im geheimen Staatsrate auch trauern würden?

Der Edelmann hatte leidenschaftlich gesprochen, sein Ton war immer rauher geworden, er überließ es dem Begleiter, seine letzten Gedanken zu erraten. Und er lächelte bitter, als Camoëns bei der nächsten Biegung des Pfades, den sie hinabritten, unwillkürlich um sich blickte, ob niemand ihr Gespräch belauscht habe. Habt Ihr auch schon gemerkt, daß es hier gilt, die Zunge im Zaum zu halten, und daß es Gefahr bringen kann, wenn sie sich nicht schmiegt, wie sie es jetzt in Coimbra lehren? Wer an den afrikanischen Plänen des Königs zweifelt oder die Vermählung Dom Sebastians um des Landes Willen fordert, ist ein gefährlicher Mensch, beleidigt nicht nur die geheiligte Majestät, sondern vor allem die heilige Kirche. Von dem Kloster zu Belem und dem großen Ordenshause der heiligen Väter der Gesellschaft Jesu zieht ein schlimmer Hauch über das Königreich hin — Gott schütze Portugal! (Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Wirkungen der Zollreform — der Zollreaktion, sagen die Freihändler, welche von den betreffenden Gesetzen allerlei arge Folgen prophezeiten und sich jetzt bemühen, den Nachweis zu führen, daß ihre Weissagungen eingetroffen seien. Von andrer Seite wird behauptet, das Gegenteil sei der Fall, und wenn das im wesentlichen auch von Ausländern bestätigt wird, und zwar von solchen, die ihr Auftrag zu möglichst gründlicher und unparteiischer Prüfung der Angelegenheit verpflichtet, und deren Regierungen sich zu nichts weniger als schutzzöllnerischen Grundsätzen bekennen, so muß uns es wohl als gut bezeugt und bestätigt gelten. Der Zweck jener Gesetze war, die Anwendung der Prinzipien des Freihandels auf das deutsche Reich maßvoll und mit Berücksichtigung aller Beteiligten einzig soweit einzuschränken, als Industrie und Landwirtschaft gegenüber dem Wettbewerb übermächtiger Nachbarländer Schutz bedurften, um bestehen und sich weiter entwickeln zu können. Hat das heilsam gewirkt oder nicht? Herr Strachey, der englische

Geschäftsträger am Dresdner Hofe, hat seiner Regierung einen Bericht erstattet, von dem niemand sagen kann, daß er zu einer Verneinung der Frage Material liefere. Dieser mit ebensoviel Sachkenntnis als Gewissenhaftigkeit verfaßte Ueberblick enthält ein sehr reiches Detail, mit dem er sowohl für den Staatsmann als für die Geschäftswelt eine ungewöhnlich wertvolle Belehrung und Aufklärung bietet. Der genannte britische Diplomat prüft an der Hand seiner Studien nach einander alle Zweige des deutschen Gewerbfleißes, zunächst die Eisen- und Stahlindustrie, dann die Textilbranche, die Weberei in Baumwolle, Wolle, Leinen und Jute, ferner Spitzen, Seide, Asbest, Chemikalien, Leder, Glas, Pianos und schließlich die Erzeugnisse der Landwirtschaft, und jedes von seinen Kapiteln zeigt, daß eine fleißige und sorgfältige Untersuchung ihn in den Stand gesetzt hat, ein giltiges Urteil über die Wirkungen der Tarifveränderungen auf jene Gebiete unsers wirtschaftlichen Lebens und die Stellung desselben zu den ausländischen Rivalen abzugeben. Und was sind seine Ergebnisse? Die Fabrikation von Jutewaaren ist durch den Tarif von 1879 fast geradezu vor dem Absterben bewahrt worden, die von Wollenstoffen und Strumpfwaaren dankt ihm weniger, die von Seidenzeugen nichts. Die Baumwollenspinner haben sich bereichert, und es ist der Grund zum Betriebe neuer Zweige dieser Art gelegt worden. Auf dem Gebiete der metallurgischen Erzeugnisse sind die Hochöfen meist durch die Hilfe des Staates im Brande geblieben, die Eisenwaaren haben gewonnen, während der Maschinenbau mit eignen Kräften gediehen ist. „Nirgends in Deutschland sind Anzeichen eines Beginnes jener freihändlerischen Reaktion zu gewahren, die, wie manche Leute meinen, in andern schutzzöllnerischen Ländern sich zu regen anfängt. Im Gegenteil ist der Glaube weit verbreitet, daß der Tarif von 1879 Deutschland vor einem großen Ruin gerettet habe, und daß das Reich sich jetzt auf dem Wege zu industrieller Größe und vielleicht zur Nachfolge in jener Hegemonie befinde, die Großbritannien jetzt, wie man behauptet, noch in Händen hat."

Fragen wir, in welchem Umfange die deutschen Fabrikanten mit den englischen rivalisiren und auf welchen Märkten sie der Hegemonie der letztern den Rang abzulaufen versuchen, so antwortet jeder Industriezweig nach seinen besondern Erfahrungen. Indem Stracheys Bericht von Krupps „Meeren flüssigen Stahls" spricht, erörtert er die angebliche Verschlechterung des schottischen Gußeisens, die er mit der Thatsache erklärt, daß der „unvergleichliche schwarze Bandeisenstein" fast erschöpft ist und in den schottischen Hochöfen vielfach durch geringeres Rohmaterial ersetzt wird. Dagegen sind nach Strachey die westfälischen Eisenfabrikanten denen von Middlesborough und Glasgow in der Bauart ihrer Oefen und in der Technik überlegen, und er erzählt, daß Engländer, die vor vier Jahren den Unterrhein besucht haben, die „unbestreitbaren technischen Vorzüge der dortigen Eisenwerke vor den englischen anerkannt und dabei bemerkt hätten, mit den letztern befinde man sich noch in den Fesseln des Empirismus." Von der Rivalität der Messerschmiedewaaren Sheffields und der deutschen bemerkt Strachey, die letztern seien hierbei durch niedrige Löhne und Frachten, aber auch durch Zölle begünstigt. Diesen Umständen schreibt er auch die Auswanderung englischer Kapitalisten zu, die in Deutschland Fabriken von Webwaaren angelegt haben, welche früher in Yorkshire und andern englischen Bezirken fabrizirt wurden. Aehnliches führt Strachey aus andern Gebieten der Gewerbthätigkeit an, und die Moral seiner Auseinandersetzung ist: der britische Fabrikant hat einige seiner frühern Vorzüge und Vorteile eingebüßt, seine Rivalen in Deutschland arbeiten vielfach leichter und wohlfeiler als er, er ist weniger erfinderisch, beweglich und schmiegsam gegenüber den Umständen und ihrem Wechsel

als der deutsche Nebenbuhler, der ihm auch an technischer und chemischer Kenntnis überlegen ist, und dem schließlich Schutzzölle helfend und fördernd an die Seite getreten sind.

Kunst und Religion. Aus Wien wird uns geschrieben: Fast könnte man an der vielbewährten Klugheit unsrer Frommen irre werden. Sie haben kaum die Erfahrung gemacht, daß ihr Eifern gegen die in jedem Sinne elenden Machwerke des russischen Malers Wereschagin diesen zu einem großen „Erfolge" verholfen haben, und schon schicken sie sich an, dem Maler der Bertha Rother den gleichen Dienst zu erweisen. Daß ohne den in der klerikalen Presse, auf den Kanzeln und vor den Kirchenthüren erhobnen Lärm die Bilder Wereschagins ohne Sang und Klang an dem Wiener Publikum vorübergegangen wären, läßt sich mit aller Bestimmtheit behaupten. Es wird zwei Jahre her sein, daß die Schildereien aus dem letzten russisch-türkischen Kriege Aufsehen machten, und das war nicht ausschießlich das Werk der überaus thätigen Reklame. Die Sachen waren geeignet, heutzutage „Sensation" zu machen, sie verbreiteten, wie treffend bemerkt wurde, Leichengeruch und blendeten durch außerordentliche Virtuosität. Als aber der Maler dann eine neue Serie brachte, stand man seiner Eigenart schon kühler gegenüber. Die Ansichten von indischen Bauten ließen wohl wieder das große technische Geschick bewundern, mit welchem er die Fassaden aus weißem Marmor im roten Sonnenlichte wiedergegeben hat, allein man kannte diese photographische Treue ja schon und vermißte nicht nur die poetische Auffassung, sondern auch eine wahrhaft malerische Kraft: sein Himmel wölbt sich nicht, sein Wasser fließt und spiegelt nicht, und Luftperspektive scheint ihm unbekannt zu sein. Man belächelte die winzigen Skizzen in vier- bis sechsmal so breiten Goldrahmen und die Arbeiten aus der Zeichenschule, welche, wohl zu Nutzen und Frommen der Kunsthistoriker, vollzählig mit zur Ausstellung gebracht worden waren. Und Wereschagin selbst mochte gefühlt haben, daß diese zweite Vorführung gegen die erste abfallen müsse; daher das panoramenmäßige Arrangement mit elektrischer Beleuchtung, der ungeheure Apparat von riesigen indischen Teppichen u. dergl. m. Genug, die müßigen Leute stritten mehr darüber, welche von den vier Silben seines Namens den Ton habe, als über den Wert seiner Malerei; und darüber, daß das Schlechteste in der ganzen Ausstellung die Bilder zu Stoffen aus der Evangeliengeschichte seien, war alle Welt einig. Man lachte oder man wandte sich voll Widerwillen ab von der „realistischen" Auferstehung und von der polnischen Judenfamilie, welche für die heilige Familie ausgegeben wird. Da fiel es plötzlich einigen Frommen ein, daß es Religionsstörung sei, von Brüdern Jesu zu sprechen, der Erzbischof erließ, dem Drängen nachgebend, eine Warnung an die Gläubigen, es wurde gegen die Bilder gepredigt, in Zeitungen und Flugblättern agitirt, und die natürliche Folge war, daß die Gewarnten in das Künstlerhaus eilten, um zu sehen, ob die Sache wirklich so schlimm sei. Zum Schluß spritzte ein in seinem Glauben beunruhigter Vitriol auf das eine Bild, ein andrer scheint vor demselben von religiösem Wahnsinne ergriffen worden zu sein, und — Herr Wereschagin kommt sich, seiner Rechtfertigung zufolge, nun wie eine höchst wichtige Persönlichkeit vor!

Da die Bilder, welche jetzt nach Pest wandern, möglicherweise auch andern Städten nicht vorenthalten werden und dann zu einer, wenn auch weniger leidenschaftlichen, Aufwärmung der Kontroverse Anlaß geben können, wollen wir hier bemerken, daß in Lehners vor vier Jahren erschienenem Werke über die Marienverehrung das gesamte Material über die Geschwister Jesu zu finden ist, die An-

sichten des Tertullian, des Origenes, der „Antidikomarianiten“ u. s. w. (S. 92 ff.). Hätten die Frommen dort nachgelesen, so würden sie sich und uns „viel Lärm um nichts“ erspart haben.

Aber sie scheinen, wie gesagt, nichts lernen zu wollen, da sie auch die Ausstellung der Gräfschen Bilder zu einem Ereignis aufbauschen. Der Berliner Unternehmer, dem wir diesen Genuß verdanken, soll die Absicht gehabt haben, das Modell des Malers in Person an die Kasse zu setzen, soll aber daran durch die Polizei verhindert worden sein. Es war auch nicht nötig, diesem Unternehmen dadurch noch den letzten Stempel aufzudrücken. Die Bilder sind so mittelmäßiger Art, die Einreihung des Porträts des Verfertigers „im Kostüm Tizians“ und einer „im Gefängnis gemalten“ Skizze — ein Jüngling, der von einem „märchenhaften“ Irrlicht in den Sumpf gelockt wird — macht das Ganze zu einer so abgeschmackten Posse, daß man den vulgären Liberalismus diese Beschämung ungestört hätte auskosten lassen sollen. Denn auch hier war natürlich lebhaft Partei ergriffen worden für die „Freiheit“ der Kunst und der Künstler, war der Kernpunkt des berüchtigten Prozesses gänzlich ignorirt worden, und man hatte über das einzige Tröstliche in dem untröstlichen Handel, die Erklärung der Berliner Künstlerschaft, spöttisch die Achseln gezuckt. War man sich doch bewußt, wenigstens auf derselben Höhe sittlicher Weltanschauung zu stehen wie Paul Lindau. Wenn an der Akademie eine Professur frei wäre, hätte uns der Vorschlag, Herrn Gräf zu berufen, nicht in Erstaunen versetzt. Und nun der kalte Guß dieser Ausstellung! Doch die Frommen verlassen die Freisinnigen nicht, sie zetern dermaßen über die Gott- und Schamlosigkeit der Gräfschen Bilder, schreien so laut nach der Polizei, daß nicht nur Gevatter Schneider und Handschuhmacher sich tummeln, das sündhafte Schauspiel zu genießen, bevor es etwa verboten würde. Wenn noch Dankbarkeit unter den Menschen wäre, müßte dem „Vaterland“ eine Tantieme von dem Ertrage der Ausstellung bewilligt werden.

Eine originelle Gesellschaft. Von achtundvierzig Staatsmännern, Gelehrten und Schriftstellern, namhaften, namenlosen und — „mittleren,“ einem Kreise, so bunt, wie ihn nur jemals die Mitarbeiterliste einer neuen Zeitschrift aufgewiesen hat, ergeht die Einladung zum Eintritt in eine Gesellschaft, welche sich „Deutsche Revue-Gesellschaft“ nennt. Unterzeichnet sind vier gewesene und zwei aktive Minister, ferner neben Gneist — Max Nordau, neben Moleschott — Ossip Schubin, neben Döllinger ein Redakteur der „Neuen freien Presse“ u. s. f. Und diese Herren haben eine „Revue-Gesellschaft“ gegründet? Wollen sie, da auch zwei Generale z. D. mit ihnen halten, das Interesse des deutschen Volkes an militärischen Schauspielen beleben oder etwa die deutschen Zustände Revue passiren lassen? Keins von beiden; derartige Mißverständnisse sind lediglich durch das Wegbleiben eines Bindezeichens ermöglicht. Es sollte nämlich heißen „Deutsche-Revue-Gesellschaft,“ da deren Zweck die Erhöhung der Abonnentenzahl der Monatsschrift „Deutsche Revue“ ist. Die Pflichten der Mitglieder dieser originellen Gesellschaft bestehen im Abonnentensammeln, die Rechte in dem Empfang eines Freiexemplars auf fünf bezahlte. So schön diese Aufgabe aber ist, so soll sich die Gesellschaft mit derselben noch nicht begnügen. Ein Fünftel des Reingewinnes der Zeitschrift soll von 1886 der Gesellschaft zufließen, welche dadurch die Mittel zu gewinnen hofft, um „1. hilfsbedürftigen und verdienten Vertretern der Wissenschaft, Literatur und Kunst Unterstützungen in möglichst reichem Maße zu gewähren; 2. wertvolle wissenschaftliche, literarische und künstlerische Arbeiten und Leistungen materiell zu unterstützen oder zu belohnen; 3. Beiträge zur Förderung neuer wichtiger Erfindungen und Forschungsreisen zu ge-

währen." Gewiß eine großartige Idee! Nehmen wir z. B. an, daß in einem Jahre nach Abzug der Redaktions- und Mitarbeiterhonorare, der Druck- und Expeditionskosten ꝛc. 3000 Mark erübrigt würden, so könnte die Gesellschaft baare 600 Mark zu Unterstützungen und — wie es an andrer Stelle heißt — „zu idealen Zwecken" aufwenden. Von der Deckung eines etwaigen Defizits ist, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, die Gesellschaft nicht bedroht.



Literatur.

Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland mit besondrer Berücksichtigung auf (sic?) die einwirkenden Theorien. Von Dr. Georg Adler. Breslau, Ed. Trewendt, 1885.

Wenn auch Dank der Fürsorge und weitsichtigen Politik der Reichsregierung die sozialpolitischen Fragen nunmehr zum Gemeingut der deutschen Nation geworden sind, so hat doch die Bewegung selbst aus den Arbeiterkreisen ihren auf die Staatsgewalten einwirkenden Einfluß genommen. Der lebenden Generation sind zum großen Teile nur die Fluktuationen der letzten zwei Jahrzehnte in der Erinnerung, seit Lassalle es verstanden hat, eine Arbeiteragitation in großem Stile zu organisiren, und seit das allgemeine Stimmrecht die latenten Kräfte genötigt hat, an der Oberfläche zu erscheinen. Es ist deshalb gewiß von Interesse, den Anfängen dieser großen Bewegung nachzugehen, nicht bloß um der geschichtlichen Wahrheit willen, sondern auch um desto eingehender die gegenwärtige Lage beurteilen zu können. Der Verfasser, welcher sich dieses Ziel gesetzt hat, hat deshalb ein sehr dankenswertes Werk unternommen, welches umsomehr Anerkennung verdient, als es infolge des vielfach zerstreuten und schwer zugänglichen Materials auch ein sehr mühevolles Unternehmen war. Er hat alles zusammen getragen, was er aus den Schriften, Broschüren und Berichten der einzelnen Perioden, zum Teil auch aus ungedruckten Tagebüchern hat erlangen können; er hat gleichzeitig die bestimmenden und einflußreichen Theorien kurz dargestellt und so die einzelnen Epochen nicht nur zu schildern, sondern auch zu erklären gesucht. Trotzdem darf man nicht erwarten, daß sich die einzelnen Perioden wie die Ketten einer ununterbrochnen Reihe aneinander schließen. Es sind immer nur dieselben Männer und ihre Schüler, welche an verschiednen Orten und zu verschiednen Zeiten mit neuen Versuchen auftreten, ihre zum Teil unsinnigen, zum Teil naiven und zum Teil verbrecherischen Ziele zu verwirklichen. Es hat auch in dieser ersten etwa mit dem Jahre 1850 abschließenden Epoche sich das Verhältnis zwischen den politischen und sozialistischen Bestrebungen noch nicht geklärt, bald bekämpfen sie sich gegenseitig, bald vereinigen sie sich wieder, bis der Einfluß von Karl Marx das gegenwärtige System inaugurirte. Es fehlt ferner in dieser Periode den Reformern und Umstürzlern an einer gemeinsamen Organisation; sie stehen nur in einer theoretischen und losen Verbindung zu einander, sodaß, wenn einmal praktische Ziele unternommen werden, dieselben kläglich verlaufen. Es wird aber aufs klarste bestätigt, daß von Anfang diese Bewegung in eine immer abschüssigere Bahn geriet, und daß ihr Endziel doch nur die Anarchie sein kann. Eben deshalb ist dies Buch auch eine Mahnung für die Gegenwart, da sich diese nur zu leicht über die Gefahr täuscht und, ihres augenblicklichen Besitzes sicher, um politische Phantome kämpft und so die Reihen derer schwächt, welche

gegen den gemeinsamen Feind Front machen sollten. Die preußische Regierung hat schon bei Beginn der Bewegung einzelne schüchterne Versuche gemacht, derselben, soweit ihre Forderungen berechtigt waren, entgegenzukommen; es waren dies damals kleinpolitische Manöver, mit welchen man die liberale Opposition zu unterdrücken glaubte. Heute ist die „soziale Frage“ Gegenstand der Reichspolitik geworden und ist in der Hand eines genialen, energischen und zielbewußten Mannes; wir können mit solchen Mitteln auch auf andre Erfolge rechnen.

Der Verfasser giebt zum Schlusse noch einige allgemeine Betrachtungen, die nach unsrer Meinung nicht immer seinen Untersuchungen entsprechen; zuweilen haben wir auch für manche Theorien und Anschauungen eine größere Billigung gefunden, als sie vom staatserhaltenden Gesichtspunkte aus gerechtfertigt ist.

Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884. Von Joseph Thomson. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885.

Nachdem die Freunde der Afrikaforschung bereits im Dezemberhefte des Jahrganges 1884 der Proceedings den summarischen Bericht erhalten hatten, welchen Thomson in der Novembersitzung der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London über seine in deren Auftrage zum Kilima-Ndjaro, Kenia und Victoria-Njansa unternommene Expedition erstattete, hat der kühne Reisende demselben eine ausführliche Reisebeschreibung folgen lassen, welche dank der Fürsorge der Brockhausschen Verlagsbuchhandlung bereits auch in deutscher Uebersetzung vorliegt. Thomson, der bis zum Alter von sechsundzwanzig Jahren schon drei verschiedne Expeditionen ins Innere von Afrika geführt hat und jedenfalls nicht zu der großen Spezies der Lehrstuhl-Geographen gehört, hat diese Ausarbeitungen, wie er selber gesteht, mit einer gewissen Selbstüberwindung gemacht. Umsomehr ist ihm die geographische Wissenschaft dafür zum Danke verpflichtet, zumal da ja sein Werk, ohne den Verdiensten Johnstons und unsers Landsmannes Dr. Fischer zu nahe zu treten, als der bedeutendste Beitrag zur Geographie Ostafrikas aus den letzten Jahren bezeichnet werden muß.

Jedermann, der sich mit der Geschichte der Erforschung des dunkeln Erdteils einigermaßen vertraut gemacht hat, weiß, daß erst im Jahre 1842 ein ernsthafter Versuch gemacht wurde, von dem nördlich von Sansibar befindlichen Mombas aus in das westlich davon gelegene Innere vorzustoßen. Zwei im Dienste der englischen Missionsgesellschaft stehende Würtemberger, Dr. Krapf und sein Kollege Rebmann, waren es, welche durch ihre kühnen und abenteuerlichen Reisen zwar nicht die erwartete Seelenernte fanden, wohl aber durch ihre Nachrichten von den großen Schneebergen der weitern Entdeckung einem bisher nicht genug gewürdigten Anstoß gaben. Im Anfang der sechziger Jahre besuchte dann der hannoversche Baron von der Decken in Gesellschaft eines jungen Geologen Thornton den Kilima-Ndjaro und veröffentlichte zuerst eine Karte dieser Gegend von einiger wissenschaftlichen Genauigkeit. Darauf bestieg der Missionar New den Kilima-Ndjaro und erreichte, so viel man weiß, jüngst die Schneegrenze. Mit dem Naturforscher Hildebrandt schloß 1877 die Reihe der Reisenden in jenen Regionen. Es schien nach den gemachten übeln Erfahrungen unmöglich, aus direkter Wahrnehmung die Gegenden jenseits des Kilima-Ndjaro bis zu den großen Seen genauer kennen zu lernen. Denn hinter jenen Bergen begann das Gebiet eines ebenso zahlreichen als kriegerischen Volksstammes, der Massai, welche nicht allein durch ihre steten Raub- und Mordzüge die Geißel des ganzen Landes um diese Lande herum geworden waren,

sondern auch bisher keiner von Europäern geführten Karawane den Eintritt oder Durchzug durch ihr Gebiet gewährt hatten.

Dennoch mußten zwei Umstände immer wieder dazu mahnen, von Mombas aus durch das Massai-Land nach Westen vorzudringen. Nachdem einmal die Engländer Burton und Speke von Sansibar aus den Tanganjika-See und darauf sich nordwärts wendend die hinter dem Kilima-Ndjaro und Kenia vermuteten großen Seen, den Victoria- und Albert-Njansa, entdeckt und somit das große Rätsel der Nilquellen gelöst hatten, war es von selbst geboten, den nächsten Weg von der Ostküste nach jenem großen Seebecken zu finden. Es war das umso wünschenswerter, als man durch die früheren bis zum Kilima-Ndjaro vorgedrungnen Expeditionen die Gewißheit hatte, daß der Weg von Mombas bis dorthin, im Gegensatz zu den von Sansibar und Bayamoyo ausgehenden fieber- und todbringenden Karawanenstraßen, durch ein im ganzen wasserarmes, dürres Land führe, welches den Reisenden gestattet, den Fuß jener Berge mit ungeschwächten Kräften zu betreten.

Man darf nun zwar mit Recht, wenn man Thomsons Buch gelesen hat, daran zweifeln, daß es ihm gelungen sei, „eine für europäische Reisende gangbare Straße von einem der ostafrikanischen Häfen direkt durch Massai-Land zum Victoria-Njansa zu finden.“ Aber jedenfalls ist es das unbestreitbare Verdienst unsers Reisenden, wenigstens für sich und seine Leute den Weg durch das Massai-Land praktikabel gemacht und nicht allein durch das Land hindurch, sondern auch wieder herausgekommen zu sein.

Da Dr. Fischer, durch schwere Fieberanfälle und die verderblichen Folgen ausschließlicher Fleischkost geschwächt, am Naiwascha-See, wenige Tagemärsche vor seinem Ziele, dem Baringo-See, wieder umkehren mußte, so ist Thomson der erste Europäer, der das Land nördlich vom Naiwascha betreten hat, und bis auf weiteres unsre einzige Quelle für diese bisherige terra incognita. Wir erfahren durch ihn, daß das Massai-Land in zwei deutlich voneinander getrennte Teile zerfällt, in ein südliches niederes Wüstenland und in ein nördliches Hochland. Von diesen ist der wegen Regenmangel außerordentlich dürre und unfruchtbare Südteil eine infolge vulkanischer Thätigkeit unter das höhere Niveau der seitlich liegenden Tafelländer gesunkene Depressionsmulde von 900 bis 1200 Meter Meereshöhe, über die freilich durch denselben Vulkanismus mächtige Kegel und Krater, wie der Kilima-Ndjaro und Meru, emporgetrieben sind. Dagegen erhebt sich der nördliche Teil, das eigentliche Hochland, zu einer Höhe von 1600 Metern, im Mittelpunkte sogar zu 2750 Metern, doch so, daß es durch eine meridionale, fast drei Breitengrade, also beinahe hundert Kilometer lange, nur von vereinzelten Gebirgsarchipeln durchsetzte Bodensenke halbirt wird, welche auf ihrer Sohle eine Reihe entzückender Seen, wie den Naiwascha und den Baringo, enthält. Von der östlichen Hälfte dieses Hochlandes drang Thomson schließlich über die malerische Kette der von ihm nach Lord Aberdare benannten Aberdareberge bis zum Fuße des Kenia vor, um sich dann wieder westlich bis zu dem seiner fabelhaften Größe entkleideten Baringo zu wenden und von hier das nördliche Ufer des Victoria-Njansa in der Landschaft Kavarindo zu erreichen.

Thomson hat sich nicht damit begnügt, uns einfach die topographische Geographie jenes wunderbaren Stückes von Innerafrika zu liefern. Da er eine vorzügliche naturwissenschaftliche Bildung besitzt, so hat er uns in seinem ebenso klaren wie anziehenden Stil die geologischen und metereologischen Verhältnisse des Massai-Landes, seine Flora und Fauna und auch die ihn so oft mit dem Tode

drohenden und doch wieder so sympathischen Massai selbst geschildert. Nicht am wenigsten ist es aber schließlich seine mannhafte und zugleich so liebenswürdige Persönlichkeit, welche uns von der ersten bis zur letzten Seite seines Werkes gefesselt hält. Die Karawane, mit welcher er am 15. März 1883 Mombas verließ, war der wahre Auswurf des Sansibarer Spitzbubentums. Sie bestand aus Landstreichern, Dieben, Mördern, fortgelaufenen Sklaven und dergleichen Gesindel. Sie besaß nur ein Dritteil der notwendigen Stärke. Es fehlte nicht nur an hinreichenden Führern und Dolmetschern, sondern ebenso sehr an genügendem Vorrat an der eigentlichen Tauschmünze, an Eisendraht. Thomson selbst war niemals im Zweifel, daß es einer langen Reihe glücklicher Zufälle bedürfe, wenn er hoffen wollte, durch Massai-Land hindurch- und wieder herauszukommen. Aber er gehört zu jenen starken Naturen, welche Mißerfolge und Schwierigkeiten wohl für einen Augenblick hemmen, aber an dem schließlichen Erfolge nicht verzweifeln machen können.

Vom Morgen bis zum Abend von den insolenten jungen Massai als eine Ausstellung betrachtet, in der man jeden Gegenstand zu betasten das Recht hat, wäre er ohne Zweifel bereit gewesen, wenn ein Krieger ihn auf die rechte Backe geschlagen hätte, ihm in aller Unterwürfigkeit auch die linke darzubieten. Mochten seine Füße bis zum Siedepunkte erhitzt sein, oder mochte er, wenige Kilometer vom Aequator entfernt, vor Frost zitternd seine Stiefel am Feuer zu erwärmen suchen, mochte er wochenlang faules Fleisch essen oder monatelang am Fieber kranken, sein unbezähmbarer Mut schützte ihn vor dem gänzlichen Unterliegen.

Als Leibon, d. h. als Medizinmann, mit seinem Brausepulver und mit seinen künstlichen Zähnen wie ein zweiter Cagliostro hantirend, wagte er es, während Menschen und Gewehre ihn im Stiche ließen, bis zum Fuße des wolkendurchbohrenden Kenia vorzudringen. Ein Mann, der so harmlos ist, seine Freude über einen schottischen Nebel inmitten von Afrika vor seinen fröstelnden Leuten durch einen schottischen Tanz zu feiern, konnte unmöglich grausam sein. Wir glauben es ihm auf sein Wort, daß er in dem reichsten Jagdgebiete der Erde, mit Ausnahme von Büffeln, Rhinocerossen und Elefanten niemals ein Stück Wild geschossen habe, außer für die prosaischen Bedürfnisse des Kochtopfes. Aber ein solcher Führer mußte auch läuternd und erziehend auf seine Leute wirken. Als Thomson Ende Mai 1884, halbtot durch Dysenterie, an die Küste zurückkehrte, waren seine Träger moralisch und körperlich wie neugeboren. Er hatte sie von Sansibar mitgenommen als den Abschaum der dortigen Schurkenwelt. Sie kehrten zurück als Männer, welche ihre körperlichen und moralischen Mängel abgeworfen hatten und die besten Aussichten für die Zukunft boten.

Aus dem Siegesjahre 1870/71. Kriegsfahrten eines Truppenarztes vom 10. Armeekorps, 2. Hannoverschen Dragonerregiment Nr. 16. Von Dr. Georg Hantel. Elbing, Reinhold Kühn jun., 1885.

Wir empfehlen dieses Büchelchen allen denen, welche den großen Krieg mitgemacht haben. Referent, der in ähnlicher Stellung wie der Verfasser als Arzt am Feldzuge Teil nahm, hat bei der Lektüre dieser Berichte sich wieder vollständig in jene gewaltige Zeit zurückversetzt gesehen, und es sind ihm viele Erlebnisse, viele Bilder aus jenen Tagen wieder aufgefrischt worden — der beste Beweis für die treue und lebendige Schilderung des Buches.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Engländer in Birma und im Sudan.

ie Londoner Presse jubelt. Durch Erlaß des Vizekönigs von Indien ist das nach kurzem Feldzuge eroberte Oberbirma dem britischen Reiche einverleibt worden. Es ist ein stattliches Neujahrsgeschenk, welches Salisbury dem letztern damit gemacht hat, anderseits hat er damit seine eigne Stellung vor den Parteien verbessert, da es immer eine gute Empfehlung für einen Minister war, als Mehrer des Reiches zu erscheinen. Es ist mit der Maßregel ein Land von etwa 11 500 Quadratmeilen, auf denen viertehalb Millionen Menschen wohnen, den asiatischen Besitzungen der Königin Viktoria angegliedert worden, und zu gleicher Zeit hat man sich eines gefährlichen Konkurrenten an der Westgrenze Chinas, des französischen Einflusses, entledigt und sich in den Besitz der wichtigen Wasserstraße nach dem Lande der himmlischen Mitte gesetzt, welche der Irawaddy darbietet. Doch hat die Sache auch ihre Schattenseite. England hat alle Ursache, in gutem Einvernehmen mit dem neuen Nachbar zu bleiben, und dieser scheint Einspruch gegen die Einverleibung erheben zu wollen. Die chinesische Regierung behauptet, der König von Birma sei ihr tributpflichtiger Schützling gewesen, und die Engländer werden sich wegen der darauf sich gründenden Ansprüche mit ihr verständigen müssen, wenn sie sich hier nicht eine Feindschaft erweckt haben wollen, welche unter Umständen gefährlich für sie werden könnte. Ohne eine Befriedigung der Chinesen wird man zunächst — erinnern wir uns der Schwarzflaggen in Tonking — schwerlich die räuberischen Dakoits, die das eroberte Birma jetzt unsicher machen, niederwerfen und dauernd niederhalten können, sodann aber die Pforten zu den neuen Absatzgebieten in China den englischen Kaufleuten und Fabrikanten sich nicht öffnen sehen. Der Umsicht der britischen Diplomatie dürfen wir indes zutrauen, daß sie den rechten Weg finden

werde, auf dem sich dieses erste Hindernis einer gewinnbringenden Ausnutzung der erlangten Vorteile beseitigen läßt, und es ist wahrscheinlich, daß man den nordöstlichen Teil der früher von dem Könige Thibau regierten Gebiete den Chinesen abtreten wird.

Sehr viel weniger Ursache, erfreut und befriedigt zu sein, haben Regierung und Publikum in England, wenn sie die Lage der Dinge in Ägypten ins Auge fassen. Wieder wurde unsre Aufmerksamkeit auf jenen Teil des Nilthales gelenkt, der oberhalb des zweiten Kataraktes (bei Wady Halfa) liegt. Die Anhänger des Mahdi waren nicht, wie man gehofft hatte, nach dessen Tode in dem Maße uneins geworden, daß sie den Plan eines Vordringens nach Norden aufgegeben hätten. Sie hielten vielmehr unter dem Nachfolger ihres Propheten zusammen und nahmen nicht nur Kassala ein, sondern begannen auch gegen Nubien vorzudringen und sich zu einem Einfall in Oberägypten zu rüsten. Der Beginn des Winters, hier der einzigen passenden Jahreszeit für militärische Unternehmungen, gab den Feldherren des Chalifen eine Gelegenheit, die von ihnen nicht unbenutzt gelassen wurde, und zu Anfange des Dezember warfen sich die Spitzen ihres Vortrabes auf die britischen Truppen, welche über Wady Halfa nach Süden vorgeschoben waren. Indem sie quer durch die Bajudawüste zogen und dann am Nil stromabwärts bis nach Dongola gingen, nahmen sie dieses zur Operationsbasis und drangen weiter nach Norden vor, bis die Schaaren ihrer Vorhut auf die kleine Garnison von Koscheh stießen, die aus englischen und ägyptischen Truppen gemischt war. Diese zum großen Teile aus Schwarzen bestehende Streitmacht hielt die Sudanesen etwa drei Wochen lang von weiterm Vormarsche zurück, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß sie, abgesehen von ihrer bessern Bewaffnung, auch durch den Flußdampfer Lotus und dessen Geschütze unterstützt wurde. Anderseits besaßen jedoch die Sudanesen ebenfalls mehrere Kanonen, die sie geschickt in Schanzwerken aufzustellen und wirksam zu dirigiren verstanden, sodaß sie nicht mehr, wie während Wolseleys Feldzuge, als gänzlich roher, nur durch Todesverachtung gefährlicher Feind zu betrachten waren. Dankten sie diesen Fortschritt wahrscheinlich den Artilleristen und Ingenieuren, welche in Chartum zu dem Heere des Mahdi übergetreten waren, so bekundeten auch ihre Führer hier mehr militärisches Talent als bei frühern Aufstellungen und Gefechten. Mit richtigem Blicke versuchten sie, die Eisenbahnlinie zu durchschneiden, welche die Gegenden im Rücken der Garnison von Koscheh mit letzterm Punkte verknüpft, und die Besatzung desselben in Angst und Unruhe zu versetzen, indem sie Abteilungen ihres Heeres stromabwärts sendeten, als ob sie jene umzingeln wollten. Dies geschah auf verschiednen Stellen, und die Lage der Verteidiger von Koscheh gestaltete sich von Tage zu Tage kritischer. Jedoch gelang es, Nachricht hiervon nach Wady Halfa gelangen zu lassen und dort um Hilfe zu bitten, ehe es zu spät war. Die Engländer und ihre schwarzen Hilfstruppen hielten sich wacker: sie schlugen direkte Stürme auf ihre Stellung

mit Erfolg zurück, antworteten ebenso erfolgreich durch Ausfälle aus derselben, ließen sich durch die Bewegungen des Feindes, die sie umgehen und von Ägypten abschneiden sollten, nicht irre machen, hielten gute Wacht und Ausschau und brachten so zuletzt die arabischen Heersäulen zum Stillstande. Hierdurch wurde Zeit gewonnen, ihnen Verstärkungen zuführen zu lassen. General Stephenson, der sofort begriff, daß Gefahr im Verzuge sei, sandte mehrere Bataillone frischer Truppen aus Ägypten nach Wady Halfa, verstärkte seine Posten am Nil weiter nach Norden hin, erbat sich in London Nachschub von mehreren Regimentern und begab sich demnächst schleunig selbst nach dem Schauplatze des wieder eröffneten Kampfes. Ehe er dort anlangte, schickte der General Butler von Wady Halfa Sukkurs nach Koscheh, und der Marsch dieser Truppen, der durch die Eisenbahn erleichtert und beschleunigt wurde, zwang die Sudanesen, allmählich alle Dörfer zu räumen, die sie auf der Strecke zwischen dem zweiten Nilkatarakt und Koscheh besetzt hatten. Sie zogen sich bis nach Gimis zurück, wo sie sich zu einem Angriff auf letztern Ort gesammelt hatten. General Granfell rückte zur Unterstützung Butlers, seines Untergebnen, heran, und kurz vor dem Weihnachtsfeste war eine kleine Armee britischer Bataillone beisammen, um den Arabern den Weitermarsch nach Norden streitig zu machen. Zwei oder drei Tage später traf Stephenson bei diesen Truppen ein und übernahm den Oberbefehl über dieselben, um die Kühnheit der Feldherren des Chalifen zu züchtigen und ihnen, wo möglich, einen Schlag beizubringen, der die Wucht ihrer Invasion bräche. Er hatte unter seinem Kommando fünf englische und zwei ägyptische Bataillone (Neger), ein paar schwache Schwadronen Reiterei und sechs Geschütze. Diese Truppen wurden zu einer Division unter Granfell organisirt und in zwei Brigaden geteilt, von denen die eine durch Butler, die andre durch den General Huyshe befehligt wurde. Dieses kleine Heer stand einem Feinde gegenüber, der auf fünfzehntausend Mann geschätzt wurde, und der aussprengen ließ, er erwarte jeden Tag weitern Zuzug aus Dongola. Die Ausdehnung, welche der neue Vormarsch der Mahdisten erreichen konnte, hing nach aller Wahrscheinlichkeit von dem Ausgange des Treffens ab, welches in der Gegend von Koscheh und Gimis erfolgen mußte. Gelang es mit den Streitkräften unter dem Kommando Stephensons und Granfells den Arabern unter Muhammed El Cheir eine gründliche Niederlage beizubringen, so konnte man auf englischer Seite hoffen, daß es mit allen weitern Absichten derselben auf Ägypten wenigstens für diesen Winter zu Ende sein würde. Wurden sie dagegen zwar geschlagen, aber nicht erdrückt, so konnten sie sich wieder sammeln und verstärken und dann den Versuch machen, auf anderm, auf weniger direktem Wege ihren Zweck zu erreichen.

Die Führer der Sudanesen befinden sich in der vorteilhaften Lage, sich nach jeder nicht geradezu vernichtenden Niederlage rasch wieder erholen und zweitens für ihren Marsch nach Ägypten verschiedne Richtungen und Routen

wählen zu können, von welchen zwar keine bequem, jede aber, wie man glaubt, für Krieger der Wüste offen ist. Sie können die Ufer des Nils verlassen und auf einer der Wüstenstraßen, die vorgeschobnen Truppen Englands und Ägyptens umgehend, auf einem näher nach Kairo hin gelegnen Punkte der langen und vielgewundnen Kommunikationsstraße, die der Strom für jene bildet, zustreben. General Stephenson ist vor eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, seit er sich mit mäßigen Streitkräften so weit vorgewagt hat. Er sieht sich genötigt, einen schmalen und langgestreckten Weg nach der Front festzuhalten und zu verteidigen, der Kairo zum Ausgangspunkte hat und den zahlreichen Knien und Krümmungen des Nils bis nach der Umgegend von Koscheh folgt, das selbst nur ein vorgeschobener Posten zur Deckung der Endstation der Eisenbahn zu Akascheh ist. An diese Linie ist der Nachfolger Wolseleys durch die Anforderungen der Lage gebunden. Um diese Verbindungslinie sicher zu stellen, muß er, ohne die Besatzung des eigentlichen Ägyptens in gefährlichem Grade zu schwächen, zunächst Assuan am ersten der Nilkatarakte, ein wichtiges Glied in der Kette, mit einer beträchtlichen Streitmacht besetzt halten, sodann Korosko, wo die Wüstenstraße von Abu Hamed auf den Nil trifft, mit genügenden Kräften zu verteidigen imstande sein, ferner jedes Dorf, das einem sich durch das Gebiet zwischen dem Strome und dem Roten Meere nach Norden bewegenden Feinde zugänglich ist, sorgfältig beobachten und endlich Wady Halfa mit einer hinreichenden Garnison versehen halten. Durch diese Posten müssen alle Zufuhren an Munition und andern Bedürfnissen für die jetzt in Koscheh stehende Armee passiren, desgleichen alle Nachschübe von Verstärkungen, welche dieselbe erfordern könnte. Die Route des Nils, die jetzt, im Winter und bis Anfang April, durchaus praktikabel ist, läßt sich an mehreren Stellen von einem aus dem Sudan heranziehenden Feinde in der Flanke angreifen.

Allerdings darf man Zweifel hegen, ob die arabischen Feldherren genug Unternehmungsgeist und militärische Fähigkeit besitzen, um die Horden von Halbwilden, die sie führen, so zu organisiren und zu leiten, daß sie mit ihnen durch die schwierigen Gebiete, die zu durchschreiten sind, ehe sie vor einem verwundbaren Punkte der großen Wasserstraße anlangen können, ihr Ziel in genügender Stärke erreichen. Aber unmöglich wäre ein solches Wagnis keineswegs. Wenn die großen Stämme auf beiden Seiten des Stromes sich der sudanesischen Bewegung anschlössen und sich miteinander sowie mit den Beduinen Ägyptens vereinigten — was zwar in unserm Jahrhunderte noch nicht geschehen, aber bei der Kraft der religiösen Begeisterung, welche das Derwischtum entwickelt, immerhin denkbar ist —, so könnten sie einen kühnen Handstreich wagen und den Engländern arge Not und Verlegenheit bereiten. Bisher hat noch nichts verlautet, wonach anzunehmen wäre, daß diese großen Stammverbindungen bei dem neuen Vorgehen der Mahdisten beteiligt sind. Man war in gewissen militärischen Kreisen der Meinung, daß der Angriff der Sudanesen auf Koscheh nur ein Manöver sei,

welches den Zweck habe, Truppen von Oberägypten, von Assuan und Korosko wegzuziehen und ein plötzliches Vorbrechen aus Gegenden westlich vom Roten Meere zu verdecken. War das begründet, so hat Stephenson aller Wahrscheinlichkeit zufolge Vorkehrungen getroffen, diese Absicht zu vereiteln. Er brach rasch entschlossen auf, um den Feinden auf ihrem eignen Boden zu begegnen, was trotzdem, daß die Spitzen des englischen Heeres sich jetzt fern vom Mittelpunkte seiner Kraft befinden, als die beste Methode angesichts solcher Gegner erschien. Er nahm ferner darauf Bedacht, sich im Rücken sicher zu stellen, indem er zu Assuan ein starkes Lager hinter sich ließ. Endlich schnitt er den arabischen Feldherren jede Hoffnung, daß die Armee in Ägypten durch den zweiten Feldzug nach dem Sudan erheblich vermindert werden würde, durch die Raschheit ab, mit welcher alle Truppen, die nach dem Süden dirigirt worden waren, unverzüglich durch drei englische Regimenter aus den Festungen des Mittelmeeres ersetzt wurden, sodaß, während eine Feldarmee südlich von Wady Halfa zusammengezogen und die Verbindungslinie derselben an ihren nubischen Hauptstellen hinreichend bewacht war, Ägypten selbst eine so starke Besatzung wie je vorher aufzuweisen hatte.

Trotz alledem war die Lage der Engländer in Ägypten und Nubien bis zu Ende des verflossenen Jahres keine völlig gesicherte, und wer zurückblicken will, wird sofort bemerken, daß sie die Folge des mißlungenen Versuches ist, nach Chartum vorzudringen. Ja die Ursachen der gegenwärtigen Verlegenheiten lassen sich noch weiter zurückverfolgen, bis zu dem großen Mißgriffe, der darin bestand, daß man dem General Hicks erlaubte oder befahl, den verhängnisvollen Marsch nach El Obeid zu unternehmen, welcher die vollständige Vernichtung einer verhältnismäßig starken und wohlgerüsteten ägyptischen Armee durch die wilden Krieger des Propheten herbeiführte. Diese Schlappe ist bis jetzt noch nicht ausgeglichen, das durch sie hervorgerufene Kraftgefühl der Sudanesen bis jetzt noch nicht geschwächt worden, ja die Niederlage Bakers bei Suakin war geeignet, dieses Gefühl zu stärken. Weder die blutigen Kämpfe an der Küste des Roten Meeres, welche mit englischen Siegen endigten und den Hadendowas Osman Digmas Massen von Leuten kosteten, aber völlig ohne Frucht für die Sieger blieben, noch die glänzenden Gefechte der Armee Wolseleys in der Bajudasteppe, ihre raschen Märsche durch die Wüste und ihr geschickt ausgeführtes Vorrücken nilaufwärts über die Riffe und Untiefen des Stromes reichten hin, den Engländern im Sudan und in Ägypten das Ansehen wieder zu verschaffen, das sie verloren hatten. Das Ende war trotz aller ihrer Siege die Einnahme Chartums, das sie hatten entsetzen wollen, durch den Mahdi, und ein Rückzug nach Norden, der dadurch in den Augen der Mahdisten nicht weniger für die Impotenz ihrer Gegner bewies, daß er mehr ein Rückzug vor der Sommerhitze und der Ungesundheit des Sudan als vor dessen Kriegsleuten war.

Man kann sich darüber streiten, ob es eine richtige Maßregel oder ein

Mißgriff war, Dongola zu räumen und es den Gegnern zu überlassen, jedenfalls wurde der Rückzug auch aus dieser Stadt und Gegend von den Arabern als Niederlage und Ohnmacht gedeutet, und diese kommen jetzt in dem Bewußtsein, im ganzen den Sieg behalten zu haben, ihrerseits als Angreifer von Leuten, denen sie überlegen zu sein glauben oder die ihnen wenigstens im Sudan nicht Stand zu halten vermochten. Natürlich begreifen sie nicht, daß bei dem Rückzuge Wolseleys auch Anforderungen englischer Parteipolitik im Spiele waren. Sie hieben Hicks und sein gesamtes Heer zusammen, sie nahmen Chartum ein und töteten Gordon, sie bemächtigten sich allmählich aller Orte des Sudan, welche ägyptische Garnisonen hatten, sie folgten den retirirenden Soldaten der Königin Viktoria nilabwärts bis weit über Dongola hinaus. Wären diese hier geblieben, so würden die Araber sie ohne Zweifel von da zu vertreiben versucht haben, und die Engländer würden genötigt gewesen sein, sie weiter von ihren Hilfsquellen und Reserven als jetzt zu bekämpfen. Die zurückzulegende Strecke würde für die Engländer kürzer, die Aufgabe einer Zerstreuung des angreifenden sudanesischen Heeres weniger schwierig gewesen sein. Anderseits aber liegt Koschch der Grenze Ägyptens, des Endzieles jenes Heeres, näher, und in demselben Maße ist die Gefahr innerer Unruhen in diesem Lande größer. Hätte man sich vor dem Abzuge von Dongola in ausreichender Weise mit den Stämmen der Kababisch auf dem westlichen Ufer des Nils und mit denen der Bischarin im Osten verständigt, so würde wahrscheinlich das Knie des Stromlaufes unterhalb Korti die Grenze des Vordringens der Sudanesen bezeichnet haben. Es geschah aber nichts derart, und es ging wahrscheinlich auch nicht an, und so sah der Marsch von Dongola aus flußabwärts allerdings wie eine Flucht aus, zumal da ihm eine eilige Auswanderung der Zivilbevölkerung voranging. Die Führer der Araber konnten nicht wissen, daß der Rückzug wohlüberlegt und in keiner Weise von der Furcht vor ihrer militärischen Macht und Überlegenheit angeraten war. Die Frage, ob es nicht zweckdienlich wäre, Dongola wieder zu besetzen und zwar durch nichtenglische Truppen, durch Ägypter oder Türken, kann vorläufig unentschieden bleiben. Als Stephenson vor drei Wochen seinen neuen Feldzug nach dem Sudan begann, war, wie gesagt, die nächste Aufgabe, die Sudanesen, die sich bei Gimis konzentrirt hatten, zu schlagen und wo möglich so zu schwächen und zu zerstreuen, daß sie fernerhin nicht mehr daran denken konnten, den Krieg nach Ägypten selbst auszudehnen und Verwirrung bis nach der Südspitze des Deltas hin hervorzurufen. Nach den neuesten Nachrichten ist diese Aufgabe nicht vollständig gelöst worden. Es hat bei Gimis ein Treffen stattgefunden, aber der Ausgang desselben war wie bei den frühern im Nilthal und im Küstenlande am Roten Meere. Die Sudanesen wurden geworfen und aus ihren Stellungen vertrieben, aber nicht für die Dauer unschädlich gemacht. Sie ließen gegen sechshundert Tote auf dem Platze, aber ähnliches war früher schon vorgekommen, ohne sie für lange Zeit abzuschrecken. Die Engländer be-

haupteten das Schlachtfeld, aber die Feinde werden wiederkommen, wo nicht hier, so doch anderswo. Man erteilte ihnen wieder einmal eine Lektion, die von ihnen nicht beachtet werden wird, und die Gefahr für Ägypten ist nur für den Augenblick beschworen.

Immermehr zeigt sich, daß der Sudan das Tonking Englands ist, und es scheint, als ob das so bleiben sollte. Kurz, die neue Sudan-Campagne hat mit einem jener unfruchtbaren Siege begonnen, die hier für die Engländer Regel ohne Ausnahme sind. Es war kein Erfolg für die Dauer, blutig, aber nicht einmal sehr glänzend, wenn man bedenkt, daß 5000 wohlbewaffnete Engländer und etwa 2000 ägyptische Soldaten, die ebenfalls gute Gewehre hatten und europäisch geübt waren, gegen 15000 Halbwilde, von denen kaum die Hälfte Schußwaffen führte, im Felde standen. Die Mahdisten werden den britischen General voraussichtlich einige Wochen in Ruhe lassen. Zu weiterer Offensive, zu aggressivem Vorgehen über Gimis hinaus sind die Engländer nicht stark genug, und Stephenson würde damit sicherlich noch weniger Glück haben als Wolseley, der hier einen guten Teil seines bei Tel El Kebir wohlfeil erworbenen Feldherrnrufes verlor.

Daß die Lage der Engländer in Nubien wenig hoffen läßt, hat auch der nach Ägypten gesandte Mukhtar Pascha erkannt, und seine Behauptung, daß nur mit Entsendung türkischer Truppen hier aus der Not geholfen werden könne, hat viel für sich. Nach einem Berichte der Daily News ist er überzeugt, daß der Sudan für Ägypten unbedingt notwendig sei, da es den Nil beherrschen müsse. Die Sudanesen, so fuhr er fort, haßten zwar die Türken, fürchteten sie aber und würden ihnen eher gehorchen als den ungläubigen Engländern. Solange diese im Lande blieben, würde der Kampf stets den Charakter eines Religionskrieges haben, und so müsse Ägypten von den Türken vor der Gefahr eines Einbruchs der Mahdisten befreit werden. In Übereinstimmung hiermit berichten andre englische Blätter aus Konstantinopel, der Pascha habe dorthin telegraphirt, daß es infolge des Vorstoßes der Sudanesen nicht möglich sein werde, die englisch-türkische Konvention auszuführen, und daß er deshalb den Engländern in Kairo erklärt habe, erst müsse die ägyptische Armee gründlich reorganisirt werden, daß dies aber abgelehnt worden sei. Infolge dessen wird die Mission Mukhtars als verfehlt angesehen, und man hat seine Heimreise zu erwarten.



Der Juristenstand und das öffentliche Recht.



Es ist ein Zeichen des politischen Niederganges eines Volkes, wenn in ihm das Studium des Privatrechts überwuchert. Der Juristenstand, der vermöge seines Berufes vor allen andern dazu bestimmt ist, für die leitenden Gedanken seines Volkes die nötige Formulirung zu finden, verliert, indem er sich lediglich den Kontroversen des Privatrechtes zuwendet, den Zusammenhang mit der Nation. Versinkt diese wiederum in Knechtschaft, wird das öffentliche Leben in ihr getötet, so fehlt es den höher gebildeten Klassen an einem entsprechenden Felde der Thätigkeit, und dann ist es die richterliche Magistratur und die juristische Professur, welche auf dem Gebiete des Privatrechts die Geister in Anspruch nimmt, für welche es sonst an Entfaltung gebricht. Jedenfalls ist es eine eigentümliche Erscheinung, daß in Rom die Blüte der Ziviljurisprudenz mit dem Niedergange des Staatslebens zusammenfällt, und daß in demselben Maße, in welchem das Interesse des Volkes an seinen Geschicken und dem Schicksale des Staatsganzen abnimmt, das Privatrecht sich einer regeren Pflege erfreut. Unter dem jammervollsten Regimente der römischen Cäsaren findet das Zivilrecht die höchste Entwicklung, der Stand der Ziviljuristen nimmt überhand und wird die Pflanzstätte des gesamten Beamtentums; Provinzialstatthalter, Generale und Premierminister gehen aus der Schule des Privatrechts hervor, und gerade ein Monarch, dessen Regierung und Leben die geringste Achtung und Liebe bei Mit- und Nachwelt erhalten hat, vermag es, in dem Corpus juris civilis ein Privatrechtsbuch zu schaffen, welches bis auf den heutigen Tag bei allen gebildeten Nationen, mit Ausnahme der Engländer, die Grundlage der privaten Rechtswissenschaft und Gesetzgebung geblieben ist. Bei den Engländern war schon frühzeitig und insbesondre seit der Magna charta Johanns ohne Land das gesamte Volk an den öffentlichen Interessen beteiligt; diese behalten in dem Leben der Nation bis auf die Gegenwart die Oberhand, und während das öffentliche Recht Englands, wenn auch vielfach mißverstanden und falsch angewendet, mustergiltig für die politische Entwicklung Europas geworden ist, befindet sich das englische Privatrecht bekanntlich in einem chaotischen und unentwirrbaren Zustande, sodaß es für den Außenstehenden wunderbar erscheint, wie ein Volk mit so lebendigem Handelsverkehr sich so wenig in der Regelung seiner Privatrechtsverhältnisse helfen kann. Wiewenig auch ein solches Extrem sich zur Nachahmung empfiehlt, so wird man doch zugeben müssen, daß die Pflege des öffentlichen Rechtes das Volk zu Wohlstand und Zufriedenheit gebracht hat, und man darf deshalb

hoffen, daß es auch verstehen werde, sich aus der Krisis, in welche das Land durch einseitige Parteiregierung gebracht worden ist, wieder herauszuretten.

Auch in Deutschland fällt die Rezeption des römischen Privatrechts mit der Schwächung der Reichsgewalt und dem Niedergange des politischen Lebens seit Maximilian dem Ersten zusammen. Die Mitwirkung des Volkes an den öffentlichen Dingen in seinen ständischen Vertretern hört entweder ganz auf oder sinkt zur Karikatur herab. Der ganze Eifer der höhern Stände an dem Staatsleben wendet sich den privatrechtlichen Disziplinen zu, und Jahrhunderte noch wird der Jurist an der Universität wie in der Praxis lediglich im Privatrecht erzogen und ausgebildet. Erst im vorigen Jahrhunderte wagte sich das Staats- und Völkerrecht wieder an die Oberfläche, und es ist vorzugsweise dem Verdienste des berühmten Staatsrechtslehrers und Publizisten Moser zuzuschreiben, wenn in der Literatur und auf den Universitäten das öffentliche Recht gelehrt wird. Keineswegs hat sich dasselbe neben dem Privatrechte die gleiche Geltung zu verschaffen gewußt, noch bis in die jüngste Zeit wurde in dem größten deutschen Bundesstaate, in Preußen, der juristische Kandidat im öffentlichen Rechte überhaupt nicht geprüft. Erst seit den großen politischen Ereignissen des Jahres 1866 wurden von einzelnen Prüfungskommissionen beim ersten juristischen Examen hie und da auch Fragen aus dem Staats- und internationalen Rechte gestellt. Damit ist aber für den Juristen das Interesse für das öffentliche Recht erschöpft, und da der Durchschnittsjurist sich nur mit denjenigen Dingen beschäftigt, die er für die Prüfung braucht, so kann man leicht ermessen, daß das Studium des jus publicum im weitesten Sinne sich auf ein erschreckendes Minimum beschränkt. In der großen juristischen Staatsprüfung ist von dem öffentlichen Rechte keine Rede mehr, die Examinatoren sind ausschließlich Privatjuristen, und die Prüfung, welche sich über die einzelnen Gebiete des Privatrechts in einer oft zu speziellen Weise ergeht, berührt das Staats- und Völkerrecht nicht wieder. Von dem Verwaltungs- und Gewerberecht, von all den großen Fragen unsrer Zeit wird kein Wort gesprochen. Zum entschiednen Nachteil hat man das letzte Examen der Administrativ- und der Justizbeamten getrennt, den ersteren geht dadurch die formale juristische Vorbildung verloren, die letzteren werden vollständig zu Ziviljuristen gestempelt, und bei beiden wird Staats- und Völkerrecht lediglich dem Fleiße der Einzelnen und ihrer mehr oder minder geringen Neigung überlassen, zu dem vielen, was sie schon wissen sollen, noch mehr zu lernen.

Die Wirkung dieser Vernachlässigung bleibt für unser öffentliches Leben nicht aus. Die Machtstellung des Reiches nach außen hat dem deutschen Handel und Verkehr die weitesten Bahnen geöffnet, die leichtere Verbindung hat die Nationen näher an einander gebracht, es findet ein internationaler Güteraustausch statt, welcher eine Reihe von Beziehungen und Konflikten zur Folge hat, die sich auf dem Gebiete des öffentlichen und internationalen Rechtes abspielen.

Solchen Fragen gegenüber steht der unter dem jetzigen System gebildete Jurist und Verwaltungsbeamte geradezu ratlos gegenüber. Es kommen die wunderbarsten Erscheinungen zutage; schon die Frage, ob und wie ein fremdes Urteil im deutschen Reiche oder ein deutsches Urteil im Auslande zur Vollstreckung gelangen könne, vermag immer nur nach eingeholter Auskunft bei der Zentralstelle gelöst zu werden, und auch dann findet der eingeholte Bescheid nicht immer die richtige Anwendung. Nicht selten wollen die Gerichte Fragen des internationalen Rechtes, die sie in ihrer Zuständigkeit zu entscheiden haben, lediglich der obersten Zentralbehörde überlassen, und erst diese muß ihnen sagen, daß ein Eingriff der Verwaltung in die Rechtspflege nicht gestattet sei. Welche Zuständigkeit den Vertretern des Reiches im Auslande zukommt, ob ein Konsul in seinem Gebiete Gerichtsbarkeit habe oder nicht, ist für die Mehrzahl der Juristen so gut wie eine terra incognita, und Fragen, die sich hierauf beziehen, bedürfen zur Bescheidung bei den Zentralbehörden eine bedeutende Anzahl von Arbeitskräften.

Aber auch das Privatrecht ist heutzutage mit so vielen Beziehungen zu dem öffentlichen Rechte durchsetzt, daß eine genaue Kenntnis desselben nicht zu entbehren ist. Für den Mann aus dem Volke ist es unmöglich, sich hier zurechtzufinden; will er sich aber Rats erholen, so wird er bei den Rechtsbeiständen oft vergeblich an die Thür klopfen. Höchstens daß sich in der Residenz oder in den großen Verkehrszentren ein Spezialist findet, der ihm Auskunft zu erteilen vermag, aber, wie dies vielfach bei Spezialisten der Fall ist, der Einseitigkeit verfällt und sofort strauchelt, wenn er sich nur mit einem Fuße aus seinem engen Kreise herausbewegt. Hat aber der Richter einmal einen Prozeß zu entscheiden, dessen Grundgedanke auf dem öffentlichen Rechte beruht, dann treten Entscheidungen hervor, welche nach vielen Richtungen Widerspruch erregen. Es ist in diesen Blättern schon vielfach Klage darüber geführt worden, daß bei sogenannten causes célèbres den Gerichten der höhere Gesichtspunkt verloren gegangen sei. Beleidigungen des Reichskanzlers und der höchsten Autoritäten im Staate werden oft mit so geringen Strafen geahndet, daß die letztern gänzlich ihre Wirkung verfehlen und die Achtung vor der Obrigkeit, statt durch das richterliche Urteil geschützt zu werden, vielmehr durch dasselbe eine Schwächung erleidet. Motive politischer Gegnerschaft oder die Periode des Wahlkampfes werden schon für hinreichend erklärt, um für schwere Ehrenkränkungen Milderungsgründe gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Ja es kommt vor, daß in dem richterlichen Urteile die Staatsakte der Regierung selbst einer Kritik unterzogen werden, die sich mehr auf die Seite des Beleidigers stellt.

Es mag Sache der Parteiblätter sein, noch nicht rechtskräftig gewordene Entscheidungen der Gerichte einer abfälligen oder zustimmenden Besprechung zu unterziehen. Deshalb soll hier auf die sogenannten Diätenprozesse des preußischen Fiskus nicht näher eingegangen werden. Aber man muß doch füglich ver-

wundert sein, daß ein Grundsatz der Reichsverfassung, die enge Beziehung zwischen Diätenlosigkeit und allgemeinem Wahlrecht, bisher noch keinem Verständnis bei den Gerichten begegnet ist. Daß hier die Diätenlosigkeit in jeder Form gemeint sein muß, wenn dem Kompromiß bei Zubilligung des allgemeinen Wahlrechtes nicht jede Bedeutung abgesprochen werden soll, liegt auf der Hand. Wie die englischen Gerichte der Hort der englischen Freiheit sind, so sollten doch auch die deutschen Gerichte die Fundamentalsätze unsrer Verfassung wahren. Es ist leicht, sich mit dem Grunde abzufinden, daß das Gesetz eine Lücke habe. Für den Juristen, welcher von dem lebendigen Bewußtsein des öffentlichen Rechtes getragen ist, giebt es keine Lücke. Abgesehen von dem Strafrecht, ist die Anwendung der Rechts- und Gesetzesanalogie die vornehmste Seite des richterlichen Berufes, und wenn je, so ist es in diesem Falle nötig, die Thür einer offenbaren Verfassungsverletzung mit eisernen Stangen zu verschließen.

Dieser Mangel an Kenntnis des öffentlichen Rechtes zeigt sich aber auch da, wo der Jurist außerhalb seines amtlichen Berufs in das öffentliche Leben eingreift. Überall in Vereinen, in Versammlungen und im Parlament führt der Jurist das große Wort, und wie oft begegnet man dann Anschauungen, die lediglich dem Boden des Privatrechtes entsprossen sind! Wenn man die parlamentarische Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre studirt, so wird man finden, daß den großen staatsmännischen Zielen des Reichskanzlers immer mit kleinlichen zivilistischen Einreden widersprochen worden ist. Niemals war diese Kampfesweise üblicher als zu der Zeit, in welcher der verstorbne Abgeordnete Lasker das Parlament beherrschte, da dessen hauptsächliches Talent in dem privatrechtlichen juristischen Formalismus bestand, welcher auch die höchste politische Aktion nur nach den Regeln von Klage und Einrede behandelt. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde unsre große Justizreform behandelt; von den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Volkes, welche dadurch befriedigt werden sollten, war nicht die Rede. Um der Schönheit des juristischen Baues willen hat man durch den Anwaltszwang, das schleppende Zustellungs- und Gerichtsvollzieherwesen den Prozeß verteuert, den Rechtsweg erschwert und eine Unsumme von Zeitversäumnis auf die produzirende Bevölkerung gehäuft. Das schon seiner ganzen innern Natur nach fluktuirende Gewerbewesen hat man im Jahre 1869 in die juristische Schnürbrust eingezwängt, an der es zu Grunde gegangen wäre, wenn man nicht, durch die Erfahrung klug gemacht, sich noch in der zwölften Stunde zu Änderungen verstanden hätte. Der Kulturkampf wäre nicht zu jener Schärfe gediehen, wenn man nicht von Anfang an alles auf den rein zivilistischen Gesichtspunkt eingerichtet hätte; statt dem Ermessen der Regierung mit ihren höhern politischen Zielen Rechnung zu tragen, hat man nur dem Arbitrium des Richters vollen Spielraum geschaffen, und der Hauptmangel der Maigesetze liegt darin, daß ihre Verfasser bedeutende Ziviljuristen waren.

Auf dem sozialpolitischen Gebiete hat es jahrelanger Kämpfe bedurft, ehe Kaiser und Reichskanzler imstande waren, die Macht des öffentlichen Rechts, wie sich dasselbe in den Berufsgenossenschaften verkörpert, gegenüber dem privatrechtlichen Gesichtspunkt der Versicherung zum Siege zu verhelfen.

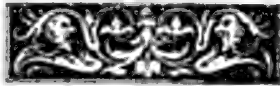
Alle diese Dinge haben dazu beigetragen, um den Juristen im öffentlichen Leben zu diskreditiren, man hat bald auch das Recht selbst mit der Anwendung desselben verwechselt, und ganze Volksschichten haben die Beseitigung der römischen Rechtsgrundlage verlangt. So erzeugt Druck den Gegendruck. Schon längst ist der Richter nicht mehr frei von den Einflüssen der öffentlichen Meinung; seine Integrität ist unbestritten und anerkannt, gegen Kabinetsjustiz wußten die eifersüchtigen Parlamente den Richter sicherzustellen; nur gegen die Einwirkung der Presse und ihre Gefolgschaft ist er nicht geschützt.

Nicht ohne Grund führt die Gerechtigkeit Schwert und Wage als Symbol. Der Richter soll die innern Feinde des Staates schonungslos vernichten, und er soll das Gleichgewicht herstellen zwischen den Kräften, welche die Gesellschaft bewegen. Um aber seine Aufgabe mit Erfolg erfüllen zu können, muß er sich von den Banden privatrechtlicher Anschauung frei machen und muß von dem Geiste des öffentlichen Rechts und der lebendigen Volksinteressen durchtränkt sein.

Um dieses Ziel vollständig zu erreichen, bedürfte es einer radikalen Umgestaltung des juristischen Unterrichts auf den Universitäten. Hier aber ist das Beharrungsvermögen so groß, und die Aufgaben der Gesetzgebung sind auf andern Gebieten so viel dringlicher, daß wir die Lösung dieser Frage getrost dem kommenden Geschlecht überlassen dürfen und uns nicht einmal mit einer Skizzirung unsrer Vorschläge aufhalten wollen. In der praktischen Ausbildung aber würde schon viel gewonnen werden, wenn die angehenden Staatsbeamten ohne Unterschied, ob sie Juristen werden oder in die allgemeine Staatsverwaltung übergehen wollen, eine Zeitlang bei den Kreis- und Bezirksausschüssen und in der Verwaltung überhaupt arbeiteten. Es ist das Verdienst Bährs, nachgewiesen zu haben, wie wenig die gegenwärtige Zivilprozeßordnung geeignet ist, einen tüchtigen Juristenstand heranzubilden. Die Mündlichkeit des Verfahrens verflacht Geist und Charakter, und man muß es deshalb als sehr fraglich bezeichnen, ob die angehenden Juristen in der That gegenüber dem Zeitaufwande noch etwas Nennenswertes an den Land- und Oberlandesgerichten lernen und ob sie nicht höchstens dazu dienen, müßig in den Audienzen Grillen zu fangen oder fruchtlose Schreibübungen zu machen. Bei den Verwaltungsgerichten aber wird im wesentlichen nach Grundsätzen verhandelt, welche dem frühern preußischen Prozeß entsprechen und sich, abgesehen von ihren sonstigen Vorzügen, ganz besonders zur Ausbildung eines tüchtigen Beamtenstandes eignen. Zum allermindesten sollte bei der letzten großen Staatsprüfung dem öffentlichen Rechte dieselbe Stellung eingeräumt werden wie dem Privatrechte. Diese Prüfung hat speziell in Preußen noch bei weitem nicht dasjenige erreicht, was man — bei aller Un-

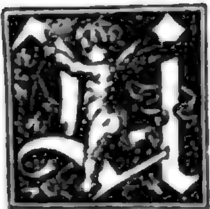
vollkommenheit — von Prüfungen erwarten darf. Aber auch hier läßt sich ein Wandel nur durch eine radikale Abänderung erreichen, und eine solche steht schwerlich für die nächste Zeit in Aussicht. Dagegen könnte die Prüfungskommission durch solche Mitglieder ergänzt werden, welche ihrem ganzen Berufe nach innerhalb des öffentlichen Rechtes stehen und infolgedessen geeignet sind, auch auf diesem Gebiete zu prüfen und nicht bloß einmal ab und zu eine Frage zu stellen, deren Nichtbeantwortung weder auf die Geprüften noch auf die Prüfer einen Eindruck macht.

Das jetzt lebende Geschlecht hat vieles sich verwirklichen sehen, was die Väter in ihren Träumen ersehnt haben. Betrachtet man freilich das Erreichte genauer, so ist es im großen und ganzen nur das Verdienst weniger, welche durch ihre geniale That die andern mit sich fortgerissen haben. Aber diese Thätigkeit ist doch immer eine begrenzte, und nicht alles kann der Kanzler allein thun; er bedarf der Mitwirkung, und wir wollen hoffen, daß auch auf denjenigen Gebieten, die der eigentlichen Aufgabe des großen Staatsmannes ferner liegen, nicht bloß für die Gegenwart gelebt, sondern auch für die Zukunft gearbeitet werde.



Unsre Handelsbeziehungen zu Rußland.

Von Franz Siewert.



Unter den europäischen Staaten, die mit Deutschland in wirtschaftlichem Verkehr stehen, besteht mit Rußland eine besonders innige wirtschaftliche Berührung. Es ist dies nicht allein aus dem geschichtlichen Entwicklungsgange der beiden Länder und aus ihrer geographischen Lage erklärlich, sondern in viel höherm Grade noch haben die gegenseitigen Produktions- und Konsumtionsbedingungen die beiden Länder auf einen gegenseitigen Austausch der Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes und ihrer Bodenprodukte hingewiesen.

Rußlands Hauptreichtum hat von jeher in seiner Urproduktion und seiner Viehzucht bestanden, die Macht seines auswärtigen Handels beruht vorzugsweise auf dem Export seiner Landesprodukte, und die Entwicklung eines großen Teiles seiner Industrie findet ebenfalls ihre Hauptstütze in der landwirtschaftlichen Produktion. Unter den europäischen Staaten ist Rußland dasjenige Land, welches sich vor allen andern durch seine Massenproduktion auszeichnet. Die

Produktion und Ausfuhr von Cerealien, Vieh, Häuten, Talg u. s. w. wird sich in keinem andern europäischen Staate in einem gleich hohen Maße finden lassen. Aber die Sonderheit und Exklusivität, in welcher sich die gewaltige Urproduktion des nordischen Reiches innerhalb seines übrigen Erwerbslebens lange Zeit befunden hat, ist eine Hauptursache dafür geworden, daß trotz der großen Werte, welche Rußland aus dem Absatz seiner überschüssigen Brotstoffe vom europäischen Markte bezogen hat, die Handelsbilanz dennoch für das Land wiederholt gefahrdrohend geworden ist.

Man hat in Rußland je länger je mehr eingesehen, daß die Zeiten, wo die heimatlichen Getreidefluren die Kornkammern für einen großen Teil des westlichen Europas waren, vorüber sind und daß nicht bloß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sondern auch Ostindien, Australien und die südamerikanischen Staaten als gewichtige Rohproduzenten mit wachsender Konkurrenz ihre Angebote auf den europäischen Markt gebracht haben. Man hat ferner eingesehen, daß unter den gänzlich veränderten Marktverhältnissen die frühere unabhängige Preisbestimmung der heimatlichen Produktion nicht mehr wieder zu erlangen ist, und daß in demselben Maße, wie das Angebot dieser überseeischen Konkurrenz entscheidender geworden ist, die Handelsbilanz Rußlands von dem beschränkten und schwankenden Konsumtionsvermögen des übrigen Europas und von jenem eingreifenden überseeischen Angebot abhängig geworden ist.

Es hat in der vollen Würdigung dieser veränderten Verhältnisse gelegen, daß die russische Bevölkerung, um sich einen Ersatz für die Verluste auf den ausgetretenen einseitigen Wegen ihrer bisherigen Wirtschaftsthätigkeit zu suchen, ihre schöpferischen Kräfte einem Arbeitsgebiete zugewandt hat, auf welchem Anfänge zwar schon seit langer Zeit bestanden hatten, aber eine aufsteigende und zeitgemäße Entwicklung des Vorhandnen nur ungenügend erstrebt worden war.

Auf eine Belebung und Befruchtung der Gewerbe und der ersten schüchternen Versuche einer Großindustrie waren schon viele der ältern russischen Herrscher bedacht gewesen. Wenn aber trotz aller staatlichen Musterbetriebe und ausländischen Lehrmeister die russische Bevölkerung wenig Talent und Neigung zum Gewerbebetrieb gezeigt hat, so wird dies wenigstens in den ältern Jahrhunderten der Hauptsache nach auf den Mangel eines eigentlichen Bürgerstandes, bei dem von jeher in allen Staaten die Stärke des Gewerbfleißes gelegen hat, zurückzuführen sein. Die eminente Kraft eines Staatsgenies wie Peter der Große übersah die Wichtigkeit einer Belebung der nationalen Gewerbsarbeit nicht.

Von der Regierungsperiode dieses Kaisers hob eine neue Epoche der nationalen Gewerbsarbeit an. Vornehmlich seit dem Jahre 1702 — schreibt Schnitzler in seinem Buche L'Empire des Tsars (Bd. 4, S. 467) — verdoppelte dieser energische Fürst seine Anstrengungen, um seinem Lande dieselben Elemente des Reichtums und der Kraft zu sichern, welche die hervorragendsten Staaten des Westens schon seit langer Zeit durch das System einer weitverzweigten

Industrie gewonnen hatten. Er gründete eine Reihe von Fabriken, welche auf Kosten des Staates in Betrieb erhalten wurden und welche bestimmt waren, ähnlichen von Privaten begründeten Etablissements als Vorbild zu dienen. Auf seine Veranlassung wurden Segeltuchmanufakturen, Taufabriken, Salpeter- und Schwefelsiedereien eingerichtet. Im Jahre 1714 entstand die Dudershofer Papiermühle bei St. Petersburg, 1717 ebendaselbst eine große Seidenmanufaktur, 1720 der große Tuchhof und der Leinwandhof in Moskau. Daneben wurden teils von Staatswegen, teils aus privater Initiative Eisenhämmer, Sägemühlen, Waffenfabriken, große Gerbereien errichtet (der Export von Leder und Häuten ist stets ein großer Handelszweig in Rußland gewesen) Zuckerfabriken und Glashütten errichtet, die Goldschmiedekunst nahm zu Peters des Großen Zeiten einen lebhaften Aufschwung, und auch die andern Gewerbe wurden mannichfach von künstlerischen Strömungen erfaßt und befruchtet. Die Regierung ging auch hier mit gutem Beispiel voran, indem sie eine Gobelinfabrik einrichtete, eine Goldleisten- und Spiegelfabrik begründete und die Textilgewerbe mit verschiednen Zuwendungen ermunterte. Unter den nachfolgenden Kaisern erlahmte die thatkräftige Anregung etwas; immerhin aber blieben auch unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth und ihrer Nachfolgerin Katharina II. (1767 bis 1796) Fortschritte bemerkbar. Storchs „Rußland unter Alexander I.“ giebt die Zahl der bei dem Tode Katharinas II. vorhandnen Fabriken auf 2170 mit mehr als 100 000 Arbeitern an, und mit Recht werden die besondern Fortschritte der russischen Gewerbsarbeit zu Lebzeiten dieser Kaiserin nicht in letzter Linie auch daraus erklärt, daß diese kluge Herrscherin durch Einführung mehrerer gewerblichen Reichsgesetze (das gewerbliche Zunftwesen vermochte nicht zur Selbständigkeit zu gelangen) auf eine Stärkung des russischen Bürgerstandes mannichfach Bedacht nahm. Lebhaftere und kräftigere Impulse empfingen Industrie und Gewerbe sodann von neuem unter dem Szepter Alexanders I. Die bei seinem Regierungsantritt bestehenden 2330 Fabriken mit 170 000 Arbeitern wurden bis zum Jahre 1825, seinem Todesjahre, auf 5720 mit einem Personal von 290 000 Arbeitern vermehrt. Durch Errichtung einer großen Reichsleihbank und durch Vermehrung der Handelsbanken sowie durch viele andre Maßregeln wurde der Kapitalumlauf gefördert und damit sowohl der Konsumtion wie der Produktion ein breiterer und sicherer Boden geschaffen. In den Forces industrielles von Peltschinski wird die Steigerung der industriellen Produktion Rußlands in den Jahren 1822 bis 1832 wie folgt verzeichnet. Es stieg der Wert der Produkte:

der	Baumwollenindustrie	um 230	Prozent,
„	Seidenindustrie	„ 25	„
„	Wollenindustrie	„ 30	„
„	Hanfindustrie	„ 45	„
„	Tabakfabrikation	„ 150	„
„	Seifensiederei	„ 131	„
„	Lichtfabrikation	„ 62	„

der Chemikalienindustrie	um	10	Prozent,
„ Zuckerindustrie	„	34	„
„ Gußeisenfabrikation	„	26	„
„ Schmiedeeisenfabrikation	„	9	„
„ Kupferproduktion	„	13	„

Die Zahl der im Jahre 1834 bei den bestehenden Dampfmaschinen thätigen Pferdekräfte wird mit 2200 angegeben. Aber schon im Jahre 1853 ließ sich die Zahl der Hochöfen und Öfen auf 5000, die der Kessel auf etwa 4500, die der Dampfmaschinen auf 1900, die der Werkstühle auf 190 000 berechnen, und die Zahl der Fabriken war bis zum Jahre 1852 auf 10 388 gestiegen. Die Zeit nach dem Krimkriege war für Rußlands Manufakturwesen eine sehr fruchtbringende, und namentlich gingen die wohlthätigen Einwirkungen auf die ganze wirtschaftliche Lage des Landes von dem großen Akte der Abschaffung der Leibeigenschaft aus. Die spätere Entwicklung des Transport- und Kommunikationswesens durch die Ausbreitung des Eisenbahnnetzes, wodurch an Stelle des früher allein vorherrschenden Meßhandels eine Ausnutzung der Konjunkturen des binnenländischen Marktes gesichert und die Absatzfähigkeit aller Produkte auf eine ungleich breitere Basis gestellt wurde, hat sich mit der Entwicklung des russischen Kreditwesens durch eine über alle Reichszentren des Verkehrs verteilte Neuorganisation von Handels- Industrie- und Stadtbanken, die größtenteils ihre vom russischen Finanzministerium lebhaft geförderte Wirksamkeit nur mit kleinen Kapitalien (10—50 000 Rubel) angefangen haben, heute aber schon über Grundkapitalien von Millionen verfügen, verbunden, um das Feld der Industrie- und Gewerbearbeit zu vergrößern und fruchtbarer zu machen.

Bei der Betrachtung der gegenwärtigen Lage der russischen Industrie läßt es sich nicht leugnen, daß dem russischen Volke ein großes Gebiet produktiven Schaffens eröffnet worden ist, auf welchem nun fortschreitende Erfolge gesichert sind. Die russische Industrie hat aber im großen und ganzen noch ein begrenztes Feld: das des innern Konsums. Alle Fortschritte, die in der aufsteigenden Entwicklung erreicht worden sind, reichen nicht über diese Grenzen hinaus. Die Gründe hierfür sind verschiedner Art, liegen aber in den Verhältnissen des Landes selbst. Nur nach Osten haben die russischen Industriellen ihren Markt erweitert, und man darf erwarten, daß, je inniger die zentralasiatischen Staaten mit dem Moskowitertum verwachsen, desto lebhafter sich auch ihre wirtschaftlichen Beziehungen zu den Kulturgebern in Europa entwickeln werden, denn Rußland ist hier über die Anfänge seiner Arbeit kaum hinausgekommen. Der Westen aber hat sich gegenüber den Produkten des russischen Gewerbfleißes bisher noch ziemlich ablehnend verhalten, und selbst die Zahl der russischen Industrieartikel, welche der Originalität halber auf dem europäischen Markte einen Absatz finden, ist nicht beträchtlich groß. Die überseeischen Märkte kennen Rußland vielleicht mit Ausnahme eines Teiles Ostasiens und der Levante als Konkurrenz noch wenig. Trotzdem bleibt die Aufgabe der

russischen Industrie auf ihrem vorbehaltnen Gebiete lohnend und aussichtsvoll. In der Umwandlung der massenhaften russischen Rohprodukte in eigne Halb- oder Ganzfabrikate liegt ein Moment von der größten nationalwirtschaftlichen Bedeutung. Denn gerade durch diese eigne Verarbeitung der Rohprodukte ist nicht nur ein Ersatz für die verminderte Marktfähigkeit derselben im Auslande gewonnen, sondern es ist damit auch der Gewinn erreicht, daß die Masse des Volkes ihre Manufakturbedürfnisse zu billigeren Preisen befriedigen kann als früher, wo dieselben vom Auslande zu einem großen Teile aus den eignen ausgeführten Rohmaterialien gefertigt und bei den Einfuhrpreisen mit dem Zuschlag der fremden Arbeit belegt wurden. Wo es sich um die Befriedigung von Volksbedürfnissen bei einer Bevölkerung von 85 Millionen Seelen handelt, darf jene Aufgabe nicht unterschätzt werden. Der Vorwurf, daß die russische Industrie nur gewöhnliche und grobe Fabrikate liefere, muß deshalb auch auf ein bescheidnes Maß beschränkt werden. Matthäi hat in seinem erschöpfenden Werke „Die Industrie Rußlands“ sehr richtig betont: Hinge es von der Neigung der Fabrikanten ab, so würden es gewiß die meisten vorziehen, statt der groben Tücher zu 1—1¼ Rubel per Arschin lieber Tücher zu 4 und 5 Rubel zu fabriziren, denn ihr Verdienst würde ein entsprechend höherer sein, und es ist immer angenehmer, eine feine als eine ordinäre Waare zu produziren. Während diese Fabriken aber für ihre groben Tücher reichlich Absatz finden und bequem ½ Million Arschin davon verkaufen, würden sie von feinen Tüchern mit voller Sicherheit nicht 100 000 Arschin absetzen können, sie müßten denn einen verhältnismäßig sehr niedrigen Preis stellen, und dann würde sich die Fabrikation feiner Waare weit weniger lohnen als die grober. Man hatte auf der Pariser Weltausstellung die russische Abteilung belächelt, weil man dort so viele grobe Tücher, rohe Webstoffe, dicke Stiefel und ordinäre Schafpelze ausgestellt fand, hat aber vergessen, daß es in Rußland 60 Millionen Menschen giebt, die sich ausschließlich dieser groben, billigen, aber haltbaren Waaren bedienen, dagegen kaum 10 Millionen, die feine Waare verlangen. Die große Masse des russischen Volkes sind Bauern. Volkreiche Städte wie in den andern großen Industriestaaten fehlen in Rußland, und auch der gute Bürgerstand, bei welchem in den andern Staaten die eigentliche Stärke der gewerblichen Konsumtion liegt, ist hier ungleich spärlicher vertreten. Dazu muß man noch etwas andres berücksichtigen. Trotz aller und zwar vielfach glücklich eingeschlagnen Versuche zur Einführung des modernen Industriesystems hat sich in Rußland von dem Zustande der isolirten Produktion die Eigengewinnung neben der Hausarbeit bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein noch in großen Resten erhalten. Jeder Bauernhof erzeugte früher die Nahrungsmittel, die Bekleidungsstücke und auch die sonstigen Güter, welche in der Hauswirtschaft gebraucht wurden, selbst. Von dieser Familienwirtschaft haben sich nun bis auf den heutigen Tag noch vielfach Überreste erhalten, und daß diese Art Gewerbfleißes — die sich namentlich auf eine eigne

Tuchwirkerei- und Walkerei erstreckt, wie sie ja auch noch bei uns z. B. in Ost- und Westpreußen vielfach gäng und gäbe ist — das Absatzgebiet der Großbetriebe fortwährend beschränkt, liegt auf der Hand.

Zur größten Entwicklung sind diejenigen Zweige der russischen Industrie gelangt, welche direkt auf der Verarbeitung der Rohmaterialien beruhen, also die ganze Textilindustrie der Faserstoffe, die Holzindustrie, die Leder- und Pelzwaarenfabrikation, die Gummiwaaren- und Wachstuchfabrikation, die Wachssiederei und Wachslichtfabrikation, die Talgfabrikation, die Stearinfabrikation, die Seifen-, Leim-, Knochenmehl-, Spadium-, Öl-, Pech- und Naphthafabrikation. Sicher ist unter allen diesen Gewerben die Textilindustrie das hervorragendste Arbeitsfeld. Während im Jahre 1856 die gesamte Produktion der Textilindustrie den Wert von 92 Millionen erreichte, hatte sie im Jahre 1879 einen Wert von 300 Millionen erlangt. Heute wird sie auf 400 Millionen anzuschlagen sein. Charakteristisch aber für das Wesen des russischen Manufakturwesens bleibt auch dieser sein blühendster Zweig. Trotz der augenscheinlichen Entwicklung, welche namentlich die Leinenfabrikation genommen hat, hat nämlich der Import von Flachsgespinnsten sowohl wie die Einfuhr von Leinenwaaren nicht bloß nicht aufgehört, sondern ist sogar sehr ansehnlich geblieben. Die Unabhängigkeit vom Auslande ist also auch in diesem Falle als eine sehr relative aufzufassen. Die gegenwärtige russische Regierung hat sich der Pflege ihrer Landesindustrie in hohem Grade angenommen, und eine Reihe von Repressivmaßregeln, unter denen vor allen das einzigartige Schutzzollsystem genannt werden muß, bekundet ihren ernsten Willen, das Land, nachdem es einmal von der frühern Stufe des ausschließlichen Ackerbaustaates erhoben worden ist, nun in seiner industriellen Weitererziehung zu erhalten und es allmählich dem Auslande gleichzustellen. Um der Landwirtschaft, um sämtlichen Zweigen der Urproduktion gegen die vorschreitende überseeische Konkurrenz und die Einengung des europäischen Marktes zu Hilfe zu kommen, müssen die natürlichen Verbraucher der Rohprodukte, die großen verarbeitenden Gewerbszweige, Fabriken und Manufakturen, beschützt und gefördert werden. Von diesem Grundsatze ausgehend, hat sich die russische Staatskunst zu dem seit zwei Jahrzehnten mit starrer Konsequenz durchgeführten Protektionssystem entschlossen, welches, alle nationalen Gewerbe unter seine Fittige versammelnd, dem Auslande gegenüber die Grundsätze einer unerbittlichen Zollpolitik verficht.

Von allen Staaten ist, wie schon zu Anfang erwähnt, Deutschland bisher am meisten an allen Handelsbeziehungen Rußlands interessirt gewesen. Von der Gesamtsumme des auswärtigen russischen Handels fällt der größte Teil auf Deutschland. Das deutsche Reich ist als Bezugsquelle von Importwaaren für Rußland das wichtigste Land, und wenn auch viele der aus Deutschland nach Rußland eingeführten Waaren, wie z. B. Kolonialartikel, nicht deutschen Ursprunges sind, so bleibt es doch immer der deutsche Handelsstand, der diese

Waaren an Rußland liefert und aus deren Verkauf Nutzen zieht. Dasselbe Verhältnis findet auch bei dem Export nach Deutschland statt.

Die auf eine nachdrückliche Bekämpfung jeder tiefern auswärtigen wirtschaftlichen Berührung gerichtete Handelspolitik des nordischen Reiches hat nun speziell dem deutschen Waarenverkehre die größten Hindernisse in den Weg gelegt. Am 1. Januar 1877 wurden die russischen Zölle mit einem Schlage um 45 Prozent erhöht, dadurch daß die Erhebung der Zollgebühren in Gold angeordnet wurde. 1881 kam noch ein Zuschlag von 10 Prozent auf alle Waaren hinzu, und im Juli 1882 wurde ein veränderter Zolltarif eingeführt, bei welchem Eisen-, Stahl- und Metallwaaren weiteren Erhöhungen unterlagen. Im Juli des verflossenen Jahres wurden abermalige Zollerhöhungen vorgenommen, welche einzelne Zweige unsrer Eisen- und Stahlindustrie geradezu lahmgelegt haben. Die rheinisch-westfälische Eisenindustrie, welche ihre Produktion seit Jahrzehnten auf den russischen Absatz eingerichtet hat, ist durch diese Zollmaßregeln besonders hart betroffen worden, und namentlich schwer hat die Walzdrahtindustrie durch den fast völligen Verlust ihres Absatzes nach Rußland gelitten. Aber auch unser Osten ist in seiner Industrieproduktion durch die russischen Zollbarrikaden in Mitleidenschaft gezogen worden. Es haben uns Preisverzeichnisse vorgelegen, nach welchen die Zölle 40, 50, 70, 80, ja 100 Prozent des Wertes von landwirtschaftlichen Geräten und andern Bauartikeln betragen. Die russische Einfuhr von Eisen in Blättern und Tafeln hatte sich noch im Jahre 1883 auf 9 713 000 Rubel belaufen; im Jahre 1884 ist sie auf 5 974 000 Rubel zurückgegangen. Die Einfuhr von Eisen in Barren, Sorten und gewalztem Eisen hatte sich im Jahre 1883 auf 6 336 000 Rubel Wert belaufen; im Jahre 1884 ist sie auf 4 393 000 Rubel gesunken. Stahl-, Eisen- und Blechfabrikate hatte Rußland im Jahre 1883 im Werte von 18 093 000 Rubel eingeführt; 1884 ist auch bei diesen Artikeln eine Reduktion von 2 Millionen eingetreten. Am höchsten aber hat sich der Rückgang bei Tender- Dampf- und Feuerspritzen gezeigt. Während diese Apparate 1883 noch einen Absatz im Werte von 14 625 000 Rubel erreichten, sind sie im Jahre 1884 nur im Werte von 11 Millionen über die russische Grenze gegangen. Die Gesamtausfuhr des Jahres 1884 hat sich gegen 1883 um etwa 22 Millionen vermindert. Daß alle diese großen Rückgänge sämtlich die Folge der Zollerhöhung sind, bedarf keines Beweises, auch wenn man der russischen Industrie erhebliche Fortschritte zuzuerkennen geneigt ist.

In der Ausfuhr zeigen sich ähnliche Verhältnisse. Der Wert der russischen Ausfuhr hatte sich im Jahre 1883 auf 552 531 000 Rubel belaufen. Im Jahre 1884 belief sich der Wert des russischen Exports auf 495 249 000 Rubel, was eine Differenz von 57 282 000 Rubeln ergiebt. Die Abnahme der russischen Ausfuhr ist am bemerkbarsten bei den Lebensmitteln geworden. Von der Gesamtausfuhr hat diese 1884 60,5 Prozent betragen. Die Halbfabrikate und Rohstoffe bildeten 35,8 Prozent, lebende Tiere 2,5 und Fabrikate — hieraus

sieht man die untergeordnete Bedeutung der Industrieprodukte im russischen Export — 1,2 Prozent. Sehr überwiegend ist unter diesen Artikeln das Getreide geblieben, wenngleich sich anderseits der Rückgang beim Getreide wieder am bemerkbarsten macht, indem von den 57 282 000 Rubeln Gesamtabnahme auf Getreide allein 40 Millionen fallen. Aber auch bei andern Landesprodukten sind die Rückgänge bemerkbar. Man vergleiche:

	1883:	1884:
Holz- und Waldprodukte .	37 941 000 Rubel	35 153 000 Rubel,
Hanf	17 071 000 „	13 752 000 „
Spiritus	10 238 000 „	5 869 000 „
Rohe Häute	4 858 000 „	3 503 000 „
Saaten.	34 265 000 „	27 320 000 „

Von dem Gesamtwerte der russischen Ausfuhr empfingen:

Deutschland	171 658 000 Rubel,
Großbritannien	152 113 000 „
die Niederlande	47 089 000 „
Frankreich	39 203 000 „
Österreich-Ungarn	30 883 000 „
Belgien	22 881 000 „
Skandinavien	18 405 000 „
die Türkei	8 226 000 „
andre Länder	60 047 000 „
Summa	550 505 000 Rubel.

Deutschland hat von dieser Summe also ein Drittel erhalten. Hieraus wird ersichtlich werden, in welchem Grade unser Markt an der russischen Ausfuhrbewegung interessirt ist.

Aber ähnlich wie diese Ausfuhr hat auch die Einfuhr westeuropäischer Waaren nach Rußland im letzten Jahre Rückgänge aufzuweisen, die namentlich bei Industrieerzeugnissen sehr erheblich geworden sind. Die einzigen Artikel, welche unvermindert oder sogar in erhöhter Menge über die russische Grenze gegangen sind, sind Nahrungsmittel überseeischer Provenienz. Im ganzen hat sich die Einfuhr gegen 1883 um 22 318 000 Rubel vermindert. Es sind nämlich im Jahre 1884 nur Waaren im Werte von 486 249 000 Rubel eingeführt worden, während sich die Einfuhr im Jahre 1883 auf 508 567 000 Rubel belief. Im einzelnen stellt sich die Änderung wie folgt:

Nahrungs- und Genußartikel:	1883:	1884:
Thee	52 447 000 Rubel,	56 898 000 Rubel.
Traubenwein	17 703 000 „	19 046 000 „
Heringe	6 875 000 „	8 644 000 „
Kaffee	6 541 000 „	8 619 000 „
Frische Früchte	5 350 000 „	5 126 000 „
Reis	2 989 000 „	3 130 000 „

	1883:	1884:
Salz	5 851 000 Rubel	3 244 000 Rubel,
Tabak	5 104 000 „	4 937 000 „
Rohstoffe und Halbfabrikate:		
Farben und Färbemittel	19 502 000 „	22 117 000 „
Wolle	22 431 000 „	18 607 000 „
Olivenöl	16 082 000 „	14 564 000 „
Steinkohlen	15 501 000 „	13 774 000 „
Eisen in Stücken und als Bruch .	9 626 000 „	11 243 000 „
Seide	10 671 000 „	9 981 000 „
Baumwollengarn	10 438 000 „	8 542 000 „
Pelzwerk	8 048 000 „	7 039 000 „
Häute	6 086 000 „	6 311 000 „
Eisen in Blättern und Tafeln . .	7 713 000 „	5 974 000 „
Eisen in Barren, Sorten und gewalztes Eisen	6 330 000 „	4 393 000 „
Lebende und getrocknete Pflanzen .	3 527 000 „	4 047 000 „
Gummi, Kautschuk und Guttapercha	2 259 000 „	3 367 000 „
Fabrikate:		
Stahl-, Eisen-, Blech-Fabrikate . .	18 093 000 „	16 102 000 „
Tender-Dampf-Feuerspritzen . . .	14 625 000 „	11 200 000 „
Landwirtsch. Maschinen und Geräte	5 617 000 „	5 784 000 „
Wollene Fabrikate	6 520 000 „	5 467 000 „
Baumwollene Fabrikate	3 884 000 „	3 384 000 „
Bücher	2 983 000 „	3 278 000 „
Maschinen verschiedner Art . . .	2 896 000 „	2 985 000 „

Wie das Jahr 1884, so hat aber auch das letztverflossne Jahr wiederum beträchtliche Rückgänge aufzuweisen. Das europäische Rußland hat vom 1. Januar bis zum 1. September für 318 902 000 Rubel exportirt und für 247 069 000 Rubel importirt. Im Vergleich zu dem gleichen Zeitraume des Vorjahres ergiebt das für die Ausfuhr russischer Produkte einen abermaligen Ausfall von 35 Millionen und für den Import fremder Produkte gegen das Vorjahr einen solchen von 86 Millionen Rubel. Die russische Getreideausfuhr hat unter der Zolleinwirkung am meisten gelitten, und vor allem hat der Monat August eine niederschlagende Wirkung ergeben. In diesem einen Monate ist nämlich die russische Getreideausfuhr gegen den August des Vorjahres um 12 Millionen zurückgegangen. Die russische Einfuhr hatte im verflossnen Jahre bis zum 1. September im Vergleiche zu derselben Zeit des Jahres 1884 eine abermalige Verminderung von 45 Millionen erlitten. Die Einfuhr des Thees hat sich nahezu um ein Drittel verringert, und die Einbuße der russischen Theeimporteure hat also vom 1. Januar bis zum 1. September nicht weniger als 22 Millionen Brutto-Rubel betragen. Ein annähernd gleiches Ergebnis hat sich bei den Weinen herausgestellt, indem davon wähernd der erwähnten Zeit 73 000 Flaschen und 100 000 Pud (in Fässern) weniger als 1884 eingeführt worden sind, was

einem Ausfalle von $3^1/_2$ Millionen Rubeln gleichkommt. Der Ausfall an Fischen ist mit einer Million anzusetzen, und die Lebensmittel in ihrer Gesamtheit sind um etwa 27 Millionen zurückgeblieben. Rohstoffe und Halbfabrikate haben womöglich noch beträchtlichere Ausfälle zu verzeichnen, indem z. B. bei der Baumwolle ein Rückgang von 9 Millionen, bei Steinkohlen ein solcher von 1 Million, bei ungesponnener Seide ein solcher von $2^1/_2$ Millionen, bei Roheisen von 7 Millionen, bei allen Artikeln dieser Kategorie zusammen ein Rückgang von 45 Millionen nachweisbar ist. Die Fabrikate hatten bis zum 1. September ihren Markt um 13 Millionen gekürzt gesehen, und endlich hatten auch bei der chemischen Industrie namhafte Ausfälle stattgefunden. Wenn man nun bei allen diesen großen Rückgängen unsern obigen Nachweis berücksichtigt, daß Deutschland sowohl bei dem russischen Einfuhr- wie auch bei dem Ausfuhrgeschäft mit einem Drittel der Gesamtwerte beteiligt ist, so wird jedem unbefangnen Urteil die Tragweite klar werden, welche dieses reißend schnelle Sinken unsrer Handelsbeziehungen zum nordischen Reiche gegenwärtig, wo bei dem riesigen Wettbewerb aller internationalen Friedenskräfte die Erhaltung der bisherigen Absatzgebiete für die Erzeugnisse unsrer Industrie und unsers Gewerbfleißes als die wichtigste Forderung erscheint, für die Wohlfahrt breiter Handels- und Industriekreise haben muß.

Wenn man erwägt, welche großen Vorteile der deutsche Handel und die deutsche Industrie aus der willfährigen Regierung Alexanders II. lange Jahre hindurch gezogen haben,*) Vorteile, die so immens waren, daß man ruhig sagen kann, die heutige Blüte und Produktivität der deutschen Industrie beruhe zu einem beträchtlichen Teile auf dem bisherigen Verbrauchsvermögen der russischen Nation, wenn man ferner berücksichtigt, daß Rußland erst aus der Ausbildung des deutschen Zolltarifs die Veranlassung zur Umkehr von der frühern Verkehrspolitik genommen hat, so wird man nicht ungerecht sein dürfen und etwa die Gründe der Stagnation in unserm russischen Verkehr der russischen Regierung ganz allein in die Schuhe schieben wollen. Immerhin bleibt der russische Zolltarif, ungleich radikaler in seinem System als der deutsche, das punctum saliens bei allen Versuchen zur Herbeiführung ersprießlicherer Verkehrsformen für unsern Waarenaustausch mit Rußland. Die russische Regierung hat in ihrem Zoll-

*) Nach Kaiser Alexanders II. Regierungsantritte brachte das Jahr 1854 die ersten Zollermäßigungen. Dem Tarif von 1854 folgten weitere Ermäßigungen, so 1862 die Gestattung der bis dahin ganz verbotenen Theeeinfuhr über die Landgrenze, 1864 die Ermäßigung des Lumpen-Ausfuhrzolles, 1865 eine weitere Regelung der Theezölle überhaupt, 1868 ein völlig neuer Tarif, welcher hauptsächlich für die Erzeugnisse der Textilindustrie, für eine Menge andrer wichtiger Artikel Zollherabsetzungen, für andre sogar gänzliche Zollbefreiungen brachte. Kaffee wurde von 2 Rubel 75 Kop. auf 1 Rubel 50 Kop. heruntergesetzt, und auch Papier, Porzellan, Glas, Eisen wurden von den Zöllen beträchtlich erleichtert; alle landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte aber, sowie alle Maschinen zur Verarbeitung der Textilindustrieprodukte wurden von Eingangszöllen gänzlich befreit.

tarif im wesentlichen dem Streben nach Selbstbehauptung und weiterer kräftiger Fortentwicklung der nationalen Produktion Ausdruck geben wollen. Man wird auf Grund unsrer obigen Nachweise gern zugeben können, daß unter den Einwirkungen dieser Gewaltkur die russische Industrie auch thatsächlich im Laufe der letzten Jahrzehnte einen Aufschwung erreicht hat. Trotzdem wird man, und namentlich bei einem Vergleiche der verminderten russischen Ausfuhr- und Einfuhrlisten, der Ansicht sein dürfen, daß sie die Fähigkeit solcher Schutzmaßregeln etwas einseitig überschätzt hatte, indem sie bei der Durchführung des Fichteschen Lehrsatzes vom geschlossenen Handelsstaate, des Grundsatzes, daß alles, was im Lande produzirt werde, auch im Lande konsumirt werden müsse, ohne Rücksicht auf die natürlichen Existenzbedingungen vieler Industriezweige mit beträchtlichen Opfern eine künstliche Schöpfung ins Leben gerufen habe, die weniger durch sich selbst als durch die Gesetzbestimmungen zur Haltbarkeit gelangt ist. Um derartige Schutzmaßregeln zu rechtfertigen, wie sie jetzt in Rußland bestehen, darf nicht nur der Nachweis der ernstlichen Bedrohung eines erheblichen Teiles der nationalen Produktion verlangt werden, sondern es muß auch mindestens wahrscheinlich gemacht werden, daß der Gewinn auf dieser Seite den unvermeidlichen Nachteilen auf der andern Seite die Wage halte.

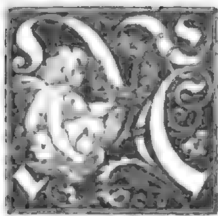
Jeder Schutzzollpolitik letztes Ziel ist die Handelsfreiheit, aber diese darf nicht in rein idealistischer Weise antizipirt werden, sondern sie soll zuvor in ihren realen Bedingungen sichergestellt werden, und deshalb muß man vor allen Dingen die nötige Reife für die Industriethätigkeit voraussetzen dürfen. Mit bloßen Repressivmaßregeln ist eine blühende Industrie auf die Dauer aus dem Nichts nicht hervorzuzaubern. Von einem unsrer neuern Nationalökonomen ist sehr treffend der Satz aufgestellt worden: Eine Nation ist nur dann industriereif, wenn sie einen Überschuß an Kapital und Bevölkerung erzeugt hat, der im Ackerbau mit seinen gewohnten Kleingewerben keine hinlängliche Beschäftigung mehr finden kann und deshalb entweder zur Auswanderung oder aber zu einer noch unseligern Bodenzersplitterung drängt. Bei diesem Stadium angelangt, gilt es, die überschießenden Kräfte mit weiser Staatskunst in die neuen Gewerbskanäle, welche die Natur selbst für sie in Bereitschaft hält, überzuleiten. Man kann billig fragen, ob in Rußland soviele überschüssige Kapital- und Menschenkräfte vorhanden seien, daß es bereits darin die Mittel findet, auf einen Austausch seiner Produkte mit dem Auslande dauernd zu verzichten. Die Frage, ob Rußland jene Vorbedingungen für sein Schutzzollsystem geschaffen habe, wird sich nach den obigen Darlegungen von selbst erledigen.

Die Frage der deutsch-russischen Zollausgleichungen ist augenblicklich durch eine Agitation der rheinisch-westfälischen Handelskammern von neuem brennend geworden. Diese haben auf einer Konferenz in Iserlohn eine Petition an den Reichskanzler zu Gunsten von Zolltarifermäßigungen im Verkehr mit Rußland beschlossen. Wir glauben deshalb, daß eine Darlegung der gegenwärtigen deutsch-

russischen Handelslage geeignet sei, die Meinung über die Wichtigkeit dieser Ansprüche zu klären. Die Petition liegt dem Fürsten vor, und man darf wohl erwarten, daß von unsrer Reichsregierung alles gethan werden wird, um der deutschen Industrie das gewaltige russische Absatzgebiet zu erhalten.



Hayms Herderbiographie.



Nach uraltem Weisheitsspruch muß der Mensch warten können, bis seine Zeit kommt, und ein Schriftsteller, wäre es auch der größte und einflußreichste, mag wohl noch öfter warten müssen als andre Menschenkinder. Daß er sich schlecht aufs Warten verstand, ist Johann Gottfried Herder, dem großen Bahnbrecher und kritischen Vorkämpfer unsrer klassischen Dichtung, dem gewaltigsten und vielseitigsten Anreger, den unsre Literatur neben Lessing besessen hat, oft genug im Leben zum Unheil ausgeschlagen und hat ihm trübe Stunden bereitet. Indessen scheint es, als ob das irdische Wartenmüssen für den Unsterblichen auch mit dem Leben nicht vorüber sei. Für Herders Geist und Namen hat es sich mehr als ein Menschenalter hindurch notwendig gezeigt. Wie schienen seine Werke, wie schien selbst seine gewaltige Persönlichkeit vergessen, wie dünn und blaß wandelte sein Schatten durch unsre literarhistorischen Hand-, Not- und Hilfsbücher! Kaum daß die Nachdichtung des „Cid" in Cottas Miniaturausgaben einige neue Leser und Leserinnen gewann, kaum daß ein paar unvergängliche Seiten Herderscher Geschichtsphilosophie in den Schulmustersammlungen fortlebten.

Nun ist ihm wie keinem zweiten unter unsern Klassikern der philologisch-historische Zug der Zeit zu Hilfe gekommen. Man konnte sich garnicht eingehend und ernsthaft mit der Geschichte und den Produktionen der Sturm- und Drangperiode und der nachfolgenden Jahrzehnte beschäftigen, ohne überall auf Herders geniale Kraft und tiefgreifende Wirkungen zurückgewiesen zu werden, man ging so vielfältig in seinen Spuren, mußte so tausendfach an seine Lebensarbeit anknüpfen und erinnern, daß man immer deutlicher erkannte, ihm sei schon bei Lebzeiten und vollends ein paar Jahrzehnte nach seinem Tode gewaltiges Unrecht geschehen. Diese Erkenntnis hat sich bereits in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen, von Neudrucken, Auswahlen, „Lichtstrahlen" aus Herders Schriften, vor allem aber in der großen Gesamtausgabe seiner „Werke" von

Bernhard Suphan und in der Errichtung eines biographischen Denkmals im größten Stil und von den edelsten Verhältnissen geltend gemacht.

Keinem unsrer großen Männer des achtzehnten Jahrhunderts ist bisher eine gleiche Biographie zuteil geworden, wie sie Herder in dem vor kurzem vollendeten Buche Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym (Berlin, A. Gaertners Verlagsbuchhandlung, 1880—1885) gefunden hat, einem der erfreulichsten Bücher, welche die Spezialforschung und Spezialarbeit unsrer Tage hervorgebracht hat, erfreulich besonders auch deshalb, weil sich hier die mühevolle und jahrelange Arbeit, die energische Treue der Einzelforschung einem großen, umfassenden Stoffe, einem Lebensbilde zugewendet haben, welches ohne Zwang und künstliche Aufbauschung ein gutes Stück der gesamten Kultur- und Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in sich schließt. Hayms „Herder“ ist unter dem Gesichtspunkte geplant, daß eine wissenschaftliche Arbeit dieser Art die Vollständigkeit des Materials, die umfassendste Kenntnis von Büchern, Menschen und Zuständen bedinge, der Verfasser hat offenbar keine Mühe gescheut, sich in den Besitz neuer, seither unbenutzter Belegstücke zu bringen und sich völlig unbekannte Quellen zu erschließen. Aber er ist keineswegs der Meinung gewesen, daß damit seine Pflicht erfüllt sei, er hat sich nicht zu jener Gleichgiltigkeit gegen Vergeistigung und Darstellung aufgeschwungen, die in gewissen Philologenkreisen als Kennzeichen wahrer Wissenschaftlichkeit gilt. Vielmehr ist das in zwei großen Bänden vorliegende Buch in mehr als einem Betracht ein Muster vortrefflicher und gleichmäßiger Durchführung, geistvoll eindringlichen und erschöpfenden Urteils, lebendiger Heraufbeschwörung vergangner Tage, Erlebnisse und Bestrebungen. Nicht leicht hätte sich jemand das Ziel weiter stecken und noch weniger leicht dasselbe so sicher erreichen können wie der Biograph Herders. Im einzelnen wird der spürende Herderphilolog mehr als eine Berichtigung oder Ergänzung beibringen können, im einzelnen der Kenner der in Frage stehenden Zeit und ihrer Erscheinungen gegen eine oder die andre Bemerkung Einspruch erheben mögen — im ganzen jedoch wird jeder rechte Freund unsrer großen Literatur volle, unverkümmerte Freude an der Pietät, der sachlichen Tüchtigkeit, der feinen Empfindung, der Einsicht und Ausdauer des Haymschen Buches haben müssen. Wie weit unser zerstreutes, nach allen Seiten hin- und hergezerrtes, sensationsbedürftiges Publikum fähig ist, ein so ernst gediegnes Werk um seiner gewinnenden Darstellung willen aufzunehmen, wagen wir nicht zu entscheiden; die Kirche der Anteilnehmenden ist zur Gemeinde zusammengeschmolzen, in dieser Gemeinde aber wenigstens wird Herders Lebensbild so viele Leser finden, als sie Häupter zählt.

Als Haym im Oktober 1877 die Vorrede zu den ersten Büchern seiner Arbeit schrieb, mag er gehofft haben, in viel kürzerer Frist zum Schlusse zu kommen. Man begreift recht wohl, daß er dennoch zum endlichen Abschlusse

der in den größten Verhältnissen angelegten Biographie noch sieben Jahre gebraucht hat. Nach der Seite mancher Erkenntnisse hin ist die langsamere Vollendung dem Buche förderlich und in Bezug auf die Hauptsache, den einheitlichen Ton, den freien Fluß der Darstellung wenigstens nicht schädlich gewesen. Haym hat mit einem lebendigen Bilde seines Helden in der Seele gearbeitet, der Anreiz, die mächtige, aber keineswegs leicht zu verstehende Natur Herders aus der Wechselwirkung ihrer Anlagen und der Verhältnisse zu begreifen, in ihren mannichfachen Wandlungen und Irrtümern ganz zu verstehen, hat ihn auch bei der Schilderung jener letzten Periode des Herderschen Lebens und Wirkens nicht verlassen, an welcher Charakterdarsteller und Kritiker schen vorüberzuhuschen pflegen. Hayms erste Bücher geben eine so gründliche und erschöpfende Jugendgeschichte Herders, weisen den Wurm, der in Herders Seele nagte, und den Widerspruch, der in seiner Entwicklung vorhanden war, in so früher Zeit nach, daß alles Folgende nur als Konsequenz dieser Voraussetzungen erscheint. Das spätere Zerwürfnis Herders mit seinem größten Freunde, mit Goethe, die verbitterte Isolirung, in welche er im letzten Jahrzehnte seines Lebens gesetzt war, wirken darum nicht minder erschütternd und tragisch, weil wir sie, den leisen Winken des Biographen folgend, schon lange zuvor nahen sehen. Wunderbar fein entwickelt Haym aus den ersten Autorenerlebnissen Herders, die in die Tage seiner Rigaer Wirksamkeit fallen, die Unvermeidlichkeit der spätern innern und äußern Kämpfe, erschöpfend weist er bereits in den Anfängen seiner Bildung und seinen ältesten Schriften den Keim der Anschauung nach, durch welche der große Vorläufer der neuen deutschen Poesie in einen Feind der Meisterschöpfungen eben dieser Poesie verwandelt wurde. „Wohl lebte in ihm, heißt es Bd. 1, S. 160, das Bedürfnis nach echter, ursprünglicher, freiwillig und unmittelbar der Brust entströmender Poesie, wie kaum in einem zweiten seiner Zeitgenossen. Allein ein schöpferisches Genie war nötig, um den Punkt zu treffen, wo seine Forderungen erfüllt, dies sein Bedürfnis befriedigt werden konnte. Er selbst verlegte die Verwirklichung der Idee, die ihm als Ahnung vorschwebte, an einen falschen Ort. Mit Recht sah er sich nach einem Gedichte um, »das alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte,« das »die größte Höhe des poetischen Genies in unsrer Stufe der Kultur und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele wäre.« Auf dem Boden der Lyrik, wohin ihn seine Theorie des Liedes und sein Geschmack für Volkslieder, und auf dem Boden des Dramas, wohin ihn seine Shakespearestudien wiesen, hätte er es suchen sollen. Er suchte es auf dem Boden der didaktischen Dichtung und in der unmittelbaren Nähe der Philosophie. Er verwechselte die tiefinnerliche, seelische Wirkung und den seelischen Ursprung der Poesie mit dem aus dem Seelenleben zu schöpfende Stoffe der Dichtung. Er zweifelt nicht, daß eine solche Dichtung ergreifender sein würde als Epopöe oder Drama, die immer nur eine oder wenige Saiten des Herzens anrühren können. Als ob

das Farbenspiel des Lichtes nicht vielmehr dadurch bedingt wäre, daß es, statt um sich selbst zu beleuchten, sich tausendfältig an den Gegenständen bricht." Nach der feinsinnigen Erörterung dieses Herderschen Grundirrtums schon in den Anfängen seiner literarischen Laufbahn ergiebt sich die letzte unglückliche Wendung in Herders ästhetischer Anschauung, durch die er zum schroffen Gegner Goethes und Schillers gestempelt ward, gleichsam von seebst. „Herder wandte sich, nachdem ihm, dem Bewunderer des Götz und des Werther und des Egmont, schon der Tasso nicht mehr recht zu Sinne gewesen, von den Dichtungen feindselig ab, in denen Goethe sich wieder auf der Höhe seiner Kunst in spielender Meisterschaft zeigte. Den Adel der schönen Form und die Gewalt des reinen Kunstwerkes verkennend, wurde er zum einseitigen Anwalt der Moralität, führte er gegen das Recht des Talents das Recht des Herzens und gegen die sich eben in üppiger Pracht erschließende Blüte der Poesie Humanität und Christentum ins Feld. Wonach er Zeit seines Lebens verlangt, wozu er selbst hundertfältige Keime ausgestreut hatte, das stand jetzt in reichen Ähren vor ihm — ein prangendes Feld, wenn auch selbstverständlich mit ein wenig Unkraut untermischt, aber es sah anders aus, als er es sich gedacht hatte; die Frucht des Baumes, den er selbst gepflanzt und gepflegt, war süß — aber sie war nicht genau nach seinem Geschmack und darum nicht die rechte, ja gar verderblich und verwerflich." (Bd. 2, S. 627.)

Wir führen die beiden Stellen hier an, um zu zeigen, wie vollkommen Anfänge und Schlüsse der Haymschen Darstellung sich decken, wie lebendig der Biograph immer seinem Helden nachgefühlt hat, und wie sicher er selbst die rätselhaftesten Vorgänge in Herders späterm Leben auf Momente zurückführt, die seinem Jugendleben angehören. Durch alle Schicksale Herders und durch die ungeheure Vielseitigkeit seines Forschens, Denkens und Darstellens klingen ja jene ersten und mächtigsten Anregungen, die er in Königsberg von Kant und Hamann empfangen hatte, immer wieder hindurch. In Hayms Buche lebt das volle Verständnis dafür, wie sich das Bleibende solcher Eindrücke mit der unglaublichsten Wandlungsfähigkeit paart, und nur, wer dies Verständnis besitzt, konnte berufen sein, die mächtige, zu gleicher Zeit zur freudigsten Genugthuung und zur wehmutsvollen Theilnahme auffordernde Gestalt Herders zu bilden. Was er sonst mitbringt von Belesenheit und kritischer Schärfe, von großer Anschauung der Menschen und Dinge, es steht doch in zweiter Linie gegenüber der warmem Liebe und der psychologischen Sicherheit, mit welcher er das ganze Wesen und Leben Herders erfaßt. Der Hallenser Philosoph und Literarhistoriker gehört eben noch zu jener Gruppe unsrer wissenschaftlichen Schriftsteller, die etwas, die viel von der großen Nationalliteratur empfangen haben und jetzt, wo sie der historischen Darstellung der geistig größten Zeit Deutschlands ihre Kraft widmen, im Zurückgeben den Wert des Empfangenen dankbar bezeugen.

In der Natur der Sache liegt es, daß man bei dieser Arbeit keinem Teile vor dem andern einen Vorzug geben kann, und daß die einfache Bestätigung, jede Partie der ausgedehnten Biographie sei gleich gediegen, gleich lebendig, gleich fesselnd, das höchste Lob einschließt. Herders Leben hat keine sogenannten Glanzpartien, es zeigt ein merkwürdiges Auf und Ab und gewinnt unser Interesse vor allem durch die Art, wie es genutzt wurde, welche Früchte, den Verhältnissen und der eignen Natur trotzend, ihm entsprossen sind. Durch eine freudlose und harte Kindheit hindurch, die von Herder in keiner ihrer Einzelheiten je vergessen worden ist und über die es auch Haym nicht gelungen ist viel mehr und viel wesentlicheres beizubringen, als wir aus Herders Erinnerungen wußten, ringt sich der Jüngling zur Universität Königsberg und zum Studium der Theologie hindurch, beginnt die Laufbahn, auf der er einer der größten und wirkungsreichsten Schriftsteller der Nation geworden ist, gleichzeitig mit dem ersten Schul- und Predigtamte in Riga. Von den Rigaer Jahren des Verfassers der „Fragmente“ und der „Kritischen Wälder“ hat der Biograph schon ein Bild, welches ganz anders und viel voller wirkt als die seitherigen Darstellungen. Es folgen im ersten Bande die merkwürdigen Reisejahre und die Jahre, in denen Herder als Hofprediger des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe in dem kleinen Bückeburg saß. Mit der Berufung nach Weimar, die ihm notwendigerweise als eine Erlösung erschien, schließt die erste Hälfte von Herders Leben, der erste Teil der großen Biographie. Den ganzen zweiten Teil nehmen die Jahrzehnte in Weimar (von 1776 bis 1803) ein, und je weiter Haym hier vorschreitet, umsomehr ist das meiste von dem, was er zu bieten hat, „neu.“ Selbst die bekannten Thatsachen erscheinen hier vielfach zuerst auf ihre wahren Motive zurückgeführt, in ihrem Zusammenhange erfaßt, in ihrer Bedeutung dargestellt, beinahe nichts bleibt dunkel und ungewürdigt. Der Biograph trägt natürlich ein andres Bild des klassischen Weimar in der eignen Seele als das mannichfach verzerrte und beinahe immer getrübte, welches in der Seele Herders lebte, aber keinen Augenblick vergißt er, daß wir die Dinge mit Herders Augen sehen, daß wir erfahren und begreifen müssen, wie Herder auf seinem Weimarischen Topfberg dazu kam, Menschen und Begebnisse feindselig anzuschauen, welche für uns vom goldensten Schein umwoben sind.

Wie billig, drängt Haym alle diese Momente nicht zurück, aber er legt ihnen auch nicht die ausschließliche Wichtigkeit bei, welche sie in gewissen Charakteristiken erlangt haben. So gepreßt, geklemmt, durch fremde und eigne Schuld Herders Lebenssituation oft erscheint, er hat sich reichen und starken Geistes über sie geschwungen, er hat, den Ärger und Verdruß der Tage besiegend, seinen Jahren unvergängliche Stempel aufgedrückt und der scheinbar freud- und fruchtlosesten Zeit Werke abgewonnen, die mit und trotz allen Mängeln bleibend sind. Was er im Leben vermocht, muß ihm auch in der Erinnerung zu Gute kommen; da er bei aller Weichheit, Reizbarkeit und Hypochondrie im einzelnen ein helden-

haft tapfrer Mann im ganzen geblieben, würde es auch seinem Biographen schlecht anstehen, wenn dieser nur der Schattenseiten in Herders Lebensverhältnissen gedächte. Und namentlich wird Haym dem höchsten und seltensten Glücke, das Herder zuteil ward, dem Glücke in seiner Ehe gerecht. „Von der innigen Gemeinschaft, in der er mit seiner Gattin lebte, haben die früheren Blätter dieser Biographie geredet, müssen insbesondre diese letzten reden. Mit aller Stärke der Liebe, deren nur das Weib fähig ist, und mit all der leidenschaftlichen Schwäche, die wieder nur dem Weibe verziehen werden darf, umfaßte und trug sie ihn, ganz wie er war, den Liebenswürdigen so gut wie den Unleidlichen, während sie zugleich mit fast männlichem Geiste zu seinen Ideen sich zu erheben, in seine Entwürfe und Interessen einzugehen verstand. Gleim hatte Recht: wenn Karoline Herder nicht wäre, so wäre kein Johann Gottfried Herder. Sie war Mitarbeiterin an seinen literarischen Arbeiten, seine erste Hörerin und Leserin, sein Korrektor, sein Sekretär. Sie nahm ihr Teil an seinen Entzückungen und Begeisterungen, doppelt ihr Teil an seinen Aufwallungen und Verbitterungen. Ohne Vorbehalt waren seine Gesinnungen, im Lieben wie im Hassen, die ihrigen, und nur von den äußerlichen Nöten, die sich herandrängten behielt sie die drückendsten sich allein vor. Sie war mit ihm gealtert. Seit der Geburt ihres Jüngsten hatte ihre Gesundheit empfindlich gelitten, und mühsamer von Jahr zu Jahr hielt sie sich unter den wachsenden Anforderungen ihres Hauswesens, unter häufigem Krankendienst, unter dem Kampfe mit den äußern Bedürfnissen des Lebens, den schweren Sorgen um die Erziehung der Kinder aufrecht. Allein so gerade, indem sie »wie eine Schnecke ihr Haus trug« und selbst krank, seine Krankheit verstand, mit selbst verwundetem Gemüte seinen Unwillen in gesteigerter Empfindung zu dem ihren machte, war sie ihm die beste Gefährtin: — nicht durch Sanftmut, sondern durch Mitleidenschaft seine Besänftigerin, Trösterin, eine Freundin, mit der kein Freund hätte wetteifern können!" (Bd. 2, S. 745.) Alles in allem, tragen wir aus dem umfassenden Werke den ernsten Eindruck eines ernsten Lebens davon und fühlen uns gestimmt, mit dem Verfasser den Spuren des Herderschen Wirkens auf den verschiednen Gebieten nachzugehen und uns des Reichtums seiner geistigen Schöpfungen und Anregungen neu zu versichern.

Meisterhaft sind zum größten Teil die Analysen, welche Haym von Herders Arbeiten giebt. Bis in den letzten Ideenkern des Verfassers hinein weiß er zu folgen, und wo er mit scharfer Kritik die Mängel der Jugendschriften und der Herderschen Alterswerke darlegt, da entwickelt er umso liebevoller und lichtvoller den selbständigen Gehalt, die Gedankenfülle, welche diesen Büchern und Aufsätzen eigentümlich ist. Wer z. B. die Besprechung der Bückeburger „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" im ersten Bande oder der „Metakritik" und der „Kalligone" im zweiten Bande aufmerksam folgt, der wird empfinden, daß niemand freier vom furor biographicus, aber auch

niemand stärker vom Gefühl gerechter Wertschätzung durchdrungen sein kann als der Verfasser dieser Biographie. Die Kenntnis Hayms erstreckt sich natürlich nicht bloß auf die Herderschen Schriften, sondern auch auf die Aufnahme, die sie gefunden, die Urteile der Zeitgenossen, welche sie hervorgerufen, die Nachwirkungen, die sie erzeugt haben. Es gelingt ihm ebenso sicher, im Gewirr der Meinungen, der enthusiastischen wie der verwerfenden, ein billiges und fein abgewogenes Schlußurteil zu finden, als in den erzählenden Partien seiner großen Arbeit die Wahrheit aus widersprechenden Berichten zu erörtern. So bildet für alle diejenigen, die den Herderschen Ideen und der Art seines Geistes und seiner Anregungsfähigkeit fremd geworden sind, aber zu ihm zurückzukehren wünschen, Hayms Biographie eine vortreffliche Einführung in die große Suphansche Ausgabe der Schriften.

Es wird lange dauern, bis wieder ein zweites gleich vortreffliches und erschöpfendes Buch über eine der großen Gestalten unsrer klassischen Tage veröffentlicht werden wird. In welchem Sinne dasselbe gedacht ist und aufgenommen werden sollte, erhellt aus den Schlußworten Hayms. Nachdem er der trüben Tage, in denen Herders Standbild in Weimar enthüllt wurde, und der Festrede gedacht hat, mit der damals Adolf Schöll diese Enthüllung begleitete, sagt er: „Wenn wir heute uns des großen Verdienstes Herders erinnern, so nehmen unsre Gedanken eine andre Richtung: sie verdichten sich zu dem Vorsatze, daß wir über den Besitz unsrer errungnen Staats- und Nationaleinheit die Gesinnung der Eintracht und mit ihr alle die Heiligtümer des innern Menschen uns nicht wollen abhanden kommen lassen, für die er gelebt und geeifert, mit mutiger Seele gekämpft, mit unmutiger Seele gelitten hat.“ Wir dürfen hinzufügen, daß uns jedes Buch von der Tüchtigkeit und dem edeln Ernste des Haymschen „Herder“ die Zuversicht erhöht, daß diese Gesinnung nicht bloß ein Programm, sondern eine lebendige Wahrheit bleiben wird.

*



Skizzen aus der Levante und Griechenland.

Von H. Scherer.



Die alte Lagunenrepublik hat im Orient dauernde Spuren ihrer Herrschaft hinterlassen, auch Genua, obgleich weniger zahlreich. In dem italienischen Mittelalter, wie es sich durch diese Staatswesen aussprach, liegt ein guter Rest altrömischer Kraft und Regierungskunst. Ihre Kolonisation auf den ionischen Inseln, auf Cypern, Kandia und Rhodus ist noch heute das Fundament europäischer Ge-

sittung und Kultur geblieben. Das sonst jeder Assimilirung mit dem Westen widerstrebende Byzantinertum sympathisirte hier mit dem Handelsgeiste der Republiken, und wie wenig sonst Griechen und Italiener freundnachbarlich verkehrten und verkehren, so hat sich doch auf den genannten Inseln sowie in mehreren Küstenstädten Kleinasiens eine Amalgamirung vollzogen, woraus jene Spezies hervorgegangen ist, die man „Levantiner“ nennt. In der Mehrzahl italienischen Ursprungs und Namens, werden jetzt alle so bezeichnet, welche von europäischen Eltern abstammen und in der Levante (Ägypten einbegriffen) geboren sind. Es besteht eine gewisse Analogie mit den Kreolen in Westindien, nur daß darunter nur in den Kolonien geborne Spanier verstanden werden, wogegen Levantiner ebenso gut französischer, englischer, selbst deutscher Nationalität sein können als italienischer. Sie sind zumeist, fast ausnahmslos, katholisch, aber keinenfalls „Rajahs,“ d. h. nicht Unterthanen der Pforte, und es wird auf die Landsmannschaft durchaus nicht immer Rücksicht genommen. So hat z. B. Österreich eine Menge Schutzbefohlener, die nicht von dort abstammen und Staaten angehören, die mit der Pforte keine Kapitulationen hatten und daher früher diplomatisch nicht vertreten waren. Österreich erfreut sich im Orient noch eines gewissen traditionellen Ansehens, und es wäre gegenwärtig wohl angebracht, dasselbe zu erhöhen und zu stärken. Griechenland zählt ethnographisch nicht zu Europa, daher die im Königreich gebornen, dem hellenischen Konsulat in den türkischen Provinzen zuständigen Griechen auch nicht als Levantiner gelten.

Mit ihrem Vaterlande stehen die Levantiner nur in lockerm Zusammenhange, und es werden ihnen mehr Rechte gewährt als Pflichten auferlegt. Sie genießen dessen Protektion in allen bürgerlichen Rechtssachen, wo der Beklagte Europäer ist, ausgenommen, wenn es sich um Streitfragen über den Grundbesitz handelt. Früher konnte kein Europäer Grundbesitz erwerben, derselbe mußte auf den Namen der Frau eingetragen werden, welche das türkische Gesetz als Rajah ansieht. Jetzt hat man dies zugestanden unter der Bedingung, daß das türkische Gericht kompetent sei. Auch Hypotheken können bestellt werden, was durch Übergabe der Schlüssel, als symbolischen Akt eventuellen Verkaufs, geschieht. Bei einem Zinsfuße von 10 bis 12 Prozent wäre das ein glänzendes Geschäft, aber die Unsicherheit des Besitztitels, insbesondre die oft ganz unerwartet eintretenden Ansprüche des sogenannten „Vakuf“ (Kirchenvermögen) erheischen die größte Vorsicht. Sonst gilt das englische My house is my castle im Orient im vollsten Maße. Nur mit Intervention des Konsuls darf die Wohnung eines Europäers von der türkischen Behörde betreten werden. Sie kann zwar in Kriminalsachen den Verbrecher festnehmen, hat ihn aber auf Reklamation des Konsuls auszuliefern, welcher bis zu kleinen Freiheitsstrafen selbst erkennt, in schweren Fällen den Schuldigen zur Aburteilung in sein Heimatland schickt. Letzterer zieht indes in der Regel das türkische Gericht vor und reklamirt dagegen nicht; hat er doch da bessere Aussicht, mit leichter Strafe wegzukommen, vor Abbüßung losge-

lassen zu werden oder bei der jämmerlichen Beschaffenheit der Gefängnisse die Flucht zu ergreifen. Sämtliche Berufskonsuln im Orient sind entweder selbst rechtskundig oder haben einen Juristen zur Seite, dem englischen steht sogar das Recht zu, aus seinen Landsleuten eine Jury einzuberufen. Die Levantiner sind frei von den direkten Steuern, mit Ausnahme der auf den Grundbesitz, wofür sie gleichmäßig an die Pforte zahlen, desgleichen aller indirekten Abgaben. Die allgemeine Wehrpflicht ihrer Heimat ist obligatorisch, allein wer nicht dahin zurückkehren will, kann sich derselben leicht entziehen. Schon längst ist man bemüht, einem so abnormen Zustande ein Ende zu machen, nur müßte dann eine Totalreform der türkischen Verfassung und Gesetzgebung vorausgehen, was bis jetzt an der Unübersteiglichkeit der religiösen Grundsätze und Hindernisse gescheitert ist. So lange der Koran für die Ungläubigen kein gleiches Recht anerkennt, läßt sich von internationalen Institutionen mit Gegenseitigkeit nicht reden. Es leben Millionen Griechen, Armenier, Juden als türkische Unterthanen, sie sind aber von einer Reihe öffentlicher Ämter, wie z. B. vom Militär, der Justiz und dem Unterrichtswesen, grundsätzlich ausgeschlossen, und wo sie, wie in den Finanzen und im diplomatischen Dienste, vereinzelt zugelassen werden, fehlt ihnen doch die staatsbürgerliche Geltung, sie unterliegen der Kopfsteuer, und der gemeinste Muselmann betrachtet sie nicht als ebenbürtig. Die europäischen Beamten, die neuerdings selbst höhere Ämter bekleiden, sind auf Zeit und Widerruf angestellt und könnten, wenn sie sonst wollten, nur durch Übertritt zum Islam als Türken nationalisirt werden, wie dies bei Militärs ja öfter geschehen ist. In der ottomanischen Armee fehlt es nicht an Renegaten.

Die Levantiner in der angeführten Definition haben sich bisher gewissermaßen als die Aristokratie des Orients betrachtet, obwohl es mit ihrem sozialen Stammbaum nicht eben weit her ist. Die Eltern und Großeltern vieler reichen Handelsherren in Smyrna und Alexandrien waren Lastträger und Schiffsleute, und wenn sie hochklingende, selbst historische Namen, wie Giustiniani, Durando u. s. w. tragen, so sind dies höchst willkürliche Anmaßungen, die sich daher schreiben, daß sie auf Besitzungen geboren sind, wo einstmals jene venezianischen und Genueser Familien herrschten. Das charakteristische Merkmal des Levantiners ist seine Vaterlandslosigkeit; da, wo er geboren, betrachtet er sich als Fremder und nimmt keinen Anteil an dem allgemeinen Geschick seiner Mitmenschen. Von dem europäischen Staate, dem er ostensibel angehört, verlangt er nur den Schutz seiner materiellen Interessen, will aber sonst mit ihm außer allem geistigen, selbst politischen Zusammenhange bleiben und von bürgerlichen Pflichten gegen denselben so wenig als möglich wissen. Der Levantiner ist der verkörperte Egoismus, der noch dadurch verstärkt wird, daß bei dem Ausschlusse fast aller andern Berufswege sein ganzes Streben und Trachten auf geschäftlichen Besitz und Gewinn gerichtet ist und jeder Gemeinsamkeit für Erreichung höherer und edlerer Zwecke einer staatsbürgerlichen Gesellschaft entbehrt.

Wenn man einen Levantiner fragt, was er für ein Landsmann sei, so hört man oft die Antwort, er sei „Katholik.“ In dieser konfessionellen Beschränkung und Beschränktheit drückt sich der einseitige und engherzige Standpunkt der ganzen Spezies sprechend aus. Sie ersetzt durch Bigotterie, was ihr an Patriotismus abgeht, die Frauen natürlich obenan, aber auch die Männer sind nichts weniger als frei davon. Der Einfluß der Priester in den Familien dürfte nirgends mächtiger sein, ich kenne dies aus eigner Erfahrung. Als ich mich vor neunundzwanzig Jahren in Smyrna verheiratete, war der Erzbischof durch keine Mittel und Wege dahin zu bringen, auch nur durch passive Assistenz seine Zustimmung zu einer gemischten Ehe zu geben. Es bestand damals noch keine Ziviltrauung, und so blieb keine andre Wahl, als sich mit der Einsegnung durch den protestantischen Geistlichen zu begnügen. Die Braut wurde exkommunizirt, und es hat Jahre gekostet und große Anstrengungen der darob höchst bekümmerten Verwandten, bis der Bann gelöst wurde. Jetzt kommt man etwas leichter darüber weg, weil nach allgemeiner Einführung der Zivilehe der Klerus fürchtet, es könne bei allzuweit getriebener Intoleranz der Segen der Kirche ganz beiseite gesetzt werden.

Die römisch-katholische Kirche steht in der Levante unter dem politischen Schutze Österreichs und Frankreichs. Besonders letzteres hat die Suprematie so ziemlich in den Händen, von den meisten Kirchen wehen die blaurotweißen Flaggen, wogegen das Schwarzgelb oder das Weißrotgrün, in das es sich jetzt durch Ungarns Zutritt verwandelt hat, sehr zurücktritt. Italien als politische Macht gilt für die Kirche so gut wie nicht und gegenwärtig umso weniger, als der Vatikan in der Fremde gegen den Anspruch des Quirinals mit mehr Erfolg operirt als im eignen Hause. Er hat kaum irgendwo eifrigere Bekenner und Parteigänger als die levantiner Katholiken, und es ist eine bemerkenswerte, nicht hinlänglich gewürdigte Tatsache, wie dasselbe Frankreich, welches bei sich so streng und rücksichtslos gegen den Klerus auftritt, alle Orden aufgelöst und vom öffentlichen Unterricht ausgeschlossen hat, dieselben im Orient systematisch unterstützt und zur Propaganda, wenn auch nicht für die republikanische Staatsform, so doch für seine nationalen und politischen Zwecke und Absichten benutzt. Bis zum Krimkrieg war Italienisch die herrschende Sprache längs der ganzen nördlichen und östlichen Küste des Mittelmeeres, jetzt ist es durch Französisch verdrängt. Es giebt nur wenige und zwar höchst mangelhaft bestellte italienische Schulen, wogegen die Frères ignorantins und die Sœurs de Sion überall reich dotirte und vollständig eingerichtete Anstalten begründet und so die Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend an sich gerissen haben. Die liberalen oder gar radikalen Grundsätze der heutigen Machthaber werden da allerdings nicht gelehrt, umsomehr aber von monarchisch-klerikalen Gesinnungen durchdrungene Sympathien für Frankreich als die katholische Schutzmacht genährt und die gesamte katholische Bevölkerung der Levante daran gewöhnt, von dort all ihr

Heil zu erwarten. Die reichen Familien schicken ihre Kinder fast ohne Ausnahme nach Lyon und Marseille in Privatinstitute und Pensionate, die unter jesuitischem Einfluß stehen. Selbst die neuesten, folgenreichen Ereignisse haben in dieser einseitigen und kurzsichtigen Anschauung keine Wendung hervorgebracht, und das alte Vorurteil, daß Paris der Mittelpunkt der Welt sei, wo alles Große, Schöne und Vortreffliche sich vereinigt finde, hat sich nirgends mehr erhalten als in der Levante. Der Arzt und der Advokat, soweit sich Levantiner diesem Berufe widmen, glaubt einzig und allein in Paris seine Studien vollenden zu können, erfüllt von der dortigen Eitelkeit und Selbstüberhebung ignorirt er absichtlich die Fortschritte andrer Länder, und zumal deutsche Wissenschaft, welche doch jetzt einen guten Teil der Erde beherrscht, hat hier noch keine Wohnstätte und Aufnahme finden können. Die Siege der deutschen Waffen und der Name Bismarck imponiren freilich diesen unselbständigen Naturen, aber man hat ihnen in der Schule gesagt, Preußen sei ein ketzerischer Staat und Deutschlands Einheit unter der Hohenzollern Szepter bedrohe den katholischen Glauben, und dies genügt, um sie uns zu entfremden. Die Österreich zugedachte Mission, deutsche Kultur nach Osten zu tragen, hat keine Früchte getragen und liegt gegenwärtig auch kaum in seiner Politik. Ginge die deutsche Grenze bis zur Adria, wäre Triest eine See- und Handelsstadt des deutschen Reiches, so könnte man sich Hoffnungen überlassen. Wie jetzt die Sachen liegen und wenn Italien fortfährt, seine allernächsten, unmittelbarsten Interessen durch abenteuerliche Kolonisationsprojekte auf das Spiel zu setzen, mag es wohl dahin kommen, daß das Mittelmeer doch noch ein großer französischer See wird.

Wenn die Levantiner früher an der Spitze der Geschäfte standen und die wichtigsten Zweige des Handels in den Händen hatten, so ist es jetzt anders geworden. Da sie in ihrem ganzen Bildungsgange zurückblieben und immer einseitiger wurden, vermochten sie auch nicht in dem Kampfe mit der Konkurrenz, die sich allerwärts kundgiebt, zu siegen. Sie erlitten ansehnliche Verluste, und mit ihren Vermögensverhältnissen sieht es in der Mehrzahl schlecht aus, Fallimente sind an der Tagesordnung, gar häufig als beliebtes Mittel, seiner Schulden sich zu entledigen und von neuem schwindelhafte Geschäfte anzufangen. Große Reichtümer nach unsern Begriffen in regelmäßigem Handel zu erwerben, ist der Orient überhaupt nicht der Ort, es giebt wohl viele Millionäre, aber nur in Piastern (1 Piaster gleich 20 Pfennigen). Dagegen kann man kaum anderswo leichter mit weniger Fonds sich etabliren und auf Kredit arbeiten. Wo zehn bis zwölf Prozent der gewöhnliche Zinsfuß sind, muß man dabei freilich einige Gefahr übernehmen. Der Schmuggel ist eine Hauptquelle des Gewinnes der Levantiner Kaufleute, die Aufregung über die Strenge, womit die neuen Zollpächter das Gesetz zur Geltung bringen wollen, eine allgemeine, und man glaubt kaum, daß sie gegen das Interesse der von der Bestechung besser als von ihrem Gehalt lebenden Beamten durchdringen werden. Noch mehr als an Einsicht,

Fleiß und Unternehmungsgeist fehlt es dem Levantiner an weiser Ökonomie, Einteilung und Anlegung seines Vermögens. Es wird alles der Ostentation und dem äußern Scheine aufgeopfert. Um der Eitelkeit zu genügen und Effekt zu machen, giebt man mehr aus, als man einnimmt. Luxus der Toiletten und prunkhafte Haushaltung sind im ganzen Orient der Fluch, woran schon manche Familienexistenz zu Grunde gegangen ist, man überbietet sich in einem lächerlichen Wetteifer und verschwendet in der Regel ohne Geschmack und Intelligenz. Von Eigentümlichkeiten ist wenig mehr zu sehen, Mode und Manieren sind Importartikel von der Seine, die Nachäffung von Paris noch unendlich karikirter als bei uns.

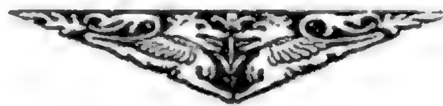
Alle diese Übelstände und Gebrechen würden indes nicht ausreichen, um den Levantiner von der bevorzugten Stellung, die er seit Jahrhunderten eingenommen hat, zu vertreiben, wäre nicht inzwischen eine andre lebens- und thatkräftige Nationalität aufgetreten oder vielmehr wiedergeboren worden, die mit reißender Schnelligkeit und Gewalt sich geltend macht. Es sind dies die Griechen, welche jetzt unbedingt im materiellen sowie im sozialen Leben das Übergewicht erlangt haben und, wie immer die endliche politische Lösung der orientalischen Frage sich gestalten möge, dabei den einflußreichsten Faktor stellen werden, zumal in Kleinasien. Der Fortschritt, den ich in den verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen meiner Levantiner Reisen bemerkte, ist in der That ein ebenso überraschender als außerordentlicher, und ich halte es daher der Mühe wert, über die Zustände und Aussichten des Hellenentums, sowohl wie es sich in eigner Selbständigkeit als auch in noch bestehender Abhängigkeit von der türkischen Herrschaft darstellt, eine ausführliche, aus langer und aufmerksamer Beobachtung hervorgegangne Skizze zu entwerfen.

Der Herd der nationalen Bewegung in der griechischen Welt ist gegenwärtig Athen und das Parlament selbst, und ihre Bestrebungen sind wesentlich auch auf Asien und die Inselgruppen des Archipels gerichtet, da in der europäischen Türkei durch die neuen Staatenbildungen von Rumänien, Serbien und Bulgarien Reiche entstanden sind, stark genug, um ihre eignen Wege zu gehen, und man dort, sei es unter österreichischer, sei es unter russischer Ägide, mit dem Slawentume zu rechnen hat. Dazu kommt, daß die Griechen in Asien und auf den Inseln in jeder Beziehung reineren, ungemischteren Blutes sind als im Peloponnes und Attika, wo viel albanesisches Element eingedrungen ist; freilich Herr Fallmerayer würde sagen, zwischen einem Viereck und einem Kreise giebt es keine Gleichung. Heißt es doch wörtlich in den Fragmenten: „Das Geschlecht der Hellenen ist ausgerottet. Eine zwiefache Erdschicht deckt die Gräber dieses alten Volkes. Die unsterblichen Werke seines Geistes und einige Ruinen auf heimatlichem Boden sind noch die einzigen Zeugen, daß es ein Volk der Hellenen gegeben. Nicht ein Tropfen echten, ungemischten Hellenentums fließt in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlandes. Ein Sturm hat über

die ganze Erdfläche zwischen der Donau und dem innersten Winkel des Peloponnes ein neues, mit dem großen Volksstamm der Slawen verbrüdertes Geschlecht ausgegossen. Und eine zweite nicht weniger wichtige Revolution durch Einwanderung der Albanesen hat die Szene der Verwüstung vollendet. Das Wort Grieche bezeichnet heute alle jene Völkerschaften, welche im Gegensatze mit der Lehre Muhammeds und des römischen Papstes Gesetz und Glauben vom Patriarchenthrone in Byzanz empfangen.“ Nun, diese Paradoxen des geistreichen Fragmentisten sind wohl längst antiquirt, sie bedürfen keiner Widerlegung mehr, und die politischen Tendenzen, die Griechen in den Panslawismus einzuverleiben, haben mit der Wissenschaft und Forschung nichts gemein. Daß Vermischungen mit fremdartigen Stämmen stattgefunden haben, daß der Stammbaum des antiken Hellenentums dadurch vielfach gekreuzt und getrübt worden ist, wird niemand bestreiten, aber ebensowenig kann der eigentümliche Typus, welcher bereits im Aussehen und in der physischen Gestaltung die griechische Rasse von der slawischen trennt, einem unbefangnen Auge entgehen. Da haben die Bewohner von Trastevere keinen bessern Grund, sich der Abstammung von den alten Römern zu rühmen, als z. B. die Hydrioten, die auf Sparta zurückgreifen. Die Völkerwanderung hat Italien noch gewaltiger überflutet und umgewälzt als hier, wo das oströmische Reich bis in das vierzehnte Jahrhundert gewisse Schranken behauptete. Gerade die Inseln, zumal die vom Kontinent abgelegnen Cykladen, gewährten ein sicheres Asyl gegen die Barbaren, welche das Meer fürchteten und die weite Schifffahrt nicht wagten. Und wenn aus demselben Grunde die Venezianer sich als italienische Autochthonen ansehen, mögen sie nicht ganz Unrecht haben.

Es ist hier nicht der Ort für eine historisch-ethnographische Abhandlung. Man darf, wie gesagt, nur ein offnes Auge haben, um den Griechen mit dem schlanken Wuchs, dem ovalen Gesicht, dem lebhaften Auge und der nie rastenden Beweglichkeit des Geistes von dem kraftvollen, aber breiten, plumpen und geistig trägen Albanesen sofort zu unterscheiden. Mit der weiblichen Schönheit ist es wohl etwas bergab gegangen, jenes Ebenmaß der Züge und Formen, das wir in den alten Skulpturen bewundern, ist selten geworden, nur hie und da auf den Inseln begegnet man dem klassischen Profil mit der geraden Nase und der plastischen Hellenenbrust, die sich mit der hohlen Hand bedecken läßt. Ich hatte für meine jüngste Tochter eine Amme aus Paros, die nicht ohne Grund den Namen Aphrodite führte; leider fehlt in der Regel der Gürtel der Anmut, ohne welchen alle Schönheit langweilt und übersättigt. Die mythologische Nomenklatur ist wieder ganz an der Tagesordnung, man begegnet den Namen der Grazien und Musen bei Köchinnen, Stuben- und Kindermädchen. Wie oft hört man einen Kellner und Packträger mit Themistokles und Alkibiades rufen! Ich hatte bei meinem ersten Aufenthalte einen Diener in Dienst genommen, der Aristides hieß, aber ich gestehe, daß von allen Tugenden des großen

Republikaners die Armut die einzige war, die er diesem Namensbruder hinterlassen hatte. Sonst sind auch die Heiligennamen sehr verbreitet, die Dimitri, Basil, Nikola und insbesondre Georg; das schlechteste Dorf hat eine diesem Drachenritter gewidmete Kapelle. Leider ist die Nationaltracht mehr und mehr im Verschwinden, und doch war sie unendlich malerisch und kleidsam. König Otto und Königin Amalie sind dem Fez, der Fustanella und dem goldgestickten Spencer lange treu geblieben, aber mit der neuen Dynastie ist alle Romantik verschwunden. Vereinzelt begegnet man noch Europäern darin. Zwei Regimenter Grenzmiliz tragen sogar noch die alte Uniform. Am meisten hat sich der weibliche Kopfputz mit den kurzen Locken und dem rings um die Stirn geschlungnen Zopf erhalten. Die Inselgriechen sind der Mode der Pumphosen treu geblieben, die von der Hüfte bis unter das Knie fallend oft ein ganzes Baumwollenstück von zehn Metern messen. Man kann sich des Lachens nicht enthalten, einen solchen Matrosen, der den Befehl erhält, auf den höchsten Mastkorb zu steigen, mit beiden Händen die Hosen zwischen den Beinen durchziehen und hinten in einen kolossalen Knoten zusammenbinden zu sehen. So geht er hinauf wie eine Katze; kommt er herunter, so knöpft er wieder auf, schüttelt sich und drapirt kokett seinen Faltenwurf. Die Pumphosen sind übrigens auch bei den Türken ein beliebtes Kleidungsstück, und ihre Einführung datirt von einer Begebenheit im Leben des Propheten. Mohammed wurde in der Wüste von einem Orkan überrascht und wußte nicht, wohin sich wenden. Er betete zu Allah um Rettung, und dieser schickte zwei Windhosen, die ihn in die Höhe hoben und an einen sichern Platz niedersetzten. Die illustrirte Zeitung „Über Land und Meer“ brachte davon neulich eine bildliche Darstellung, welche die Zensur in Konstantinopel so frivol und gotteslästerlich fand, daß sie dem Blatte den Eingang verboten hat. Der Wechsel der Mode hat seine politischen Gründe, man will mit allen Erinnerungen aus der türkischen Herrschaft brechen und hängt sich auch an Äußerlichkeiten. Doch giebt es noch immer Männer und Frauen, die der Nivellirung der Pariser Kleiderkünstler nicht zum Opfer gefallen sind und an der Voreltern Mode festhalten. Für die Stickereien in Seide und Gold mit Perlen und Edelsteinen kann man schon eine ganze Garderobe in Salon- und Ballkleidern anschaffen, ohne damit auch nur entfernt den gleichen Effekt zu erreichen. Allein was die Phantasie und Launen der Damen nicht befriedigt, das ist die Unveränderlichkeit, denn ein solcher Anzug dauert für das Leben und bleibt immer derselbe, während unsre Zeit für jedes Jahr und jede Saison Neuigkeiten verlangt. Gegen die weibliche Eitelkeit hat aber auch der Patriotismus schweren Stand.





Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)



Beide Männer lüfteten zugleich die breiten Hüte. Barretos Gesicht wandte sich frei und voll dem neben ihm reitenden zu, und Camoëns erkannte in den Zügen des Freundes, welchen Schmerz dies Gespräch in der Seele desselben erweckt hatte. Umso peinlicher war es ihm, seine entgegengesetzte Meinung unverhohlen kund geben zu müssen. Allein er fühlte, daß nichts Unausgesprochenes zwischen ihm und dem großherzigen Manne bleiben dürfe, der ihm so arglos und vertrauend sein Herz öffnete.

Ihr seid schon ein Jahrzehnt wieder in Portugal, Senhor Manuel, hub er an, während sie nach einem kurzen Halt ihren Weg fortsetzten. Ihr steht vielen Dingen näher als der arme Dichter, der in einem Winkel von Lissabon Zuflucht gesucht hat! Aber Ihr sagt es selbst, daß mir dieses Land und meines Volkes Schicksal mehr als mein eignes am Herzen liegen, und ich darf Euch nicht verschweigen, daß ich bessere, ja daß ich die stolzesten Hoffnungen hege! Wahr ists, daß ein neuer Geist den Hof, das Volk belebt, daß auch mir vieles fremdartig schien, was ich bei der Heimkehr vorfand. Muß es darum ein verderblicher Geist sein? Ist ein kleines heldenhaftes Volk nicht am besten bewehrt, wenn es nicht nur in Christi Namen, sondern vom feurigsten Glauben beseelt in den Kampf zieht? Schlägt Euch das Herz nicht auch höher bei dem Gedanken, daß die Minarets von Marokko das Kreuz tragen werden, und daß das glorreiche Banner Portugals über allen Häfen bis zur großen Wüste wehen soll? Ihr wißt, daß ich mein Leben daran gesetzt habe den Ruhm Portugals zu preisen! Ich wähnte, da ich in Indien an meinem Gedicht schrieb, die Höhe für überschritten und unser bestes Heil der Vergangenheit angehörig. Da thut sich mit einemmale eine Zukunft auf, vor deren

Sonnenglanz alle Glorie alter Tage zum armseligen Kerzenlicht wird — soll der Dichter der letzte sein, der glaubt und hofft? Selbst wenn ich im einzelnen Zweifel hege, selbst wenn das neue Leben, das ich in Portugal finde, mir in schlimmen Stunden das Herz preßt — ich leugne nicht, daß es so ist —, so bleibt es meine heiligste Pflicht, mich dem Geiste, der mein Volk beseelt und erhebt, treu und auf jede Gefahr anzuschließen!

Und was hättet Ihr mit diesem Geiste zu schaffen, Luis Camoëns? fragte Barreto. Was kümmert den freien Dichter die Glut, welche fanatische Mönche und Inquisitoren, Glücksjäger und schmeichlerische Hofleute anfachen? Wie könnt Ihr glauben, daß Unternehmungen, die von solchen ersonnen werden, die Thaten der da Gama und Albuquerques überstrahlen sollen? Fragt unter den Fidalgos und den Bauern umher, ob sie sich nach der Eroberung maurischer Königreiche sehnen und ob sie Glück und Heil von Dom Sebastians Frömmigkeit hoffen!

Camoëns schien die letzten Worte seines Freundes völlig zu überhören. Er sah in das Thal hinab, aus dem, jetzt dicht unter ihnen, die flachen Dächer und die weißen Häuser von Cintra sichtbar wurden, über allen ein rosiger Wiederschein der roten Wolken, die den Reitern zu Häupten zogen. Der Anblick ergriff den Dichter mächtig: Seht, seht, Manuel, wie schön dies Land ist! Wie könnte ich mich von seinem Leben trennen? Was mein Volk will, muß auch ich wollen: wehe dem Dichter, der seine Seele von den Seinen scheidet!

Der gewaltige Florentiner, den ich durch Euch kennen lernte, hat anders gedacht, versetzte Barreto mit großem Ernst. Hätte Dante der Sünde und dem Verrat seiner Landsleute schmeicheln oder nur zustimmen wollen, so würden die Terzinen seiner Hölle nicht wie Posaunenklang dröhnen! Aber laßt uns abbrechen für heute, Freund! Wenn Ihr vor dem Könige gestanden haben werdet, sprechen wir weiter! Gleich dort um die Felsecke thut sich das Gehöft des Bartolomeo Otaz auf, der sich freuen wird, Euch wiederzusehen.

Camoëns antwortete nichts mehr, denn Barreto hatte eben mit einem leichten Schlag auf den Bug des Maultieres auch dies in schärferen Trab gesetzt, und beide Reiter flogen nun an den ersten weißen Häusern vorüber, die am Bergabhang standen, und dann auf breiterer ebner Straße dahin. Die Luft wehte ihnen zwischen Gehöften und Gärten wärmer und dumpfer entgegen, und die mannichfachsten Laute des Lebens schlugen zugleich an ihr Ohr. Hinter den dornigen Hecken hervor ertönten Stimmen und helles Gelächter: in einem Kreis junger Burschen, der sich mitten auf der Straße gesammelt hatte, erklang eine Mandoline, und von der Thür einer Schenke her scholl den beiden Freunden ein lustig lauter Zuruf und das Klirren zinnerner Becher entgegen. Die Zecher waren jene dienstlosen Schiffsleute, welche auf dem Wege von Santa Cruz herab Barreto angebettelt hatten und ihm jetzt mit geschwungnen Hüten zu verstehen gaben, daß sie seinen Rat wörtlich befolgt hatten. Der Edelmann

nickte den wilden Gesellen freundlich zu und bog dann um die Felsecke, welche er seinem Gefährten von oben herab gezeigt hatte. Zwischen zwei mächtigen weitschattenden Platanen that sich ein wohlgehaltner Hof auf, den von drei Seiten Ställe für zahlreiche Pferde umgaben, während die vierte von dem langgezognen Hauptgebäude der Herberge gebildet ward. Das Thor dieses Haupthauses stand weit geöffnet, in das Halbdunkel, das im Hofe bereits herrschte, leuchtete das große Herdfeuer der Küche am linken Ende des Hauses hinein und würzige Rauchwolken quollen den Ankömmlingen verheißungsvoll entgegen. In dem fluräḧnlichen Hauptraume der Herberge konnten sie schon beim Eintritt zahlreiche Gesellschaft wahrnehmen. Bartolomeo Otaz, der Wirt, war auf den lauten Anruf Barretos aus der Thür geeilt und half nach einem Winke des Edelmannes zuerst Camoëns und dann erst seinem älteren Gastfreunde aus den Bügeln. Der ehemalige Seemann verneigte sich ehrerbietig vor Dom Manuel und seinem Begleiter und sagte dann: Ihr kommt heute zur guten Stunde, Herr. Es ist munter an Bord, und viel edle Gäste ehren mein Haus.

Hoffentlich hast du noch Raum für ein paar, die sich nicht minder edel dünken, alter Knabe! versetzte Senhor Manuel heiter. Unsre Tiere dürfen wir deinem Sancho wohl anvertrauen, aber zeige uns die Lagerstätten, die du für uns übrig hast, und sorge dann für ein Mahl, das mich vor meinem Freunde nicht beschämt! Erkennst du den Herrn nicht, Bartolomeo?

Doch, doch, Herr! antwortete Otaz. Wir haben nordwärts von Ormus Seite an Seite gekämpft, und am Abend des Tages von El Amram war Euer Name auf allen portugiesischen Lippen, Herr Luis Camoëns! Ihr seid später heimgekehrt als wir alle — meine Augen sahen Euch seit manchem Jahre nicht, aber Ihr seid nicht gealtert.

Senhor Luis kommt soeben heim und erfreut mich mit seinem Besuche, rief Barreto. Zuvor aber wollen wir einen Tag oder etliche bei dir rasten, und darum führe uns hinauf und thue dein Bestes für alte Kriegsgefährten.

Es thut mir wohl, daß du dich meiner erinnerst, Bartolomeo, sagte der Dichter freundlich. Dein Gesicht habe ich nicht so gut behalten wie du das meinige, aber jeder Krieger und Seemann, der mit mir in Indien war, steht meinem Herzen nahe. Bist du glücklich daheim und hast du dich drein gefunden, dein gutes Schiff mit einer Herberge zu vertauschen?

Nun, am Steuer hätte ich doch nicht länger stehen dürfen, rief Otaz und streckte, indem er den beiden Freunden zu der steinernen Treppe voraufschritt, welche vom Hofe ins obere Geschoß des Hauses führte, einen halb verstümmelten rechten Arm aus dem Ärmel seines Schifferwamses hervor, das er noch immer trug. Hier herauf, Senhor Manuel! Die beiden guten Kammern, die ich noch frei habe, sind für Euch und Senhor Luis. José wird Euch Wasser und reine Tücher bringen, und ich lasse unten im großen Raume sogleich den Tisch für Euch rüsten.

Er zeigte und führte einen Gang entlang, der an der Außenseite seines Hauses wie eine Galerie hinlief und hinter dessen offnen steinernen Bogen ebensoviele Thüren zu den einzelnen Gemächern des obern Geschosses führten. Gang und Zimmer hatten kühlende Steinplatten zum Fußboden, in den beiden Gemächern, die Otaz seinen Gästen anwies, lagen kunstreich geflochtene Binsenmatten vor den niedrigen, aber guten Lagerstätten. Sonst war die Ausstattung beider Gemächer nicht reich, je ein Gestell mit Waschgeräten, eine Rohrbank und ein Betschemel vor einem Heiligenbilde ließen viel leeren Raum. Dom Manuel wies Camoëns freundschaftlich das hintere der beiden Zimmer an, da es seine Pflicht sei, den Schlummer seines Gastes zu behüten. Bartolomeo Otaz lachte zu dieser ritterlichen Artigkeit über das ganze zerwetterte Antlitz.

Ihr bleibt allezeit, der Ihr waret, gnädiger Herr! rief er. Wer in der Welt würde zweifeln, daß Ihr Euer Schwert für einen Freund wie Senhor Luis zieht! Doch zum Glück ists bei mir am Bord nicht üblich, Strolche und fahrende Gesellen aufzunehmen, und Eure Schlafnachbarn in nächster Nähe sind edle Herren von der Gesandtschaft, welche der König von Spanien vor kurzem wieder an unsre junge Majestät abgeordnet hat. Ihr werdet mehr davon wissen als ich — was ich als Wirt erfahren, ist nur, daß die Herren bescheiden begehren und vornehm zahlen! Ihr werdet zwei von ihnen unten finden! Doch verzeiht mein Geschwätz, Herr! José soll in wenigen Augenblicken bei Euch sein.

In der That erschien der verheißene krausköpfige Bursche, der sich José nannte, einige Minuten später bei den Freunden und half ihnen diensteifrig sich vom Staube des Tages befreien. Barreto und Camoëns blieben während dessen schweigsam, sie hatten auch, so lange sie auf den Diener harrten, nur wenige Worte gewechselt, welche verrieten, daß ihre Gedanken noch fort und fort auf der Höhe des Kreuzberges verweilten. Als sie sich anschickten, in die große Halle des Hauses hinabzusteigen, flüsterte Camoëns nur: Der Bursche, der uns bedient, ist ein Algarbier, meint Ihr nicht, daß er schweigsam und pfiffig genug sei, um unsern Wünschen zu entsprechen? Barreto machte eine verneinende Bewegung und setzte, ehe sie dann vom Hofe aus die Halle betraten, rasch hinzu: Schlagt Euch für heute die Maurin und was mit ihr zusammenhängt, aus dem Sinn und hütet Eure Zunge nach allen Seiten. Ihr seid, wie ich merke, fremd geworden in Portugal, ich aber weiß, warum ich Euch warne!

Camoëns konnte nichts mehr erwiedern, der ältere Freund stand schon in dem weiten Raume, in welchem eben auf den Tischen einzelne Lichter angezündet wurden, während man von der Schwelle aus über die Hofmauern herüber den letzten Schein des Tages auf den westlichen Bergen wahrnehmen konnte. Der Dichter versagte sich nicht, noch einmal nach den Höhen zu blicken, auf denen er mit seiner Sorge weilte, dann folgte auch er Barreto an einen der Tische, welche mitten in dem großen Flur auf einer besondern Erhöhung standen.

Bartolomeo Otaz erwartete seine neuesten Gäste bereits an diesem Tische, der in kurzer Zeit mit bunten Tüchern, mit Schüsseln, Tellern und Bechern, mit Wein und Brot ausgerüstet worden war und zu dem ein sauber gekleideter Knabe schon die gebratnen Seefische auf silberner Platte herantrug. Dom Manuel nickte dem Eifrigen freundlich zu und lud Camoëns zum Sitzen ein. Ihr müßt matt vor Hunger sein! Bartolomeo soll erfahren, daß wir nicht so genügsam sind wie die spanischen Herren, die er gegen uns gerühmt hat, und wir wollen seine Hausfrau besser als durch Fasten ehren. Was gedenkt uns Frau Barbara auftragen zu lassen, Bartolomeo?

Diese Fische, Herr, eine Olla und die besten Kapaunen, die unser Hof zu liefern vermag, versetzte Otaz. Und nun erlaubt, daß ich einen Augenblick nach meinen andern Gästen sehe, wenn ich wiederkehre, werdet Ihr mir sagen können, ob der Wein, den ich aufgesetzt habe, der rechte ist. Die Herren am dritten Ehrentisch sind die Abgesandten seiner katholischen Majestät an unsern König!

Der Wirt ging die Stufen hinab, Barreto und Camoëns sahen, wie er die Runde im großen Raume machte. Die dunkelgekleideten beiden Spanier an einem der Nebentische, die eben ihr Mahl beendet hatten und mäßig den roten Wein von Vascon mit Wasser tranken, kümmerten sich um die neuen Ankömmlinge scheinbar nicht. Umsomehr Augen sahen diese aus dem untern Teile der Halle auf sich gerichtet. In dem ungewissen Lichte, das in dem Raume herrschte, unterschieden die Freunde erst nach und nach die einzelnen Gruppen, und Barreto erklärte seinem Gefährten, daß die Mehrzahl der Anwesenden aus Leuten bestehe, die dem Hofe nach Cintra gefolgt seien.

Dort sehe ich ein halb Dutzend Trabanten der Schloßwache, Fähndrich Miraflores an der Spitze. Der da drüben im roten Kleide ist Meister Joao Ribeiro, des Königs Hausmeister, und mit ihm der Kammerdiener und Geheimschreiber des Kardinal-Infanten Heinrich — beide in ihrer Art mächtige Herren. Neben der Fallthür zum Keller sitzen Schiffer und Steuerleute, Bartolomeos alte Kumpane, die sich allabendlich hier zusammenfinden. Die Fremden zunächst der Thüre nach dem Hofe kenne ich nicht — sie sehen aber dem Bettelgesindel aus Galicien und Leon, welches die frommen Väter von Espinosa ins Land und an den Hof schicken, verwünscht ähnlich. Die Burschen erweisen auch dem Mönch dort, der nur Wasser zu seinen gesottnen Fischen trinkt, verdächtige Ehrerbietung! Das Beste bleibt, die Augen auf Frau Barbaras Olla zu richten — eine so vortreffliche kann ich Euch selbst in Almocegema nicht verheißen.

Camoëns' Blicke waren denen Barretos gefolgt, der dies alles, ohne sein Mahl zu unterbrechen, leicht hingeworfen hatte. So hungrig er sich beim Niedersetzen gefühlt hatte, so wenig vermochte er jetzt das gute Beispiel nachzuahmen, das ihm der ältere Freund gab. Die Gesichter und Gestalten, welche vor ihm auftauchten, nahmen seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch, und die Erläuterungen

Barretos erweckten offenbar in seiner Seele keine heitern Vorstellungen. Besorgt musterte er vor allen die Fremden und den Barfüßermönch, nach denen auch Barreto schärfer als nach den übrigen hingesehen hatte. Camoëns handhabte jetzt eigentlich nur zum Schein die Gabel und hub endlich in gepreßtem Tone an: Meint Ihr nicht, daß Leute, wie die dort, für ein Stück Geld zu jedem Bubenstück, auch zur Aufgreifung und Auslieferung eines schutzlosen Weibes bereit wären?

Warum nicht? entgegnete Barreto. Aber ich sagte Euch schon, daß Ihr Euch für heute nicht um die Maurin beunruhigen sollt. Sie wird sicher genug bei der kleinen Joana sein, und wir dürfen im Augenblick nichts für sie thun. Wir sind neu hier angekommen, und ich mag nicht zählen, wie viele Augen unsre ersten Schritte überwachen. Morgen, wenn sie wissen oder zu wissen glauben, was wir hier wollen, findet sich eher eine Stunde, in der wir unbeachtet sind. Jetzt aber kränkt unsern braven Bartolomeo und sein Weib nicht durch Verschmähung ihrer guten Gaben und bedenkt, daß Leute hier sitzen, die es sogar zu Buch nehmen werden, wenn Ihr nicht eßt.

Wer Euch hörte, Manuel, der müßte wahrlich glauben, daß in ganz Portugal neben jedem Tische ein Späher und unter jedem Dache ein Verräter weile, sagte Camoëns lächelnd und versuchte zugleich der Aufforderung des Freundes nachzukommen. Ihr müßt schlimme Erfahrungen gemacht haben, seit wir uns nicht gesehen haben, und werdet meinen poetischen Träumen wenig Beifall schenken.

Doch, doch, mein Freund, soweit Eure Träume der ruhmreichen Vergangenheit zugewandt sind, antwortete der Edelmann immer in demselben ruhigen Tone, der genau darauf berechnet schien, nicht bis zu dem Tische zu dringen, an welchem die schweigsamen Spanier saßen. In meinem Hause fürchte ich weder Späher noch Verräter, dort laßt uns vom Schicksale des Vaterlandes reden. Heute und hier aber erzählt mir nur, wie es Euch auf der Heimfahrt ergangen ist, und wie Ihr Euch in Lissabon wieder eingewöhnt habt.

Meine Abenteuer endeten mit dem Aufenthalte bei Eurem Vetter, sagte Camoëns. Die heißen Tage in Sofala waren die letzten, aus denen ich Euch berichten könnte, daß ich etwas andres gethan, als die Verse meines Gedichtes zu feilen. Wollt Ihr von Gnu- und Gazellenjagden hören? Die afrikanische Sonne hatte mir Adern, Hirn und Herz so ausgetrocknet, daß ich aus einem Poeten zu einem Jäger ward, der in der einzigen Zerstreuung, die jene elende Küste bietet, das Elend seiner Lage zu vergessen trachtete. Die Rückfahrt aus Afrika nach Portugal war so ungewöhnlich glücklich, daß ich beinahe eine Verheißung in ihr gesehen hätte. Wir schifften wie Vasco da Gama und seine Helden auf dem Rücken stiller Fluten, von sanften Winden getrieben! Es ist die lichteste Erinnerung, die ich heimbrachte, sie soll mein Gedicht schließen, Freund Manuel. Von meiner Einrichtung in Lissabon wollt Ihr hören? Sie

ist meinem Geschick angemessen; wenn ich meine Handschrift ausnehme, könntet Ihr meine gesamte Habe für ein oder zwei Goldstücke auf jedem Trödelmarkte kaufen.

Das meinte ich natürlich nicht, Camoëns! Ich wüßte nur gern, ob Ihr in Lissabon einsam oder gesellig lebt, ob Ihr dort Freunde aus früherer Zeit oder aus Indien heimgekehrte gefunden habt, ob Ihr Euern Tag einigen oder allen Musen widmet, da Ihr selbst sagt, daß Euer großes Werk vollendet sei.

Bis zum Ende geführt, beendet, wenn Ihr so wollt, versetzte der Dichter, der jetzt begriff, daß sein Freund ein Gespräch führen wollte, das von jedermann gehört werden konnte. Vollenden? Wer möchte sich rühmen, ein Vorhaben, das unendlich ist und seiner Natur nach die Kräfte eines Sterblichen übersteigt, zur Vollendung geführt zu haben? Aber heiße Sehnsucht nach Vollendung habe ich getragen, trage sie noch, und ganz vergebens — deß bin ich sicher! — habe ich nicht gearbeitet. Viel vermag ich nicht mehr zu bessern — in allem Menschenwerke giebt es einen Punkt, wo der Mensch sich bescheiden muß, daß allein die Gottheit vollkommen sei. Was ich noch thue, ist für die Augen der Welt beinahe wie nichts, selbst Ihr, Manuel, dem die Kunst nicht fremd ist, würdet erstaunen, wie viele Tage vergehen, ehe es mir gelingt, einen Zug meines Gedichtes deutlicher, einen Vers volltönender zu machen. Eben darum fühle ich, daß es Zeit ist, abzuschließen. Die Lusiaden gehören schon nicht mehr mir, sondern dem Könige und dem portugiesischen Volke.

Barreto nickte teilnehmend und zustimmend, er hatte wahrgenommen, daß die Sorge um das Schicksal seines Gedichtes Camoëns auch jetzt die blassen Wangen rötete. Ihr habt Recht, mein Freund, sagte er kurz, und weil es so ist, darf die Veröffentlichung nicht allzulange mehr verschoben werden. Ich versprach Euch, Eure Sache bei dem Könige zu führen, und bin überzeugt, daß ich nie in bessrer vor unserm jungen Herrn das Wort genommen habe. Eure Handschrift wird uns hoffentlich nach meinem Hause begleiten, denn mich verlangt, alles zu vernehmen, was Ihr in den Jahren seit unsrer Trennung in Goa gedichtet habt.

Er hatte absichtlich die Stimme lauter erhoben und seinen nächsten Zweck damit erreicht. Die Spanier am dritten Tische, welche seit Camoëns' Auseinandersetzungen kein Wort mehr verloren hatten, lächelten einander geringschätzig zu. Es dünkte ihnen offenbar nicht der Mühe wert, sich weiter um Senhor Manuel und seinen einäugigen Begleiter zu kümmern. Einige Minuten später erhoben sie sich mit höflichem, aber kurzem Gruße von ihren Sitzen und verließen die Halle. Und da eben jetzt Bartolomeo Otaz eigenhändig seinen ehemaligen Kriegsgefährten die Kapaunen am Spieße auftrug, erachtete Barreto den Augenblick zu einem harmlosen Geplauder mit dem Alten für gekommen und fragte:

Nun Bartolomeo, was hört Ihr Neues in Cintra und vom Hofe, den Ihr ja schon seit Monaten bei Euch habt? Der König — Gott schütze ihn! — ist

wohl auf, aber mehr weiß ich nicht, und erführe gern von dir so viel, daß sie mir im Schlosse nicht auf tausend Schritte den Bauer von Almocegema anmerken.

Ihr scherzt, Herr! versetzte der Wirt, indem er Camoëns ein Stück des Geflügels vorlegte. Was wir hier erfahren, ist nicht viel mehr, als was das ganze Land weiß. Doch sind wir seit ein paar Wochen alle fröhlich, weil es heißt, daß der König seinen Sinn geändert habe und an Vermählung denke. Herr, wenn das wahr würde, ich wäre imstande, mir zum Freudenfeuer mein eignes Dach über dem Kopfe anzuzünden!

Du bleibst immer der hitzige, heißblütige Wilde! schalt der Ritter, lächelte aber Bartolomeo wohlwollend zu. Wenn deine Kunde probehaltig befunden würde, wäre sie freilich die beste, die je ein portugiesisches Herz erfreut hätte. Laßt uns einen Becher darauf leeren, Dom Luis, daß Bartolomeo als Prophet erkannt werde.

Man sagt, daß es diesmal dem Könige Ernst sei, fuhr Otaz flüsternd fort. Die vom Schlosse wollen selbst schon wissen, daß die jüngste Gesandtschaft des Königs von Spanien wegen dieser erlauchten Vermählung in Cintra weile.

Der heilige Jakob von Compostella helfe ihnen dann unverrichteter Sache heim, fiel Barreto dem Erzähler ins Wort. Wenn die Spanier die Braut aussuchen wollen, so ists um des Königs Glück und Portugals Hoffnungen geschehen. Das weißt du so gut, Bartolomeo, wie ich, und darum hoffe ich, des Königs Räte werden es besser als wir beide wissen. Vor der Hand ist die Hauptsache, daß unser junger Herr einen Entschluß gefaßt hat. Was weißt du davon, Mann — welches Wunder soll seinen Sinn gewandelt haben?

Ich kann Euch wenig berichten, Senhor Manuel, entgegnete Otaz, der noch immer am Tische seiner Gäste stehen blieb und nur dann und wann José einen Wink gab. Man erzählt sich, daß der König, welcher früher den Damen und aller Fröhlichkeit abhold war, jetzt heitere Gesellschaft liebe, und daß der Hof, der doch wahrlich einem Kloster glich, seit ein paar Wochen wie verwandelt sei. Die Leute, die das Huhn im Ei wachsen hören — Miraflores da unten ist einer von ihnen —, versichern, daß nur die schönen Augen der jungen Doña Catarina, der Tochter des Grafen Palmeirim, diese Wandlung bewirkt hätten.

Schere dich zum Keller hinab mit deinen Neuigkeiten! rief der Edelmann, der bis hierher behaglich gelauscht hatte. Bring einen frischen Schlauch auf Deck, Alter, und die Thorheiten, welche dir das Hofgeschmeiß zuträgt, laß unten im Raum. Will uns der Narr glauben machen, König Sebastian, der bisher keine Frau angesehen hat, sei urplötzlich ein Amoroso geworden, welcher vor jedem Strahl aus schönen Augen dahinschmilzt. Eile dich, eile dich, Bartolomeo, deine Neuigkeiten wecken uns Durst!

Herr Manuel trieb den Wirt so eifrig an, daß dieser, wenn auch mit gekränkter Miene, durch die Fallthür verschwand, die zwischen den erhöhten Sitzen

und der Küche des Hauses zum Keller hinabführte. Er hatte nicht bemerkt, daß die plötzliche Veränderung in Barretos Gesicht und Stimme durch Camoëns veranlaßt war. Die Nennung des Grafen Palmeirim und seiner Tochter hatte den Dichter offenbar in besondrer Weise erschüttert. Er blickte wie von einem Zauberspruche gebannt dem hinwegeilenden Otaz nach und wandte nur zögernd, wie widerwillig, sein Gesicht dem Freunde zu.

Ihr bleibt doch immer, der Ihr waret! sagte Manuel in dem freundschaftlichen Tone eines leisen Vorwurfes. Euer Gesicht ist immer der Verräter Eurer Seele, so war es in Goa vor dem Vizekönige, so ist es hier vor unserm alten Steuermanne. Was kümmert Euch Graf Palmeirims Tochter, die erst während der langen Jahre Eurer Anwesenheit geboren und herangewachsen ist? Warum ergreift Euch der Name eines Mannes, den Ihr mir nie unter Euern Freunden in der Heimat genannt habt?

Er ist freilich mein Freund nicht gewesen, denn ich habe ihn meines Erinnerns niemals erblickt, entgegnete Camoëns, indem er über den Tadel in Barretos Ansprache leicht hinwegging. Meinen Feind darf ich ihn ebenso wenig nennen, ich fürchte, daß er kaum meinen Namen gehört hat. Wenn mich sein Name dennoch so mächtig ergreift, daß ich mich vergaß, so erratet Ihr, daß ich guten Grund dazu habe. Habt Ihr niemals von andern vernommen, was mich aus Portugal hinwegtrieb? Daß ich selbst über das Leid meines Lebens schwieg und mich nur der Muse vertraute, werdet Ihr nicht tadeln — es ziemt sich, alles Unabwendbare schweigend zu tragen. Doch hatte ich gemeint, es wäre Euch, der viel früher in die Heimat zurückgekehrt ist als ich, ein Laut vom Leide meiner Jugend ins Ohr geklungen. Soviel ich von den Menschen erfahren habe, pflegen sie ihren Haß länger zu hegen als ihre Neigung, und so dachte ich, daß Euch einer oder der andre meiner alten Gegner erzählt hätte, warum ich vor Zeiten vom Hofe König Joaos verbannt wurde!

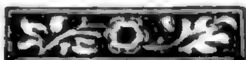
Ich erfuhr, daß Ihr in jungen Jahren durch einen Liebeshandel Anstoß gegeben hättet, sagte Barreto. Mehr wollte ich nicht hören, ich habe mirs zum Grundsatze gemacht, von den Schicksalen und namentlich von den Irrtümern meiner Freunde nur das zu erfahren, was sie selbst enthüllen.

Hättet Ihr den Namen meiner Geliebten gehört, sagte Camoëns, sein Gesicht dem Freunde ruhig zuwendend, so würdet Ihr zu gleicher Zeit gewußt haben, daß Luis Camoëns sich der süßesten und heiligsten Empfindung seines Lebens keinen Augenblick zu schämen hatte, und weshalb es mich tief erschütterte, als unser Wirt gleichgiltig jenen stolzen Namen aussprach, mit dem die Geliebte, hartem Zwange nachgebend, vor zwanzig Jahren den ihren vertauschte!

So habt Ihr Catarina de Atayde, welche die Gemahlin des Grafen von Palmeirim war, geliebt! versetzte Manuel Barreto und verbarg sein Erstaunen nicht. Er wollte mehr sagen, aber in diesem Augenblicke trat der Wirt, der den so eilig begehrten Wein vom Keller heraufbrachte, wieder an den Tisch der

beiden Freunde und unterbrach die weitere Rede seines Gastes. Bartolomeo Otaz mochte sogleich in den Zügen Senhor Manuels lesen, daß für jetzt an eine Fortsetzung des Geplauders nicht zu denken sei. Und da sich eine Anzahl seiner Gäste im untern Raume von den Tischen erhob, so ergriff er den Vorwand, mit einem entschuldigenden Worte: Ihr verzeiht, Herr, ich muß den Burschen da unten gute Nacht bieten! die ernst vor sich hinblickenden Männer wieder zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Die Hugenotten und das Edikt von Nantes. Mit urkundlichen Beigaben. Zum Gedächtnis an das Potsdamer Edikt des Großen Kurfürsten vom 29. Oktober/8. November 1685. Von F. Sander. Breslau, Wilh. Gottl. Korn, 1885.

Dieses Buch gehört zu den Schriften, welche die zweihundertste Wiederkehr des Tages, an welchem das Edikt von Nantes erlassen wurde, hervorgerufen hat. Es zerfällt in einen geschichtlichen Teil und in eine Urkundensammlung. Die letztere giebt die wichtigsten Urkunden der hugenottischen Geschichte, namentlich die Bekenntnisschriften von 1559 und das Edikt von Nantes samt allen seinen Anhängseln unverkürzt in guter deutscher Uebersetzung wieder, die am Schluß beigefügte Denkschrift des Ministers von Breteuil aus dem Jahre 1786 gewährt trotz ihrer Rücksicht auf Ludwig XIV. einen Blick in den traurigen Zustand der protestantischen Kirche, ja in einen Zustand vollständiger Rechtsverwirrung, in welchen ihre Anhänger seit 1695 geraten waren. Der Verfasser, durch die Herausgabe des Tagebuches des Hugenotten Jean Migault mit dieser Periode der französischen Kirchengeschichte vertraut, gründet seine Hoffnung, daß das vorliegende Buch seinen Zweck nicht völlig verfehlen werde, namentlich auf diese urkundlichen Beilagen; aber auch der geschichtliche Teil führt, ohne auf selbständige Forschungen Anspruch zu erheben, den Zusammenhang der Begebenheiten von den ersten lutherischen Regungen in Frankreich an bis zum Jahre 1695 so übersichtlich und ansprechend vor, daß er Lesern, welche sich nicht an größere, eingehendere Arbeiten heranwagen wollen, zur schnellen Orientirung wohl empfohlen werden kann.

Generalfeldmarschall Graf Moltke 1800—1885. Von Wilhelm Müller, Prof. in Tübingen. Volksausgabe. Stuttgart, Karl Krabbe, 1885.

Der Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart“ bietet hier eine für die weitesten Kreise bestimmte Ausgabe seiner Lebensbeschreibung Moltkes. Sein Buch, welchem die bekannten Quellen, die Briefe, Bücher und Reichstagsreden Moltkes, die Generalstabswerke sowie die besten Einzelschriften über die letzten Kriege zu Grunde liegen, faßt den äußern Lebensgang des Marschalls in ansprechender Weise zusammen. Enthüllungen darüber, wie sich sein Einfluß in den Jahren 1866 und 1870 geltend gemacht hat und worin sein Anteil an den Erfolgen besteht, sind natürlich nicht darin zu erwarten. Wenn die Darstellung an Wärme und hinreißender Begeisterung der Schrift desselben Verfassers über den Reichskanzler nachsteht, so wird die Hauptschuld dem sprödern Material zuzuschreiben

sein. Das Buch ist für den geringen Preis recht hübsch ausgestattet und verdient eine freundliche Aufnahme.

Gedichte von Joseph Winter. Stuttgart, Bonz, 1885.

Vor zwanzig Jahren machte Emil Kuh der österreichischen und vornehmlich der Wiener Kunstpoesie den Mangel an autochthonem Charakter zum Vorwurf; in der rhetorischen und abstrakt kosmopolitischen Lyrik jener Epoche vermißte er den schönsten Reiz: das Lokalkolorit, den Erdgeruch der heimatlichen Scholle. Seitdem haben sich die Zeiten sehr geändert; wie überall in der Literatur, ist man auch in Wien zur Pflege und Fortbildung des volkstümlichen Geistes zurückgekehrt, und selbst Ferdinands Raimunds Dialektdichtungen sind des geweihten Bodens des Burgtheaters würdig gefunden worden. Auch die Gedichte Joseph Winters, eines Wiener Studenten der Medizin, gehören dieser neuen Zeit an und dies ist das Schönste an ihnen; am wärmsten und beredtesten ist dieser junge und begabte Lyriker dann, wenn er die Heimat Wien, ihre Mädchen, ihren Wein, ihren Frohsinn und ihre Lieder feiert. Hübsch sagt er in der Elegie „Abend im Prater":

... Wo in den dunkelnden Abend hinaus
Wiegend erklang ein Walzer von Strauß.
Sinnend lag ich im duftigen Gras,
Garnicht übel gefiel mir das.
Fühlte mich so fröhlich und frank —
Wahrlich, dem Schicksal wußt' ich's Dank,
Daß es an dieser Stätte traut
Mir das Haus der Kindheit erbaut,
Breit mir die Bühne der Welt entfaltet,
Lebensfreudig den Sinn mir gestaltet;
Daß es im Wechsel von Welken und Sprießen
Mich gelehrt des Tags zu genießen,
Mich des Schätzleins, der trauten Getreun
Und des klingenden Liedes zu freun.

In einem andern Gedichte („Himmel und Erde") gelingt es ihm, ein originelles und treffendes Bild der Wienerin in heiterer Weise zu geben: auf den Flügeln der Poesie führt er sie durch alle Herrlichkeiten des Himmels; die kleine Wienerin greift keck nach allen schönen Dingen, wird des Schauens nimmer satt und verlangt sie gleich zu eigen; doch als der ermattete Dichter sich nach geplündertem Himmel erdwärts niedersenkt und süßeste Belohnung erwartet, steigt die Schöne gelassen in die Wohnung, als wäre nichts geschehen. Sehr hübsch sind auch die zwei Gedichte, welche mit wehmütigem Humor den Konflikt zwischen Poesie und Medizin im Dichter darstellen. Ueberhaupt sind ihm die heitern Töne, in denen die Jugend zu ihrem Rechte kommt, besser gelungen, als die Lieder auf seine untreuen Geliebten mit ihrem konventionellen Weltschmerz. Winter beherrscht die mannichfaltigsten Formen in sicherer Weise; nur will uns seine Neigung zur Allegorie und sein zeitweiliges Spielen mit mystischen Wendungen nicht gefallen; manche Gedichte sind deshalb auch ganz unklar geworden. Gewiß ist der Autor ein künstlerischer Mensch, dies bezeugt schon die Wahl seiner guten Vorbilder, die zuweilen durchklingen: Eichendorff, Uhland, die Minnepoesie („es neigen höfisch sich die Blumen" ist wohl allzu archaistisch), aber seinen eignen Ton hat er noch nicht gefunden und es liegt ihm zunächst ob, sich ganz zu dem auszubilden, was er selbst ist, und jede Abhängigkeit von „berühmten Mustern" vergessen zu machen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Basta am Balkan.

ie Großmächte, deren Interesse zunächst verlangt, daß in den Balkanländern endlich wieder Ruhe einkehre, haben sich in diesen Tagen zu einer Maßregel entschlossen, die nicht verfehlen wird, das Ende der dortigen Wirren und Gefahren zu beschleunigen. Auf Anregung Rußlands haben sie nicht allein der bulgarischen und der serbischen Regierung, sondern auch der griechischen eine Kollektivnote überreichen lassen, in welcher sie zur Abrüstung ermahnen. Übersetzt man die Mahnung oder Empfehlung aus der Diplomatensprache, so ist sie ein Befehl, ein Gebot, ein Basta endlich! ihr kleinen Störenfriede mit eurer Großmannssucht, und die Kleinen werden nicht umhin können, zu gehorchen, den Säbel in die Scheide zu stecken und ihr Pulver fernerhin unverschossen zu lassen. Zu gleicher Zeit verlautet in diplomatischen Kreisen, daß der Sultan die Vorschläge wegen Ernennung des Fürsten Alexander zum Generalgouverneur von Ostrumelien angenommen habe, und daß das künftige Verhältnis der beiden Teile des bulgarischen Landes folgendermaßen gestaltet werden solle: Fürst Alexander wird, zunächst auf fünf Jahre, zugleich Generalgouverneur der türkischen Provinz Ostrumelien, das Statut (die Verfassung) der Provinz wird in der Weise abgeändert, daß die Volksvertretung derselben zwar von der Bulgariens getrennt bleibt, beide aber gewisse Angelegenheiten durch eine gemeinsame Delegation beraten, daß die untern Offiziersgrade bis zum Hauptmann hinauf immer nur für den einen Teil, die obern dagegen für beide Geltung haben, Generale aber, die in Ostrumelien Garnisonen befehligen, in ihrem Range die Bestätigung des Sultans bedürfen. Endlich soll Bulgarien der Pforte zur Regelung des rückständigen Tributs im ganzen 300 000 türkische Pfund zahlen. Binnen kurzer Zeit wird zur Beratung dieses Übereinkommens eine neue Konferenz der Ver-

treter der Großmächte zusammentreten. Rußland wird diese lockere und so ziemlich in den Rahmen der Bestimmungen von 1878 passende Vereinigung der beiden von Bulgaren bewohnten Gebiete nicht beanstanden, ihr aber auch nicht förmlich zustimmen, sondern sie vorläufig ignoriren; denn der Kaiser Alexander ist mit dem Fürsten von Bulgarien noch keineswegs ausgesöhnt. Er glaubte schon seit Jahren, dem Battenberger kein Vertrauen schenken zu dürfen, er weiß, daß dieser ein Schützling und Werkzeug der englischen Politik ist, welche den Aufstand in Philippopel anstiftete, und betrachtet ihn auch für die Zukunft als unzuverlässig. Alle Versuche, sein Mißtrauen zu beschwichtigen, sind mißlungen. Der Brief, welchen der Fürst durch General Kaulbars dem Zaren übersandt haben und in welchem er eine Versöhnung versucht haben soll, ist Erfindung und würde, wenn er existirte, so wenig seinen Zweck erfüllt haben, als der Tagesbefehl, in welchem der Fürst die Verdienste der russischen Offiziere um die Armee der Bulgaren anerkannte. Man kann in Wien nicht gut unterrichtet gewesen sein, als man hier meinte, der ostrumelische Aufstand sei von russischer Seite veranlaßt, und als man auf Grund dieser Vermutung thatsächlich sagte: Lässest du deinen Bulgaren los, so lasse ich meinen Serben gegen ihn marschiren. Der Battenberger war nichts weniger als eine Schachfigur des Herrn von Giers, und er ist, weil er eine solche in den Händen Salisburys ist, das Haupthindernis, wenn die Lage der Dinge auf der Balkanhalbinsel noch nicht befriedigend geordnet ist und, wie es scheint, auch nicht sobald endgiltig geordnet werden kann. Kommt eine Vereinigung zwischen der Pforte und den Bulgaren, wie sie oben skizzirt wurde, wirklich zu stande, so wird sich Rußland stillschweigend vorbehalten, sobald die bulgarische Politik eine Wendung nimmt, die den russischen Interessen zuwiderläuft, augenblicklich auf seinen Einspruch gegen jede Abänderung des status quo ante zurückkommen, und so wird das Damoklesschwert einer russischen Intervention so lange über Bulgarien hängen bleiben, als dort mit dem Weiterregieren des Battenbergers die Möglichkeit einer solchen Wendung besteht, oder als dieser den Argwohn des Zaren nicht besser zu entkräften und in Vertrauen zu verwandeln weiß, als bisher.

Die Kollektivnote, welche den Regierungen Serbiens, Bulgariens und Griechenlands die Demobilisirung ihrer Armeen empfiehlt, sollte ursprünglich nur in Belgrad und Sofia überreicht werden und lag schon um die Mitte des Dezembers v. J. in der Absicht des Kabinets, welches die Anregung zu diesem Schritte gab. Später wurde die Maßregel auf den Vorschlag Österreich-Ungarns und Deutschlands auch auf das Kabinet von Athen ausgedehnt. Von Bulgarien ist zu erwarten, daß es sich dem Verlangen der Mächte ohne Verzug fügen werde, um einen neuen Anspruch auf deren wohlwollende Berücksichtigung zu erwerben. (Neuern Nachrichten zufolge hat es mit der Abrüstung bereits in großem Maßstabe begonnen.) In Serbien wird man ungern an die Sache gehen, obwohl es mit der Abrüstung keine Gefahr hätte, da die Regierung des

Königs Milan in der Lage ist, sehr rasch die Rüstung wieder anzulegen. Sie kann, dank den ihr zur Verfügung stehenden Eisenbahnen und dank den militärischen Einrichtungen des Landes, die sich bei der letzten Mobilisirung des Heeres, soweit es sich um diese allein handelte, bewährten, ihre Streitkräfte in wenig Wochen wieder auf Kriegsfuß bringen. Anders verhält es sich mit Griechenland. Hier giebt es Eisenbahnen nur in der Ausdehnung weniger Meilen, und obwohl die Regierung fast unmittelbar nach Eintreffen der Nachricht von der Revolution in Ostrumelien mit Rüstungen vorging, kann die Mobilisirung der hellenischen Wehrkraft noch heute nicht als vollendet angesehen werden. Weder das Kommissariat noch der Sanitätsdienst ist soweit auf die Beine gestellt, daß das eine wie das andre zu einem Feldzuge genügte, und die Zahl der Kombattanten muß mindestens um zwanzig Prozent vermehrt werden, wenn die gesamte Armee unter den Fahnen stehen soll. Die griechische Militärorganisation ist eine neue Schöpfung, die von einer französischen Mission entworfen wurde, hat sich also noch zu bewähren.

In Serbien hat man in der Person Mijatowitschs, des bisherigen Gesandten in London, einen Bevollmächtigten für Verhandlungen über einen Frieden mit den Bulgaren ernannt, die in Bukarest stattfinden sollen. Daneben aber macht man — oder machen gewisse Kreise, die sich in gewissen Zeitungen als Repräsentanten der Volksstimmung darstellen lassen, ein sehr kriegerisches Gesicht und erheben Forderungen, die weit über das hinausgehen, was auf Erfüllung Aussicht hat. Nach Berichten aus Belgrad hätte die dortige Regierung über die Bedingungen, unter denen sie mit Bulgarien Frieden schließen will, wiederholt Beratungen gepflogen und bereits endgiltige Beschlüsse gefaßt, wie wenn das nur von ihr und etwa noch von der Direktion der Wiener Länderbank abhinge, mit deren Geld und Einfluß die Serben bisher Krieg geführt haben. Diese Beschlüsse oder diese Wünsche gehen, wenn sie wirklich, wie berichtet wird, existiren, sehr weit, aber wohl nur nach dem diplomatischen Grundsatz: man muß mehr fordern, als erfüllbar ist, um soviel zu erlangen, wie man braucht. Man schlage vor, dann kann man sich abhandeln lassen. Jene Wünsche treten auf, als ob seit dem Einmarsche der Serben in Bulgarien garnichts vorgefallen wäre. Man verlangt im wesentlichen, was man bei der Kriegserklärung und kurz vor ihr fordern zu dürfen glaubte: vollständige Zurückführung der bulgarischen Verhältnisse auf den Stand vor den Ereignissen in Philippopel, Aufhebung der Union in jeder Gestalt, oder, wenn Europa eine solche gestatten wolle, Entschädigung des dadurch benachteiligten und herabgedrückten Serbiens. Die serbischen Staatsmänner argumentiren, um diese Forderungen zu rechtfertigen, wie folgt: Unser Staat tritt in die beabsichtigten Friedensverhandlungen mit der Regierung des Fürsten Alexander mit dem Bewußtsein ein, daß unser Heer in keinem einzigen Treffen geschlagen worden ist, und daß er nach wie vor Aufrechterhaltung des Gleichgewichts auf der Balkanhalbinsel verlangen kann

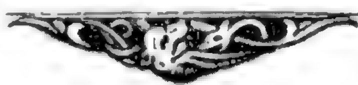
und muß, da an einen dauernden Frieden nicht zu denken ist, wenn die Bestimmungen des Berliner Vertrages nicht streng und ausnahmslos gewahrt werden und Bulgarien nicht genötigt wird, Bürgschaft materieller Art zu geben, daß es sie achten werde. Wird mit Zustimmung der Pforte und Gutheißung der Großmächte ein vergrößertes Bulgarien geschaffen, so kann Serbien dies unmöglich zulassen (wirklich nicht, das kleine Ländchen? wenn es nun müßte?), wofern ihm nicht eine entsprechende Erweiterung seines Gebietes gewährt wird. Sollte Europa in der That es für zulässig halten, daß Bulgarien und Ostrumelien vereinigt werden, so müßte Serbien mit Widdin und dem Kreise von Trn schadlos gehalten werden, und zwar wäre auf die Abtretung des letztern noch mehr Gewicht als auf die des erstern zu legen, weil Bulgarien sonst jeden Augenblick imstande sein würde, nach Macedonien hinüber zu greifen, und es ganz undenkbar erscheint, daß ihm diese Möglichkeit nicht abgeschnitten werden sollte. Antwortet man darauf, mit dieser Abtretung würde die serbische Grenze ganz nahe nach Sofia hin verlegt werden, so erwiedern die Serben und ihre Freunde: allerdings, aber nach einer Union Bulgariens mit Ostrumelien würde Sofia nicht mehr die Hauptstadt sein können, vielmehr würde der Mittelpunkt der vereinigten Bulgarenländer Philippopel werden müssen.

Von diesen Behauptungen ist einiges begründet, andres scheint nur so, wieder andres hat nicht einmal den Schein der Wahrheit für sich. Die Serben haben in dem kurzen Feldzuge keine eigentliche Niederlage erlitten, keine Geschütze und keine Fahnen verloren und ungefähr noch einmal so viel Gefangne gemacht als ihre Gegner. Aber ihr Unternehmen endigte doch mit einem Rückzuge, auf dem ihnen die Bulgaren bis auf serbisches Gebiet folgten, und wenn sie behaupten, daß, wenn Österreich sich nicht dazwischengestellt hätte, General Leschjanin jetzt in Widdin wäre, so können ihnen die Bulgaren erwiedern: hätte Österreich uns nicht durch Khevenhüller Halt geboten, so stünden wir wahrscheinlich heute in Belgrad. Wenn Serbien für jede Union der Bulgaren, auch für eine solche, welche dem Berliner Frieden in der Hauptsache entspricht, Entschädigung mit Gebiet beansprucht und für den Fall einer Verweigerung mit Erneuerung des Krieges droht, so sollte es wissen, daß es damit nicht bloß den Bulgaren, sondern zugleich den Großmächten droht, und daß dies einer kleinen Macht übel zu Gesichte steht und übel bekommen kann. Weigert es sich, abzurüsten, rüstet es sogar, wie gemeldet wird, weiter, so wird es damit niemand imponiren und nichts erreichen als eine noch stärkere Demütigung und eine gänzliche Erschöpfung seiner ohnehin dürftigen Finanzen. Serbiens Mißgeschick ging aus zu großem Selbstvertrauen gegenüber den Feinden im Nachbarlande und aus zu geringer Beachtung der Wünsche seiner Freunde hervor, welche auf Frieden gerichtet waren. Der rechte Weg ist jetzt, daß man sich diesen Wünschen ohne Vorbehalt und Hintergedanken fügt und nicht an Rache, sondern an Heilung der Wunden denkt, die der unvorsichtig begonnene Krieg

dem Lande geschlagen hat. Vor allem muß der Hader der Parteien verstummen, der die Entwicklung des Volkes so oft gehemmt und zum Rückgange gebracht hat. Man will den König für die Niederlage verantwortlich machen. Gerechter wäre es, sich selbst anzuklagen, da Milan nur dem Drängen der nationalen Selbstüberhebung nachgab, als er seine Kriegserklärung erließ. Unter dem Jubel der nicht bloß sehr lauten, sondern auch starken Kriegspartei unterschrieb er den Befehl zur Mobilisirung der Armee. Vorzüglich durch Volkskundgebungen aller Art wurde er genötigt, durch den Dragomanpaß in das Nachbarland einzurücken. Nicht so sehr die Kabinetspolitik des Königs als das, was man als Nationalpolitik pries und empfahl, führte die serbischen Truppen auf die Schlachtfelder von Slivnitza und Pirot. Was den Serben jetzt not thut, ist nicht neue Rüstung zur Auswetzung der Scharten, welche der Krieg ihrem Ehrenschilde beigebracht hat, sondern Abkühlung, hellerer Blick und Selbsterkenntnis. Die ohnehin nicht starke Regierungsgewalt muß vor weiterer Schwächung und Erschütterung bewahrt werden. Die Gefahren, welche Serbien bedrohen, liegen viel weniger in einem Großbulgarien, das mit der Zeit aus der Union hervorgehen könnte, als in dem Mißbrauche der eignen, zu liberalen Verfassung. Mehr Beschränkung, mehr Bescheidenheit, mehr politische Disziplin werden Serbien im Innern heben und stärken und es zugleich mehr zur Erfüllung seiner Pflichten nach außen befähigen. Europa hat den Serben soeben erst einen sehr deutlichen Beweis von Wohlwollen und hilfreicher Gesinnung gegeben, und es wird diese Gesinnung sicher auch bei einem endgiltigen Friedensschlusse bethätigen, wenn Serbien seine Ansprüche mäßigt. Die Serben sollten sich endlich klar darüber geworden sein, wie sehr sie und alle die kleinen Balkanvölker von der Gunst der Mächte abhängen, und daß sie, wenn diese unter sich einig sind, nicht das mindeste gegen deren Willen vermögen. Sind die Mächte entschlossen, alle Spekulationen auf die oder jene Meinungs- und Interessenverschiedenheit abzuschneiden, achten sie den europäischen Frieden als ihr höchstes Interesse, wie dies jetzt der Fall ist, so ist jede positive Entscheidung einzig und allein in ihren Händen; denn dann spricht nicht Rußland, Österreich oder England in dem betreffenden Falle sein Gebot oder sein Urteil, sondern es ist die Stimme Europas, die sich vernehmen läßt. Dies ist jetzt eingetreten. Europa stand den Ereignissen in Bulgarien eine Zeit lang geteilt gegenüber, jetzt ist dies vermittelt und ausgeglichen. Nicht nur ist man einmütig entschlossen, dem serbisch-bulgarischen Streite rasch und gründlich ein Ende zu machen, sondern es ist auch über die Einzelheiten der Intervention zur Herbeiführung und Formulirung des Friedens ein befriedigendes Einvernehmen hergestellt. Werden die Verhandlungen über die bulgarische Unionsfrage in demselben Geiste aufrichtigen Entgegenkommens geführt, so kann ein alle Teile zufriedenstellendes Arrangement nicht ausbleiben. Was Griechenland angeht, so hat dessen Premier Delyannis in seinem letzten Rundschreiben behauptet, die neuesten Ereignisse auf

der Balkanhalbinsel hätten „höchst wichtige Rassen- und Gleichgewichtsfragen“ aufs Tapet gebracht und auch jenseits der Grenzen des Staates, in welchem sie sich begeben, ernsten Einfluß geübt. Die hellenische Regierung würde den Verdacht erwecken, daß sie nicht aufrichtig die Erhaltung des Friedens wünsche, wenn sie den Mächten nicht „offen und ohne Rückhalt“ die Lage an den Grenzen, besonders im Norden, darstellte, welche „voll von Gefahren“ sei. Der Berliner Kongreß habe dieser Lage einige Aufmerksamkeit geschenkt, und da aller Grund vorliege, zu vermuten, daß die Mächte sehr bald die Regelung der Angelegenheiten in den Balkanländern in die Hand nehmen würden, so hoffe man in Griechenland, daß „sie im Interesse eines dauerhaften Friedens sich nicht darauf beschränken würden, eine offne Wunde zu schließen, sondern darauf Bedacht nehmen würden, verborgne Wunden zu heilen, die sich gleichfalls zu öffnen drohten.“ So würden die Schwierigkeiten erleichtert werden, welche die griechische Regierung hindern könnten, an dem Werke der Pazifikation mitzuarbeiten, mit dem sich die Mächte beschäftigten. Das Zirkular schließt mit den Worten: „Die Mächte wissen, wie sehr die Frage wegen unsrer Nordgrenzen die Lebensinteressen unsers Königreiches berührt, und wie eng sie mit den politischen Interessen verknüpft ist, die neulich durch die Ereignisse in den Vordergrund gerückt worden sind, deren Schauplatz die Balkanhalbinsel war. Gerade die Dankbarkeit, mit welcher die bisher von den Großmächten kundgegebne Fürsorge für Griechenland unsre Herzen erfüllt hat, verpflichtet uns, ihnen die Lage in ihrem wahren Lichte darzustellen.“ Das sind schöne Redensarten, hinter denen sich der unschöne Wunsch versteckt: wir möchten ein Stück Land jenseits unsrer Nordgrenze haben, und die Gelegenheit scheint günstig. Sprecht ihr uns dieses türkische Besitztum nicht zu, so nehmen wirs uns. Die Griechen sind feine Köpfe, und so sollten sie wissen, daß man die europäischen Kabinette mit so durchsichtigen Phrasen nicht täuscht. Sie sind ferner vorwiegend Geschäftsleute, und so sollten sie bemerkt haben, daß eine derartige Politik zum Bankerotte führen muß. Es ist Thorheit, Kredit auf eine zukünftige Erbschaft hin zu suchen, die vielleicht niemals ausgezahlt wird. In Macedonien stehen jetzt 150000 Mann Türken bereit, diese sogenannte Erbschaft gegen die Habgier und Großmannssucht der Griechen zu verteidigen, und obwohl Europa den letztern wiederholt viel Wohlwollen erwiesen hat, hat das Wohlwollen, wie alle guten Dinge, seine ganz bestimmten Grenzen. Es sieht sehr darnach aus, als ob Griechenland, wenn es auf seinem Verlangen bestünde, nichts gewinnen, sondern Strafe zu zahlen haben würde. Wir leben in einer unvollkommnen Welt, und die Politik ist bisweilen unmoralisch. Aber trotzdem klingt es unverschämt, wenn jemand hier von Rechten auf Land redet, das andrer Leute Eigentum ist. Ist der, der so spricht, der stärkere, so kann er sich das, was er begehrt, kraft des Faustrechts nehmen, das vielen Rechten und Ansprüchen in dieser besten aller möglichen Welten zu Grunde liegt. Wenn er

dagegen der schwächere ist, so muß er verzichten und sich zufriedengeben können; sonst giebts Schaden, und wer den hat, der hat für den Spott nicht zu sorgen. Das sollten die Griechen sich selbst gesagt haben, aber wer hoch hinaus will, sieht oft nicht, was unten, auf realem Boden, unmittelbar vor seinen Fußspitzen steht und liegt. Es ist noch nicht lange her, daß Europa den Griechen eine stattliche Provinz aus dem Verbande des türkischen Reiches schnitt, und man darf es nicht wohl anders als dreiste Habgier nennen, wenn sie jetzt schon, nach Verlauf weniger Jahre, in die Höhe fahren und mehr fordern. Wir können zugeben, daß die Versuchung, die in der bulgarischen Revolution lag, ziemlich groß war, wir können auch die Beängstigung begreifen, welche infolge davon in die Kreise fuhr, in denen die „Megalomanie" der Nachkommen des Themistokles grassirt. Aber bis jetzt hat die bulgarische Union den Griechen noch keinerlei Nachteil als den gebracht, den sie durch ihre Rüstungen ihrer Kasse selbst zugefügt haben. Ein Staat muß natürlich bereit sein, sein Gebiet zu verteidigen, aber er sollte auch zu einer Entschädigung berechtigt sein, wenn ein Nachbar ihn stört und zu Ausgaben nötigt. Das gilt aber hier nur von der Pforte, der bedrohten Macht. Die Griechen haben bisher ihre schönen Anlagen nicht dazu benutzt, das Land, welches sie sich durch Tapferkeit, Beharrlichkeit, aber auch und ganz vorzüglich durch unablässiges Betteln, wenn sich Gelegenheit fand, erworben haben, vorteilhaft zu besäen. Wäre es nicht klüger von ihnen, ihr kleines Land wirtschaftlich stark zu machen, Eisenbahnen zu bauen, Wälder zu pflanzen und Sümpfe in fruchtbare Ländereien zu verwandeln, als der großgriechischen Phantasie nachzulaufen, Geld für sie wegzuwerfen, Kanonen und Hinterlader zu kaufen und darüber nicht aus dem halben Bankerotte herauszukommen und dem vollständigen entgegenzueilen? Die Mächte thun ihnen in der That einen Gefallen, wenn sie ihnen Abrüstung gebieten und sie so auf den Weg zu wirklichem Gedeihen hinschieben. Es geht das gegen ihren Willen, aber dieser Wille ist Kinderwille, sie wissen nicht, was sie verspielen mit ihrer Großmannssucht. Dieselbe wird sie nicht bloß zuletzt zahlungsunfähig, sondern als ewige Friedensstörer verhaßt und als ewige Bettler verächtlich machen. Ähnlich verhält es sich mit den andern kleinen Balkanstaaten. Einst war Belgien ein Land, wo die Großmächte ihre Streitigkeiten ausfochten. Wenn die Balkanstaaten so fortfahren wie bisher, so werden sie mit ihrer Habgier und ihrem Ehrgeiz sich ein ähnliches Schicksal bereiten, nur mit dem Unterschiede, daß es sich zuletzt sicher nicht so glücklich gestalten wird wie das Schicksal jenes Staates, der einst the cockpit of Europe genannt wurde. Die Großmächte, im Interesse ihrer eignen Völker Vormünder dieser jungen Staaten, haben ein Recht darauf, sie von Thorheiten abzuhalten, und so werden diese das Basta, das ihnen jetzt zugerufen wird, beachten müssen.



Der Verlust des Volkstums durch die Sprache.



or einigen Monaten gab Karl Vogt in einem Feuilleton der „Neuen freien Presse“ den deutschen Grammatikern den Rat, sie sollten, anstatt sich mit kleinlichen Fragen abzugeben, wie der über die allgemeine Einführung der lateinischen Schrift in die deutsche Sprache, lieber zusehen, wie die deutsche Sprache zu bearbeiten und umzugestalten sei, damit die Deutschen unter anderen Völkern und überhaupt in der Fremde nicht so leicht ihr Volkstum aufgäben — „entnationalisirt“ würden. Karl Vogt ist nämlich der Meinung, daß die Ursache der verhältnismäßig leichten Entnationalisirung der Deutschen doch in ihrer Sprache liegen müsse. Als Beweis hierfür führt er seine eigne Familie an, die es nur mit der äußersten Anstrengung zuwege bringe, daß die Kinder nicht ganz aus der Übung der deutschen Sprache kämen, obgleich zu Hause grundsätzlich nur Deutsch gesprochen würde. Vogt meint, es könne diesem Mißstande begegnet werden durch eine entsprechende Umgestaltung der deutschen Sprache, bekennt aber, daß er über das Wie einer solchen Umgestaltung ganz im unklaren geblieben sei. Dieses Geständnis erscheint umso aufrichtiger, als mit dem Vorschlage, den Vogt macht, die deutschen Grammatiker in der That in die größte Verlegenheit kommen und kaum herausfinden könnten, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln an der deutschen Sprache Veränderungen vorzunehmen wären, damit der ferneren Entnationalisirung der Deutschen, soweit sie sich an der Sprache zeigt, vorgebeugt werde.

Ob solche Veränderungen überhaupt möglich seien, ohne den innern Kern der Sprache zu zerstören, wollen wir vorläufig ganz unerörtert lassen; wohl aber verlohnt es sich zuzusehen, ob wirklich in den Sprachen etwas liege, was zum Hilfsmittel der Entnationalisirung dienen könnte. Denn erst nach Beantwortung dieser Frage können die richtigen praktischen Gegenmittel gefunden werden.

Bekanntlich werden in Ländern, wo zwei oder mehrere Völker ganz nahe bei einander wohnen, die Kinder zu den Nachbarn bloß deshalb geschickt, damit sie dort deren Sprache erlernen. Die Erfahrung zeigt, daß solche Kinder sich ebenso leicht und in ebenso kurzer Zeit die fremde Sprache aneignen, wie sie die Muttersprache erlernt hätten, wenn sie zu Hause geblieben wären. Hierin sind alle Völker einander gleich, was für ein Gepräge auch immer die so angelernten Sprachen haben mögen. In dieser Beziehung hat die deutsche Sprache mit allen andern ein gemeinsames Loos, und man könnte gar keine Ursache auffinden, warum das deutsche Kind in der Fremde die Sprache eines andern

Volkes leichter erlernen sollte, als das Kind des Nachbarvolkes die deutsche Sprache. Die Umgebung des fremden Volkes, das tägliche Anhören der fremden Laute übt auf unser Ohr den größten Einfluß aus; darum begeben sich ja selbst Erwachsene und Gelehrte in die Zentren andrer Völker, um unter ihnen das fremde Idiom auf sich wirken zu lassen. Selbst gegen unsern Willen wirkt die fremde Umgebung mächtig auf uns ein, und vergebens ist das Streben, sich in der Fremde der dort herrschenden Sprache erwehren zu wollen. Die Macht der Mehrheit ist es, gegen welche die Einzelkraft auch im Hinblick auf die Sprache unterliegen muß; und daher bleibt im allgemeinen in der Fremde die Sprache der fremden Nation Siegerin über unsre Muttersprache.

Doch sind in dieser Beziehung besondre und zwar merkwürdige Erfahrungen bekannt; es bleibt selbst dem deutschen und slawischen Bauernsohne nicht verborgen, daß beispielsweise der Italiener viel schwerer Deutsch und Slawisch erlernt als der Deutsche und der Slawe Italienisch. Diese Thatsache tritt auffällig hervor, sobald deutsche und italienische Arbeiter irgendwo darauf angewiesen sind, mit einander zu verkehren, ohne daß einer die Muttersprache des andern versteht oder der Hilfe eines Dolmetschers genießt. Der italienische Arbeiter spricht die deutschen Wörter so plump und schwerfällig aus, und sein Sprachgedächtnis ist so langsam, daß ihm der deutsche Arbeiter unwillkürlich fortwährend zu Hilfe kommt, nachdem er längst die nötigsten italienischen Wörter besser oder schlechter inne hat. Hier ist der Punkt, bei dem die Forschung ihre Arbeit beginnen muß, wenn sie dazu gelangen soll, die Ursachen der Entnationalisirung durch die Sprache aufzudecken.

Wir wollen uns hier nicht mit Untersuchungen aufhalten über die durch Vererbung erlangte Fähigkeit, diese oder jene Sprache leichter zu erlernen als eine andre, oder über Sprachentalent überhaupt. Es wäre dies ja doch für uns bedeutungslos. Dagegen wollen wir gleich vorausschicken, daß wir doch annehmen müssen, der Italiener und der Deutsche, von denen wir oben gesprochen, haben jeder die Schwierigkeiten ihrer Muttersprache bereits in der Kindheit überwunden. Jeder von beiden hat also eine gewisse Summe und eine gewisse Art von Schwierigkeiten inne; und zwar liegen dieselben einerseits in der Aussprache, anderseits in den grammatischen Eigenheiten der Sprache. Um zunächst bei der Aussprache zu bleiben, bestehen für ihn gar keine Schwierigkeiten in der fremden Sprache dort, wo dieselbe gleiche Laute oder Lautgruppen wie seine eigne besitzt. Er braucht dann nicht für die fremde Sprache neue Anstrengungen zu machen, da er die Schwierigkeiten, um die sichs handelt, in seiner eignen Sprache schon in der Kindheit überwunden hat. Sobald jedoch Laute anzueignen sind, welche in der Muttersprache nicht gebraucht werden, so bedarf es mehr oder weniger Arbeit und Übung, um sie richtig auszusprechen.

Die Schwierigkeiten beginnen gleich bei den Vokalen. Jeder, der Englisch gelernt hat, wird wissen, welche Anstrengungen es kostet, um nur das a so ein=

zuüben, wie es die verschiednen Verbindungen, die es eingeht, erfordern. Dasselbe ist aber auch mit den Konsonanten der Fall; gerade wenn man die Aussprache des Englischen in Betracht zieht, erkennt man recht deutlich, daß es keineswegs genügt, gewisse Konsonantenverbindungen in der Muttersprache zu beherrschen, um auch sofort andre aus der fremden Sprache zu überwinden. Nur das, was vollkommen dasselbe ist, wird sofort angeeignet; alle Abweichungen und alle Schattirungen müssen durch neue Anstrengung überwunden werden. Auch die französischen Nasale und die italienischen Zischlaute machen dem Deutschen zu schaffen, eben weil sie für ihn als neue, bisher unbekannte Elemente erscheinen.

Dagegen kommt jedem Volke bei der Erlernung einer fremden Sprache oft der Dialekt der Muttersprache zu Hilfe. Die Dialekte umfassen mannichfaltige Variationen von Vokalen und Konsonanten, die durch die Schriftsprache nicht bezeichnet, also durch die Schriftzeichen nicht gedeckt werden. Die Sprachorgane sind aber darauf eingeübt, und diese Übung giebt das Gefühl, daß gewisse Laute der fremden Sprache sofort oder wenigstens ohne Mühe beherrscht werden, obgleich die Muttersprache in der Schrift jene Laute nicht bezeichnet.

In dieser Beziehung gereichen dem, der eine fremde Sprache lernt, sogar die verdorbnen Wörter seines eignen Dialektes zum Vorteile, insofern die Beherrschung derartiger dialektischer Zusammenziehungen, Abkürzungen und Härten uns befähigt, ähnliche Verbindungen und Gruppirungen der fremden Silben leichter auszusprechen, als ohne vorhergehende Einübungen dieser Art.

Gerade die deutsche Sprache zeigt in der Schriftsprache sowohl wie in den Dialekten in der Vereinigung und Zusammenziehung der Elementarlaute zu Silben einen solchen Reichtum wie kaum eine andre. Vor allem zeichnen sich viele Silben durch einen besondern Kraftaufwand aus; es vereinigen sich Vokale und Konsonanten zu Silben, die behufs ihrer Hervorbringung durch die Sprachorgane sehr viel mechanische Arbeit erfordern. So kommen z. B. gleich in dem Worte Kraft Buchstaben vor, die von der Kehle bis zu den Zähnen und Lippen alle Mundteile in Bewegung setzen. Es ist also einleuchtend, daß der Deutsche imstande ist, derartige Verbindungen auch in den fremden Sprachen mit seinem Sprachorgane hervorzubringen und den seinigen sofort anzupassen.

Wenn man dagegen die Wortbildung in Betracht zieht, so ist die Aufgabe für den Deutschen nicht so leicht. Die deutsche Sprache hat verhältnismäßig wenig Suffixe, die noch lebendig in die Wortbildung eingreifen; umso reicher ist sie in der Art und Anzahl der Zusammensetzungen aus selbständigen Wörtern. Dies verschafft der Sprache große Klarheit und Anschaulichkeit, macht aber die Deutschen weniger geschickt für die Auffassung solcher fremden Wörter, die aus sogenannten Stammwörtern und oft mehrfach verschmolzenen Suffixen zusammengesetzt sind. Die letztern erscheinen in der Schrift so kurz und für das Ohr so flüchtig, daß für Deutsche große Übung zu ihrer Auffassung und Anwendung erforderlich ist, weil sich fremde Elemente dieser Art mit deutschen

nicht oft decken. Zusammengesetzt aus selbständigen Wortelementen sind der Mehrzahl nach im Deutschen auch die grammatischen Zeiten, denen gegenüber verschmolzene Wortbildungen in andern Sprachen stehen. Auch hier liegt derselbe Grund vor, aus dem es dem Deutschen große Mühe verursacht, sich an die fremden Elemente zu gewöhnen. Der größten Anstrengungen bedarf es z. B., damit der Deutsche die Feinheiten des slawischen Zeitwortes verstehe, welches durch eigens hierzu ausgeprägte Formen fähig ist, die verschiednen Grade der Thätigkeits- und Zustandsdauer sehr genau auszudrücken.

Die Redeteile also und ihre gegenwärtige Ausbildung sind das zweite Hauptelement, welches bei der Erlernung einer fremden Sprache in Betracht kommt, und dessen Bewältigung desto schwerer vor sich geht, je weniger Elemente die Sprache des Lernenden besitzt, um die fremde Sprache damit Teil für Teil zu decken.

Faßt man das bisher gesagte über die Aussprache und die Redebestandteile in den Sprachen zusammen, so könnte man nun gerade bei dem Deutschen geneigt sein, anzunehmen, daß er die fremden Sprachen seiner Nachbarvölker schwerer erlerne, als jene die seinige, und daß also eher die Nachbarn durch die deutsche Sprache entnationalisirt werden müßten. Denn dort, wo für den Deutschen Schwierigkeiten vorhanden sind, bestehen für den Fremden oft Leichtigkeiten, teils weil jene sowohl Lautelemente besitzen, die sich mit denen der deutschen Sprache decken, teils weil die Zusammensetzungen der Wörter und grammatikalischen Formen in manchen fremden Sprachen feiner sind, und die betreffenden Völker daher leichter imstande sind, die mehr sichtbaren, gleichwertigen Zeichen der deutschen Sprache zu erfassen und zu handhaben. Man sollte also meinen, daß die Fremden beim Zusammentreffen mit den Deutschen sich geneigt zeigen würden, die Sprache derselben anzunehmen, also mit den Deutschen deutsch zu verkehren. Wie kommt statt dessen der Deutsche, obwohl er manche nichtdeutsche Sprache schwer erlernen muß, dazu, sich dem für ihn schwereren anzupassen, damit er es dem Fremden zuliebe handhabe?

Für dieses Problem, welches erst in solcher Zuspitzung seine ganze Schwierigkeit zeigt, liegt die Lösung in einem Umstande, den wir vorausschicken müssen, dem Umstande nämlich, daß es sich bei der Entnationalisirung durch die Sprache garnicht um die in der Schrift niedergelegte Sprache, sondern lediglich um den lebendigen Verkehr zwischen Mensch und Mensch handelt. Bei der Berührung zweier Menschen, von denen jedem die Muttersprache des andern gänzlich unbekannt ist, zeigt sich, daß die mechanische Arbeit den Ausschlag giebt, welche bei der Aussprache des nächsten besten Wortes vom Sprechenden aufgewendet werden muß. Für jeden von beiden läuft nämlich seine Muttersprache sozusagen auf „ausgefahrenen Bahnen", wie sich der Wiener Physiologe Brücke ausdrückt, und es wird sich der Deutsche z. B. bei der Hervorbringung seiner eignen Sprachbestandteile nicht einmal bewußt, welche mechanische Arbeit er während

des Sprechens in der Muttersprache verrichtet. Dieselben „ausgefahrenen Bahnen“ bestehen nicht minder für seinen Nachbar, mit dem er als Unbekannter zusammentrifft.

Nun werden die Sprachen beider in ihren Lauten manches gemeinsam haben; soweit dieses reicht, braucht keiner derselben seine „ausgefahrenen Bahnen“ verlassen. Neu und schwer erscheint ihnen nur diejenige Arbeit, die sich ihnen beim Nachsprechen des bisher ihnen unbekannten Sprachbestandteiles bietet. Es fragt sich nun hierbei, wer mehr Arbeit bei dieser Erzeugung verrichten muß. Es ist leicht einzusehen, daß demjenigen die Arbeit schwerer werden wird, dessen Sprachwerkzeuge für schwerere Aufgaben nicht eingeübt waren, dessen Sprache also nur solche „ausgefahrene Bahnen“ besitzt, auf denen gleichsam nur leichte Lasten geführt werden und auf denen das Gefährt sofort zum Stehen kommt, sobald halbwegs schwere Lasten darauf hinrollen sollten. Das Organ des Italieners z. B. ist für leichte Lasten „ausgefahren worden,“ während der Deutsche sich von klein auf zu schwereren Lasten geschickt machen mußte. Je schwerer also die Arbeit ursprünglich war, je mehr Anstrengungen es dem Kinde kostete, um die Sprachorgane für die Muttersprache einzuüben, desto leichter erscheint denselben Organen die spätere Arbeit bei der Hervorbringung fremder Sprachen, deren Bestandteile, mit denen der Muttersprache gemessen, weniger Mühe verursachen. Die Leichtigkeit der Erlernung fremder Sprachen steht demnach in umgekehrtem Verhältnisse zu jener der Muttersprache, es wird die fremde Sprache durch die Sprachorgane desto leichter bewältigt werden, je schwerere Arbeit denselben die Muttersprache ihrer Zeit aufbürdete.

Dieses umgekehrte Verhältnis drückt das Grundgesetz aus, welches bei der Entnationalisirung durch die Sprache in Kraft tritt. Wir betonen nochmals, daß es bei dieser Entnationalisirung zunächst und in erster Linie auf den Grad der Schwierigkeit in der Aussprache ankommt. Gerade die Deutschen haben, wie gesagt, einen großen Vorsprung besonders vor dem Italiener voraus, insofern die Beschaffenheit der deutschen Silben schon in der Schriftsprache und noch mehr im Dialekte der Art ist, daß sie äußerst günstig auf die Befähigung der Sprachorgane einwirkt. Diese Beschaffenheit ist aber zugleich die Ursache, weshalb sich der fremde Mund für die deutsche Sprache so oft unfähig zeigt. Während der Fremde die äußersten Anstrengungen machen muß, um deutsche Silben auszusprechen, paßt der Deutsche gleichsam spielend seine Sprachwerkzeuge den Silben der fremden Sprachen an. Durch die Überwindung der Silben gelangt man aber zur Aussprache der Wörter, und hiermit beginnt die Aneignung des lexikalischen Sprachschatzes einer fremden Sprache. Der Italiener bleibt wegen seiner Unbeholfenheit in der Aussprache auch in dem lexikalischen Teile der fremden Sprache zurück. Infolgedessen überholt ihn der Nachbar im Verkehre. Beide arbeiten unbewußt; derjenige, welcher leichtere Arbeit hat, hilft dem andern, der größere Anstrengungen machen müßte.

Schließlich kommt es dazu, daß der letztere gar keine Anstrengungen macht, indem der Deutsche sich dessen Sprache aneignet, während der Italiener zurückbleibt. Darin liegt die sogenannte „Passivität" der Italiener, wie es unlängst ein Sprachgelehrter bezeichnet hat.

Verfügt man aber einmal über die gebräuchlichsten und notwendigsten Wörter der fremden Sprache, so ist hiermit auch die Grundbedingung für das gegenseitige Verständnis der beiden Verkehrenden gegeben. Denn die notwendigsten Partikeln und Hilfszeitwörter schalten sich wegen des wiederholten Bedürfnisses nach und nach von selbst ein. So wird in unserm Beispiele der Deutsche ein Sklave des Italieners, der nun seinerseits gleichfalls unbewußt diesem Sklaven mit dem notwendigen Sprachschatze und der entsprechenden Begleitung durch Gestikulationen behilflich ist. Nachdem sich der Deutsche, ohne es zu wissen, dem Italiener unterworfen hat, muß er sich auch in den Satzbildungen von ihm beeinflussen lassen, und hiermit reist der Deutsche allmählich dazu heran, sich nach dem Satzbaue und folglich auch im Geiste der italienischen Sprache auszudrücken, die Sprache also immer mehr zu beherrschen. So gewinnt der Deutsche die italienische Sprache endlich lieb; seine Sprachorgane gewöhnen sich infolge des häufigen Gebrauches an die italienische Sprache — zufolge der Beschaffenheit dieser Sprache an leichtere Arbeit — und schließlich kehrt derselbe Deutsche nach dem Gesetze der Trägheit nur ungern zu Verrichtungen der schwereren Arbeit zurück, die auch für seinen geübten Mund zur Hervorbringung der Muttersprache erforderlich ist. Ist dieser Deutsche vollends ein Kind aus den ersten Schuljahren, so wirkt das Trägheitsgesetz umso stärker, als die „ausgefahrenen Bahnen" für die Muttersprache noch keineswegs in hohem Grade geglättet sind.

Das ist der Gang der Entnationalisirung durch die Sprache. Nach dieser Aufklärung ist natürlich die Annahme durchaus zu verwerfen, als würde die Entnationalisirung erst dann beginnen und gefährlich werden, wenn sich die Wortfolge und die feinern Satzverbindungen des fremden Idioms in die Muttersprache einzuschleichen beginnen. Die letztern Einflüsse sind erst eine Folge der Aneignung des lexikalischen Bestandteiles der fremden Sprache; denn ohne den lexikalischen Teil würde ja das Verständnis der fremden Sprache nicht beginnen, und man könnte auch nicht das richtige Gefühl der grammatischen und stilistischen Eigenschaften der fremden Sprache erlangen. Der lexikalische Teil ist allerdings nur das gröbere Material; allein im Verkehre und bei der Entnationalisirung bildet dieser Stoff die Grundlage alles übrigen. Angeeignet aber wird das fremde lexikalische Material, wie gesagt, nach dem Gesetze der Trägheit, die desto stärker wirkt, je größer die ursprüngliche Anstrengung für die Bewältigung des lautlichen Stoffes der Muttersprache war.

Je kräftiger demnach eine Sprache ist, desto mehr bringt sie die Gefahr mit sich, daß ihre eignen Söhne im Verkehre mit andern Völkern entnatio-

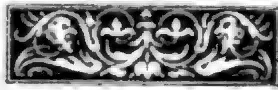
nalisirt werden. Dieses Gesetz gilt für das Verhältnis aller Sprachen zueinander; was hier z. B. für das Verhältnis zwischen Deutschen und Italienern ausgesprochen worden ist, darf für alle romanischen Sprachen als stichhaltig angesehen werden; denn die letztern sind alle schwächer in unserm Sinne als die deutsche, und daher hat auch der Franzose und der Spanier die oben erwähnte „Passivität" in sich. Wesentlich in demselben Verhältnisse zu den romanischen Sprachen befindet sich auch der Slawe, da auch bei ihm trotz der Weichheit vieler seiner Laute und Lautverbindungen doch im ganzen viel mehr Arbeit im Kindesalter für die Muttersprache aufgewendet werden muß als bei den Romanen.

Aus diesem allgemein giltigen Entnationalisirungsgesetze dürften sich sogar geschichtliche Thatsachen in lehrreicher Weise erklären lassen. Steht ein Volk mit einem kulturreicheren Volke in geographischer Nachbarschaft, so nimmt es unter sonst gleichen Umständen mit neuen Gegenständen auch die entsprechenden Namen dafür von dem kultivirteren Volke an. Bei einem solchen Sachverhalte beeinflussen fremde Wörter schon durch die Logik der Thatsachen das minder entwickelte Volk; und hierin liegt die größte Gefahr der Entnationalisirung, auch wenn die Sprachen der zwei Nachbarvölker gleich stark in unserm Sinne oder gleich passiv wären. Es behält in diesem Falle trotzdem die eine Sprache die Herrschaft über die andre, weil hier mit den neuen Vorstellungen und Begriffen die ihnen entsprechenden Ausdrücke gleichsam aufgezwungen werden. Die romanischen Sprachen erringen aber die Oberherrschaft über die deutsche, wie nicht minder über die slawischen Sprachen, auch unter der Voraussetzung gleicher Kultur. Hier ist unser Trägheitsgesetz von größter Bedeutung und kann auch viele Erscheinungen in der deutschen Geschichte allein erklären. In Elsaß-Lothringen und in Südtirol hat das deutsche Volk auch ohne Einwirkung von andern Ursachen die romanischen Sprachen annehmen müssen, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Romanisirung der Deutschen auch künftighin ihren Fortgang nehmen werde, wenn das genannte Trägheitsgesetz nicht durch andre Ursachen paralysirt wird. Das Gesetz mahnt also gewisse Völker zur Anwendung von Schutzmaßregeln bloß deshalb, weil sich deren Sprache gegen die fremde unter übrigens gleichen Umständen als zu schwach erweist. Ohne eifrige Pflege der Sprache durch die Familie, die Schule und sonstige Einrichtungen ist es nicht möglich, der Entnationalisirung einen Damm zu setzen. Mithin hat unser Trägheitsgesetz auch eine politische Bedeutung, da es die Nationen an ihren Sprachgrenzen zu einem besondern Verhalten nötigt, das sonst überflüssig wäre.

Soviel ist aber wohl klar, daß diese Gegenwirkungen nicht in einer Bearbeitung und Umgestaltung der Sprache bestehen können. Die deutsche Sprache so umzugestalten, daß sie gegenüber den romanischen Sprachen keine Gefahren der Entnationalisirung in sich trage, hieße sie auf jenen Grad der Weichheit

bringen, den die romanischen Sprachen erreicht haben. Das würde aber ihren gegenwärtigen kräftigen Charkter gänzlich verändern, ja vernichten, und der Nation ein Idiom geben, welches ihrem Charakter geradezu entgegengesetzt wäre. Und schließlich wäre die Verwirklichung eines solchen Ansinnens ganz unmöglich, da die Grammtiker bei aller Kühnheit und bei aller Vergewaltigung der Sprache nicht wüßten, wo eine solche Umformung anfangen und wo enden solle. Die Sprache ist nicht in dem Sinne weiterzubilden, daß ihr Grundcharakter verdorben wird, sondern es muß im Gegenteil dem Volke möglichst Gelegenheit geboten werden, Geist, Gefühl und Bewußtsein seiner Sprache nach allen Richtungen hin in sich lebendig zu erhalten.

Görz. Franz Podgornik.



Die Religion des pantheisirenden Materialismus.

er Leser wird sich erinnern, daß im Jahre 1883 eine von Wilh. Bender in Bonn gehaltene Lutherrede großen Anstoß erregte. Der Vorfall hat nicht allein zu literarischen Auseinandersetzungen Veranlassung gegeben, sondern auch in den Verhandlungen der rheinischen und westfälischen Synoden zu Beschlüssen geführt, welche gegen eine im Sinne Benders ausgeübte Lehrfreiheit protestiren. Neuerdings hat sich auch die preußische Generalsynode mit dem gleichen Gegenstande befaßt. Gegenwärtig tritt nun Bender mit einem Buche*) an die Öffentlichkeit, in welchem er zu seiner Rechtfertigung den wissenschaftlichen Hintergrund, auf welchem sich seine Rede bewegte, mitteilt. Er hofft durch seine Hypothese, mit deren Hilfe er alle wesentlichen Erscheinungen des religiösen Phänomens erklären zu können glaubt, den Bann des theologischen Scholastizismus zu durchbrechen und denkbare Gedanken in verstehbarer Form darzubieten. Daß ihm letzteres gelungen ist, soll von vornherein anerkannt werden; ob jedoch diese denkbaren Gedanken geeignet seien, den theologischen Scholastizismus zu durchbrechen, mit andern Worten, an die Stelle der Kirchenlehre zu treten, und ob in ihrer Darlegung eine Rechtfertigung der angefochtenen Lutherrede zu finden sei, scheint mir höchst zweifelhaft.

Bender geht von der Frage nach der richtigen Fragestellung aus und stellt fest, da alle Religionen für sich den Anspruch der Wahrheit erheben, so sei

*) Wilhelm Bender, Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung. Bonn, Cohen und Sohn, 1886. 336 S.

keiner Recht zu geben, vielmehr über der Religion stehend zu fragen, was der Mensch überhaupt mit der Religion wolle, wie sie entstehe, was sie bezwecke, was sie ihm leisten könne und was nicht.

Diese Fragestellung ist doch wohl bedenklich schief, da sie unter dem Scheine der Objektivität die subjektive Voraussetzung einführt, die Religion sei nur eine menschliche Kulturform, entstanden oder erfunden, um gewissen Bedürfnissen Genüge zu thun.

Von seiner Voraussetzung ausgehend, schreibt nun der Verfasser eine Religionspsychologie, wobei ihm die verschiednen Religionen das Untersuchungsmaterial darbieten und wobei das Christentum in dieselbe Reihe wie die Buddha- oder Brahmareligion tritt. Zugestanden wird, daß der christliche Glaube den relativ höchsten Standpunkt einnehme und dem psychischen Bedürfnisse am meisten entspreche.

Nach Bender ist die religiöse Praxis eine eigentümliche Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes. Der Wunsch, in dem Kampfe ums Dasein Hilfe zu erhalten, läßt das Gebet entstehen. Die „Wunschwesen," die Götter werden, jedoch nicht allein zur Befriedigung egoistischer, auf materielle Gegenstände gerichteten Begierden angerufen, sondern auch für die Erreichung ideeller Ziele, für die Gewinnung der persönlichen Seligkeit. Auch hier tritt Gebet und Opfer auf, wo der Mensch an der Grenze seiner Kraft angelangt ist. Die religiöse Praxis ist die Selbsthingebung an Gott — nicht die selbstlose, sondern eine solche, welche Gewinn sucht, in dem sie auf eigne Kraft oder Einsicht verzichtet. Der Kultus ist das System von Garantien und Vermittlungen übermenschlicher Hilfe, zugleich auch der Kanon der Bedingungen, unter welchen die Glückseligkeit erlangt wird. Die Verschiedenheit der Kultussysteme wird bedingt*) durch die konkrete Vorstellung von der Bestimmung, dem Lebenszweck, dem Lebensideal, welches dem Einzelnen oder den Völkern oder ganzen Völkergruppen vorschwebt. Handelt es sich bei der Anbetung um die praktische Erlösung von den Schranken, welche sich der Durchführung der menschlichen Lebensaufgaben in den Weg stellen, so beim Glauben um die theoretische Erlösung vom Drucke des Welträtsels oder um eine solche Beurteilung der Welt, welche die Erreichbarkeit der menschlichen Lebensinteressen als möglich, wahrscheinlich und gewiß erscheinen läßt. Hieraus entspringt der Anspruch des Glaubens, zugleich Universalwissenschaft zu sein. Die Metaphysik tritt als ein förmliches Konkurrenzunternehmen neben der religiösen Weltanschauung auf, und es erhebt sich ein Streit, der anscheinend mit der Vernichtung des einen oder andern Teiles enden muß. Hierbei wird sich die Religion nur zu erhalten vermögen, wenn sie das dem Wissen gebührende Gebiet preisgiebt. Die Entwicklung der Religion fällt weder mit der der Kultur noch mit der der Moral zusammen. Im Protestantismus hat sich

*) Bedingt? Der Verf. meint wohl bewirkt?

die völlige Emanzipation der Moral von der Religion namentlich seit dem Auftreten Kants vollzogen, eine Thatsache, welche zu den bedeutendsten Errungenschaften der Neuzeit gerechnet wird.

Die Vorstellung von der Offenbarung beruht in allen Religionen auf der Unterscheidung einer obern Welt des Himmels und einer untern irdischen Welt. Wenn nun aber diese Vorstellung für uns nur symbolische Bedeutung haben kann, weil wir diese örtliche Sonderung von Himmel und Erde nicht mehr teilen,*) so können wir in der Offenbarung nur eine zwar unentbehrliche religiöse Vorstellungsform erkennen, der aber eine Wirklichkeit nicht mehr entspricht. In dem Glauben an diese Wirklichkeit besteht nun freilich die Religion, und kann es auch, wenn sie die Form als uneigentlich und bildlich preisgiebt. Nicht außerhalb der Welt, in der wir leben, sondern in ihr muß die Offenbarung einer höhern idealen Welt, nach der wir streben, gesucht werden. Vermögen wir die Gottheit nicht in der wirklichen Welt zu finden, in der wir leben und die wir allein kennen, so werden wir sie vergeblich in einem Himmel suchen, der doch nur die Verdichtung unsrer Träume ist. Die unmittelbare Selbstbezeugung der Gottheit im Menschengeiste ist nur eine leere Redensart, es giebt eine solche weder im Gefühl, noch im Gewissen, vielmehr sind alle Vorstellungen von göttlichen Dingen historisch geworden.

Die Berechtigung eines Offenbarungsglaubens ergiebt sich also unter folgenden Einschränkungen. Das Dasein Gottes sowie einer überirdischen Idealwelt ist ein psychologisches Postulat, nichts weiter. Die ganze Frage nach der Offenbarung, in welcher das religiöse Bedürfnis seine Befriedigung sucht, wäre somit fallen zu lassen. Man müßte sich darauf beschränken, den religiösen Glauben an eine Idealwelt, in welcher der Mensch für die Mängel der empirischen Welt Ersatz sucht, auf sich selbst zu stellen. In dem notwendigen, unvermeidlichen Impulse des Geistes, aus welchem er entspringt, hat er seine innere psychische Wahrheit. Suchen wir nach objektiven Bürgschaften für die Erreichung eines Ideals von vollkommenem und seligem Leben, so sind wir auf diese wirkliche Welt angewiesen, der es an Bürgschaften und Mitteln, welche der um seine ideale Existenz ringende Mensch braucht, nicht ganz fehlt. Allerdings als ein Eingreifen einer andern Welt werden wir die Offenbarung nicht verstehen können, ebensowenig wie wir uns das Endziel als Vernichtung unsrer Welt und als Ablösung derselben durch eine in verborgner Form etwa bereit gehaltene vollkommene Welt vorstellen können. Vielmehr in der gesetzmäßigen Entwicklung dieser unsrer Welt entgegen der idealen Bestimmung, die sie in sich selbst trägt, in der Verwandlung und Verklärung der wirklichen Welt nach Maßgabe der idealen Kräfte, die in fortschreitendem Prozesse den spröden Stoff vergeistigen

*) Der Verfasser meint: Weil wir den Glauben an diese örtliche Sonderung mit ihnen nicht mehr teilen. Er gestattet sich ein bedenkliches Maß von Flüchtigkeit.

und dem menschlichen Geiste dienstbar machen, werden wir die wirksame Kundgebung eines alles umfassenden und einem höchsten Ziele entgegenführenden Willens zu erblicken haben. Nicht außer der natürlichen Welt thront die göttliche Kraft und Majestät, welche das Dasein hervorruft, trägt, beherrscht und nach bestimmten Gesetzen einer Entwicklung entgegenführt, die wir hoffen und glauben, sondern in der Welt wirkt und waltet sie. Giebt es aber in Natur und Geschichte Erscheinungen, Gesetze, Kräfte, Persönlichkeiten, welche dem Menschen die Kenntnis seiner Lebensziele und die Mittel zu ihrer Verwirklichung darbieten, so werden diese von der Kirche mit Recht als Emanationen und Offenbarungen einer uns und die gesamte Welt beherrschenden Macht bezeichnet. Selbst wenn man die modernen (materialistischen) Hypothesen über Entstehung der Welt, die moderne Entwicklungslehre, die moderne Anthropologie zugesteht, kann man doch den fortschreitenden Entwicklungsprozeß als die stufenmäßige Entfaltung einer höchsten idealen Macht auffassen. Der Durchbruch dieser Macht durch den Kampf der Elemente und das Ringen mit ihnen, um sie unter gesetzliche Ordnung zu beugen, bedeutet die Allmacht Gottes und die Herstellung eines Gottesreiches. Das Lebensideal, der Trost und die selige Hoffnung des Menschengeschlechtes ist die weitere Wandlung, Umbildung und Fortentwicklung der Welt zur idealeren Daseinsformen, die den Triumph der besten und tüchtigsten Kräfte nicht ausschließen.

So hätten wir in der Benderschen Schrift in der That den Versuch einer Religionsbildung auf materialistischer, pantheistisch gefärbter Grundlegung vor uns. Wir sehen: es bleibt von dem, was sonst als Inhalt der Religion angesehen wurde, wenig übrig. Wenn aber ein Materialist konsequenterer Denkungsart als Bender auch den in der Welt enthaltnen zielbewußten Willen, die mit der Materie verbundne ordnende Kraft, sowie die geistige Materie als unklare und unbewiesene Dinge wegschneidet, so bleibt nichts übrig als der Kampf ums Dasein und die große Illusion, die sich die Menschheit gemacht und Religion genannt hat.

Aber führen wir den Gedankengang des Verfassers zunächst erst zu Ende.

Dieselbe zentrale Stellung, welche Muhammed und Buddha in den nach ihnen benannten Religionen einnehmen, nimmt Christus in der christlichen ein. Der Glaube an Christus ist das Fundament der Lehre und das gemeinsame Band der Gläubigen. Es wird sich nie nachweisen lassen, daß Jesus alles das gethan habe oder gewesen sei, was die sogenannte orthodoxe Kirche aus ihm gemacht hat; was von ihm sicher bekannt ist, genügt, um ihm als höchst bedeutendem Religionsstifter eine bleibende Verehrung zu widmen. Freilich, nicht die alttestamentliche Richtung, welche die geschichtliche Kontinuität vertritt, hat in der Kirche den Sieg davongetragen, sondern die polytheistisch geschulte heidenchristliche Richtung, die den besten Traditionen der alttestamentlichen Religion nicht

nur fremd, sondern direkt entgegen ist. Die Anwendung dieser Vorstellung auf Jesus, wie sie schon in den paulinischen und johanneischen Schriften anklingt, hat dem Glauben an Jesus seinen Charakter gegeben. Erst das protestantische Kirchensystem hat den Stifter der christlichen Religion aus den transcendenten Höhen, in welchen ihn die Spekulation der griechischen Theologen gleichsam hatte verschwinden lassen, indem sie ihn vergötterte, wieder herabgeholt und auf den sichern Boden der wirklichen Geschichte seines erlösenden Lebens gestellt. Die eigentümliche Form des Christuskultus hat ihre Berechtigung. Die abstrakte Lehre über Gott und die Menschen kann nicht dasjenige leisten, was eben das religiöse Bedürfnis im Kultus sucht und finden muß, anschauliche Darstellung eines Lebensideals und reelle Garantien und Mittel der Erlösung. Zu beiden Stücken ist eine Person als Gegenstand religiöser Verehrung nötig. Jesus stellt das universelle sittliche Lebensideal dar und begründet die Hoffnung auf Verwirklichung desselben durch die Gläubigen. Wenn aber die Kirche ihn als den Überwinder von Sünde und Übel feiert, indem sie an seinem eignen geschichtlichen Leben gleichsam dramatisch in der Auferstehung und Himmelfahrt den Prozeß der Verklärung und Vergötterung des menschlichen Lebens darstellt, so wird auch dagegen nichts zu erinnern sein, wenn man es als sinnliche Darstellung übersinnlicher Vorgänge auffaßt. Allerdings von einer Anbetung Christi könnte dabei so wenig die Rede sein, wie von einer eigentlichen Gottheit Christi. In dieser Richtung würde ein künstlerisch schöner und erbaulich wirksamer Ausbau des evangelischen Kultus möglich sein.

Dies ist das System Bender, das Christentum der Zukunft, der denkbare Gedanke, welcher den kirchlichen Scholastizismus zu beseitigen berufen ist.

Ich will nicht auf eine Kritik einzelner Sätze und Behauptungen eingehen, obwohl es mich Überwindung kostet, zu schweigen, während der Verfasser mit der größten Sicherheit unklar ausgedrückte, flüchtig gedachte und gänzlich unbewiesene und unbeweisbare Dinge vorträgt. Es genügt zu konstatiren: Dies ist die Religion Bender. Mit dieser „Religion" soll das positive Christentum zusammengeschmolzen werden, indem man der Offenbarungsreligion die Bezeichnung entnimmt und den Sinn der Vernunftreligion hineindeutet. Es beunruhigt Bender nicht, daß seine Methode eine durchaus unwahre ist und daß seine Bezeichnung das direkte Gegenteil von dem bedeutet, was er ihr unterlegt. Denn darnach ist:

Gott: die ordnende, mit der Materie verbundne Kraft,

Die Allmacht: der mühsame Durchbruch dieser Kraft im Kampfe mit der rohen Masse,

Offenbarung: der jeweilige Stand der sich selbst offenbarenden Vernunft, Ordnung und Gesetzmäßigkeit,

Das Kommen des Reiches Gottes: die fortschreitende Beherrschung der Welt durch die Vernunft, also Erfindungen, Verkehrsfortschritte u. s. w.,

Die zukünftige Seligkeit: die Weiterentwicklung der Gattung in darwinistischem Sinne,

Das Fortleben nach dem Tode: die Unzerstörbarkeit der Materie.

Den Weibern und Kindern die Schale, dem vernunftbegabten Manne den Kern. Aber wer soll denn diese Schalen predigen? Nun, doch wohl ein Nachkomme jenes Haruspex, der dem Volke Komödie vormacht und im Stillen darüber lacht — eine edle Aufgabe. Ich wundere mich, wie Bender, der andre Dinge so scharf erkennt, nicht gesehen hat, daß alle die erbaulichen, tröstenden oder antreibenden Wirkungen der Kirchenlehre wirkungslos werden, sobald der Glaube an sie erschüttert oder durch Reflexionen wie die obigen ersetzt wird. Er hat in seinem Buche zweierlei gethan; erstens hat er das psychische Bedürfnis der Religions- und Kirchenbildung nachgewiesen, sodann hat er gezeigt, daß alle Versuche der Religionen, das Weltübel zu überwinden, auf Illusion hinauslaufen, und daß es streng genommen weder Gott, noch Offenbarung, noch Himmel, noch Seligkeit, noch Fortleben nach dem Tode giebt, sondern die trost- und hoffnungslose Welt des Materialismus nebst etwas pantheistischer Zuthat. Wir ziehen vor, mit unsern Vätern in der Hölle des Irrtums zu bleiben, als in den Benderschen Himmel einzuziehen.

Sieht Bender nicht, daß er trotz der erborgten christlichen Federn mit christlichem Glauben nichts zu thun hat und daß statt ecclesia amica in dem Motto des Buches inimicissima stehen müßte? Ich bin weit davon entfernt, eine voraussetzungslose theoretische Erörterung von Gegenständen der Religion verbieten zu wollen, ich halte den Paragraphen der letzten preußischen Generalsynode, wonach Professoren und Pastoren wegen gewisser Resultate ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen sollen belangt werden können, für sehr bedenklich — schon wegen der mancherlei Menschlichkeiten, die bei seiner Durchführung unterlaufen könnten; aber man kann doch auch bei größter Toleranz nicht zugeben, daß Philosopheme wie die Benderschen innerhalb der Kirche als Lehre vorgetragen werden oder gar den Anspruch erheben, den gegenwärtigen Bestand der „fortschreitenden Offenbarung" auszumachen.

Es hat etwas Tragisches, einen Mann zu sehen, der die Unentbehrlichkeit der Religion mit dem ganzen Aufgebote seines Scharfsinnes nachweist und am Ende spricht: Verhungert, meine Welt hat kein Brot für euch. Und solche Aussichten werden als die erstrebenswerte Zukunft der protestantischen Kirche hingestellt, und einem Luther wird an seinem Jubeltage imputirt, ein Vorarbeiter an diesem Werke gewesen zu sein! Bender hat mit seinem Buche den strikten Beweis geführt, daß jene Bonner Lutherrede nicht hätte gehalten werden sollen.

†.



Agitationen auf dem Gebiete der höheren Schulen.



Wie auf andern Gebieten die Geister sich scheiden und die verschiednen Grundgedanken sich zu Extremen ausbilden, bevor eine höhere Einheit zum Bedürfnis wird, so scheint es auch noch auf dem Gebiete der höheren Schulen weiter auseinander gehen zu sollen, bevor man ein ausgleichendes, gemeinsames Ziel erstreben kann. Dieser Gedanke drängt sich wenigstens auf, wenn man die Verhandlungen liest, zu denen die zehnte Generalversammlung des liberalen Schulvereins von Rheinland und Westfalen, im Oktober zu Bochum gehalten, den Anlaß geboten hat. Sehr deutliche Erörterungen in populären Blättern hat sie nach sich gezogen, und es scheint gewiß zu sein, daß die siegreiche Agitation, der die Mehrzahl der in Bochum versammelten zufiel, auch in der Zeitungswelt und in den bürgerlichen Klassen der Gesellschaft den Sieg davongetragen hat. Der nächste Zielpunkt ist nun der Sieg in den Parlamenten und in den Regierungsbüreaus.

Die Sache ist diese. Unsre Gymnasien stellten lange Zeit die einzige höhere Schule der, die zu den Universitäten und zu höhern Staatsämtern, ja zu der höhern Gesellschaft den Zugang verschaffte. Sie waren auch damals nicht ohne Beziehung zu dem modernen Leben und verfielen dabei sogar auf lächerliche Übertreibungen, insofern hie und da Baukunst und Zeitungslesen zum Lehrplan gehörten. Aber im allgemeinen blieb doch Latein, Griechisch, Geschichte, Religion und Mathematik der Unterrichtsstoff. Damals war es ein Axiom: ohne Griechisch kein Gymnasium, und weil die Gymnasien keine ebenbürtige Konkurrenz hatten, so lautete jenes Axiom, vollständig ausgedrückt: ohne Griechisch keine höhere Bildung. So stand es in beiden Konfessionen; wenn von Unterschieden in dieser Beziehung die Rede sein kann, so legten die evangelischen Schulen etwas mehr Nachdruck auf das Griechische, die katholischen etwas mehr auf das Lateinische, aber es richtete sich doch meist nach alter Überlieferung und persönlicher Liebhaberei, ob man dies oder jenes betonte.

Inzwischen hatte man begonnen, an solche höhere Schulen zu denken, die nicht für die Universitäten, sondern für das praktische Leben in seinen vielen Aufgaben vorbereiteten. Sie hatten den Vorzug, sich frei entwickeln zu können, und nahmen dafür die mannichfaltigsten Formen an. Bald lehnten sie sich an das Gymnasium, bald an die Volksschulen an, bald traten sie selbständiger auf. Man unterschied solche Schulen, die höhere Ziele verfolgten und zwei moderne Sprachen mit dem Unterrichte in der Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte,

Zeichnen 2c. verbanden und den Namen Realschule festhielten, und solche niederer Art, ohne fremde Sprachen, mit geringern Zielen, aber tüchtiger Einführung in technische Aufgaben, wie sie in der anfänglichen Einrichtung der Gewerbeschulen ihren Typus hatten. Natürlich gab es auch Mischformen, namentlich solche Realschulen, in denen auf Verlangen auch Lateinisch unterrichtet wurde, um Schülern den Zugang zum Gymnasium zu erleichtern. Anderseits wurden die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich und England nach und nach so bedeutend, daß nicht bloß die Gymnasien gezwungen waren, das Französische mit in den Lehrplan aufzunehmen, sondern überhaupt die technischen Schulen, die das Französische und Englische ausschlossen, nur als Fachschulen angesehen wurden, die eine eigentliche Bildung nicht erstrebten.

In eine solche Vielförmigkeit brachte in Preußen im Oktober 1859 das Ministerium eine amtliche Regelung. Nehmen wir gleich die moderne Bezeichnung vorweg, so gründete man Realgymnasien, Gymnasien ohne Griechisch, mit wenig Latein, mit Französisch und Englisch, mit vielen Stunden Mathematik, Naturkunde und Physik und mit Zeichnen. Die Voraussetzung war, daß eine Einheitsschule für höhere Bildung nicht mehr möglich sei, insofern das Gymnasium nicht imstande sei, auch zugleich dem modernen Leben hinreichend zu dienen. Um nicht die eine Absicht durch die andre zu verderben, müsse man zwei ebenbürtige, gleichwertige, wenn auch nicht gleichartige Schulen für allgemeine Bildung herstellen. Die ganze Verfügung, eine der gediegensten, die wir haben, ging, wie man sieht, aus Wohlwollen für die Realschulen hervor. Darum konnte sie auch nicht auf das Lateinische ganz verzichten. Denn dann hätte sofort jedermann diese Schulen für Schulen untergeordneter Art gehalten, und das wollte man ihnen nicht anthun. Vielmehr zeigte sich nach längerer Zeit, daß man mit den wenigen lateinischen Stunden nicht auskam. Die Leistungen der Realabiturietnen, die ungefähr denen der Untertertianer des Gymnasiums entsprachen, genügten den Freunden dieser Schulen so wenig, daß man es ziemlich allgemein billigte, als diese Realgymnasien, die allmählich wie die Gymnasien neun Jahreskurse erhalten hatten, das Lateinische um zehn Stunden höher ansetzen mußten. Auch so ist in dem Ergebnis des Lateinischen noch ein großer Unterschied, aber es ist doch erwiesen, daß ein guter Zögling eines Realgymnasiums, der noch das Gymnasialexamen machen will, in anderthalb Jahren, wenn er sich ausschließlich dem Lateinischen, Griechischen und der alten Geschichte widmet, mit seiner Aufgabe fertig werden kann Der Unterschied des Ergebnisses im Lateinischen kann also nicht so groß sein.

Nun ist es interessant, zu sehen, wie die Schulbehörde von Schritt zu Schritt gedrängt wird, diesen Realgymnasien mehr Bedeutung beizumessen. Nicht als ob die Städte denselben ihre besondre Gunst hätten zuteil werden lassen. Im Gegenteil, die obern Klassen der modernen Schulen waren sehr schwach besucht, und manche Realgymnasien sind in Gymnasien verwandelt worden.

Nein, es lag dieser Entwicklungsgang in der Luft, wie man sagt, besser in der politisch-sozialen Bedeutung derjenigen Klassen, die in unsrer konstitutionellen Gegenwart die erste Stelle einnehmen. Der électeur général, dieser Allerweltsmann, hat nicht studirt und will nicht studiren; er ist aber ein Feind aller Privilegien und verlangt, daß ihm alle Karrieren offen stehen, im Militär- wie im Zivildienst. In der grundlegenden Verfügung von 1859 sieht er mit Unmut, daß die Realgymnasien nur zu denjenigen Karrieren vorbereiten, die keine Universitätsstudien erfordern, daß also die Gymnasien Privilegien haben, die man geradezu als Monopole bezeichnen kann. Das ist „mittelalterlich," ist nicht zu ertragen, sagt er. Der Realabiturient kann, so sieht er, im Militär alles werden, Kriegsminister und kommandirender General, aber er kann nicht Theologie, nicht das Recht, nicht die Medizin, nicht das höhere Lehrfach ergreifen, wie es der gewöhnlichste Gymnasialabiturient kann. Wofür ist er denn von so überwiegender politischer Bedeutung, wenn er den veralteten Anschauungen von dem Werte des Griechischen nicht einen energischen Widerspruch entgegensetzen sollte? Seine Energie, seine Agitation, in der die Reallehrer natürlich die wissenschaftliche Leitung übernahmen, ist denn auch schon mit nicht geringen Erfolgen belohnt worden, der Realabiturient kann schon das Lehrfach in neuern Sprachen und in der Naturwissenschaft und Mathematik auf der Universität betreiben (in ersterm Gebiete bezeichnenderweise mit Beschränkung auf die Anstellung bei Realanstalten). Darin hat also die Behörde schon der Richtung der Zeit nachgegeben. Sie wollte auch noch weiter gehen und den Realabiturienten das Studium der Medizin gestatten. Da legten die Professoren der Medizin und auch die Gesellschaften der Ärzte in der Mehrzahl ihre Stimmen dagegen in die Wagschale. Man thut am besten, die Gründe für und gegen zu übergehen, sofern sie sich auf die verschiedne Vorbildung zu diesem Berufe beziehen; denn diese Gründe kommen überhaupt nicht in Betracht. Es ist bei gleichbleibender Energie des „allgemeinen Wählers," bei dem Einfluß von Parlament und Abgeordnetenhaus auf die Verwaltung nur eine Frage der Zeit, daß die Medizin den Ungriechen eröffnet wird. Die Bochumer Generalversammlung ist voll der besten Hoffnungen nicht bloß in diesem nächsten Punkte, sondern überhaupt für die Aufhebung aller Privilegien des Gymnasiums. Auf S. 13 des Berichts trägt ein Gymnasialdirektor vor: „Ich sage, einen Realschüler, den seine Lehrer für reif erklärt haben, einen solchen Schüler soll man ruhig klassische Philologie studiren lassen (also ohne daß er Griechisch getrieben hat). Ebenso halte ich es nur für gerecht, wenn man einen Realschüler auch zum Studium der Theologie zuläßt, überhaupt ihm völlige Gleichberechtigung mit dem Gymnasialschüler zuteil werden läßt." Der Vortragende hatte natürlich auch das Mittel bei der Hand, wodurch eine bisher unzureichende Vorbildung für diese Studien ausreichend gemacht werden soll. Der junge Mensch, der für seine theologischen oder klassisch-philologischen Studien noch etwas nötig hat, was er

nicht kann, wie Griechisch, braucht sich nur dahinter zu setzen, um das nachzuholen, entweder in den Ferien oder in der Studienzeit selbst. Das Griechische spielt dann eine Rolle wie das Hebräische, das man mit einem Semester nachholen zu können glaubt, oder wie das Sanskrit oder das Syrische. Auch wußte der andre Vortragende, ein Realschuldirektor, einen historischen Beweis für die Unerheblichkeit des Griechischen beizubringen. Er hatte nämlich bei Paulsen einen Satz einer von Melanchthon herrührenden Schulordnung gefunden (von 1528), wonach das Griechische darin nicht vorkommt und sogar das Neue Testament in lateinischer Sprache gelesen werden soll, um nicht „die armen Kinder mit solcher Mannichfaltigkeit zu beschweren, die nicht allein unfruchtbar, sondern auch schädlich ist." Er stellt fest, daß das Griechische noch lange nach der Reformation meist auf die zwei obern Klassen beschränkt war und nur auf die Lesung und Erklärung des Neuen Testaments abzielte. Wenn er in so hübscher Weise die Reformatoren für die Vereinfachung der heutigen Schulen verwerten will, so kann er in der Richtung noch manches gute finden, denn Melanchthon scheint das Französische und Englische und manches andre garnicht getrieben zu haben, und Luther ist so weitherzig, daß er die städtischen Volksschulen nur anweist, die Knaben täglich zwei Stunden, die Mägdlein wenigstens eine Stunde zu unterrichten. Wie einfach würde sich nach dem Vorbilde der Reformatoren in höhern und niedern Schulen der Unterricht gestalten, wie wenig Überbürdung und Kurzsichtigkeit würde es geben, wie gering würde die Belastung des städtischen Haushalts mit Schulausgaben sein! Man thut solchen Gründen Unrecht, wenn man sie ernst nimmt. Der einzige, aber zureichende Grund liegt im Geiste der Zeit. Man kann diesem Geiste sich widersetzen; es ist unter Umständen Pflicht, es zu thun, aber es ist immerhin bedenklich, sich für klüger zu halten als seine Zeit. Man kann einzelne Träger einer Zeitrichtung sagen wir als Fanatiker tief verachten, aber es ist damit nichts gewonnen. Es ist gut, einer Zeitrichtung mit Kritik zu folgen, aber daß wir ihr folgen, liegt nicht in unsrer bloßen Willkür, sie reißt uns mit sich fort. Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß Wirkung und Gegenwirkung naturgesetzlich auf einander folgen. Aber zunächst hilft kein Widerstreben.

So ist es auch unnütz, auf die statistischen Gründe einzugehen, mit denen man beweisen will, aus den Prüfungen und Anstellungen der ehemaligen Realschüler in neuern Sprachen, in Mathematik und Naturwissenschaft gehe hervor, daß sie wenigstens ebensoviel, ja Besseres leisteten, als die frühern Gymnasiasten. Die Statistik übt oft auf oberflächliche Geister einen gewissen Zauber aus. So geriet einst ein guter Patriot und Protestant in Entzücken, als er in der Statistik fand, daß am Rhein die Protestanten mehr diensttaugliche Mannschaften stellten als die Katholiken, und viermal soviel als die Juden. Den Grund dafür glaubte er natürlich direkt in der Konfession zu finden. Daß die Sache sehr schwierig ist, wenn man aus statistischen Zahlen etwas ableiten

will, daß es einige Methoden giebt, um sich dabei vor Irrtümern zu schützen, ist natürlich diesen Rechnern nicht unbekannt, aber man setzt sich der guten Sache wegen über dergleichen hinweg, und es ist auch am besten. Denn das ganze Thema ist unfruchtbar auf beiden Seiten. Was soll man denn zum z. B. aus dem Faktum, das von gymnasialer Seite einst angeführt wurde, lernen, daß von mehr als zwanzig englischen Marineoffizieren, die in Odessa gefangen waren, nur ein einziger etwas Französisch verstand? Soll man aus dem Umstande, daß alle diese Offiziere sehr tüchtig waren, den Unwert französischer Bildung ableiten? Es wäre doch zu spaßhaft.

Also, wie gesagt, die Sache ist Angelegenheit des politisch-sozialen modernen Interesses. Die sie betreiben, sind fast nie imstande, sich von dem verhältnismäßigen Bildungswerte der Objekte auch nur eine Idee zu bilden. Es ist überhaupt sehr zweifelhaft, ob die Wissenschaft schon so weit ist, diese Untersuchung mit gutem Gewissen anzustellen. Unsre Psychologie ist in einem sehr kindlichen Zustande, wenn man sich auf ihre pädagogische Anwendung einläßt. Allerdings braucht das nicht so zu bleiben, aber vorläufig ist es so. Und über formale Bildung, über allgemeine Bildung kann man heutzutage, wie auch in Bochum zugegeben wurde, nichts erhebliches sagen. Es geht damit wie mit dem, was man Talent nennt; daß es etwas der Art giebt, ist unzweifelhaft, aber niemand kann uns genauer sagen, was es ist.

Ganz gleichgiltig ist es freilich nicht, ob wir die Resignation, die wir in Bezug auf den Bildungswert der Objekte üben, so oder so erklären. Sagen wir, es gebe einen Unterschied zwischen der Bildung durch Menschliches, Humanistisches, wie Religion, Sprache, Geschichte, und durch Natürliches, wie Naturlehre, Naturkunde und Mathematik, und es sei auch ein andres Bildungsresultat zu erwarten von dem Betriebe des Griechischen und dem des Englischen, aber wir könnten mit unsern Mitteln diese Unterschiede nicht hinlänglich aufklären, so kommen wir wenigstens nicht in die Lage, den Wert eines Bildungsganges nach seiner Zeitdauer abzuschätzen, wie es in Bochum von einem Redner so ziemlich geschah (S. 11) in den Worten: „Also das ist zunächst für mich die Hauptsache, wenn ich an die Berechtigungsfrage herantrete: Welches ist das allgemeinste Moment? und da sage ich, das ist die Zeit, folglich muß ich zunächst sagen, die gleiche Schulzeit an humanistischen Schulen erfordert auch dieselbe Gleichberechtigung." Dieser Maßstab fand lebhaften Beifall. Der Redner führte zwar neben dem Faktor der Zeit des Kursus noch die Methode und die Lehrobjekte auf. Aber davon hat er es nicht für gut gefunden, seinen Zuhörern etwas Verständiges mitzuteilen; der Bericht wenigstens sagt nur, daß in beiden Arten von Schulen die „philologische" Methode herrsche; bei dem Lehrobjekte vollends, wo man etwas ordentliches zu hören wünschte, wird man sehr in seinen Erwartungen getäuscht. Der Redner beginnt damit, zu sagen, daß er, der Philologe, der dreißig Jahre Griechisch getrieben, es noch nicht vermöge, das Griechische so

vom Blatte zu lesen, wie er bei einer unendlich geringern neusprachlichen Bildung ein französisches Buch zu lesen vermöge. Darum giebt er zu, daß eine geistige Übung an einer alten Sprache eine „strengere Übung“ ist, als eine geistige Übung an einer neuern Sprache, wenn dieselbe Lehrmethode befolgt wird. Aber, sagt er, man muß eben die neuern Sprachen anders behandeln, dann erzielt man an den neuern ganz dieselbe Kraft. (Allseitiger lebhafter Beifall.) Man ist nun sehr gespannt, welche neue Methode dies leisten kann. Bisher wollte man den neuern Sprachen auch mehr Bildung abgewinnen. Dr. Mager und Mätzner, in neuerer Zeit Lücking und andre haben nicht ohne Erfolg die Grammatik, Stilistik, Synonymik und Onomatik der französischen Sprache so fein ausgebildet, daß sie im Französischen dieselbe tüchtige logisch-grammatische Schulung zu erzielen hofften, wie sie die antiken Sprachen schon lange bieten konnten. Aber was sagt der Redner in Bochum, um die bildende Methode der modernen Sprachen zu zeichnen, die er im Auge hat? Er verlangt das gerade Gegenteil. Der Lehrer soll „von dem zwölf- oder vierzehnjährigen Schüler verlangen, daß er anfange in dieser Sprache zu sprechen, daß ihm also die Elemente der Sprache jeden Augenblick zu Gebote stehen. Dann ist er der völligen Überzeugung, daß man mit einer solchen Methode dasselbe leisten kann, wie durch die Behandlung der alten Sprachen.“ Dabei steht wieder im Bericht: Lebhafte Zustimmung. Die Zuhörer hatten also mit dem Redner die Meinung, daß das Parliren, die Domestikenmethode, in neuern Sprachen die richtige, schulmäßige sei, durch die sich der Ausfall des Griechischen reichlich decken lasse. Man traut seinen Augen nicht, wenn man so etwas liest.

Es lohnt sich nicht, die Summe der Verkehrtheiten zu ziehen, die sich in diesem Vortrage finden. Aber die merkwürdige Betonung der gleichen Sitzzeit ist ein Zeichen einer noch über die Bourgeoisie hinaus fortgeschrittenen Bildung. Bisher verlangte man nur in sozialdemokratischen Kreisen, wie im Züricher „Sozialdemokrat,“ daß die bloße Arbeitszeit den Lohn bestimme. Wer vermöge einer natürlichen Unfähigkeit des Geistes oder Körpers weniger leiste, sei schon vom Schicksal genug geschlagen; ihm nun auch vonseiten der Menschen weniger Lohn, weniger Berechtigungen zu geben, sei eine grobe Mißhandlung. Das wird also künftig auch zum schulpolitischen Kredo gehören, wenn man mit der Zeit fortschreiten will.

Wir haben gesehen, daß die nächste Absicht der Agitationen auf diesem Gebiete ist, den Realgymnasien und den Gymnasien alten Herkommens dieselben Rechte in Bezug auf die Universität und in Bezug auf alle andern Berechtigungen zu geben. Denn diese Berechtigungen spielen jetzt eine unvergleichlich wichtige Rolle. Einer der Herren sagte, jedenfalls mit Recht, wenn ein Engel vom Himmel käme und eine Schule ohne Berechtigungen gründete, sie würde keine Schüler finden. Das ist das härteste Wort, das man gegen das Staatsschulwesen sagen kann, und eine schwere Anklage der Nation, die man sonst

als eine vorzugsweise ideal gerichtete darstellt. Wir müssen es indes den Agitatoren überlassen, was sie und ihre Hintermänner vorziehen, Beibehaltung aber Gleichmachung der Berechtigungen nach der Kursusdauer, oder Aufhebung aller Berechtigungen. Denn dies System, das in England ja beliebt ist, könnte vielleicht dem Bürgertume und dem Liberalismus zusagen. Jeder Zweig des öffentlichen Dienstes setzt seine Examina fest, ohne zu fragen, wo der Aspirant seine Vorbildung genossen habe und wie lange er dazu nötig gehabt habe zu sitzen. Das ist wenigstens eine diskutable Einrichtung; vielleicht wäre sie die beste, wenn sie sich noch in unsre Bildungspolitik einfügen ließe, was sich in Parlamentskreisen ja leicht herausstellen müßte.

Bis jetzt war immer noch angenommen, nur das Griechische sei gleichgiltig für die Bildung und die Karriere der höhern Jugend. Das Lateinische wurde noch im allgemeinen unentbehrlich gefunden; aber es läßt sich denken, daß derselbe politisch-soziale Gedankengang, der sich von der Pädagogik gänzlich abgelöst hat, noch weiter drängt. Wir haben besonders seit den Annexionen von 1866 mehrere lateinlose Schulen. Sie haben seit 1882 ein festes Regulativ. Sind sie sechsjährig, so heißen sie höhere Bürgerschulen, sind sie siebenjährig, so sind sie Realschulen, und wenn sie neunjährig sind, so sind sie Oberrealschulen. Diese lateinlosen Schulen sind nach vielen die eigentlichen Schulen der Zukunft. In Bochum wurde der Umstand, daß sie bei uns mit Ausnahme von großen Städten nicht recht gedeihen wollen, von den geringen Berechtigungen abgeleitet, die sie bisher haben. Das ist gewiß richtig, besonders die höhere Bürgerschule mit ihrer einzigen, noch dazu verkümmerten Militärberechtigung spielt eine traurige Rolle. Warum man diesen lateinlosen Schulen noch nicht die üblichen Berechtigungen zuerkannt hat, dafür ist der Grund nicht sowohl im Kultusministerium zu suchen; man will diesen Schulen im Gegenteil wohl und denkt in dieselben die Schüler abzuleiten, die doch keine neunjährige Schule durchmachen können, weil es ihnen an Zeit oder an Kraft fehlt. Es wird an dem Umstande liegen, daß in vielen öffentlichen Dienstzweigen die Vorsteher noch das „Vorurteil“ haben, die Bildung durch das Lateinische sei „kein leerer Wahn.“ Aber man wird solchen zurückgebliebnen „Büreaukraten“ schon ein Licht aufstecken. Es giebt ja auch Gründe, die die Unwichtigkeit des Lateinischeu ebensogut zeigen, wie man die gänzliche Entbehrlichkeit des Griechischen längst bewiesen hat. Aber wozu brauchte es der Gründe in einer Sache, die so ganz im Sinne der Zeit liegt, die auf allen Gebieten freie Bewegung, Abthun aller Privilegien, modernen Weltverkehr durch Parliren fremder Sprachen hegt und erstrebt. Was kann die Pädagogik gegen solche Tendenzen machen, selbst wenn die Pädagogen zeigen könnten, was sie nicht können, das Lateinische sei auch noch dem modernen Menschen ein unersetzliches Bildungselement. Also die Agitation wird das nähere schon besorgen. Nämlich — und dies ist die politisch-soziale Höhe des Gedankenganges —:

die lateinlose höhere Bürgerschule von sechs Jahreskursen ist nach diesen Reformern die lange gesuchte Einheitsschule der höhern Bildung, die alle durchmachen müssen, welche höhere Bildung suchen. An diese schließen sich drei abschließende Jahreskurse in zwei Formen. In der einen Reihe ist Latein und Griechisch die Hauptsache, in der andern Mathematik, Naturwissenschaft, moderne Sprachen. Beide Reihen erhalten dieselben Berechtigungen, da die Schüler dieser Oberklassen ja wissen werden, was sie studiren wollen und was sie etwa nachzuholen haben. Man kann also, wenn es möglich ist, in drei Jahren die nötigen Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen zu erzielen — von Fertigkeit wird man ja nicht mehr sprechen dürfen —, die Wahl seines künftigen Berufes bis zum sechzehnten Jahre verschieben, was ja recht gut und wünschenswert wäre. So ist also für alle bestens gesorgt. Eine Idee von dem verstorbnen wackern Direktor Ostendorf, mit den neuern Sprachen allen höhern Unterricht anzufangen, ist so zu einem organischen Bau verarbeitet. Der Gedanke hat seine Schwächen. An sich wäre es zweckmäßiger, wie eine jetzt berühmte Lehre will, mit dem ältesten Elemente, dem Griechischen, und zwar dem ältesten Griechisch, dem Homer, anzufangen und so bis auf das Englische herunterzusteigen. Aber wir haben ja gesehen, wie wenig in diesen Dingen die Pädagogik zu sagen hat, und es giebt ja auch einen berühmten Grundsatz, daß man mit dem „Näherliegenden" anfangen müsse. Und da ist es für ein Kind schon selbstverständlich, daß uns das Französische näher liegt als das Lateinische. Halten wir uns an diese Weisheit! Und ist sie nicht in Norwegen und Dänemark schon zur Wirklichkeit geworden? Ist sie nicht in Frankreich in ähnlicher Weise durchgedrungen? Zwar will der ehemalige Unterrichtsminister Duruy die neue Einrichtung nicht billigen, aber kann es nicht vielleicht daran liegen, daß er Partei ist? Die Sache muß gehen, weil sie eine große politische Idee einschließt.

Und nun zum Schlusse. Es ist immer bedenklich, die Zukunft zu malen, man kann sich wohl auf dieselbe einrichten, aber nicht gut sie ausführlich schildern. Aber nach dem Stande der politischen Agitation wird sich die Sache wohl so gestalten, daß die Regierung

1. die Realgymnasien in allen wissenschaftlichen und praktischen Berechtigungen den alten Gymnasien gleichstellt, das heißt, das Griechische für unnötig erklärt, daß sie
2. die lateinlosen Schulen ebenfalls auf allen Stufen für die praktischen Karrieren den Schulen unter 1. gleich behandelt, sodaß sie dem eigentlichen Bürgerstande dienen. Damit wird denn auch das Lateinische für unwesentlich erklärt, als ein Ornament mehr für exklusive Leute;
3. in weiterer Ferne winkt dann die sechsjährige Einheitsschule mit ihren dreijährigen doppelten Fortsetzungen. Durch das sechsjährige Beieinandersitzen entwickelt sich eine solche innige nationale Einheit, daß sofort die

Parteien sich auf zwei reduziren, die sich bei allen Unterschieden doch gern anerkennen. Die bisherigen Gymnasien und Realgymnasien fallen dann weg, denn die höhere Einheit ist glücklich gefunden.

4. Die Universitäten lösen sich in Seminarien, Laboratorien, Kliniken, Praktica, Museen, kurz in Spezialfächer auf.

Hinter dieser Zukunft ahnen wir schon eine andre. Aber deren Darstellung wollen wir der Zukunft überlassen.



Archäologie und Anschauung.



Es ist jetzt ungefähr zehn bis fünfzehn Jahre her, daß mehr und mehr die Überzeugung sich Bahn gebrochen hat, daß unter den Wissenszweigen, welche das Gymnasium lehrt, auch die Kunst eine wenn auch bescheidne Stelle einzunehmen habe. Lange als Bedürfnis empfunden, oft besprochen und angebahnt, hat der Unterricht in antiker Kunst sich heute in vielen, wenn auch noch lange nicht in allen höhern Lehranstalten ein Plätzchen erobert.

Wer vor zwanzig oder dreißig Jahren und noch früher ein deutsches Gymnasium besuchte, der erfuhr dort, wenn es nicht etwa der Zufall fügte, kein Wort von griechischer Kunst, sah niemals die Abbildung eines alten Kunstwerkes. Ich entsinne mich noch sehr gut, daß ich zum ersten male eine Abbildung der Parthenon-Bildwerke als Tertianer zu Gesicht bekam, weil gerade ein Lehrer eine Vertretungsstunde geben mußte und die gute Idee hatte, diese zum Vorzeigen des Müller-Österleyschen Atlas zu benutzen; von da aber verschwand die griechische Kunst wieder bis zur Universität, und weder sprach der Lehrer der Geschichte, wenn er das perikleische Zeitalter zu behandeln hatte, von Phidias und vom Parthenon, noch fiel es dem Philologen, welcher die Klassiker mit uns traktirte, ein, uns jemals die Gestalten der Götter oder Heroen im Abbild vorzuführen; ja selbst der sonst treffliche Lehrer, der mit uns den Laokoon las, behandelte denselben lediglich aus dem logisch-stilistischen Gesichtspunkte, die Gruppe aber, die den Ausgangspunkt der Schrift bildet, war ihm ebenso gleichgiltig wie alle die andern belehrenden kunsthistorischen Fragen, die sich an die Lessingsche Schrift von selbst anknüpfen lassen.

Das ist jetzt, wie gesagt, besser geworden; ich hoffe es wenigstens, denn aus der Erfahrung kann ich, da ich schon lange außerhalb Deutschlands lebe,

es nicht beurteilen. Immerhin weiß ich, daß man in den Gymnasien darauf bedacht ist, sich kleine Sammlungen guter Photographien nach antiken Bau- und Bildwerken anzulegen, daß die Wandtafeln von Launitz und Hölzl angeschafft werden; und daß Menges sehr brauchbarer Bilderatlas zur Einführung in die antike Kunst (2. Auflage, Leipzig, E. A. Seemann, 1886) schon nach wenigen Jahren in neuer Auflage erschienen ist, darf sicher auch als Beleg dafür gelten, daß er seinen Zweck, ein Hilfsbuch für die Schule zu sein, wirklich erfüllt hat. Mögen diese Hilfsmittel in andern Schulen nun in dieser oder in jener Weise benutzt werden (an Vorschlägen, in welcher Weise man die Kunst im Gymnasialunterricht unterbringen soll, hat es ja nicht gefehlt), mag hier der Geschichtslehrer sie in seinen Unterricht mit hineinziehen, dort der Lehrer der klassischen Sprachen und wieder anderswo der des Deutschen — darauf kommt es nicht an, wenn nur der Gymnasiast, der mit dem Reifezeugnis in der Tasche zur Hochschule abgeht, wenigstens eine Ahnung von dem hat, was griechische Kunst heißt, wenn er nur imstande ist, dorischen und ionischen Stil gründlich zu unterscheiden und mitzusprechen, wenn vom Hermes des Praxiteles oder der Nike des Paionios die Rede ist, und wenn er vor allen Dingen eine Ahnung bekommen hat von der Schönheit und Herrlichkeit der griechischen Kunst.

Um dies Ziel aber wirklich zu erreichen, dazu genügt eine bloße Besprechung, eine mehr oder weniger kurze Behandlung der Hauptpunkte aus der Kunstgeschichte nicht ganz. Was unsern Gymnasiasten und Studenten in den meisten Fällen abgeht und doch zum vollen Erfassen eines Kunstwerkes unerläßlich ist, das ist das Vermögen, die Dinge richtig und mit Verständnis anzuschauen. Über diesen Mangel an Anschauungsvermögen und über die Mittel, die dem abhelfen können, handelt die treffliche Rede des Altmeisters der Archäologie, Heinrich Brunn, auf welche hinzuweisen der Zweck dieser Zeilen ist.*)

Jeder Lehrer der Archäologie, welcher archäologische Übungen hält, hat wohl mehr als einmal die Beobachtung gemacht, von welcher Brunn ausgeht, daß unsre jungen Leute den Formen eines Bildwerkes nicht entfernt dasselbe Verständnis entgegenbringen wie dem Texte eines Autors. Für diesen sind sie durch grammatischen und syntaktischen Unterricht hinlänglich vorbereitet und geschult, für die Anschauung des Bildwerkes garnicht. Läßt man irgendein Bildwerk, etwa ein einfaches Vasenbild mit mehreren Figuren, beschreiben, so kann man es oft erleben, daß eine weibliche Figur als männlich bezeichnet wird, daß deutlich gekennzeichnete Situationen total mißverstanden werden, daß wichtige Umstände nicht in die Beschreibung aufgenommen werden, weil der

*) Archäologie und Anschauung. Rede an die Studirenden beim Antritte des Rektorates der Ludwig-Maximilians-Universität, gehalten am 21. November 1885 von Dr. Heinrich von Brunn. München, 1885.

Beschreibende sie garnicht bemerkt hat oder für nebensächlich hält. Ich rede dabei noch garnicht von stilistischen Merkmalen, zu deren Erkennung ja schon ein geübteres Auge gehört. Dies wird natürlich mit der Zeit besser, aber doch nur bei denen, die an solchen Übungen teilnehmen, und das ist doch immer nur eine verhältnismäßig kleine Zahl. Die große Menge der Gebildeten aber, welche sich nicht aus Beruf oder Neigung mit kunsthistorischen Studien beschäftigen, nimmt den Kunstwerken gegenüber ihr ganzes Leben hindurch jenen Standpunkt ein, wie die genannten Anfänger; und die oft so schiefen Kunsturteile, die man aus dem Munde von Laien hört, ja die große Begeisterung, welche das große Publikum häufig für Künstler empfindet, von denen der Kunstverständige nichts wissen will, das Übersehen der ärgsten Verzeichnungen über blendendem Kolorit oder einer auseinanderfallenden Komposition über geschickt angelegten Einzelheiten u. dergl. m. — alles das geht schließlich mehr oder weniger darauf zurück, daß in der Ausbildung der Schule gerade die Anschauung am wenigsten geübt zu werden pflegt.

Brunn macht nun verschiedne beachtenswerte Vorschläge, wie diesem Mangel im Unterrichte abzuhelfen sei. Er weist zunächst auf den mathematischen Unterricht hin, dessen Aufgabe es ist, die Anschauung zu wecken und auszubilden, indem er vornehmlich an Modellen und gewissen Hauptformen der Körper ihre Entstehung, die Gesetze der Flächenbildung u. a. m. darlegt. Nach dieser Richtung geschieht im allgemeinen zu wenig auf unsern Gymnasien (von den Realschulen, auf denen es in dieser Hinsicht besser sein mag, kann ich hier nicht reden). Ich habe Schüler gekannt, welche sich mühsam Stereometrie einpaukten und schließlich auch erlernten, aber niemals eine stereometrische Zeichnung auf der Tafel wirklich als Körper sahen; man hatte ihnen aber auch nie das Modell eines solchen Körpers in Wirklichkeit gezeigt! In dieser Hinsicht könnte eine in Zürich bestehende Privatunterrichtsanstalt (von F. Beust in Hottingen bei Zürich) als Muster dienen. Schon von den untern Klassen an lernen hier die Schüler selbst stereometrische Körper aus Pappe herstellen, anfangs einfache: Würfel, Pyramiden, Kegel u. s. w., dann aber fortschreitend schwerere, bis zu den kompliziertesten Polyedern und sonstigen Formen, die dann wieder in Teile zerlegbar hergestellt werden, sodaß die Arbeit an einem solchen Körper niemals ein mechanisches Kleistern, sondern zugleich ein klares Erkennen der Grundformen ist. Alle diese Körper werden dann auch von dem Schüler wieder nach Flächeninhalt und Volumen berechnet, sodaß die mathematische Schulung eng mit der Anschauung verbunden ist. Ich glaube, daß dieser Unterricht gerade jenen Ansprüchen, welche Brunn stellt, durchaus genügen würde, und möchte Nachahmung desselben empfehlen; freilich hat man in Deutschland in der Regel im Vorschulunterrichte nicht so viel Zeit übrig wie bei uns in der Schweiz, und das Pappen von Körpern dürfte manchen Lehrern als eine verächtliche Spielerei erscheinen, während es nichts weniger als eine solche ist.

Ein zweiter Mangel an unsern Gymnasien, auf welchen Brunn hinweist, ist die ungenügende Ausbildung im Zeichnen. Hier geschieht in der That viel zu wenig. Das Zeichnen ist freilich eine Kunst, zu deren erfolgreicher Ausübung jemand Talent mitbringen muß, und die Mehrzahl der Menschen entbehrt dieser Anlage; aber so viel könnte durch geeigneten Unterricht jedem, selbst dem ungeschicktesten Menschen, beigebracht werden, daß er imstande wäre, ein nicht zu schwieriges Objekt wiederzugeben, wohlverstanden nach der Natur, nicht nach einer Vorzeichnung; denn das ist es ja gerade, was geübt werden soll. „Der Gymnasialunterricht im Zeichnen, sagt Brunn, soll nicht eine Vorschule für den künftigen Künstler sein, nicht einmal für ein geschicktes Dilettantentum; er soll vielmehr auf die Ausbildung des Auges und damit auf das Verständnis der Form hinwirken, und indem es sich dabei gerade wie bei der Mathematik um Linien und Flächen und ihre Verbindung zu körperlichen Formen handelt, so soll auch das Zeichnen auf seiner ersten Stufe diese planimetrischen und stereometrischen Grundlagen ausdrücklich betonen: es soll einen überwiegend konstruktiven Charakter tragen." Mit der Zeit kann ja auch hier weiter fortgeschritten werden, so weit es bei jedem die Anlage erlaubt; aber ein gewisses technisches Können müßte sich jeder Schüler auf dem Gymnasium zu erwerben die Gelegenheit haben. Es lernen Tausende und aber Tausende, welche nicht das geringste musikalische Talent, ja nicht einmal Gehör haben, Klavier spielen und bereiten damit lediglich ihren Mitmenschen Mißvergnügen und sich selbst keine Freude; daß die gleiche Zeit unendlich besser und nützlicher angewandt wäre, wenn man sie einem methodischen Zeichenunterrichte widmete, daran scheint niemand zu denken. Um wieviel aber das Verständnis der künstlerischen Formen wächst, wenn jemand selbst die Gesetze der Perspektive kennt und anwenden kann, wenn er mit dem Stifte den Linien eines Kunstwerkes im allgemeinen zu folgen vermag, das bedarf wohl keiner besondern Darlegung.

Freilich müßte der Zeichenunterricht auf den Gymnasien, wenn er wirklich ersprießlich sein soll, so viel als möglich aus der Hand der Fachlehrer in die der Gymnasiallehrer übergehen. Die Zeichenlehrer vom Fach pflegen sich mit Vorliebe denjenigen Schülern zu widmen, die Anlage für das Zeichnen haben und die sie weiterbringen können, die übrigen aber zu vernachlässigen; zudem ist es eine bekannte Thatsache, daß es bei ihnen meist mit der Disziplin hapert, worunter der Unterricht natürlich leiden muß.

Daß, worauf Brunn ebenfalls hinweist, auch der Lehrer des Deutschen vielfach Gelegenheit hat, durch Übung im Beschreiben die Anschauung zu fördern, liegt auf der Hand. Was man da auf den untern Stufen „Anschauungsunterricht" nennt, sollte, nur in entsprechend fortschreitender Weise, auch auf höhern Stufen noch fortgesetzt werden. Beschreibende Aufsätze, wie die Beschreibung eines Gemäldes, die Schilderung einer Landschaft u. dergl., sollten

häufiger aufgegeben werden, als es für gewöhnlich der Fall ist. Auch der Lehrer der Naturwissenschaften ist in der Lage, in dieser Richtung die Anschauung zu fördern, wenn er auf scharfe und genau beobachtende Beschreibung der besprochenen Pflanzen, Tiere u. s. w. hält.

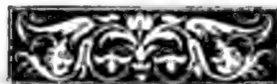
Wenn schließlich Brunn auf die archäologische Vorbildung des Lehrers zu sprechen kommt, wodurch derselbe erst in den Stand gesetzt wird, von den sichern Resultaten archäologischer Forschung das zu verwerten, was den Unterricht durch das Mittel der Anschauung zu unterstützen, zu erleichtern, zu beleben vermag, so befindet er sich da in der glücklichen Lage, daß durch seinen Einfluß die Archäologie in Baiern ein obligatorischer Gegenstand des Examens für das höhere Lehrfach geworden ist. Außer in Baiern ist das aber (meines Wissens) noch nirgends der Fall. Man hat zwar jetzt fast an jeder Universität einen archäologischen Lehrstuhl; aber die Gleichberechtigung mit den andern philologischen Disziplinen hat sich die Archäologie dadurch noch lange nicht errungen. Man prüft den klassischen Philologen im Staatsexamen in Altertümern und Literatur, in Grammatik und Metrik, in Geschichte und Geographie, kurz, auf allen Gebieten des antiken Lebens, nur ob er von der alten Kunst etwas weiß, darnach fragt man ihn nur, wenn er es ausdrücklich wünscht. Und dafür, daß die meisten Examinanden diesen Wunsch nicht zu erkennen geben, dafür ist hinlänglich gesorgt, da die Philologie ja noch immer eins der beliebtesten Brotstudien ist und es unter den Philologiestudirenden immer eine sehr große Zahl von solchen giebt, welche vom ersten Kolleg an nur auf das den Abschluß bildende Examen denken und lediglich nur das hören, was ihnen dabei einmal von Nutzen sein kann. Archäologische Vorlesungen werden dabei als nicht notwendig betrachtet, ja man kann es erleben, daß Studenten sich geniren, archäologische Übungen zu besuchen, weil sie sich von vornherein einbilden, sie „verstünden das nicht“ — ganz abgesehen von der Besorgnis, es könnten ihnen da gar besondre Arbeitsleistungen zugemutet werden. Wie sollen sich nun, unter so bewandten Umständen, die Gymnasiallehrer die notwendige archäologische Bildung erwerben, um jenen Wünschen nach Berücksichtigung der alten Kunst im Unterricht, nach richtiger und methodischer Anleitung zum Erkennen und Beurteilen von Bildwerken, gerecht zu werden? Mögen auch viele das auf der Universität versäumte später privatim nachholen, so meine ich doch, daß diejenigen, welche für die Kunst eine Stelle in der Gymnasialbildung fordern, auch die weitere Konsequenz daraus ziehen sollten, daß die Archäologie auch im philologischen Examen einen Platz haben muß.

Damit man nun aber nicht glaube, daß die Anregungen und Vorschläge, welche Brunn zum Gegenstande seiner Rektoratsrede gemacht hat, bloß einer kunsthistorischen Ausbildung der Gymnasiasten, welche gar mancher für entbehrlich halten wird, zu Gute kämen, setze ich zum Schlusse die Worte hierher, mit welchen Brunn auf die auch auf weitere Gebiete menschlicher Thätigkeit sich

erstreckende Bedeutung einer Vorbildung, wie er sie erstrebt, aufmerksam macht. „Diese Vorbildung, sagt er, wie sie hier gefordert wurde zu Nutz und Frommen der Archäologie, in welcher Wissenschaft, ja in welcher Lebensstellung kann sie überhaupt entbehrt werden? Zunächst alle naturwissenschaftlichen Disziplinen: gehen sie nicht aus von der sichtbaren Gestalt des Steines, der Pflanze, des Tieres? Und der angehende Mediziner, soll er sich nicht Rechenschaft geben von der Gestalt eines Knochens, von dem Gefüge eines Muskelgebildes und weiter von dem gesamten lebendigen Organismus? Nicht weniger ist aber auch unser geistiges Wesen durch tausend Fäden mit der äußern Erscheinung, mit seinen physischen Grundlagen verknüpft, sodaß, um nur eine Spitze wissenschaftlicher Entwicklung zu berühren, neben der Psychologie eine Psychophysik Anerkennung zu fordern begonnen hat. Also auch der Arzt am Krankenbett, der Jurist als Richter, der Theologe als Seelsorger, alle müssen sie die Hilfe des Auges in Anspruch nehmen und bedürfen daher der Übung im Sehen und Beobachten. So wird die Schule, wenn sie der Pflege des Anschauungsvermögens eine erhöhte Sorgfalt widmet, nicht bloß mit der Wissenschaft, sondern auch mit den verschiedensten Kreisen des Lebens nähere Fühlung gewinnen."

Möchten diese Mahnungen des berühmten Gelehrten an der Stelle, an die sie gerichtet sind, die Beachtung finden, welche sie verdienen.

Zürich. Hugo Blümner.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

14.



Ich habe mir das Wort erbeten, um über das Branntweinmonopol zu sprechen, ich brauche kaum hinzuzusetzen, daß das heißt: gegen. Das Gesetz ist eine Regierungsvorlage, und dies genügt für einen wahren Volksvertreter, es zu verwerfen. Allein ich habe nicht nur diesen Grund, sondern noch so viele, daß die Aufzählung aller mehr Zeit in Anspruch nehmen würde, als ich der hohen Versammlung zu rauben gewohnt bin. Daher werde ich mich auf die wichtigsten Argumente beschränken. Kaum jemals ist uns ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, welcher so schlagend den Beweis führte, daß das ganze Sinnen und Trachten der Re-

gierung darauf gerichtet ist, die Volksfreiheit zu untergraben. Es ist ihre offenkundige, ja ihre offen eingestandne Absicht, durch das Monopol die Einnahmen des Reiches mit den Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen, und was, wenn das gelingen sollte, dann aus dem Parlamentarismus werden würde, das, meine Herren, sagt sich jeder von Ihnen selbst. Somit nötigt uns der Selbsterhaltungstrieb, jeden Vorschlag abzulehnen, welcher unsre Finanzen in Ordnung zu bringen droht. Aber damit nicht genug! Auch solche Überschüsse erwartet man, und würde man auch ohne Zweifel erzielen, daß in der verderblichen Sozialreform energisch weitergegangen werden könnte. Gegen die Sozialreform sind wir aber keineswegs nur, weil sie mit unsrer Doktrin in Widerspruch steht; nein, uns leitet ein höheres, ein ethisches Motiv. Diese sogenannte Reform zielt bekanntlich darauf ab, jeder Arbeit einen entsprechenden Lohn zu sichern, auch den untersten Schichten der Bevölkerung die Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins zu gewähren, die jetzt mit ihrem Geschicke unzufriednen zu befriedigen, falls sie überhaupt vernünftige Menschen sind. Dazu dürfen wir nie und nimmer die Hand bieten. Denn was wäre die unausbleibliche Folge? Die mit ihrem Loose zufriednen würden vertrauensvoll die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten denen überlassen, welchen sie jenen Zustand verdankten, sie würden ihrem Gewerbe nachgehen oder ihren Kohl pflanzen, ohne darnach zu fragen, was wir dazu sagen, sie würden uns sogar die Gelegenheit nehmen, etwas zu sagen, weil sie keinen von uns wählen würden. Die verblendeten Menschen sehen zwar gewöhnlich nicht ein, daß das größte Unglück, welches ihnen begegnen kann, die Zufriedenheit ist. Wenn sie ihr Brot haben und es in Sicherheit und Ruhe verzehren können, so ist's ihnen einerlei, in welchen Fristen gewählt und ob das Budget alljährlich oder für zwei Jahre beraten wird. Und darauf spekulirt diese Regierung! Aber noch sind wir da, noch wachen wir, um unserm armen, gemißhandelten Volke die heilsame Unzufriedenheit zu erhalten.

Ziehen Sie weiter in Betracht, wie viele Bürger polnisch-jüdischer Nationalität sich mit voller Hingebung dem Berufe weihen, dem Volke den nötigen Spiritus einzuflößen, und daß diesen das Handwerk gelegt oder doch erschwert werden soll, so werden Sie nicht umhin können, diesen Gesetzentwurf als ein schmähliches Attentat auf die besten, edelsten Kräfte der deutschen Nation zu erkennen.

Indessen wollen wir von alledem absehen, damit nicht etwa von Übelwollenden uns vorgeworfen werden könne, wir trieben Interessenpolitik. Ich brauche nur ein Wort auszusprechen, um den Anschlag der Regierung in seiner ganzen Schwärze zu enthüllen: auch die Schnapsfreiheit soll uns geraubt, das Scheidewasser des armen Mannes soll verdrängt, der Fusel geächtet werden! Dahin ist es in Deutschland gekommen! Meine Herren, ich muß es Beredteren überlassen, zu schildern, mit glühenden Farben zu malen die tiefe Erniedrigung

Deutschlands. Ich bin kein Mann des Pathos und der Phrase, mir stehen nur schlichte Worte patriotischer Bekümmernis zu Gebote. Und so sage ich Ihnen einfach und kunstlos: Das Scheusal der Reaktion schleicht unhörbar von allen Seiten an uns heran, fletscht klirrend die Zähne und stößt aus bluttriefendem Rachen gellendes Geheul hervor. Jede Freiheit zertrampelt und verschlingt das Ungeheuer, um mit dem Polizeistaate, dem Militarismus und der Frömmelei wüste Orgien zu feiern. Oder kann noch von Freiheit der Presse gesprochen werden, wo der Staatsanwalt auf jede Beleidigung einer Behörde fahndet? Von einem Versammlungsrechte, wo jedem Redner, der ganz bescheiden zum Untergraben der Fundamente des Staates auffordert, sofort das Wort entzogen wird? Von persönlicher Freiheit, wo unmündige Greise ausgewiesen werden aus keinem andern Grunde, als weil sie, wie wir aus den Mitteilungen der Herren Möller, Windthorst und Jazdzewski entnehmen konnten, jüdisch-katholische Polen sind? Von einem Wahlrechte, wo man russische Unterthanen verhindert, ihrer Hinneigung zu Deutschland durch Stimmenabgabe für Herren Rickert Ausdruck zu geben? Tief gesunken ist das Ansehen Deutschlands in der Welt und würde nicht mehr tiefer sinken können, wenn nicht dann und wann eine große Staatsrede eines unsrer zukünftigen Reichskanzler, der Herren Richter, Bamberger, Rickert u. s. w., es wieder kreditfähig machte. Sämtliche Cohns und Levys, sämtliche Frankfurters und Goldsteins der ganzen europäischen Presse schlagen bereits die Hände über dem Kopfe zusammen und rufen Wehe über unsre Barbarei. Mit Recht sprechen sie: „Haben wir darum andre Leute ihr Blut verspritzen lassen für die Einheit Deutschlands? Haben wir darum Bismarck an jedem Morgen zugeflüstert, wie er die Pläne der Gegner zunichte machen könne? Haben wir darum seine Maßregeln, die nicht mit unserm Rate in Einklang waren, dennoch gebilligt, sobald der Erfolg ihm Recht gegeben hatte? Ein Palästina sollte das neue Reich werden, ein Land nämlich, wo Milch und Honig und Geschäft fließt; statt dessen ist es eine Zwingburg geworden im Stile jenes Mittelalters, welches wir aus den wissenschaftlichen Werken von Spieß, Cramer und Adolf Streckfuß so gründlich kennen. Wir schütteln den Staub von unsern Füßen und rufen Wehe über Deutschland!“

So urteilt die Mitwelt, und was wird einst die Nachwelt sagen! Aber, ich wiederhole es, noch sind wir da, und wir, z. B. die Herren Liebknecht, Richter und ich, bedeuten etwas mehr als der Reichskanzler. Bildet er sich etwas auf seine Thaten ein, so sind wir mit besserm Rechte stolz auf das, was wir einmal thun werden. Ihm gehört die Vergangenheit, für welche bekanntlich der Handelsmann nichts giebt, uns die Zukunft. Wie viel Monat a dato der Wechsel honorirt werden wird, das kann ich im Augenblicke noch nicht sagen, und für alle Fälle halte ich mir die Prolongation frei. Jetzt aber scharen wir uns um die Ideale unsrer Jugend und decken sie mit unsern Leibern! Mag

die Welt im Materialismus und Byzantinismus versinken, wir halten die Standarte der Freiheit hoch und lassen uns nicht das letzte, höchste Gut noch rauben — die Schnapsfreiheit!

Sie fragen, was wir denn an Stelle des Branntweinmonopols vorschlagen würden. Aber wie oft soll denn wiederholt werden, daß wir nicht dazu da sind, den Herren Ministern Ideen zu liefern. Unsre Sache ist es, nein zu sagen, und das thun wir. Außerdem habe ich bereits auseinandergesetzt, daß es uns garnicht einfallen kann, das Reich finanziell unabhängig zu machen. Also zerbrechen Sie sich nicht weiter den Kopf, meine Herren Staatssekretäre und Bundesbevollmächtigten, wir würden alles verwerfen, was Sie aussinnen mögen. Und wenn Sie sich darüber ärgern: des Beifalls des Herrn Deroulède sind wir gewiß!

Da ich eben das Wort habe, will ich mir noch erlauben, den Antrag auf Bestrafung des Arbeitgebers, der einem Arbeiter wegen der Stimmenabgabe bei einer Wahl kündigt, aufs wärmste zu begrüßen, aber auch gleich auf einige Mängel desselben hinzuweisen. Wie er jetzt lautet, ist er zu weit und zu eng. Darnach verfiele z. B. auch ein fortschrittlicher und ein ultramontaner Fabrikant der Strafe, wenn sie Arbeiter entließen, weil sie national gestimmt hätten, und das werden Sie doch nicht wollen. Auf der andern Seite würde sich das Gesetz leicht umgehen lassen. Wie wollen Sie dem Arbeitgeber beweisen, daß er gerade deswegen kündigt, wenn er es nicht ausdrücklich sagt? Durchblicken lassen kann er es trotzdem und so seinen Zweck doch und ungestraft erreichen. Deshalb schlage ich vor, das Gesetz ganz kurz so zu fassen:

„Einziger Paragraph. Wer einem Arbeiter, welcher zu einer der oppositionellen Parteien hält, vor, während oder nach einer Wahl kündigt, wird mit Zuchthausstrafe nicht unter zehn Jahren bestraft."

Da giebt es keine Hinterthür, keine Ausrede, und zugleich ist ein viel entschiednerer Schritt zur Lösung der sozialen Frage gethan, als durch die ganze Sozialreform. Der radikale und der ultramontane Arbeiter ist für sein Leben versorgt und doch dabei völlig unabhängig, ein freier Mann, braucht nicht seiner Manneswürde dadurch etwas zu vergeben, daß er durch Fleiß und gute Sitten um die Gunst seiner Vorgesetzten buhlt. Und auf die übrigen kommt es natürlich nicht an.





Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

ie weite Halle war jetzt beinahe leer geworden. Auf der Erhöhung saßen nur noch die beiden Freunde, im untern Raume die wunderlichen Zecher zunächst dem Eingange, welche einen dichten Kreis um den Barfüßermönch geschlossen hatten, und seitwärts einige wenige von Bartolomeos alten Schiffsgenossen. Die Lichter waren zum größten Teile von dem geschäftigen José ausgelöscht, nur auf den noch besetzten Tischen und auf dem, den die Spanier vorhin verlassen hatten, flackerten noch einige Kerzen. Durch das offne Thor schwoll die Nachtluft mit frischerem Zuge herein und zerstreute die Dünste des Weines. Camoëns atmete tief auf und sah sich dann mit einem verwunderten Blicke in dem großen, leeren Raume um, er las in Barretos Gesicht die Aufforderung, sein Schweigen zu brechen, und hub endlich widerstrebend an:

Fühlt Ihr nicht auch, Manuel, daß wir so wenig Herren unsrer Erinnerungen wie unsers Schicksals sind? Die hellsten Sterne in unsrer Brust steigen zu Zeiten und an Orten wieder empor, wo wir ihrer kaum froh werden können. Ich habe in den Mondnächten zu Goa, als wir aus Palmengärten auf das endlose Meer hinaussahen, die Lippen gegen Euch geschlossen und muß sie nun unter dem Dach dieser Schenke öffnen! Ihr sagtet ganz recht — Catarina Atayde hieß sie, die mir das reinste Glück und das bitterste Leid vergangner Tage gebracht hat, und Ihr wußtet, als Ihr den teuern Namen aussprācht, auch schon, warum die heiße Liebe des armen Hofjunkers zur Tochter eines großen Hauses, eines der wenigen, die an den Schätzen Indiens fürstlich reich geworden sind, zu der jugendlich schönen Ehrendame, welche dem Könige, Dom Joao, selbst wohl gefiel, nur ein kurzer Traum mit schlimmem Erwachen sein konnte! Mein Herz und die heilige Kirche haben mich meist vor ketzerischen Gedanken behütet; doch der Frage, warum unsre Verdammnis dadurch erhöht worden sei, daß der

Mensch die Abgründe nicht erkennt, die ihn vom Menschen scheiden, entschlug ich mich nie! Ich weiß nicht, ob Raben und Sperber dem Schicksal grollen, nicht Falken und Aare zu sein, aber wenigstens ward ihnen der Trieb nicht in die Brust gelegt, sich mit Adlerweibchen zu paaren und sich in ewig unstillbarer Sehnsucht zu verzehren. Bei fünfundzwanzig Jahren fliegen unsre Wallungen und Wünsche weit über die Mauern hinweg, an denen man sich das Hirn zerschmettern soll. Mit mir war es nicht anders, und da ich das Flügelpferd ritt, dünkte mich jedes Hindernis vollends ein Spott, und ich wähnte eigens deshalb im Königsschloß Aufnahme gefunden zu haben, um das Herz der schönen Catarina mit meinen Sonetten zu bestürmen. Das war Jugendwahn — Jugendeitelkeit, doch meine ich noch heute, Gott müsse die Kraft, die er meinen stammelnden Worten und Reimen versagte, in meine Augen gelegt haben, denn die Holdselige neigte sich mir zu und wußte mir, obschon von tausend lauernden Blicken umspäht, dennoch zu zeigen, daß sie meiner Sehnsucht, meiner stumm beredten Huldigung nicht zürne. Ihr wißt, wie ungestüm junge Herzen schlagen, wenn sie nur durch Pflicht und Zwang getrennt sind, und Ihr erlaßt mir die Erzählung, wie wir selbst im Palast von Belem uns fanden, als wären seine Prachtgärten freie Fluren. Mein Mund hat in beglückter Stunde auf Catarinas Munde geruht, mein Herz an ihrem Herzen geschlagen — mehr nicht, mehr nicht, Senhor Manuel, und schon das war zuviel! Wohl hat mich die Erinnerung an jene Stunden aufrecht erhalten, als ich in der Verbannung zu Macao, in weltferner Öde und bittrer Armut mich fragte, warum mir edles Blut, hochstrebender Sinn und die Glut der Dichtung verliehen worden seien? Ach, in tausend Nächten, in denen ich versucht war, Hand an mich zu legen oder Gottes dunkeln Ratschluß zu lästern, trat Catarinas Bild in all seiner Reinheit und Schöne vor mich und mahnte mich, daß ihre Liebe mir mehr gegeben habe, als ich je verdient. Ich hielt mich an der Erinnerung aufrecht, die mir kein schlimmes Geschick entreißen konnte, doch fragte ich mich stets zugleich, ob es nicht besser gewesen wäre, daß Catarina mich niemals erblickt hätte. Was uns für immer trennte, sah alltäglich genug aus: unsre Neigung wurde verraten, oder wir verrieten sie selbst. Eine kurze Haft für mich — nur vierundzwanzig Stunden, Manuel! — ein Befehl des erzürnten Königs, der mich nach Santarem wies, eine zweimonatliche Einschließung Catarinas in das adliche Kloster Senora de Necessidades, ein königlicher Rat, mich dem nächsten Seezuge gegen Marokko anzuschließen, wenn ich je wieder die Gunst des Herrschers erlangen wolle, dann ein strenges Gebot, mich jedes Versuchs zu enthalten, das edle Fräulein de Atayde zu sehen oder ihr eine Botschaft zu senden — dies reichte hin, uns für immer zu trennen! Als ich aus dem Hospital zurückkehrte, wo ich nach dem Seetreffen von Ceuta monatelang an jener Wunde darnieder gelegen hatte, die mich ein Auge kostete, da war Catarina auf ein einsames Landgut ihrer Familie in den Bergen von Beira geschickt.

Ich brauche Euch nicht zu sagen, daß mich keines Königs Befehl abhalten konnte, nach ihr zu forschen und zu suchen. In heißer Sommerglut und in allerhand Verkleidungen durchstreifte ich das Gebirge, zog wochenlang neben gabenheischenden Bettelmönchen von Hof zu Hof, fand und verlor die Spur der Einzigen und ahnte damals nicht, daß ich mehr als einmal an der rechten Stelle vorübergegangen war. Erst Jahre nachher, in Indien, habe ich bedacht, daß die Familie, vielleicht auch der König, mich überwachen ließen und daß ich mich auf jenen traurigen Wanderungen wohl Leuten anvertrauen mußte, die im Solde des Hauses Atayde standen. Enttäuscht, gebrochen, fieberkrank kam ich während der Herbstregen nach Lissabon zurück, und hier erfuhr ich, daß Catarina nach dem Willen der Ihrigen und des Königs mit dem Grafen von Palmeirim verlobt sei. Da überwältigte mich neben meinem heißen Schmerze das Gefühl meiner völligen Ohnmacht, ich sah klar, daß für mich alles vorüber sei und ich der Geliebten wenigstens den Jammer ersparen müsse, mich fernerhin auf ihrem Lebenswege zu sehen. So befahl ich sie allen Heiligen und mich meinem Geschick und schiffte mich nach Goa ein. In Indien drang jahrelang keine Kunde von der unwandelbar Geliebten zu mir — die erste brachte mir ein junger Landsmann, der frisch aus Europa kam, auf die öden Klippen von Macao — es war die Kunde von Catarinas Tode! Gott weiß es, Senhor Manuel, wie tief ich um das junge Leben getrauert habe, und daß ich mein eignes Dasein gern hingegeben hätte, um das ihre zu erhalten. Da Gottes Ratschluß sie abberufen hatte und mich leben ließ, so konnte ich nichts thun, als ihr Thränen weihen und mein armes Leben unter den Schutz der Verklärten stellen. Denn obschon ich nach der Vorschrift unsrer heiligen Kirche für sie betete, wollte es mir nie in den Sinn, daß ich die Makellose, Herrliche wo anders zu suchen hätte als unter den Seligen des Paradieses, und wenn ich an mein eignes Ende dachte, so erfüllte mich nur mit Wehmut, daß meine Sünden mich noch lange, lange von der Wiedervereinigung mit ihrem reinen Geiste trennen mußten! Ich habe die Nächte nicht gezählt, Manuel, die ich der Erinnerung an Catarina Atayde gelebt habe, ich muß nur wünschen, daß ihrer mehr gewesen wären, denn ich habe den Odem Gottes nie lebendiger um mich gefühlt, als wenn ich ohne Bitterkeit, ohne Groll über mein und ihr Geschick die Stunden, die ich mit ihr verbracht — die einzig seligen meines Daseins, Manuel! — still wieder durchlebte. Leider, leider kamen auch Tage und Nächte, in denen ich das empörte Herz nicht bezwang und mein Schicksal verfluchte: daß es mir versagt worden, was ich Hunderttausenden gewährt sah, daß ich mit ungestillter Sehnsucht durch ein verworrenes Leben gehen mußte, an dem meine Seele keinen Anteil nahm. Ich fürchte, Ihr und andre edle Genossen, die ich in Indien gefunden, habt oft genug unter meiner finstern Laune und meinem jäh aufwallenden Blute gelitten, Ihr wußtet nicht, was ich in mir trug und wie schwer ein Mensch sich darein schickt, sein Erdenglück als verloren zu erachten!

Ihr hattet Euer Talent und Euer Werk! sagte Manuel, der bis dahin schweigend, aber teilnehmend Camoëns' Erzählung gelauscht hatte.

Gewiß, ich hatte sie, und mit ihnen hatte mein Leben einen Zweck! rief der Dichter. Ich wäre ohne sie im Abgrunde des Leides versunken oder der schnöden Armut erlegen, die meine Amme war und, weil sie mich gewiegt hatte, nie von meinem Pfade wich! Aber, Freund Manuel, eine Stunde Glück an geliebtem Herzen hätte alle Stunden aufgewogen, in denen mich die Lusiaden über mein dunkles und dürftiges Geschick erheben! Mein Gedicht ist beendet, und ich würde jetzt umsonst versuchen, die einzelnen Tage, an denen ich einen frohen Schauer des Gelingens spürte, wieder wachzurufen. Doch von jenen Tagen und Stunden, in denen ich Catarina geschaut, sie still verehrt habe, meiner und ihrer Liebe gewiß geworden bin, steht jeder Augenblick vor meiner Erinnerung und ich sehe die Geliebte vor mir, als hätte ich sie heute gesehen! Selbst jetzt, selbst hier ist es, als ob das milde Licht ihrer Augen Trost in meine Seele gösse! Dort im Dunkel schwebt ihre Gestalt, ich sehe sie von dem weißen und purpurnen Gewande umwallt, das sie bei unsrer letzten Begegnung im Garten des Schlosses von Cintra trug. Wenn ich morgen die geheiligte Stelle wieder betrete, wird mir Catarinas süßes Gesicht in dem ihrer Tochter wieder aufleben?

Stellt das dem Traumgott anheim, Luis! sagte Barreto. Mich dünkt, wir sollten die Ruhe suchen, die wir verdient haben. Laßt auch die alten Schmerzen, da Ihr sie nicht begraben könnt, wenigstens ruhen. In Almocegema müßt Ihr mir mehr sagen von dem, was Euer Herz erfüllt, obschon ich nun alles weiß, was Ihr gelitten habt, mein armer Freund! Habt Ihr, während wir sprachen, auf das Gesindel dort unten geachtet? Sie sind in Streit geraten und rühren ihre trunknen Zungen immer gewaltiger. Auch Bartolomeo hat ihnen umsonst Frieden geboten, versteht Ihr, warum sie hadern?

Der Wirt kam hastigen Schrittes die Stufen zu der Erhöhung herauf und trat an den Tisch der beiden Freunde, die sich erhoben hatten. Er zeigte mit zorniger Geberde auf die Männer, welche beim Thor seiner Halle saßen und halb wie Landstreicher, halb wie Wallfahrer aussahen. Im Verlauf der letzten Stunde hatten sie mehr als einen Schlauch geleert und während des Trinkens die Köpfe immer dichter zu einander geneigt, obschon sich keiner von den übrigen Gästen um sie zu kümmern schien. Jetzt war ihr Geflüster in ein lautes Gebrüll übergegangen, welches der Kapuziner mit erhobnen Händen und zornigen Blicken umsonst zu dämpfen suchte. Otaz lenkte die Blicke seiner edeln Gäste vor allem auf einen kleinen, hagern Galicier mit eigentümlich vorstehenden Augen und schlichten schwarzen Haaren, die ihm in dichten Strähnen um die Stirn hingen.

Da habe ich ein schönes Gesindel an Bord genommen, sagte er zornig, Spitzbuben, die des Königs Galgen zieren würden, und die irgendein Schelmen-

stück im Schlosse vorhaben! Sie streiten sich darum, wer den König am besten belügen soll. Verstünde ich ihr Zigeunerwälsch besser, so würde ich mit meinem alten Enterhaken dazwischen fahren und das Deck fegen. Hört Ihr, ihr Herren?

Und ich sage noch einmal, daß ich drei Teile von den zehn will! scholl von unten die Stimme des blassen Galiciers, indem der Sprecher die begütigende Hand des Mönches zornig von seiner Schulter schleuderte. Drei Zehnteile, oder Ihr sollt erleben, daß die Engel in mir so stumm bleiben wie die Karpfen des heiligen Antonius! Was — weil Ihr ein Paar Sandalen zerrissen, wollt Ihr mit mir gleich teilen? Drei von Zehn oder ich thue vor König Sebastian das Maul nicht auf, und Ihr könnt mit leerem Beutel heimgehen, auch Ihr, Fray Gerundio!

Habt Ihrs gehört, Senhores? Soll ein Unterthan des allergläubigsten Königs dergleichen unter seinem eignen Dache mit anhören? schrie Otaz. Die Hallunken wollen im Stall übernachten, sie sagten, weil der Herr und Heiland auch im Stroh gelegen habe, aber jetzt glaube ich, weil sie es nur bequem haben wollen, ein paar Pferde oder Maulesel zu stehlen.

Jedenfalls wollen wir nach den unsern sehen, Bartolomeo! versetzte Barreto und gab dem Wirt einen Wink, ihm schweigend zu folgen. Sie stiegen von der Estrade herab, gingen an den Streitenden vorüber, die übrigens bei ihrem Herannahen auf einen Augenblick verstummten. Aber sobald alle drei aus der Thür auf den Hof getreten waren, scholl ihnen wüstes Gezänk, mit frechem Gelächter untermischt, nach. Manuel ergriff Bartolomeo, welcher zurück wollte, beim Arm und sagte ruhig: Du hast die Burschen einmal aufgenommen, vielleicht ists zum Guten. Nimm einen oder den andern von ihnen auf die Seite und suche herauszubringen, was sich für einen guten Zug Wein von solchen Gesellen erfahren läßt. Jetzt zeige uns, wo mein Pferd und Herrn Luis' Maultier herbergen! Und sage mir eins: hast du einen Menschen im Hause oder weißt du einen in Cintra, der beim Tagesanbruch einen Weg für mich thun und darnach schweigen kann, wie du selbst zu schweigen verstehst?

Gewiß, Herr, gewiß! Jayme Leiras, der Matrose auf unsrer Galeere war, ist zuverlässig! Was soll er für Euch thun?

Einen Korb Brot und was du sonst im Hause hast, vor allem auch Früchte und Wein auf die halbe Höhe des Kreuzbergs bringen. Im Hochthal der Mutter aller Gnaden weidet Joana, die Ziegenhirtin, an sie übergiebt er mit einem Gruß von mir und Luis Camoëns die Lebensmittel, im übrigen sieht er nichts und spricht noch weniger! Willst du das auf dich nehmen? Dürfen wir darauf zählen, daß geschieht, was wir wünschen?

Es ist so gut wie geschehen, Herr! erwiederte Otaz. Beim Frühmahl sollt Ihr wissen, daß Jayme Euern Willen gethan hat.

So kommt, Camoëns, und laßt uns nach den Tieren sehen! schloß Barreto, den Ställen zuschreitend. Wenn es jemand der Mühe wert findet, unser Thun

und Laffen hier zu belauschen, so muß er wissen, warum wir unsern Wirt mit in den Hof genommen haben. Dann wollen wir unser Lager aufsuchen. Der Tag war heiß, und wenn mich nicht alles trügt, wird auch der morgende nicht kühler für uns werden!

Drittes Kapittel.

Als Camoëns am folgenden Morgen erwachte, sah er die Thür seines Gemachs nach der Galerie geöffnet, draußen aber an der Steinbrüstung des Ganges lehnte Barreto und schaute in Bartolomeos Gehöft hinab, aus dem allerlei Laute des Lebens heraufdrangen. Mit einem Blicke nahm der Dichter wahr, daß sein Freund, obschon er das gleiche dunkle Gewand trug, wie am Tage zuvor, heute stattlicher geschmückt erschien. Von dem breitkrämpigen Hute wallten krause schwarze Federn, vom Halse hing eine schwere goldne Kette und eine Medaille mit dem Bilde der heiligen Jungfrau auf die Brust, das Schwert steckte in einem kostbaren Gürtel und an den braunledernen Reitstiefeln glänzten goldne Sporen. Camoëns sprang rasch vom Lager empor, auf dem er nach Soldatengewohnheit halb bekleidet geruht hatte, und blickte mit verwundertem Auge auf Barreto, der ihn lächelnd grüßte. Ists so spät, Senhor Manuel? fragte der Erwachte. Ihr seid schon zu einem Ausgange gerüstet?

Ich komme von ihm zurück! antwortete der Gefragte. Wißt Ihr nicht, daß sich früh erheben muß, wer zu einer vertraulichen Unterredung mit unserm jungen Herrn gelangen will? Vor und bei Sonnenaufgang gewährt König Sebastian Audienzen, dann ist er bis zum Abend nicht sichtbar. Ich war im Schloß und drang zu ihm durch, Eure Angelegenheit ist geordnet, Ihr sollt heute am Abend feierlich empfangen werden, und der König wird die Gunst gewähren, die Euch für Euer Werk unentbehrlich dünkt. Dankt mir nicht und laßt uns lieber darauf sinnen, wie wir Euch bei Hof aufführen. Ihr könnt den Laffen ihren Prunk lassen, aber sie dürfen auch nichts über Euch zu lachen haben.

Ich werde es darauf ankommen lassen müssen, versetzte Camoëns, und ein Schatten des Unmuts zog über sein Gesicht. Alle Kostbarkeiten, die ich mein nenne, seht Ihr in meiner Hand, den großen Smaragd in der Agraffe, die mein Wams zusammenhält, hat mir der Maharadscha von Dharwar für Dienste verehrt, die ich ihm mit dem Schwert geleistet. Er muß mein einziger Schmuck bleiben! Neben Euch, mein Freund, werde ich freilich sehr unscheinbar auftreten —

Seid kein Thor, Camoëns! unterbrach ihn Barreto. Ich habe diese Kette und andern Tand in Verwahrung bei Otaz, ich bedarf seiner nur hier, in den seltenen Fällen, in denen ich einmal zu Hof komme — in Almocegema wären die Dinge unnütz. Wie gern teilte ich sie mit Euch zur Hälfte, wüßte ich nicht,

daß Euer Stolz die Annahme solcher Gabe verschmäht. Wohl aber müßt Ihr mir erlauben, daß ich Euch mit Hilfe einiger braven Bürger von Cintra ausstatte, ich stehe noch von Pantschim her in Eurer Schuld, Ihr dürft durchaus nicht trotzen, erinnert Euch nur, ich habe damals aus Eurer Beute die reichsten Gewänder und Seidenstoffe ohne ein Wort der Widerrede angenommen.

Wie vielemale begehrt Ihr denn in Eurer Großmut Eure Schulden zurückzuzahlen, Senhor Manuel? rief Camoëns. Doch Ihr habt mir heute schon einen so großen Dienst geleistet, daß der kleinere daneben kaum in Anschlag kommt — ich füge mich Euerm freundschaftlichen Willen. Jetzt aber sagt mir, da Ihr doch schon ein Stück Tag hinter Euch habt, wißt Ihr auch bereits etwas von droben?

Statt der Antwort trat Barreto vom Steingang in Camoëns Schlafgemach und flüsterte ihm nur ein kurzes: Alles steht gut! zu. Dann fügte er laut hinzu: Wir haben einen langen Morgen vor uns, Freund Luis, erst um sechs Uhr will der König Euch und mich sehen.

Wir thun vorher einen Ritt in die Berge? fragte Camoëns, der den Blick des Freundes nach den Holzwänden, welche die einzelnen Gemächer von einander trennten, wohl verstanden hatte.

Ich denke nicht, Luis! gab Barreto jetzt laut zur Antwort. Wir müssen uns heute in Cintra halten, und bevor Ihr den König sehen könnt, einigen Herren, die um ihn sind, die schuldige Ehrerbietung erweisen. Unsre Freunde in Santa Cruz können wir an jedem andern Tage besuchen, das alte Kloster steht fest, und wir finden es immer wieder.

Camoëns, der sich inzwischen angekleidet hatte, ließ das Gespräch fallen, er begriff jetzt völlig die Meinung Barretos. Der Zufall schien auch die Vorsicht desselben rechtfertigen zu wollen. Denn in dem Augenblicke, wo die beiden Freunde aus der Thür auf den Gang traten, verließen ihre Nachbarn, die Spanier von der Gesandtschaft, ihre Gemächer und schritten der großen Außentreppe zu. Sie grüßten, als sie Barretos und Camoëns' ansichtig wurden, mit zurückhaltender Würde und trugen völlige Gleichgiltigkeit zur Schau, sodaß Camoëns mit halb ungläubiger Miene den ältern Freund hinter den verschwindenden Spaniern dreinmurmeln hörte: Sie wissen alles und fangen alles auf, und wenn Ihr im Traum gesprochen habt, Luis, so ists bei ihnen gebucht! Laßt uns einen Morgentrunk thun und darnach das Freie suchen!

Eine halbe Stunde später verließen Camoëns und Barreto den gastlichen Hof Bartolomeos. Sie schlugen den Weg durch die Hauptstraße des Fleckens nach dem Königspalaste ein, der, an die Bergwand gelehnt, in ernster Pracht auf die Häuser und Gärten von Cintra herabschaute. Die Morgensonne blitzte in den unabsehbaren Fensterreihen des Schlosses und umspielte Säulen und Simse. Camoëns richtete seine Blicke unverwandt nach dem mächtigen Bau und seinen breiten, mit hochstämmigen Laubbäumen bepflanzten Terrassen. So lange war

es her, daß er auf ihnen verweilt hatte, ihm war die Jugend und der beste Teil des Lebens darüber hingegangen, dort oben aber schien alles unverändert! Manuel Barreto sah kaum flüchtig nach dem Schloß und der funkelnden Kuppel über dem Hauptportal hinauf; dafür betrachtete er sorgfältig die Eingangsthüren der Häuser längs der Straße und unterbrach nach einigen Minuten das stumme Hinbrüten seines Begleiters, indem er anhub: Dort drüben wohnt Aranda, der Kaufherr, wie er sich nennt. Er muß Euch bis diesen Nachmittag mit allem Nötigen, vor allem mit einem reichen Gürtel und Wehrgehäng für Eure gute Klinge, auch mit einem Kragen von Brabanter Spitzen versorgen. Sowie wir ihn benachrichtigt haben, führe ich Euch durch das linke Seitenthor des Palastes zu meinem alten Gönner, Portugals bestem Manne, den Portugal leider nicht lange mehr sein nennen wird.

Ihr meint den Marschall des Christusordens, den erlauchten Antonio Pacheco, entgegnete Camoëns ohne Zögern. Er hat noch die glorreichen Tage Albuquerques gesehen und muß fast neunzig Jahre alt sein. Ich habe mich längst gesehnt, seines Anblicks gewürdigt zu werden, und merke nun wohl, daß ich immer tiefer in Eure Schuld geraten soll, Manuel!

Barreto kam zu keiner Erwiederung, denn die morgenstille Straße ward mit einemmale in einer Weise belebt, welche die beiden Männer zwang, aufzumerken. Sie mußten einem Reitertrupp ausweichen, der auf dem Wege von Pena Verda daher kam und dicht vor Arandas stattlichem Hause in den Weg nach San Pedro einlenkte. Ein lärmender, gaffender Haufe von Bettlern, braunen Buben und einzelnen neugierig zuschauenden Bürgern umgab die Reiter, von denen etwa zehn bis zwölf mit dunkeln Gesichtern, buntschimmernden Trachten und mit krummen Schwertern sofort als Mauren zu erkennen waren. In der Mitte der fremden Krieger ritten zwei Neger mit auffallend häßlichen, wulstigen Gesichtern in frauenhaft lange, weiße Gewänder gehüllt, an der Spitze des Trupps aber ein portugiesischer Alguazil und zwei seiner bewaffneten Diener. Der Staub, den die Vorläufer des Zuges und die dichtgedrängten Rosse aufwirbelten, verhüllte nur einen Augenblick lang die Gestalten, Dom Manuel tauschte mit Camoëns einen bedeutsamen Blick und die kurz hingeworfnen Worte: Die Leibwache Emir Mulei Mohammeds, des Marokkaners! setzten ihn unliebsam ins Klare. Der Dichter bemeisterte seine Bewegung so weit, daß nur die größere Blässe seines Gesichts und ein unmutiges Zucken seiner Lippen dem nebenstehenden Freunde verrieten, was er beim Anblick der maurischen Reiter dachte. Senhor Manuel, der sehr ernst nach dem Alguazil hingeblickt hatte, lächelte still in sich hinein, als er den ganzen Trupp und einen guten Teil seines zerlumpten Gefolges ohne Zögern die Straße nach San Pedro einschlagen sah. Die Verfolger waren offenbar ohne alle Spur ihres flüchtigen Wildes, das konnte wenigstens für den Augenblick zur Beruhigung dienen. Sobald sie sich durch die lärmende Menge hindurchgedrängt und die freie Straße wieder ge-

wonnen hatten, sagte Camoëns mit jenem Ungestüm, das von Zeit zu Zeit aus seiner Natur hervorbrach:

Es ist im Grunde Unrecht, daß wir an andres denken als an die Rettung des Mädchens. Ihr seht, Freund Manuel, daß Gefahr im Vorzuge ist, und selbst das Schicksal meines Gedichtes will mir unwichtig erscheinen, wenn ich an das Menschenleben denke, das sich unserm Schutze vertraut hat.

Ihr vergeßt nur, Freund, daß es allein möglich ist, die Maurin zu retten, wenn wir an andres wenigstens zu denken scheinen, entgegnete der Edelmann. Ich verliere die Arme nicht einen Augenblick aus dem Sinne und habe bereits hundert Pläne ersonnen und wieder verworfen, wie wir sie ungesehen nach Almocegema geleiten könnten. Der Himmel wird uns wohl noch erleuchten, für jetzt ist Esmah in guter Sicherheit bei der kleinen Joana; wir aber haben umsomehr Grund, uns Dom Antonio Pacheco vorzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die Praxis des Reichsgerichts in Zivilsachen. Bearbeitet von A. Bolze, Reichsgerichtsrat. 1. Bd. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.

Es ist schon jetzt keine leichte Aufgabe mehr, sich in den zahlreichen zivilrechtlichen Entscheidungen des Reichsgerichts, soweit sie im Drucke vorliegen, zurechtzufinden. Insbesondre der Praktiker, dem es an Zeit fehlt, die gewünschten Urteile aufzusuchen und dann aus ihnen den Kern herauszufinden, ebenso der Geschäftsmann, der schnelle Orientirung sucht, stößt hierbei auf große Schwierigkeiten infolge der chronologischen, systemlosen Aneinanderreihung der einzelnen Urteile in den verschiednen Sammlungen. Der Herausgeber des vorliegenden Buches, der vermöge seiner Stellung als Mitglied des Reichsgerichts vor allen dazu berufen erscheint, hat mit Rücksicht auf die erwähnten Uebelstände eine Art Pandekten des Zivilrechts und Zivilprozesses geschaffen, indem er aus sämtlichen Urteilen der Zivilsenate und Entscheidungen des Reichsgerichts den irgend bemerkenswerten Inhalt in kurzen, klaren Sätzen ausgezogen und in systematischer Ordnung nach den einzelnen Materien zusammengestellt hat, sodaß sich nunmehr jede gesuchte Entscheidung leicht auffinden läßt. In dem vorliegenden ersten Bande sind insgesamt 2195 Entscheidungen auszugsweise wiedergegeben worden. Das mit großer Sorgfalt gearbeitete Werk, von welchem jährlich ein Band erscheinen soll, bedarf nach dem Gesagten keiner besondern Empfehlung, seine Wichtigkeit und Brauchbarkeit liegt auf der Hand.

Leibniz. Von Johann Theodor Merz, Dr. phil. Aus dem Englischen. Heidelberg, G. Weiß, 1886.

Wohl kein Ausländer findet in Deutschland, wenn es auf Lebensbeschreibungen deutscher Geistesheroen ankommt, seit den Arbeiten von Carlyle und Lewes mehr Beachtung als der Engländer. Auch die vorliegende Schrift, welche mit genauer Kenntnis der einschlagenden deutschen Literatur in erster Linie den Philosophen Leibniz behandelt, wird freundliche Aufnahme finden. Auf Veranlassung des Bonner Professors Schaarschmidt ist sie aus dem Englischen geschickt übertragen worden, Schaarschmidt selbst hat die Uebersetzung durchgesehen, und auch Merz hat

sie einer Superrevision unterworfen. Während der erste Teil des Buches einen trefflichen Ueberblick von Leibnizens Leben bringt, giebt der zweite eine knappe, aber lichtvolle Darstellung der Leibnizischen Philosophie; der Ausgangspunkt sind dem Verfasser hier Leibnizens mathematische Studien. Die schöne Unbefangenheit, mit welcher der Verfasser den Streit mit Newton schildert, sei besonders hervorgehoben. Die ziemlich ausführlichen Erläuterungen der politischen Verhältnisse Deutschlands, welche in der englischen Ausgabe am Platze sein mochten, hätten in der Uebersetzung abgekürzt werden können.

Das Schichtbuch. Geschichten von Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig 1292—1514. Erster Band aus: Deutsches Bürgerleben. Alte Chronikenberichte bearbeitet von Ludwig Hänselmann. Braunschweig, Göritz und zu Putlitz, 1886.

Das Bestreben des Verfassers, die Kenntnis des deutschen Bürgerlebens durch zweckmäßige Bearbeitung zeitgenössischer Quellen weitern Kreisen zu vermitteln, verdient volle Anerkennung, zumal wenn die Auswahl des Stoffes und die Art seiner Behandlung so glücklich getroffen werden, wie sie es hier in der That sind. Das Schichtbuch des braunschweigischen Zollschreibers Herman Bothen entwirft ein anschauliches Bild der verschiednen „Schichte,“ d. h. hier der aufrührerischen Vorgänge in der Stadt Braunschweig. Vergleichsweise kurz sind die Aufstände von 1292, 1374 und 1445 behandelt; dagegen ist die sogenannte „Hollandes Schicht“ im Jahre 1488 u. ff., welche der Chronist als thätiger Zeitgenosse erlebte, sehr ausführlich geschildert. Hänselmann liefert nicht eine einfache Uebersetzung dieses Buches, sondern eine freie Bearbeitung, indem er mancherlei Zusätze dem Texte einfügt, manche Stellen in ihm ausläßt oder berichtigt. Er, der als gründlicher Kenner der Geschichte seiner Vaterstadt längst rühmlichst bekannt ist, ist in den Geist und die Ausdrucksweise jener Zeit so eingedrungen, daß das Werk dennoch vollkommen ein einheitliches Gepräge bewahrt hat, ohne daß der große Vorzug, welcher derartigen gleichzeitigen Berichten gegenüber modernen Städtegeschichten durch ihre frische Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit eigen ist, im geringsten beeinträchtigt würde. Wer in das städtische Leben und Treiben, vor allem in die demokratischen Bewegungen des ausgehenden Mittelalters, einen klaren Blick thun will, dem können wir das vorliegende Büchlein, welchem wir bald eine Fortsetzung wünschen, nur warm empfehlen.

Daredjan. Mingrelisches Sittenbild von A. G. von Suttner. Leipzig und München, Otto Heinrichs, 1886.

Man würde diesem Buche zuviel Ehre anthun, wenn man es auch nur als ein Produkt der naturalistischen Schule bezeichnete. Denn wie auch der Wert der Prinzipien derselben sein mag, so sind es doch wenigstens Prinzipien, eine gewisse, wenn auch sehr untergeordnete, künstlerische Absicht, die als solche schon einen höhern Standpunkt den Dingen gegenüber einnimmt, als es der des Autors dieses höchst frivolen Buches ist. Der Naturalist, der sich über den Geschmack der guten Gesellschaft hinwegsetzt und den Schmutz in die Hände nimmt, den jedermann sonst liegen läßt, hat doch diesem Schmutze gegenüber ein gewisses ideales Verhältnis dadurch, daß er sich auf den Standpunkt des Pathologen stellt und die Krankheit, so widerwärtig sie ist, mit seiner sogenannten Wissenschaftlichkeit erkennen und darstellen will; seine Objektivität hebt ihn, für seine Person wenigstens, über den Verdacht der Gemeinheit hinaus. „Daredjan“ aber gehört einfach in die pornographische Literatur. Nichts als die Lüsternheit und die Rohheit werden roh und lüstern geschildert. Dabei ist die Heuchelei des Erzählenden am widerwärtigsten, der sich den Anschein des Sittenmalers giebt, und doch auf nichts andres als die

Lüsternheit knabenhafter Leser spekulirt. Man vergleiche die nun auch deutsch ausgegebene Novelle Leo Tolstois „Die Kosaken“ mit diesem Machwerk und wird finden, wie ein edles Talent die Sinnlichkeit, bei allem Realismus der Darstellung, keusch zu schildern weiß, während in „Daredjan“ nur ein blasirter Roué für seinesgleichen das Wort führt.

Concerte, Componisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre. 1870—1885. [lies: 1884]. Kritiken von Eduard Hanslick. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur, 1886.

Diese Wiener Konzertberichte aus der Feder eines der bedeutendsten, vielleicht des bedeutendsten Musikschriftstellers unsrer Tage verdienen es in vollem Maße, daß sie durch ihre Vereinigung zu einem Buche über die flüchtige Wirkung, die sie bei ihrem ersten Erscheinen in der Wiener Tagespresse geübt haben, hinausgehoben werden; sie verdienen es, von jedem wahren Musikfreunde im Zusammenhange gelesen zu werden, und, was das Beste ist, sie werden das noch nach Jahrzehnten verdienen. Nicht nur daß Hanslick in diesen Kritiken eine Fülle feiner und treffender Bemerkungen über ältere Meister und ihre Werke niedergelegt hat, nicht nur daß er sich geistvoll über eine Anzahl großer, witzig, oft sarkastisch über eine Anzahl kleiner Virtuosen unsrer Zeit ausspricht; was uns das Buch besonders wert macht, ist der nahezu vollständige kritische Ueberblick, den es über die hervorragenderen musikalischen Produktionen der letzten fünfzehn Jahre gewährt. Sein Standpunkt und sein Maßstab ist dabei in jeder Beziehung der unsrige. Mag er die hohe, echte Künstlerschaft von Meistern wie Volkmann und Brahms ins rechte Licht stellen, mag er schonungslos die hohle Scheingröße zerstören, zu der durch den Beifall einer von Partei- und Cliquenreklame irregeleiteten urteilslosen Masse Erscheinungen wie Wagner und Liszt — Liszt als Komponist — aufgebauscht worden sind, mag er alle die schreibseligen dii minorum gentium wie Hiller, Bruch, Raff, Rubinstein u. a. in ihrem wahren Werte zeigen, es ist nicht eine Zeile in seinen Urteilen, die wir nicht von Herzen und mit vollster Ueberzeugung unterschrieben. Hanslick ist ein völlig unabhängiger, über alles Cliquenwesen erhabner, allen kunstfremden Einflüssen unzugänglicher Kritiker. Wie froh könnten wir in Leipzig sein, wenn wir unter dem ewig wechselnden Rezensententroß unsrer Tagespresse auch nur einen halben oder viertel Hanslick hätten! Dann wäre uns wohl auch eine so nichtsnutzige Komödie wie die Gründung eines Lisztvereins (!) und die Ankündigung von fünf (!) Lisztkonzerten, die wir in den letzten Tagen in Leipzig erlebt haben, erspart geblieben; dann würde das musikalische Geschreibsel unsrer Tagespresse sich nicht fort und fort in so beleidigendem Widerspruch zu den Urteilen befinden, die in den wahrhaft musikalisch gebildeten Kreisen von Mund zu Munde gehen.

Ein besondrer Vorzug der Hanslickschen Kritiken ist ihre meisterhafte stilistische Fassung. Hanslick versteht es wie wenige über Musik zu schreiben, ein musikalisches Werk zu charakterisiren und die Wirkung desselben zu schildern, der Ausdruck steht ihm in wunderbarer Weise zu Gebote; nicht ein Wort erinnert an den gemeinen Phrasenvorrat, den unsre gewerbsmäßigen Dutzendrezensenten mit der Zeit aufgesammelt haben, und er schreibt überdies — und zwar, wie man ihm wohl anmerkt, mit vollem künstlerischen Bewußtsein — ein vortreffliches Deutsch, dessen Genuß höchstens durch gelegentliche Austriacismen (wie den Gebrauch von „neuerdings“ im Sinne von „abermals,“ „von neuem,“ „aufs neue“ u. ähnl.), die uns Norddeutschen nun einmal gegen den Strich gehen, ein wenig beeinträchtigt wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Homerule.



Die englischen Worte Home Rule wurden und werden in so vielfach verschiednen Bedeutungen gebraucht, daß es wünschenswert erscheint, genau und in einiger Ausführlichkeit unterrichtet zu werden, was die Urheber dieser politischen Theorie eigentlich damit im Auge hatten, und welcher Art die Ansprüche und Ziele der Gruppe von Abgeordneten sind, welche dieselbe jetzt im britischen Reichsparlamente vertreten. Ähnliche Bestrebungen der Irländer kamen schon bald nach dem Beginne des jetzigen Jahrhunderts vor. 1791 bildete sich infolge der französischen Revolution der Bund der vereinigten Irländer, der mit dem Pariser Konvent in geheimes Einvernehmen trat und die Lostrennung Irlands, das damals noch ein eignes Parlament besaß, von England und Schottland, sowie die Errichtung einer irischen Republik vorbereitete, öffentlich aber zunächst nur gewisse billige Forderungen an die Regierung richtete, von denen einige nach und nach erfüllt wurden. Man erteilte z. B. den Katholiken das Recht, sich mit Protestanten zu verheiraten, sich um niedere Ämter zu bewerben und bei den Wahlen zum Dubliner Parlamente mitzustimmen, man hob den Zwang für sie, die protestantischen Kirchen zu besuchen, auf, man hob ferner die berüchtigten Strafgesetze auf und beseitigte die hauptsächlichsten Hindernisse, durch welche die Entwicklung der Gewerbe und des Handels des Landes zu Gunsten Großbritanniens gesetzlich gehemmt war. Andre Forderungen des Bundes blieben unbeachtet, und als derselbe darauf eine drohende Haltung annahm, griff die Regierung zu Gewaltmaßregeln: sie suspendirte die Habeascorpusakte und verhängte über den Bund, der gegen 100000 Mitglieder zählte und sich militärisch organisirt hatte, Entwaffnung und Auflösung. Als den Iren unter Hoche französische Truppen zu Hilfe kamen, die aber bald wieder eingeschifft werden mußten, wurde auf der

Insel das Standrecht verkündigt, und als der Bund trotzdem wieder zusammentrat und im Mai 1798 die Fahne des Aufstandes erhob, schlug ein starkes englisches Heer die Bewegung blutig nieder. Gegen 30000 Menschen verloren dabei das Leben, viele davon am Galgen. Irland büßte sein eignes Parlament ein, indem am 1. Januar 1801 die sogenannte Finalunion zwischen ihm und Großbritannien in Kraft trat, nach welcher Irland künftig von 22 Peers im Londoner Oberhause und von 100 Abgeordneten im Unterhause vertreten wurde und verpflichtet war, zwei Fünfzehntel zu den Lasten des Gesamtstaates beizutragen.

Die von Pitt verheißene vollständige Emanzipation der irischen Katholiken scheiterte zunächst an der Abneigung Georgs des Dritten, und daraufhin bildete sich ein Bund der Katholiken, der bald zum Mittelpunkte der Opposition auf der Insel wurde. Als die Regierung denselben 1825 auflöste, trat er nach kurzer Zeit von neuem zusammen und erreichte unter O'Connells Führung schnell so bedeutenden Einfluß, daß die Regierung sich bewogen fand, die Emanzipation der Katholiken vor das Parlament zu bringen. Dieselbe wurde 1829 Gesetz. O'Connell begann, nachdem er Mitglied des Unterhauses geworden, zunächst für Abschaffung des Zehnten zu wirken, welchen die Katholiken Irlands den dortigen protestantischen Kirchen zu entrichten hatten; als er aber damit keinen genügenden Erfolg hatte, proklamirte er als Ziel seiner Agitation den Widerruf der Union zwischen Irland und Großbritannien, wodurch er eine gewaltige Bewegung im irischen Volke hervorrief. Um Ausschreitungen zu verhüten, setzte das Ministerium Grey im Parlamente die Irish Coercion Bill, ein Gesetz durch, welches den Lordstatthalter in Dublin ermächtigte, Volksversammlungen zu untersagen und das Standrecht zu verkündigen. Um demselben Nachdruck zu geben, schickte man 36000 Mann Soldaten und 6000 bewaffnete Polizeidiener nach Irland. Das Ministerium Melbourne nahm die Zwangsbill Greys zurück und verfuhr überhaupt in versöhnlichster Weise gegen die Iren. Man verbesserte die Verwaltung, führte unparteiische Gerechtigkeitspflege ein und beförderte Katholiken zu wichtigen Ämtern. Auch ein befriedigendes Zehntengesetz kam 1838 endlich zu stande, und so löste O'Connell die Gesellschaft, mit welcher er die Abschaffung der Union betrieben, auf. Als die Tories unter Peel 1841 abermals ans Ruder gelangten, ließ der Agitator jenen Bund wieder aufleben, und da dessen Bestrebungen jetzt auch von der katholischen Geistlichkeit lebhaft unterstützt wurden, machte die Bewegung gegen England reißende Fortschritte und wurde im Jahre 1843 so allgemein und so gefährlich, daß die Regierung den Irländern das Tragen von Waffen verbot und das im Lande stehende Militär beträchtlich verstärkte. O'Connell wußte zwar den Frieden aufrecht zu erhalten, protestirte aber gegen das Verfahren der Regierung und erklärte, als eine große Versammlung seines Vereins aufgelöst wurde, der letztere werde so lange fortbestehen, bis Irland ein eignes Parlament erreicht habe. Sehr viel zur Er-

haltung und Verbreitung der Unzufriedenheit hatte in diesen Jahren der im Lande herrschende greuelvolle Notstand beigetragen. Unter dem Ministerium Russel geschah viel zur Linderung desselben: es wurden Gelder zum Ankauf von Lebensmitteln und Saatkorn, zur Urbarmachung von wüstliegenden Ländereien und zum Bau von Eisenbahnen nach der Insel gesandt. Aber die Irländer waren mit Almosen nicht zufriedenzustellen, sie wollten jetzt auch Ausgleichung der unnatürlichen, auf die Konfiskation der Vergangenheit begründeten Besitzverhältnisse, nach welchen der irische Landmann nur Pächter, nicht Besitzer seines Bodens war. Die Agitation für die Aufhebung der Union hörte mit O'Connells Tode 1847 auf, aber bei den Wahlen dieses Jahres äußerte sich die Leidenschaft der Parteien in so gewaltthätiger Weise, daß über eine Anzahl von Grafschaften das Ausnahmegesetz verhängt werden mußte. Die Pariser Februarrevolution steigerte die Aufregung. Die O'Connellsche Partei, die auf gesetzlichem Wege und nur mit moralischen Mitteln wirken wollte, trat zurück vor der Partei Jungirlands, welche mit Hilfe der Republikaner in Paris die Insel gewaltsam von England loszureißen gedachte; die Führer derselben, Smith O'Brien, Meagher, Duffy und Mitchell, begannen eine Nationalgarde zu organisiren und beriefen einen Nationalkonvent nach Dublin. Der letztere wurde auf Grund eines Gesetzes zum Schutze der Krone verboten. Meagher und Smith O'Brien wurden wegen Aufwiegelung des Volkes vor Gericht gestellt, aber die Geschwornen konnten zu keinem Wahrspruche gelangen, wogegen Mitchell, der in der Presse ungescheut den Aufstand gepredigt hatte, zur Deportation verurteilt wurde. Die Bewegung gegen England wuchs inzwischen, die von O'Connells Sohne geführte Partei der Repealers verschmolz sich mit der des jungen Irland zur irischen Liga, allenthalben entstanden revolutionäre Klubs, deren Mitglieder sich im Gebrauche der Waffen übten, und so mußte die Regierung mit strengern Maßregeln einschreiten. Im Juli 1848 stellte sie die Hauptstadt und drei Grafschaften unter das Kriegsgesetz, suspendirte die Habeascorpusakte, ordnete die Verhaftung Smith O'Briens an und unterdrückte die zum Aufstande hetzenden Blätter. Die Klubs lösten sich jetzt meist auf, und die Führer flüchteten. Smith O'Brien, der „König von Munster," sammelte bewaffnete Schaaren, die aber in einem Treffen bei Bolulagh zersprengt wurden. Der „König" und Meagher gerieten dabei in Gefangenschaft und wurden zunächst gerichtlich zum Galgen verurteilt und dann zur Deportation begnadigt. Der Aufstand war damit zu Ende. Indes kehrte der Notstand mit dem Winter wieder, und mit ihm die Verwilderung des Volkes, die sich in allerlei Gewaltthaten äußerte. Dazu kam eine Anschürung des konfessionellen Haders, an der sich auch hohe Geistliche wie der Erzbischof Cullen und der Bischof Mac Hale beteiligten, und die Wirksamkeit des Bundes der Fenier, der seinen Hauptsitz in Nordamerika hatte, wohin die irische Bevölkerung in Masse ausgewandert war. Die Fenier wollten die irische Republik, die im Jahre 1865 durch einen allge-

meinen, durch Zuzüge aus Amerika unterstützten Aufstand erkämpft werden sollte. Ihre Pläne wurden aber verraten und von der Regierung ermittelt, auch waren die Fenier unter sich nicht einig, und so vermochten sie nichts als Komplotte zu schmieden und die Welt durch Attentate und Dynamitexplosionen zu schrecken, die bis auf die neueste Zeit fortgesetzt wurden, aber nur geeignet waren, dem Bunde die Sympathien zu entziehen, die ihm zugewandt worden waren.

Mehr Erfolg hatte der auf gesetzlichem Wege sich bewegende Teil der irischen Opposition, die Partei Home Rule, deren erste Führer Butt und O'Sullivan waren. Dieselbe entstand im Herbste des Jahres 1870 und nannte sich anfangs The Home Government Association. Sie wurde unmittelbar nach den Versuchen des Ministeriums Gladstone, die Irländer durch Zugeständnisse und Reformen zu beschwichtigen, gegründet. Eine irische Reformbill hatte den Zensus in den Städten wesentlich herabgesetzt und dadurch die Wählerschaft beträchtlich vermehrt. Ein Gesetz zur Entstaatlichung der irischen Kirche hatte der schreienden Ungerechtigkeit, durch welche England dem weit überwiegend katholischen Volke Irlands eine reich dotirte protestantische Staatskirche aufgedrungen hatte, nach langem Widerstreben des Oberhauses ein Ende gemacht. Mit der einen Hand hatte Gladstone den Irländern eine Bill zur Verbesserung der Verhältnisse der Pächter gegeben, mit der andern freilich ein Gesetz zur Erhaltung der Ruhe. Im Frühling 1873 hielt die Assoziation Butts zu Dublin bei Gelegenheit des O'Connell-Jubiläums eine große Versammlung ab, in welcher sie den Namen Home Rule League annahm. Ihr politisches Credo und Programm war damals gemäßigt, wie folgende Auszüge aus den bei dieser Gelegenheit gefaßten Resolutionen zeigen:

„Es wird hiermit als wesentlicher Grundsatz der Genossenschaft erklärt, daß die Ziele, und zwar die einzigen Ziele, welche dieselbe im Auge hat, nachstehende sind: 1. für unser Land das Recht und die Befugnis zu erlangen, unsre eignen Angelegenheiten durch ein in Irland versammeltes, aus Ihrer Majestät der Souveränin oder ihren Nachfolgern, und den Lords und den Gemeinen von Irland bestehendes Parlament zu verwalten; 2. dem Parlamente unter einer föderalen Einrichtung das Recht zu verschaffen, in Betreff der innern Angelegenheiten Irlands Gesetze zu geben und Regeln zu erlassen, desgleichen die irischen Hilfsquellen und Einnahmen zu beaufsichtigen, wobei die Verpflichtung fortbestehen soll, unsern gerechten Anteil zu den Ausgaben des Gesamtstaates (Imperial expenditure) beizutragen; 3. einem gesamtstaatlichen Parlamente die Macht zu überlassen, alle Fragen zu verhandeln und zu entscheiden, welche sich auf die Krone und die Regierung des Gesamtstaates, auf die koloniale Gesetzgebung und andre Dependenzen der Krone, auf die Verhältnisse des vereinigten Reiches mit fremden Staaten und auf alle Dinge beziehen, welche zu der Stabilität des Reiches im großen und ganzen gehören; 4. eine solche Ordnung der Beziehungen der beiden Länder zu einander ohne irgend-

welchen Eingriff in die Prärogativen der Krone und ohne irgendwelche Störung der Grundgedanken der Verfassung zu erreichen."

Es war die Aufgabe des jetzt verstorbenen Butt und später die seines nächsten Nachfolgers in der Führerrolle, Shaw, dieses Programm im britischen Unterhause zu verkünden und zu verteidigen. Die Gefolgschaft Parnells, des jetzigen Führers, erinnert an das Vorgehen jener frühern Homeruler nicht mit dankbarer Gesinnung. Viele von dem irischen Unterhausmitgliedern, die jetzt zum erstenmale ins Parlament gewählt worden sind, nehmen keinen Anstand, sie als zu vorsichtig und zu sehr als durch Tory- oder wenigstens durch Gesamtstaatsprinzipien gefesselt zu bezeichnen, um imstande zu sein, dem irischen Volke eine seinen Erwartungen entsprechende Lösung der Frage zu bieten. Der Gedanke des Home Rule hat durch die Partei Parnells eine durchgreifendere oder schroffere, gröbere Deutung erhalten als in der Zeit, wo Butt, Sullivan und Shaw ihn vertraten. Parnell fand, daß eine bloß separatistische Politik, so lange die Landfrage als eine nebensächliche angesehen und behandelt würde, unter den Iren daheim nur auf eine beschränkte Zahl von Anhängern zu rechnen hätte, wenn auch die amerikanischen Freunde derselben sowohl an Zahl als an Freigebigkeit stark ins Gewicht fielen. Die irische Partei übersieht dies jetzt nicht mehr. Sir Thomas Grattan Esmonde, ein junger Baronet, Landbesitzer und Unterhausabgeordneter, hat es mit Beihilfe von acht oder zehn Kollegen, die seine Ansichten gelegentlich mit etwas mehr Emphase und Ausführlichkeit vortrugen, übernommen, offenherzig auszusprechen, was gegenwärtig im wesentlichen die Meinungen und Endziele seiner Partei sind. Es sind in einigen Punkten ungefähr dieselben, mit welchen der Bund der Homeruler ins Leben trat, aber sie unterscheiden sich, wie er bemerkt, insofern von allen frühern Interpretationen des Begriffs Home Rule, daß die Landfrage, die Frage, wie das Verhältnis der Pächter zu den Grundherren aufgefaßt und umgestaltet werden soll, eine Wichtigkeit angenommen hat, die nur der Bedeutung der Nationalitätsfrage den Vorrang einräumen läßt. O'Connell, so äußerte sich ein irisches Parlamentsmitglied, konnte es mit allen seinen Anstrengungen zu nichts rechtem bringen, weil in seinem Programme die Emanzipation nicht von einer Maßregel begleitet war, welche die Pächter Irlands in Eigentümer des von ihnen bestellten Bodens verwandelte. Die „Platform" der Irländer hat jetzt vier „Planken," ihr Programm besteht aus vier Artikeln oder Paragraphen, welche die Überschriften Parlament, Grund und Boden, Handel und Gewerbe, endlich Polizei tragen. Über die Schwierigkeiten des zuletzt genannten Punktes kommen die irischen Unterhausmitglieder sehr schnell hinweg, indem sie meinen, die Hälfte der jetzigen Polizeimacht würde unter dem von ihnen erstrebten neuen Regime genügen, um den Bedürfnissen Irlands zu entsprechen; hätte das Land einmal die Befugnis, sich selbst zu regieren, so würde die Notwendigkeit einer gesamtstaatlichen Macht zur Erhaltung der Ordnung sofort geringer werden und bald ganz schwinden.

Keine agrarische Reform, so behaupten sie ferner, kann Nutzen bringen, wenn sie die Pächter nicht in den Stand setzt, auf leichte und bequeme Weise Grundbesitzer zu werden, und wenn ihre Eigenschaft als Besitzer ihnen nicht durch ein heimisches Parlament gesichert und gewahrt wird. Die gegenwärtigen Pachtsummen müssen die Leute zu Grunde richten, sie wurden durch Gerichtshöfe festgesetzt, welche mit den Landeigentümern sympathisirten, und selbst wenn sie zur Zeit ihrer Feststellung nach Billigkeit berechnet gewesen wären, so haben seitdem schlechte Ernten und wohlfeile Einfuhr die Farmer so gedrückt, daß die Zahlung von Pacht nicht nur aus moralischen Gründen unbillig, sondern geradezu thatsächlich unmöglich geworden ist. Ein Mitglied des Unterhauses, und zwar ein Protestant und ein Großpächter, berichtete, daß er drei Jahre von seinem Kapital gezehrt habe, und daß die allgemeine Lage der kleinen Pächter eine sehr bedenkliche sei. Vor der durch Gladstone geschaffnen Institution der Gerichte zur Ordnung der Landverhältnisse waren die Pachten erhöht worden, um der Verschuldung der Gutsherren zu begegnen, und die gesetzlichen Herabminderungen waren zwar im Vergleich mit dem, was bis zu ihnen gezahlt worden war, beträchtlich, aber trotzdem unzureichend.

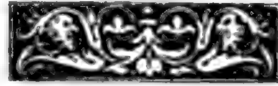
Alle diese Ansichten wurden neuerdings in einer Versammlung der jüngern irischen Unterhausmitglieder vorgetragen und verhandelt. Interessant sind die Meinungen, die man hier in Betreff der Fabrikthätigkeit und des Handels zu hören bekam. Sie waren garnicht freihändlerisch. Die erste Obliegenheit eines Parlaments, das zu Dublin in College Green tagte, würde, so bemerkte ein Redner, darin bestehen, daß es Gewerbszweige förderte, welche jetzt angesichts der billigen Waareneinfuhr von England her nicht gedeihen könnten. Mehrere Mitglieder der Versammlung erklärten, sie wären zwar für den Freihandel wären, aber nicht imstande, in diesem Verfahren eine wirtschaftliche Ketzerei zu erblicken, da es wohl für eine gewisse Zeit das irische Volk nötigen würde, für seine Bedürfnisse mehr zu zahlen als den bloßen Marktpreis, zuletzt aber mit allgemeinem Wohlbefinden endigen müßte. Es gebe viele Unternehmungen im Lande, denen auf diesem Wege, durch Schutzzölle gegen England, geholfen werden könne, und wenn daneben das Grundeigentum in die Hände eines Volkes gebracht würde, welches in Amerika gezeigt habe, daß es fleißig arbeiten und dabei wenig verthun könne, so würde sich, wie die neuen Vertreter Irlands meinten, ihre jetzt weithin arme und darbende Insel allmählich in ein gelobtes Land verwandeln. Die Frage, wo das zu solchen Reformen erforderliche Kapital zu finden sei, wo man das Geld hernehmen solle, die Landbesitzer für die Aufgebung ihrer Pachtrechte zu entschädigen, entstehende Industriezweige zu unterstützen, die Landwirtschaft wissenschaftlich und blühend zu machen und andre Unternehmungen wünschenswerter Art zu fördern, scheint den neuen irischen Parlamentariern ohne erhebliche Schwierigkeiten lösbar zu sein. Die Steuern des Landes werden zur Deckung der betreffenden Bedürfnisse ausreichen, sagen

sie. Die jetzt weitverbreitete Armut muß bei den reichen natürlichen Hilfsquellen des Landes einem allgemeinen Überflusse weichen, und der wird hinreichende Steuerkraft enthalten. Das Kapital, sagte ein Redner mit akademischer Präzision, ist aufgehäufte Ersparnis, und wenn die Pächter erst wieder in den Besitz ihrer Väter eingesetzt sein und wissen werden, daß das, was sie vererben, in ihren Händen bleibt, wird es im Lande nicht an Geld fehlen. Bis dahin wird das neue irische Parlament Kredit genug haben, um durch eine Anleihe das für den Anfang erforderliche Kapital mit Leichtigkeit zu beschaffen.

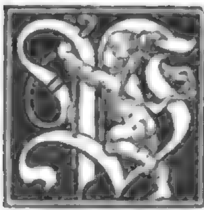
Die Frage, wie sich die gegenwärtige Regierung zu den Irländern stellen wird, ist in der Thronrede beantwortet, mit welcher die Königin am 21. Januar das Parlament eröffnete. Dieselbe beklagt die Agitation, welche das Ziel verfolge, die irische Bevölkerung gegen die legislative Union Irlands mit England aufzureizen, sie spricht ihren festen Entschluß aus, jeder Abänderung des Unionsgesetzes fern zu bleiben, und ist überzeugt, daß sie dabei vom Parlamente und vom Volke unterstützt werden wird. Sie bedauert ferner den organisirten Widerstand, mit dem man sich in Irland den gesetzlichen Verpflichtungen (zur Entrichtung der Pachtgelder) entziehen wolle, und den systematischen Terrorismus, der zu diesem Zwecke ausgeübt werde. Sie spricht endlich das Vertrauen aus, das Parlament werde, wenn, wie man zu fürchten Ursache habe, die Gesetze zur Beseitigung dieser Übelstände nicht genügen sollten, die Regierung mit den dann notwendigen Vollmachten ausstatten. Die letztere werde Gesetzentwürfe zur Herstellung der administrativen Autonomie für die Grafschaften Englands und Schottlands vorlegen, und sie bereite ähnliches für Irland vor.

Also Ablehnung jedes Gedankens der Homerule-Politik und Verschiebung der für Großbritannien entworfenen Pläne zu Reformen in der Verwaltung, soweit es Irland angeht. Das Parlament wird gefragt werden, ob es die Akte zur Verhütung von Verbrechen in Irland wieder in Geltung treten lassen will. Wenn wieder Gesetzlichkeit herrscht, wo jetzt nur das ungeschriebene Gesetz geheimer Gesellschaften gelten soll, wenn die Exekutive mit Waffen zur Verhütung und zu rascher Unterdrückung von Unfug und schleichender Empörung versehen ist, sollen den Irländern auch die neuen Freiheiten zu Teil werden, die den Engländern und Schotten jetzt geboten werden sollen. Die Homeruler und die Liberalen werden jetzt Farbe bekennen müssen. Salisbury und seine Amtsgenossen gestehen kein besondres Parlament für Irland, wie es auch gestaltet sei, zu, weil sie überzeugt sind, ein solches werde ein Werkzeug zur Zerspaltung des Reiches sein. Sollte die Regierung durch ein Bündnis der Liberalen mit den Parnelliten mit Vertreibung vom Staatsruder bedroht werden, so würde sie — wie wir aus guter Quelle vernehmen — das Unterhaus auflösen und an die Wählerschaften appelliren. Parnell wird diesem Entschlusse gegenüber sich einzurichten haben. Er hat sich auf das Prinzip des Home Rule verpflichtet, aber man wird sehen, ob seine Forderungen bei einem beträchtlichen Teile der

liberalen Opposition Anklang und Beistand finden. Bis jetzt hat die Mehrheit der liberalen Partei es nicht gerade eilig gehabt, sich für eine Politik zu erklären, welche unter allen Umständen die Unteilbarkeit des vereinigten Königreiches gefährden muß.



Steinthal über den Sozialismus.



Professor Steinthal hat in den letzten Jahren sich mit Vorliebe ethischen und religionsphilosophischen Fragen zugewandt, offenbar um seiner eignen Persönlichkeit willen. Eine solche Motivirung seiner wissenschaftlichen Arbeit, das Geständnis, daß mit dem zunehmenden Alter sich gewisse Probleme ethisch-religiöser Natur mehr als sonst aufdrängen und zum Abschluß kommen möchten, hat immer etwas Bewegliches und Anziehendes. Sein neues großes Werk nun, die Allgemeine Ethik (Berlin, Georg Reimer) regelrecht zu besprechen, würde über den Rahmen der Grenzboten hinausgehen. Aber in dem genannten Werke befindet sich ein Exkurs, der eine Zeitschrift näher angeht; es ist der Exkurs über den Sozialismus. Auf diesen aufmerksam zu machen, wird uns gestattet sein, zumal da wir von vornherein unterrichtet werden (S. 265), daß Steinthal nicht einen sonst breitgetretnen Pfad geht und einer Parteifahne folgt, sondern in eignen Wegen wandelt. „In wie weit ich mit irgendeinem der Sozialisten und Kommunisten übereinstimme, weiß ich nicht; ausdrücklich aber muß ich den Leser bitten, alles, was er anderweitig über sozialistische Lehren gehört haben mag, einstweilen zu vergessen und mit meinen Gedanken nichts zu vermischen, was diese weit von sich abweisen.“

Wir bemerken bald, daß Steinthal, ebenso wie sein verstorbner Freund F. A. Lange in Marburg und manche andre kundige Männer, einer bevorstehenden sozialen Umwälzung mit ziemlicher Sicherheit entgegensieht. Denn S. 19 beschreibt er den Antrieb, der ihn mit auf die ethische Forschung gebracht hat, und sagt, daß „wir alle eine große, radikale Umwälzung der Eigentums- und Lohnverhältnisse mit Gewißheit voraussehen.“ Er sieht darin eine Umgestaltung unsers gesamten ethischen Lebens so tiefgreifender Art, daß die Weltgeschichte ihr kaum eine gleich bedeutsame an die Seite zu stellen habe; insbesondre kommt nach seiner Meinung die Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft diesem sozialistischen Unternehmen weder an Bedeutsamkeit noch an Schwierigkeit gleich.

Das spannt unsre Erwartung von dem Exkurs ziemlich hoch. Indes thun wir gut, keine aufregenden Darstellungen bei ihm zu erwarten; er ist Philosoph, und in einer allgemeinen Ethik hat er das Recht und die formale Pflicht, den Gegenstand nur so weit zu verfolgen, daß die Grundzüge klar werden. Wir dürfen es daher nicht tadeln, wenn er zuweilen einen Gedanken da abbricht, wo er für den Kenner erst recht anfängt, interessant zu werden. In diese Grundzüge des Sozialismus wollen wir denn auch zunächst eindringen und den eigentümlichen Sozialismus, wie ihn Steinthal ethisch konstruirt und heranwünscht, zu verstehen suchen.

Die Hauptsache des Sozialismus ist ihm, daß „der Marktpreis getilgt und lediglich der Wert hervorgekehrt werde." Das ist noch dunkel. In dem Marktpreise, der aus drei Momenten, dem Stoff an sich, dessen Herbeischaffung und der Menschen-Arbeitskraft, bestehen soll, sieht Steinthal eine Würdelosigkeit der Betrachtung. „Der Mensch wird entwürdigt, wenn seine Arbeitskraft mechanisch wie eine Sache im Preise abgeschätzt und bezahlt wird; darüber wird der über allen Preis erhabne Wert des sittlichen Menschen vergessen." Denn Steinthal sagt: der Wert wird niemals bezahlt; wie er aus der Idee stammt, nur idealen Sinn hat, so kann er nur ideal „verdankt" werden. Der Preis ist lediglich das Erzeugnis einer Verlegenheit infolge des Eigentumsrechtes. Der Mensch erniedrigt sich dazu, seine Kraft als bloß mechanische Kraft nach dem Preise abschätzen zu lassen, weil er eines Dinges bedürftig ist, das sich im Besitze eines andern befindet und das er nur durch Tausch erlangen kann. Diese Erniedrigung der Menschenwürde wird aufhören, wenn nach Aufhebung des bisherigen Eigentumsrechtes dem Menschen alles, dessen er bedarf, gesichert sein wird. Dann wird die menschliche Arbeit ethisch gewürdigt wie vollzogen sein, als Aufopferung der Einzelkraft für die Gesamtheit.

Der sogenannte Kollektivstaat mit seiner Abschätzung der Arbeitszeit und Bezahlung durch Magazinanweisungen würde nach Steinthal nicht besser sein als die jetzige Einrichtung. Es würde immer der Preis in Betracht kommen, und dieser soll nach seiner Ansicht völlig schwinden. „Jeder Bürger erhält von der Gesellschaft an Nahrung, Kleidung, Wohnung genau so viel, als er braucht, nicht mehr und nicht weniger, und zwar garnicht als Preis und Lohn für seine Arbeit, sondern lediglich zur Erhaltung seines Lebens im Dienste der Gesellschaft. Ob er durch seine Geschicklichkeit bessere Werke und obendrein noch mehr liefert als alle andern: er erhält darum nicht mehr als diese, der eine wie der andre wird kurzweg erhalten." Er begnügt sich für seine höhere Arbeitsleistung mit der Anerkennung, die ihm zu Teil wird, mit einem idealen Lohne also.

Bleiben wir hier einen Augenblick stehen. Fragen wir, ob wir so etwas in uns erlebt haben, wie es hier von dem Herabwürdigen des Menschen durch den Preis seiner Leistung gelehrt wird. Nehmen wir einen Beamten an, der schon jetzt im Dienste der Gesellschaft arbeitet. Der eine erhält 1000 Mark,

ein andrer 3000, 5000, 15000 Mark Gehalt. Sehen sich diese Männer als Herabgewürdigte an? Glauben sie, daß der Staat mit dieser Gehaltszahlung sie nach ihrem persönlichen Werte abschätze? Es ist vielmehr so, daß sie schon jetzt glauben, der Staat und die Gesellschaft können sie garnicht bezahlen. Steinthal sagt, der Arbeiter solle schon heute bedenken, daß er unbezahlbar sei, und solle nicht denken, er sei nur dem Preise nach nicht genug bezahlt. Aber so denkt schon jetzt jeder Beamte mit Fug und Recht, obwohl er das jetzige Lohnverhältnis billigt. Die Sache ist so, wie uns scheint, daß die von christlichen Sozialisten energisch bekämpfte Ansicht, die Arbeit sei nur Waare, in der That niemals eine vollständige Definition der Arbeit gewesen ist. Die Arbeit ist auch Waare, aber sie ist mehr als Waare. Ergiebt sich die Notwendigkeit, die Arbeit, die nach der einen Seite wirklich eine Waare ist, gegen andre nach einer Wertskala abzuschätzen (und bei dieser Abschätzung wird die ideale Natur der Bedürfnisse freilich an einer gewissen Unsicherheit nicht vorbeikommen), so bleibt die andre Seite der Arbeit völlig unangetastet. Kurz, das Motiv, welches zur Abschaffung des Preises und weiterhin des Eigentums drängen soll, lebt vielleicht in dem Gefühle des einen oder andern, aber als allgemeines Erlebnis läßt es sich nicht bezeichnen; somit wird es nicht eine allgemeine Grundlage eines so schwierigen Neubaues der Gesellschaft abgeben können.

Sollte nicht vielmehr die Herabwürdigung des Menschen bei der beabsichtigten Einrichtung größer sein? Nach Steinthal giebt die Gesellschaft jedem das, was er braucht, nicht mehr und nicht weniger. Ob er etwas leistet und wie viel und wie gutes, ist dabei nicht entscheidend. Er soll leben, um für die Gesellschaft gleichsam als Beamter derselben wirken zu können. Tausende von Gesellschaftsgliedern sind thätig, bei den Einzelnen die Arbeiten, die sie natürlich nach Lust, Kraft und Neigung in Fülle der Gesellschaft darbieten werden, abzuholen und ihnen dafür die Subsistenzmittel, die sie und die Ihrigen brauchen, zu bringen. Wer stellt aber fest, was ich brauche? Denken wir uns, ich wollte für meine Tochter zu ihrer musikalischen Ausbildung einen Flügel von der Gesellschaft haben, oder ich wollte zu meiner Ausbildung eine Reise nach Rom machen, oder mir zu meiner ästhetischen Bildung Rafaels Disputa ausbitten: wer soll darüber entscheiden, ob ich das brauche? Wo soll ich in der sozialistischen Ordnung der Gesellschaft nur den Mut hernehmen, dergleichen zu verlangen? Professor Steinthal sagt, die absolute Gleichheit sei eine Thorheit, von der sich der Sozialist freihalten müsse. „Der Schmied und der Schneider, der Ackerbauer und der Gelehrte müssen verschieden behandelt, verschieden ernährt, gekleidet, eingehäust werden.“ Ganz gut, aber es bleibt immer die dringliche Frage übrig, wer soll das bestimmen, wie ich nach meiner Natur verschieden behandelt werden soll, wie gekleidet und wie untergebracht? Soll das die Gesellschaft thun? kann sie es? Ist es nicht eine traurige Unfreiheit und Herabwürdigung, wenn mir so alles vorgeschrieben werden darf? Vielleicht hätte

Steinthal hierauf manches Treffliche zu erwiedern, wenn er ins einzelne hätte eingehen dürfen. Vorläufig aber kommt uns seine ideale Einrichtung als eine Kombination vor von Unterstützungs-Wohnsitzgesetz und Arbeitshaus, mit Abteilungen für junge und alte Arbeiter, nach Berufsarten in einige hundert Stuben gesteckt und mit ähnlichen Apparaten ausgestattet, nicht sehr verschieden von den Phalansterien Fouriers. Dieser Phantast glaubte, die 2000 Menschen der Arbeitskolonie würden jeder nach seinem Ingenium so eifrig für das Wohl aller arbeiten, daß sie sich kaum 4½ bis 5½ Stunden Schlaf gönnen würden. Es kam ganz anders. Vielleicht kam der ideale Schwärmer nur zu früh, aber auch jetzt sehen wir keine Möglichkeit ab, wie die Gesellschaft es fertig bringen soll, uns das Maß dessen, was wir brauchen, vorzuschreiben, ohne uns weit mehr herabzuwürdigen, als es jetzt geschieht, wo eine Staatsbehörde oder ein Arbeitgeber unsre Arbeitsleistung, soweit sie abschätzbare Güter schafft, taxirt und vergütet, und uns zu bestimmen überläßt, was wir brauchen und in welchem Maße wir das, was wir brauchen, uns beschaffen können.

Auch Steinthal verkennt nicht, daß seinem idealen Sozialismus einige Bedenken gegenüberstehen. Er läßt sich entgegnen, daß bei der Aufhebung des Preises, des Eigentums, des Handels der Einzelnen z. B. die Gerechtigkeit, der egoistische Trieb wenig Entwicklung finde; auch das Wohlwollen finde wenig materielle Anwendbarkeit, wenn die Gesellschaft alles thue. Auch sei es sonderbar, wenn der Mechanismus des Verkehrs, der z. B. in der jetzigen Versorgung der großen Städte so vieles ohne allen Geist thue, durch eine ungeheure bewußte Arbeit der Gesellschaft ersetzt werden solle. Auch läßt er die Zweifel durchblicken, die man in die Weisheit, Gerechtigkeit und Opferfreudigkeit des vorschwebenden idealen Sozialismus setzen kann. Ebenso giebt er zu, daß in dem neuen Reiche jeder Mißgriff der spendenden Vorsehung viel schwerere Folgen nach sich ziehen müsse als in der gegenwärtigen Einzelwirtschaft. Aber alle diese Bedenken wiegen für ihn nicht schwer. Daß in dem idealen Sozialismus das Schlechte der menschlichen Natur nicht aufhören wird, versteht sich bei ihm von selbst, aber viele Gelegenheit zur Teufelei werde verschwunden sein. „Die Bürger der Zukunft werden sittlicher leben als wir, wiewohl sie nicht besser sein werden als wir; wie wir nicht besser sind als unsre Ahnen und doch in höherer Sittlichkeit leben." Er ist nicht besorgt, daß der Gelehrte künftig weniger der Wahrheitsforschung dienen werde, der erfinderische Kopf aufhören werde zu experimentiren und zu grübeln, auch die Mittel dazu würden ihm, meint Steinthal, nicht versagt werden. Auch Kaufleute und Künstler werden ihre Verwertung im idealen Sozialismus, wie es scheint, sicher finden, wenn auch in etwas andrer Weise.

Schon in dem Bisherigen zeigt sich, daß uns Steinthal mit Grund gewarnt hat, ihn nicht mit den gewöhnlichen Sozialisten zu verwechseln. Wenn er in gewisser Beziehung radikalere Ideen verfolgt, so ist in andrer Beziehung

sein Projekt für viel harmloser zu erachten. Dies letztere geht besonders aus den sonderbaren Grundsätzen hervor, die er bei der Einführung des idealen Sozialismus beachtet wissen will. Hier zeigt sich aufs deutlichste, daß der Verfasser von Bebel und Konsorten nicht anerkannt, sondern nur als Kuriosität angesehen werden kann.

Er sagt zunächst, kein sittlicher Bestand in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Welt dürfe absichtlich vernichtet werden, das Unsittliche aber dürfe man nur gewähren lassen, weil es sich ja selbst zerstöre. So werde man mit Ruhe, Stille und Allmählichkeit, aber unaufhaltsam und ohne Rückschläge, zum Sozialismus kommen. Der Sozialismus werde überhaupt nicht gemacht, er werde von der Gesellschaft geboren und, wenn sie sich weise verhalte, ohne besondre Geburtsschmerzen. Nicht bloß die Einstimmigkeit der Bürger, sondern mehr noch: die Übereinstimmung der sämtlichen Kulturvölker müsse dem Eintritte des idealen Sozialismus vorausgehen, ja auch eine vollständige Statistik der Bedürfnisgüter müsse erst ermöglicht werden. Ein zweiter Grundsatz ist, daß nicht der Staat, sondern die Gesellschaft den Sozialismus der Zukunft leiten müsse. Staatssozialismus sei ein Widerspruch in sich, die völlige Verkehrung des sozialistischen Gedankens. Der sozialistische Staat ist Steinthal ebensosehr Unnatur, wie Aufhebung aller Humanität. Er will also von einem Mostschen oder Bebelschen Staate nichts wissen. Der Grund dafür liegt in seiner Auffassung des Rechtsstaates, worüber wir noch zu reden haben werden. Ein dritter Grundsatz warnt vor Selbsttäuschung. Wenn auch der beabsichtigte Umschwung der größte sei, den die Weltgeschichte bisher gesehen habe, so müsse man doch an das Gute der Gegenwart anknüpfen, den Baum unsers Lebens nicht umhauen. Jede sittliche That stärke schon jetzt das Gute und entziehe dem Bösen Saft und Kraft. Insbesondre sei es eine Illusion, wenn man meine, man werde künftig weniger zu arbeiten brauchen. „Es wird gewiß einen Normalarbeitstag geben, aber berechnet für opferwillige Arbeiter.“ Ob der gewünschte ideale Sozialismus die Menschen glücklicher machen werde, kümmert Steinthal nicht, aber er glaubt es nicht. Der Sozialismus werde jedoch „kommen, wenn und weil der Mensch aus sittlichem Triebe durch sittliche That ihn herbeiführen werde.“

Sein Schlußwort erhebt sich zu schöner Wärme. Er sagt: „Für heute ist die Losung: Innerlich frei sein, Nichtigkeiten verachten und die Not bekämpfen, so sehr man kann; wo aber die Kraft versagt, sie ertragen. Auch im sozialistischen Leben wird es Not und Schmerz geben, wovor keine menschliche Sorge, keine Weisheit und Güte schützen kann. Die Kraft zum Ertragen dürfen wir nicht erschlaffen lassen, jede Verweichlichung ist der Selbstverleugnung feind, und ohne Selbstverleugnung kein Sozialismus. Je eindringlicher die Predigt der Selbstverleugnung erschallen wird, je kräftiger, je opferfreudiger dieselbe sich bethätigen wird, umso eher wird ein erwünschtes Ziel erreicht werden, ohne

irgendwelche Störung der sittlichen Ordnung." Auch hier ist wieder ein Anklang zu finden an F. A. Langes letzte Kapitel in der „Geschichte des Materialismus." Lange hielt es nicht für möglich, den sozialdemokratischen Ansturm zu vermeiden, ohne eine große sittliche Idee und Opfer. Ganz ähnlich soll sich nach Steinthal der ideale Sozialismus einführen, der ja auch ganz gegen das Rezept der roten Partei sich ohne die Erschütterungen des ganzen Lebens verwirklichen soll.

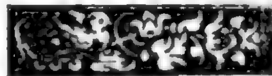
Wir haben damit den Exkurs über den Sozialismus zur Darstellung gebracht. Nur einige Folgerungen müssen wir noch nachtragen, die der Verfasser aus seiner sozialistischen Versorgung durch die Gesellschaft zieht. Wo er von der Ehe spricht, bemerkt er, daß ihr Wesen umso reiner zur Erscheinung komme, je weniger die Thätigkeit des Mannes für das Bedürfnis der Familie zu sorgen habe, also am reinsten in der sozialistischen Einrichtung. Denn dann habe die Frau dem Manne für nichts weiter zu danken als für ihn selbst, und umgekehrt. Für den Unterhalt sorgt ja die Gesellschaft. Auch der Umstand, daß die Unverheirateten nur um ihres Unterhaltes willen die Ehe wünschen, fällt dann weg; denn es muß ja sozialistisch auch für sie gesorgt werden. In Bezug auf die Ansicht von der reinsten Erscheinung der Ehe möchte man wiederum Steinthals Meinung an die eigne innere Erfahrung als Maßstab legen. Ist es wirklich so, daß ein junges Paar, das nicht durch seine Arbeit, aber unter Voraussetzung seiner freien Arbeit, von irgendeinem andern gerade so viel geschenkt erhält, als es braucht, ohne seine Lage verbessern zu können, das Glück der Ehe am reinsten genießt? Ich kann dazu nicht ja sagen, obgleich ich sehr wünsche, daß durch Erbe, Rentenversicherung und, um mit Schäffle zu sprechen, durch „Widmungskapitalien" die äußere Lage der Familie noch gegen die Zufälle des Arbeitsverdienstes geschützt werde. Aber auch abgesehen von diesem Umstande komme ich nicht über den ersten Fehler der Steinthalschen Konstruktion hinaus, über die Abhängigkeit von der austeilenden Willkür der Gesellschaft, die sich bei der Bestimmung desjenigen, was die Familie braucht, noch schwereren Aufgaben gegenüber findet, als gegenüber dem Bedarf des Einzelnen. In so vielem bleiben wir von der Gesellschaft abhängig, stets und überall, aber es ist ein erdrückender Gedanke, in allen täglichen Subsistenzfragen nicht etwa von der mystisch gedachten Gesellschaft, sondern von einer Organisation bestimmter Gesellschaftsglieder, konkreter Mitbürger schlechterdings abhängig zu sein. Selbst in dem von Schäffle gezeichneten Kollektivwirtschaftssystem kann mehr Freiheit in der Befriedigung meines Bedarfs walten, mehr Selbstverantwortlichkeit, mehr Energie des Handelns geweckt werden als in diesem idealen Sozialismus Steinthals. Und wegen dieses Grundfehlers wird dieser Sozialismus in den mittlern bürgerlichen Klassen, in den Klassen, die schon den Wert freier Lebensführung schätzen gelernt haben, wenig Zustimmung finden.

Es war von vornherein unsre Absicht, nur den vielerwähnten Exkurs

zu besprechen. Aber auch die scharfe Zurückweisung des Staatssozialismus verdient doch noch eine kleine Erörterung. Steinthal gehört, wie wir gesehen haben, nicht zu den Individualisten, wie sie gewöhnlich mit dem Begriffe des Manchestertums zusammengedacht werden, aber dem Manchestertume gehört er dennoch an, insofern dieses dem Staate nur die Handhabung des Rechtes zumißt und die Gesellschaft ihre sonstigen Geschäfte besorgen läßt. Das ist auch Steinthals Ansicht, und sie tritt hie und da sogar leidenschaftlich hervor. Es ist ganz deutlich, daß es Gemütssache bei diesem hervorragenden Denker ist, den von ihm und Lazarus so viel besprochnen Begriff des objektiven Geistes auch dadurch zu verherrlichen, daß er ihm in der Regelung der Gesellschaft wunderbare Leistungen zu gute schreibt. Dazu kommt noch, daß der von ihm viel verehrte und zu hellerem Verständnis gebrachte Wilhelm von Humboldt in seinen Jugendaufsätzen die Wirksamkeit des Staates in außerordentlich enge Grenzen einschließt. Alles dies mag aus den etwas erregten Äußerungen Steinthals gegen die soziale Thätigkeit des Staates heraussprechen. S. 235 sagt er: „Der Staat hat sich um gar keine Interessen irgendeiner Person oder eines Vereins weiter zu kümmern, als daß er ihr Recht schützt und sie hindert, andre Rechte zu verletzen. Er ist ganz unfähig, mehr als dies zu leisten, und wird immer fehlgreifen und durch Mißgriffe die Sache schädigen, wenn er sich in die Interessen selbst mischt, statt ihre Förderung den Einzelnen und den Vereinen zu überlassen.“ So denkt die fortschrittliche Partei im ganzen auch. Ich würde sagen, sie geht nicht einmal so weit, aber ein großer Unterschied ist nicht vorhanden. Denn bei Steinthal finden sich so gut wie bei Eugen Richter auch anders klingende Maximen. So sagt er z. B. S. 239, daß „der Staat, überhaupt der umfassendere Verein, keine Pflicht übernehmen, keine Arbeit ausführen soll, welche von dem engern Vereine oder von dem Einzelnen recht wohl zweckmäßig und erfolgreich ausgeführt werden kann.“ So denken auch ganz andre Männer, wie Hermann Schulze (in seinem Preußischen Staatsrecht, Einleitung, S. 137). Aber nur eine einseitige manchesterliche Richtung, wie sie sich bei den Staatsrechtslehrern wohl nicht mehr findet, kann mit Steinthal (S. 237) behaupten, daß „der Staat, der für uns sorgt und unsre Geschäfte vollzieht, unser Feind ist und sich selbst, der Pflege des Rechtes, untreu wird.“ Oder (S. 238): „Der Staat soll nicht herrschen, denn man herrscht nur über Feinde. In den Gesetzen des herrschenden Staates kann der Bürger nicht sein Recht sehen, und kann er sich da nicht widersetzen, so wird er sich kriechend oder murrend unterwerfen.“ Der Staat steht Steinthal nur darum als ein besondrer da, weil er alle Vereine und alle Einzelnen in ihren Rechten sichern soll; er steht aber an Wert nicht über ihnen. „Der Staat soll als für sich bestehende Macht gänzlich aufgehoben werden und die freie Gesellschaft der Bürger an seine Stelle treten.“ Dabei leugnet Steinthal nicht die Unentbehrlichkeit des Staates. Wie gesagt, wir halten alle diese Versuche, den Staat

herabzudrücken, für persönliches Kolorit, nicht für Steinthals eigenste sozialpolitische Überzeugung. Insbesondre ist mit dem Gegensatze von Recht und Interesse nichts anzufangen. Wenn die jüdische Rechtsgesellschaft den Geldbesitzern das Zinsennehmen den Landsleuten gegenüber verbot, die mittelalterliche das Zinsennehmen überhaupt, so wurde beidemale das Interesse einer großen Gruppe von Menschen und Vereinen verletzt. Ist es nun ein Gewinn, wenn ich dafür sage, die Rechtsgesellschaft habe dabei garnicht auf das Interesse gesehen, sondern nur das Recht von Einzelnen oder Gruppen gegen das Recht andrer geschützt? Das positive Recht, mit dem es der Staat ja eben zu thun hat, ist fast überall nur eine Abwägung der verschiednen Interessen, und gerade das modernste Recht, das den Einzelnen gegen die Verwaltung selbst schützt, kann ohne den Begriff des Interesses nicht gedacht werden. Es ist außerdem auffallend, wie ganz andre Fähigkeiten der Gesellschaft mit ihren vielen Vereinen und dem Staate, dem Rechtsvereine, von Steinthal zugeschrieben werden. Dieser, dessen Wirken schon aus langer Zeit bekannt ist und der in der That ja durch seine allmächtigen Eingriffe öfters geschadet hat, wird möglichst herabgewürdigt, die Gesellschaft aber, deren Wesen völlig mystisch ist — wir sagen es trotz Schlözer, Mohl und Herbart —, soll dagegen alles Schöne leisten. Man kann einem so komplizirten, tiefsinnigen Wesen ja alles Gute zutrauen, und gewiß, wir dürfen uns die Unterscheidung zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Staat nicht wieder entreißen lassen. Aber Steinthal und die Manchesterleute werden uns nie überzeugen, daß der Staat sich vor der Gesellschaft zurückziehen müsse. Es finden sich im Gegenteile jetzt mehr und mehr Stellen, wo die Gesellschaft nicht imstande ist, die Dinge selbst richtig zu ordnen. Die Post, die Eisenbahnen, das Heerwesen, die Fabrikaufsicht, das Schulwesen sind bei uns glücklicherweise nicht mehr Vereinssache. Zu diesen Dingen kommen, mit Zustimmung der politischen Vertretungen, noch mehrere, in denen der Staat Interessen schützt und verletzt, indem er die Gesetzgebung besorgt und die Verwaltung ganz oder mit Hilfe der Vereine regelt. Der Staat erkennt selbst auch Grenzen seiner Macht an, gewiß, er ist nicht omnipotent, wohl aber nach einem Ausdrucke eines neuern Staatsmannes „omni-kompetent." Den Aberglauben an die alleinige Einsicht der Interessenverbände hat er längst aufgegeben, aber er ist bereit, anzuerkennen, daß er manche gesetzgeberische Aufgaben nur durch Hilfe der Verbände lösen kann. So ist das Krankenkassen- und Unfallversicherungsgesetz nur durch die Betriebsgenossenschaften möglich geworden, also durch ein Zusammenwirken von Staat (Reich) und Gesellschaft. Aber auch, wenn der Staat so die Gesellschaft zu Hilfe ruft, ist es immer die politische Vertretung der Nation, die darum befragt wird und in maßgebender Weise bei der Gesetzgebung mitwirkt. Die sich so ergebenden Interessen werden zu Rechtsbestimmungen in gemeinsamer Arbeit umgestaltet. Und der Gegensatz zwischen Interessen und Recht ist an sich nur eine Fiktion.

Wir haben diese letzten Sätze nur hinzugefügt, weil die Ansicht von Staat und Gesellschaft, die Steinthal vertritt, einen Teil seines idealen Sozialismus allein begreiflich macht. Wir halten diese Ansicht nicht für richtig, und ebenso ist uns das Eigentum etwas ganz andres, als es bei Steinthal erscheint. Wir gehen aber darauf umso weniger ein, als Steinthal selbst seiner Ansicht vom Privateigentum nicht vollständig gewiß ist (S. 259). Daß eine Ablehnung der optimistischen Auffassung der Gesellschaft und ihrer spendenden Gerechtigkeit, eine Ablehnung der Auffassung vom Staate, wie sie Steinthal vertritt, nicht eine Kritik des ganzen Buches sein kann, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, wenigstens dem nicht, der Steinthal zu lesen versteht. Im Gegenteile nimmt die „Allgemeine Ethik“ ohne Zweifel auch unter den Schriften Steinthals einen hervorragenden Platz ein, und um mich gleich deutlich von einer bekannten Gattung von Kritikern zu unterscheiden, gestehe ich, daß gerade der religiöse Hintergrund des Ganzen mich am wohlthuendsten berührt hat. Doch das sollte uns hier fern bleiben.



Hans Joachim von Zieten.



m 27. Januar d. J. sind es hundert Jahre, daß Zieten, der treue Genosse Friedrichs des Großen, aus dem Leben schied. Die bevorstehende Wiederkehr dieses Tages hat den Grafen Zieten-Schwerin veranlaßt, den Archivar Georg Winter in Marburg mit der Abfassung einer Lebensgeschichte Zietens zu beauftragen; kein geringerer als Leopold von Ranke hatte ihn dazu empfohlen.*) Eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Biographie Zietens gab es bisher noch nicht. Weder er noch irgend einer der andern Feldherren Friedrichs hat bis jetzt eine den heutigen Ansprüchen genügende Darstellung gefunden, wie sie den Helden der Befreiungskriege in so reichem Maße zuteil geworden sind. Nur Menzel war es, der den großen König und seine Gefährten dem Volke wieder auferstehen ließ; wie sie jetzt vor unserm Geiste erscheinen, so hat sie zuerst seine Hand festgehalten.

*) Hans Joachim von Zieten. Eine Biographie von Georg Winter, königl. Archivar am Staatsarchiv zu Marburg. Auf Veranlassung und mit Unterstützung des Grafen von Zieten-Schwerin. 2 Bände. Mit einer Radirung von Hans Meyer. Leipzig, Duncker und Humblot, 1886.

Zieten stammt aus einem unbemittelten altmärkischen Adelsgeschlechte, das schon im vierzehnten Jahrhunderte zu Wustrau am Ruppiner See angesessen war. Dort ward Hans Joachim von Zieten 1699 den 14. Mai geboren. Sein Vater hatte sich ganz ausschließlich der Landwirtschaft gewidmet und lebte in so kärglichen Verhältnissen, daß er seinem Sohne nur vorübergehend einen Hofmeister zur Erziehung halten konnte. Der Sohn war ein geweckter, munterer, aber schwächlicher Knabe; er selbst hat sich in spätern Jahren noch daran erinnert, wie zuweilen die Ankunft von Beurlaubten das stille, gleichförmige Leben im heimatlichen Dorfe unterbrochen habe und wie hierdurch frühzeitig in ihm eine große Vorliebe für den Soldatenstand erwachsen sei. Mit dem sechzehnten Lebensjahre trat er in das Schwendysche Regiment als Freikorporal ein. Die so heiß ersehnte Laufbahn brachte ihm aber zunächst nur die bittersten Enttäuschungen. Schon seine kleine Statur verhieß unter einem Fürsten wie Friedrich Wilhelm I. kein glänzendes Avancement. Mehrfach wurde er in der Beförderung übergangen, und er erbat und erhielt schließlich als Fähnrich seine „Dimission." Über ein volles Jahr widmete er sich nun vollständig der Ordnung seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse, verlor aber darüber keineswegs seine Vorliebe für den Soldatenstand. In Berlin gelang es ihm, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu lenken, der ihm schließlich eine Leutnantsstelle (mit einem vordatirten Offizierspatent) bei den Wuthenow-Dragonern verlieh. In diesem Regiment machte er sich durch sein mit einem gewissen Selbstbewußtsein gepaartes anspruchsloses Auftreten bei seinen Kameraden beliebt. Mehrfache Proben seiner damals noch dicht an Verwegenheit streifenden Kühnheit, ein Marsch über die vom Eisgange bereits wankende Weichselbrücke bei Naugarten und ein Übergang über das durch Thauwetter bereits mürbe gewordene Eis des Frischen Haffs, wurden in weiten Kreisen besprochen und bewundert. Wenig günstig gestaltete sich sein Fortkommen im Regiment. Infolge fortwährender Mißhelligkeiten forderte er seinen Rittmeister zum Duell heraus und erhielt für dieses Vergehen ein Jahr Festungshaft. Nach seiner Rückkehr führte der Rittmeister ein Duell herbei, in welchem Zieten dem Gegner, nachdem ihm die Klinge gesprungen war, das Degengefäß ins Gesicht schleuderte. Infolge dessen ward Zieten zur Kassation verurteilt, doch war der Kassation der Befehl beigefügt, daß er sich nach seiner Ankunft in Berlin persönlich beim Könige melden solle. Es traf sich günstig, daß eben in diesem Jahre, 1730, Friedrich Wilhelm I. in Potsdam eine Leibhusarenkompagnie errichtete; in diese ward Zieten, der nun bereits Einunddreißigjährige, eingereiht, nachdem er sich in Wusterhausen gemeldet und vom König in Gegenwart seines neuen Regimentschefs sehr ernsthafte Mahnungen erhalten hatte. Die neue Truppe war zunächst fast ausschließlich für den persönlichen Dienst des Königs bestimmt, zur Besorgung wichtiger Depeschen und dergleichen, auch zum Einfangen von Deserteuren. Hier unter den Augen des Königs, welcher den Diensteifer und die militärische Geschicklichkeit

Zietens beobachten konnte, brachte er es binnen einem halben Jahre zum Rittmeister und Kompagniechef. Als solcher errang er 1733 am Rhein unter Prinz Eugen die ersten militärischen Ehren. Unter seiner Führung zeichneten sich von allen Truppen die preußischen Husaren durch verwegene und erfolgreiche Rekognoszirungsritte aus und gewannen in hohem Grade die Zufriedenheit des österreichischen Husarenkommandeurs Baranyai, unter welchem sich die preußische Abteilung militärische Erfahrung und Übung erwerben sollte. Weniger glücklich war er in der Erfüllung einer „geheimen" Instruktion, die ihn anwies, in allen Dörfern und Städten selbst oder durch Unteroffiziere nach „langen Kerls" von sechs Fuß oder darüber aufzustellen, solche anzuwerben oder zu „kapern." Alle Bemühungen Zietens in dieser Angelegenheit schlugen zum großen Mißfallen des Königs fehl, die aufgefundenen entgingen ihrem Schicksal durch eilige Flucht, und ein „langer Kerl," den er glücklich erwischt hatte, erwies sich schließlich bei genauer Messung als einen Zoll zu klein. Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge ward Zieten zum Major befördert; über Unannehmlichkeiten mit seinem neuen Regimentschef, welche zu einem mit großer Heftigkeit ausgefochtenen Duell führten, tröstete ihn die Heirat mit Leopoldine Judith von Jurgaß.

Mit der Thronbesteigung Friedrichs des Zweiten sollte auch für Zieten die Periode des Ruhmes anbrechen, gerade im ersten schlesischen Kriege konnten sich militärische Talente am besten erproben, denn der König selbst mußte sich erst kriegerische Erfahrungen erwerben. Obwohl Zieten in seiner bescheidnen Stellung noch nicht in hervorragender Weise auf die Entscheidung des Krieges einwirken konnte, so zeichnete er sich doch in kleinern Unternehmungen — durch einen kühnen Reiterangriff bei Rothschloß und durch einen kecken Vorstoß bis in die unmittelbarste Nähe Wiens — so aus und gewann die königliche Zufriedenheit in solchem Maße, daß er, der als Major ausgerückt war, als Oberst und Chef eines Husarenregiments, das nunmehr seinen Namen führte, heimkehrte. In den folgenden Friedensjahren war er namentlich bei der bisher vernachlässigten Ausbildung der Kavallerie thätig und befriedigte nur wegen der etwas lässigen Mannszucht die Anforderungen des Königs nicht ganz. Hatte sich Zieten am Rhein und im ersten schlesischen Kriege schon bewährt, so verdankt er seine Popularität doch in erster Linie seinen Waffenthaten im zweiten schlesischen Kriege in den Tagen von Moldauthein und Katholisch-Hennersdorf, und namentlich seinem vielgepriesnen Ritt mitten durch die österreichische Armee nach Jägerndorf. Sein Verdienst hierbei wird nicht geringer, auch wenn die historische Kritik das Ereignis aller romantischen Ausschmückung entkleidet. Es galt, dem Markgrafen Karl von Bayreuth um jeden Preis den Befehl zur Vereinigung mit dem Könige zu überbringen; alle Versuche hierzu waren schon gescheitert. Da war es Zieten, der seine sechshundert Husaren — anfangs vielleicht dadurch begünstigt, daß die Uniform seines Regimentes große Ähnlichkeit mit der eines österreichischen hatte — in kühnem, zwölf Meilen langem Ritte

mitten durch die feindliche, 14000 Mann starke Armee zum Markgrafen Karl führte. Auf seinen schlichten, einfachen Bericht über diesen Ritt schrieb Friedrich: „ich währe Sehr mit seiner Klugen conduite So wohl, als so viel ertzeigter Bravour zufrieden.“ Sehr wahrscheinlich ist es, daß er seinen Beinamen „Zieten aus dem Busch“ einem Reiterstück aus diesem Feldzuge, einem überraschenden Angriff vor Budweis, verdankt. Seit diesen Tagen bleibt sein Name so eng mit der Geschichte Friedrichs verflochten, daß die Geschichte des großen Königs auch zugleich die Geschichte Zietens enthält. Die Friedenszeiten bringen wieder die alten Klagen; so brav sich Zietens Regiment im Felde gehalten hatte, so wenig war der König mit seiner Führung in der Garnison zufrieden; Zietens Husaren seien jetzt „von eben so viel Nutzen, wie das fünfte Rad am Wagen,“ schreibt der König einmal. Zietens schwankende Gesundheit und andre Verhältnisse trugen nicht zur Besserung dieser Übelstände bei. Wahrheit und Unwahrheit waren gerade in der Erzählung, wie der wackere Reiterführer in Friedrichs Ungnade geriet, bisher in wunderbarer Weise gemischt. Winter legt die Verhältnisse aufs klarste auseinander. Der König hat sich allerdings, wenn auch nur kurze Zeit, von den Prahlereien des ungarischen Husarenführers Nagysander umstricken lassen. Intriguen des Generals von Winterfeldt dabei anzunehmen, scheint beinahe vollständig ausgeschlossen zu sein. Hierzu kam, daß im März 1756 plötzlich Zietens Gemahlin starb, und da erscheint die Erzählung nicht unglaublich, daß er zu dieser Zeit um seinen Abschied eingekommen sei; er habe erst nachgegeben, als Friedrich selbst an seinen Patriotismus appellirt und ihm gesagt habe, daß das Vaterland seiner bedürfe. Durch seine Ernennung zum Generalleutnant unterm 12. August 1756, wenige Tage vor dem Aufbruche zum Kriege, ward die Aussöhnung bestätigt. Zieten gehörte zu den wenigen Eingeweihten, welche darum wußten, worauf die Rüstungen eigentlich zielten und welches der Zweck des geheimnisvollen Aufbruches war. Gleich bei dem ersten größern Waffengange im siebenjährigen Kriege, bei der Einschließung der sächsischen Armee bei Pirna, muß es als ein unbestreitbares, bisher noch nicht völlig gewürdigtes Verdienst Zietens hervorgehoben werden, daß seine Wachsamkeit einen Durchbruch der Sachsen verhinderte. Seinen Anteil an dem furchtbaren Ringen der sieben Jahre können wir hier nicht im einzelnen verfolgen, sondern müssen auf Winters eingehende Darstellung verweisen. An dem unglücklichen Tage von Kolin hat von allen preußischen Generalen nur der eine Zieten die ihm vom König gestellte Aufgabe ganz erfüllt und hat sogar im Augenblicke der höchsten Gefahr nochmals versucht, die Schlacht wieder herzustellen; österreichische wie preußische Berichte zollen ihm einstimmig uneingeschränktes Lob. Den Siegestag von Leuthen hat er mit einer glänzenden Kavallerieattacke eröffnet; beim Hochkirchner Überfall war er es, der sich zuerst den Österreichern entgegenwarf und schließlich den Rückzug vor dem übermächtigen Gegner deckte. Wenn auch er, wie bei Domstädtl, den Wechsel des Kriegs-

glückes erfahren mußte, so hat doch Friedrich seinem tapfern General aus diesem Mißgeschick nie den leisesten Vorwurf gemacht. Zietens Teilnahme an der Schlacht bei Torgau, die Besetzung der Süptitzer Höhen ist Gegenstand der eingehendsten Untersuchung geworden. Winters Ausführungen wenden sich namentlich, allerdings nach unsrer Meinung nicht ganz überzeugend, gegen Bernhardi. Mit dem Frieden von Hubertusburg schloß auch Zietens kriegerische Thätigkeit ab.

Versuchen wir es nun, auf Grund von Winters Arbeit in knappen Umrissen ein Bild Zietens zu entwerfen.

Zieten war keine imponirende Erscheinung, klein von Statur, nicht kräftig, aber gelenk gebaut, noch im Alter überraschend durch die Anmut und Eleganz, mit der er zu tanzen verstand. In dem klugen, scharfgeschnittnen Gesicht blitzten ein Paar lebhafte, große Augen. Seine Körperkonstitution war niemals von besondrer Festigkeit gewesen, seine schwankende Gesundheit war ein Gegenstand der steten Sorge seiner Gattin; seine schwächliche Gestalt konnte nur durch den eisernen Willen seines starken Geistes fähig gemacht werden, die endlosen Strapazen des Krieges zu ertragen. Der kränkelnden Natur zum Trotz widmete er sich dem militärischen Dienste ohne jene Schonung seiner eignen Person, mit dem gemeinen Soldaten teilte er die Anstrengungen des Lagerlebens, schlief auf dem Fußboden seines Zeltes; nur die unablässigen Mahnungen seiner Gattin konnten ihn bewegen, sich eines Bettes zu bedienen. Bis in das höchste Greisenalter hinein war er ein kühner Reiter, der seine Gewandtheit und Geschicklichkeit ebenso im wilden Reitersturme wie im friedlichen Kampfspiele und im Caroussel zu Berlin genugsam erprobte. Noch als sechsundsiebzigjähriger Greis wollte er bei den Manövern durchaus selbst das Kommando über die gesamte Kavallerie führen. Eine Zeit lang vermochte ihn der König an seiner Seite zurückzuhalten; als aber seine Husaren zur Attacke bliesen, brauste auch in ihm das alte Reiterherz auf, im Galopp jagte er zu den Vordersten hinan und ritt die Attacke mit, zur höchsten Befriedigung des Königs und zu allgemeiner Bewunderung. Winter sagt mit Recht, daß Zieten an Genialität der strategischen Konzeption und an Organisationstalent hinter andern Gefährten des Königs, wie Schwerin und Winterfeldt, und namentlich hinter Friedrich selbst zurückstehe; dafür bleibt ihm der unbestrittene Ruhm, der bravste und schneidigste Reiterführer des großen Königs gewesen zu sein; an schneller Erfassung des Augenblickes, an Kühnheit des Entschließens und des Handelns kann ihm wohl keiner von allen den Helden des siebenjährigen Krieges den Rang streitig machen. Gerade diese Eigenschaften, von denen er so viele glänzende und packende Beweise gab, haben so befruchtend auf die Phantasie des Volkes eingewirkt. Hatte der alte Reitergeneral einstmals im Felde durch seine Tüchtigkeit, im Augenblicke sich in eine vollkommen veränderte und neue Situation zu finden, geglänzt, so bewies er sie auch im Greisenalter noch auf dem Manöverfelde. Der un-

übertroffene Meister in der Führung des kleinen Krieges, in welchem er — im Kampfe „um Heu und Lorberen,“ wie Friedrich es einmal nennt — seine Kraft und Geschicklichkeit unzählige male erwiesen hat, gewohnt, mit einem Blicke Schwächen und Vorteile des Terrains und des Gefechtes zu übersehen, setzte er im Augenblicke der Gefahr als echter Reitersmann das Wagen über das Wägen, war unermüdlich im Wachen, Erkunden und Spähen, stürzte blitzesschnell, in stürmischem Anprall auf den Feind und war weder durch Erfolge übermütig zu machen, noch durch Mißgeschick einzuschüchtern. Mit geringer Mannschaft hielt er dem Stoße des übermächtigen Gegners Stand und wußte ihn über die eigne Absicht zu täuschen und hinzuhalten.

Der Zieten immer erster, wenn Preußen avancirt,
Hingegen immer letzter, wenn Preußen retirirt,

so rühmt ihn das Lied. Der Rede nicht unmächtig, ritt auch er, wie der König selbst, am Vorabende großer Kämpfe im Lager umher, um die Truppen anzureden und zu ermutigen; durch leutselige Unterhaltung verstand er gerade den gemeinen Mann für die große Sache zu begeistern, wie in den Tagen des Unglücks das verlorne Vertrauen auf den Sieg wieder zu erwecken. Aus den zahlreichen Berichten an den König, niedergeschrieben mit seiner festen, energischen Handschrift, tritt uns die feine Beobachtungsgabe, die scharfe Urteilskraft, das Geschick und die Aufmerksamkeit entgegen, mit welcher er jeder Bewegung des Feindes folgt. Er beschränkt sich keineswegs auf die bloße äußerliche Berichterstattung, er teilt auch seine Ansicht über den Endzweck und die Bedeutung der gegnerischen Operationen mit; einem aufmerksamen Beobachter wird an diesen Schreiben die schlichte, anspruchslose, gedrängte Fassung ebenso wenig entgehen wie die — in Anbetracht der Zeit und insbesondre des Gegenstandes — hervorragende Reinheit der Sprache. Zum selbständigen Führer eines größern gemischten Truppenverbandes war er weniger geeignet; als solcher läßt er etwas die sonstige rasche Entschlossenheit und das energische Bestreben, zum Schlagen zu kommen, vermissen. In dieser Beziehung hat, wie uns scheint, selbst Winters warme Verteidigung sein Verhalten bei Torgau nicht vollständig rechtfertigen können.

Eine der trübsten Erfahrungen seines Lebens war, wie er mehrfach geäußert hat, daß ihn 1778 Friedrich wegen seines Alters nicht wieder mit ins Feld nahm. Da saß er aber doch zu Hause über Karten und Plänen und verfolgte den Gang des Krieges mit gespannter Aufmerksamkeit. Aber ungeachtet aller Begeisterung für den Krieg jubelte er auf, als endlich „ein glorieuser Friede“ zu nahen schien.

Bei seinem leicht aufbrausenden Temperament und bei seiner übertriebnen Empfindlichkeit erregte ihn in stürmischen Jünglingsjahren, ja weit bis ins reife Mannesalter hinein jede vermeintliche Zurücksetzung und Kränkung aufs äußerste; wie oft glaubt er sich im Avancement übergangen und bricht dann in die

bittersten Klagen über die auf ihm lastende königliche Ungnade aus! Des eignen Wertes sich wohl bewußt, war ihm aber doch die Anerkennung und unbefangne Würdigung fremden Verdienstes jeder Zeit ein wahres Herzensbedürfnis. Hatte er selbständig irgendeinen Erfolg errungen, so pflegte er einen großen Teil des Verdienstes seinen Offizieren zuzuschreiben; nicht leicht verabsäumte er, eine bisher unbeachtet gebliebne verdienstliche That eines andern zu der ihr gebührenden Anerkennung zu verhelfen. Zwischen ihm und seinen Truppen, in erster Linie natürlich seinem Regimente, bestand nicht bloß ein dienstliches Verhältnis, sondern es hatte sich namentlich in den jahrelangen Kämpfen ein mehr oder minder persönliches ausgebildet. Seine Beliebtheit bei den Soldaten verdankte er ebenso sehr seinen soldatischen wie seinen rein menschlichen Tugenden. Er fand nicht nur militärischen Gehorsam, sondern allgemeine Verehrung; der Gemeine setzte auf ihn unbedingtes Vertrauen. Allen voran den Degen in der Faust hatten sie ihn so oft auf den Feind einstürmen sehen und waren nicht minder Zeugen der liebevollen Fürsorge gewesen, womit er für das Wohlbefinden seiner Truppen Sorge trug, für Verwundete und Kranke gute Lazarete einrichtete und sich insbesondre der Invaliden und Hinterlassenen der Gefallnen annahm. Eben weil er in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen war, besaß er für solche Bedrängnisse auch bei andern ein großes Verständnis. Offizieren, welche aus irgendeinem Grunde zum Dienste bei den Husaren nicht recht geeignet, aber sonst tüchtige Männer waren, wußte er passende Verwendung bei andern Truppenteilen zu verschaffen; unermüdlich sucht er für seine Offiziere um Beförderung oder um Zuschuß nach. Der letzte Brief, den er wenige Tage vor seinem Tode an den König richtete, enthielt eine Bitte für einen seiner Offiziere. Der Rittmeister, welchem er seine Kassation zu verdanken hatte, stellte sich als Hilfeflehender bei ihm ein; er war während des ersten schlesischen Krieges entlassen worden und befand sich in völlig hilfloser Lage. Zieten unterdrückte jede Regung des Triumphes und gewährte die erbetene Unterstützung. In der Handhabung der Disziplin unnachsichtlich, wenn er im Felde stand, ließ er in Friedenszeiten die Zügel locker. Friedrich der Große hat wegen dieser allzu großen Nachsicht mehrfach vollständig gerechtfertigten Tadel über ihn aussprechen müssen, weder unter den Offizieren noch unter der Mannschaft fand sich die gewünschte Ordnung; es werden zwar keine größern Vergehen gerügt, aber an der nötigen Sorgfalt in der Überwachung ließ es der Regimentschef doch fehlen. Eigentümlich ist ihm in dieser harten, rauhen Zeit ein Zug aufrichtiger Herzensgüte und sorglicher Teilnahme. Als er im Winter von 1756 auf 1757 in sächsischen Quartieren lag, suchte er die Not der armen Gebirgsbewohner nach Möglichkeit zu lindern. Er macht den König darauf aufmerksam, daß er bisher Bedenken getragen habe, die Wege nach dem ihm gewordnen Befehle zu verhauen, weil dadurch den armen Erzgebirgern, bei denen sowieso schon Mangel an Lebensmitteln herrsche, der letzte Weg, sich Getreide zu ver-

schaffen, benommen werden würde. Ja er wirkt sogar die Erlaubnis aus, daß er aus den preußischen Magazinen gegen einen billigen Preis den Bewohnern Getreide ablassen, an ärmere Familien auch umsonst verteilen könne. Als er nach dem Friedensschlusse einmal durch Sachsen reiste, wurden ihm hierfür in Zwickau von den Einwohnern mannichfache Beweise herzlicher Dankbarkeit dargebracht.

Tiefe und echte Religiosität, welche er sich auch inmitten der freigeistigen Zeitrichtung bewahrte, war ein Grundzug seines Charakters. „Niemals, sagt Winter, hat ihn dieses unbedingte Vertrauen auf den Beistand eines allmächtigen Gottes verlassen; diese Gottesfurcht erklärt am besten seine eigne Mischung von schlichter Bescheidenheit und kühnem Selbstvertrauen, von ruhiger Besonnenheit und raschem Handeln.“ Seine Korrespondenz mit seinem Gutsverwalter, ein schönes Denkmal seiner vorsorgenden Thätigkeit, zeigt diesen Grundzug des Zietenschen Wesens im hellsten Lichte. Einmal drückt er dem Verwalter, als dieser krank war, sein Bedauern aus. „Indessen freut es mich, fährt er fort, daß du nach deinem Briefe dein Vertrauen auf Gott setzest. Bleib nur fest dabei, der ist der beste Helfer und wird dir gewiß helfen, wenn es nach seiner weisen Absicht Zeit sein wird.“

Nach Winterfeldts Tode war Zieten unzweifelhaft einer von denen, welche dem Herzen des großen Königs am nächsten standen. Fast in täglichen Berichten, dann und wann auch in persönlichen Verhandlungen, tauschten Friedrich und sein General namentlich in den spätern Jahren des Krieges ihre Meinungen über die Absichten des Feindes und die zu ergreifenden Maßregeln aus. Ihr Briefwechsel ist ein Denkmal eines vertraulichen, fast herzlichen Verhältnisses; so dankt der König einmal für die Gratulation zum Neujahr und wünscht ihm „alles selbstwählende Vergnügen und Wohlergehen.“ Bekannt, auch glaubwürdig überliefert ist die Szene, wie der König, als Zieten an dem Lagerfeuer, um welches Friedrich und seine Generale gelagert waren, eingeschlummert war, einem Offizier, welcher hinzutrat, um dem Könige eine Meldung zu machen, zurief: „Stille, weck' Er mir den Zieten nicht, er ist müde!“ Dem Konsens, welchen der fünfundsechzigjährige General zu seiner zweiten Heirat erbat, fügte Friedrich hinzu, daß er selber auf die Hochzeit kommen wolle, „um auf solcher zu tanzen.“ Zu der Taufe von Zietens Sohn reiste der König eigens von Potsdam nach Berlin und auf seine Veranlassung erschien das ganze königliche Haus; der Täufling erhielt vom König das Diplom als Kornet bei seines Vaters Husarenregiment. Mit freigebiger Hand lohnte der König Zieten seine erprobte Anhänglichkeit und seinen treuen Dienst; das einemal teilt er ihm eine jährliche Pension von 1200 Thalern zu „als eine Marke seines besondern Wohlwollens,“ ein andermal ernennt er Zietens Sohn zum Elekten des Halberstädter Domkapitels mit der Aussicht auf eine sehr erhebliche Pfründe. Als Zieten auf seinem Gute bauliche Veränderungen vornehmen will, gewährt

Friedrich nicht nur den erbetenen Urlaub, sondern schenkt ihm auch eine erhebliche Masse von Baumaterialien; zu den Vermessungen seines Besitztumes schickt er ihm Feldjäger, und als er hört, daß auf Zietens Gute die Viehseuche ausgebrochen ist, macht er ihm ein Geschenk von 10000 Thalern.

In friedlicher Stille, aber doch in angestrengter Thätigkeit für seine Truppen wie für seine im Kriege völlig in den Hintergrund gedrängten Güter hat Zieten nach dem Hubertusburger Frieden noch dreiundzwanzig Jahre verlebt, von seinem königlichen Herrn hoch geehrt, beim Volke beliebt, wie wenige Feldherren vor und nach ihm.

Auch eine starke, aufrichtige Neigung zu gemütvollem Familienleben gehörte zu seinen Charakterzügen. Er vermißte dies schmerzlich nach dem Tode seiner ersten Frau und war umso glücklicher, als er es in einer neuen Ehe vollauf wieder fand. Auch seine zweite Frau, eine Schwägerin der Zietenbiographin, Frau von Blumenthal, brachte seinen Bestrebungen volles Verständnis entgegen. „Wen der Herr lieb hat, dem giebt er so ein Weib, wie du mir bist," äußerte er einmal zu ihr.

Im Kreise seiner Gattin, seiner Kinder und Verwandten verlebte er jährlich mehrere Monate auf Wustrau. Hier liebte er es wie in seinem Hause zu Berlin, einen angenehmen, geselligen Kreis um sich zu versammeln und freigebige Gastfreundschaft zu üben. Obwohl er selbst aus Gesundheitsrücksichten außerordentlich mäßig lebte, entfaltete er doch, wenn er Gäste bei sich hatte, einen anständigen Luxus. Da zeigte er sich als Wirt in geselliger Unterhaltung und harmloser Munterkeit von seiner liebenswürdigsten Seite und bewahrte sich bis in sein höheres Lebensalter eine bewundernswerte Frische und Elastizität des Geistes. Er verstand es vortrefflich, die jüngern Mitglieder der Gesellschaft zu Spiel und Tanz zu ermuntern, während er selbst mit ältern Offizieren angeregte und lebendige Unterhaltung pflegte. In Karlsbad schloß er während einer Kur mit seinem großen Gegner Laudon aufrichtige Freundschaft. Arm in Arm sah man sie beide lustwandeln, in eifrige Gespräche über vergangne Tage vertieft.

Mit Freude und Geschick lag er besonders seit dem siebenjährigen Kriege den landwirtschaftlichen Arbeiten ob, überall sah er selbst nach dem Rechten und kümmerte sich auch um die Einzelheiten der Gutsverwaltung. Eifrig nahm er sich der Interessen seiner Wustrauer Bauern und Hintersassen an, deren innige Verehrung und herzliches Zutrauen er dafür genoß. Mit der gleichen Sorgfalt und Umsicht, welche seine militärischen Berichte an Friedrich kennzeichnet, korrespondirte er in spätern Jahren mit dem Verwalter seines Gutes, denn auch abwesend von Wustrau verlor er doch nie die Oberleitung des Ganzen aus dem Auge. Bis ins höchste Alter sah man ihn heiter und guter Dinge sich auf seinem Besitztume zu schaffen machen. Wie vorzüglich er zu wirtschaften verstand, erhellt daraus, daß sich bei seinem Tode der Wert seines Gutes bis auf das Sechsfache des ursprünglichen Ertrages gesteigert hatte.

Mit unermeßlichem Jubel war Zieten, als er am 27. März 1763 an der Spitze seines Husarenregimentes in Berlin einzog, vom Volke empfangen worden; war er doch einer von den wenigen großen Führern, welche aus dem Ringen der sieben Jahre glücklich wieder heimkehrten. Er war seitdem im preußischen Heere und Volke eine allbeliebte Persönlichkeit. Zahlreiche Porträts in Kupferstich und Holzschnitt wurden verbreitet; Bilder, wie der König den losen Spöttern Schweigen auferlegt, welche sich über den bei Tafel eingeschlafenen Greis lustig machen wollen, oder Chodowieckis Stich, welcher Zieten im Lehnstuhl vor Friedrich dem Großen sitzend darstellt, fanden großen Absatz. Schwänke und Anekdoten von der unglaublichen Schnelligkeit, von der Kühnheit und Verschlagenheit des alten Reiterführers wußte sich das Volk nicht genug zu erzählen. Ja es scheint, als wenn die spätere Volkstradition die wahlverwandten Gestalten Zietens und Blüchers hie und da mit einander verwechselt habe, so in den Erzählungen, welche von einer grundsätzlichen Abneigung Zietens gegen die Arbeit mit der Feder zu berichten wissen. In Gedichten und Liedern wurden seine Heldenthaten gefeiert und verherrlicht:

Joachim Hans von Zieten,
Husarengeneral,
Dem Feind die Stirne bieten
Thät er wohl hundertmal,

heißt es in einem der bekanntesten. Gleim verfaßte eine Kantate „Der König und Zieten,“ welche in Wechselgesängen und vierstimmigem Chor den Ruhm des Königs und seines Generals verkündet.

Diese allgemeine Beliebtheit wird auch seinen Lebensabend sicher verschönert haben. Bis zu seinem letzten Lebenstage erfreute er sich des vollen Genusses seiner geistigen Kräfte, wenn auch der Körper allmählich deutliche Spuren zunehmender Schwäche zeigte, wenn das Alter die schlanke, aufrechte Gestalt gebeugt hatte und die Stimme schwächer und zum Kommando weniger tauglich wurde; ein lebhaftes Interesse für seine Umgebung bewahrte er sich immer. Der Gedanke an den Tod kam ihm selten, und auch dann ohne Furcht. Ruhig machte er sich auf den Abschied gefaßt; „ich bin bereit, ich bin fertig, wenn Gott will,“ äußerte er zu seinem Seelsorger. Still und friedlich, ohne langes Leiden und Kämpfen, entschlief er am 27. Januar 1786 zu Berlin.

„Ich habe meinen wachsammen Zieten; er hat Kraft und Kühnheit; er ist zufrieden, wenn er nur mit dem Feinde zum Schlagen kommen kann. Vor allem aber hat er eine ganz singuläre Eigenschaft: . . . wenn er das Terrain gesehen, macht er ausgezeichnete Dispositionen, und zwar mit einer Schnelligkeit, Genauigkeit und Richtigkeit, welche in Erstaunen setzt. Er braucht nur einen Augenblick, um zu sehen und sich zu entscheiden.“ Mit diesen Worten hat Friedrich der Große seinem Vorleser de Catt die Eigenart und Bedeutung Zietens charakterisirt.

Dies ist in den Hauptzügen das Bild Zietens, wie es uns aus dem ersten Bande von Winters Darstellung entgegentritt. Da nach dem Wunsche des Grafen Zieten das Buch für das große Publikum bestimmt sein und demgemäß von allem gelehrten Ballast freigehalten werden sollte, machte sich eine Zweiteilung des Werkes notwendig; alle kritischen Erörterungen und die zahlreichen urkundlichen Beilagen wurden in einem zweiten Bande vereinigt, sie bilden ein in sich abgeschlossenes Ganze, „eine Darstellung der Untersuchung," und führen uns bis ins Innerste der historischen Forschung und Kritik ein. Buch für Buch wird dem Leser das Quellenmaterial, welches für das gerade zu behandelnde Ereignis in Betracht kommt, vorgelegt, kritisch untersucht und die gegebene Darstellung gerechtfertigt. Es galt dabei eine Arbeit von nicht geringem Umfange zu erledigen. Einerseits war es die Aufgabe des Verfassers, an Stelle der poetischen Tradition, welche sich um Zietens Persönlichkeit gebildet und deren Hauptvertreterin Frau von Blumenthal ist, die einfache Wahrheit zu setzen; anderseits mußte namentlich das ganze Quellenmaterial für die Kriegsgeschichte des fridericianischen Zeitalters geprüft werden, um das Eingreifen Zietens in den einzelnen Momenten richtig würdigen zu können.

Für die interessanteste und wichtigste Epoche von Zietens Leben, die Zeit Friedrichs des Großen, hat man preußischerseits drei verschiedne „Traditionen" zu scheiden, die „fridericianische," deren Hauptvertreter Friedrichs eigne Denkwürdigkeiten sind, und deren Glaubwürdigkeit die historische Forschung immer eindringlicher hervorzuheben hat, die „Prinz Heinrichsche Tradition," vor allem niedergelegt in dem „Gaudyschen Journal," und die „anhaltinische Tradition," welche es unternahm, den Ruhm der an diesen Kämpfen beteiligten anhaltinischen Fürsten und Prinzen in ein möglichst helles Licht zu stellen. Alle die der zweiten und dritten Gruppe angehörigen Memoirenwerke nehmen nicht bloß gegen Friedrich, sondern namentlich auch gegen seinen Liebling Winterfeldt eine äußerst gehässige Stellung ein. Zieten stand in keinem freundlichen, oft in einem entschieden feindlichen Verhältnisse zu Winterfeldt; es darf daher nicht verwundern, daß diese Memoiren alles Unrecht auf Winterfeldts Seite sahen und sich nicht scheuten, ein ganzes Intriguenspiel Winterfeldts gegen Zieten zu erdichten. Nach Winterfeldts Tode, als Zieten der Vertraute Friedrichs wurde, äußern sie sich mit unverkennbarer Gehässigkeit gegen Zieten. Soweit die „preußische Tradition." Fernere Quellen waren die militärische Korrespondenz Friedrichs des Großen, deren Veröffentlichung, wie Winter mitteilt, bevorsteht, wenigstens soweit sie sich auf den siebenjährigen Krieg bezieht, die Briefe Zietens an den König und den Prinzen Heinrich. Von gegnerischer Seite kam eigentlich nur die „österreichische Tradition" in Betracht.

Winter hat uns, wie wir schon eingangs hervorgehoben, zum erstenmale eine auf exakten, methodisch richtig aufgebauten Forschungen beruhende Lebensgeschichte eines Mannes aus der Heldenschaar Friedrichs gegeben, ein Beispiel,

welches hoffentlich bald Nachahmung findet. Die Darstellung ist so anschaulich und macht durch ihre Wärme und Begeisterung einen so wohlthuenden Eindruck, daß das Werk sicher auch in weitern Kreisen beifällige Aufnahme finden wird. Eine knappere Fassung würde vielleicht hie und da der Frische der Darstellung zu gute gekommen sein. Aber dem Verfasser ist es, was wir besonders hervorheben möchten, im großen und ganzen geglückt, eine Gefahr zu vermeiden, welche bei einem derartigen Thema zu nahe liegt: daß die Bedeutung des Helden gegenüber der Schilderung der allgemeinen Zeitlage zu sehr zurücktritt. Mit großem Geschick ist das Bild des Helden in den Rahmen der gleichzeitigen Geschichte eingefügt. Für die Geschichte des siebenjährigen Krieges erhalten wir daneben die wertvollsten Aufklärungen; die Beziehungen Friedrichs zu einem seiner bedeutendsten Generale, die Parteien im preußischen Heere und die von ihnen bis zum heutigen Tage sich fortpflanzenden Traditionen treten hier zum erstenmale in eine wirklich historische Beleuchtung.



Historische Romane.



Es ist schon jetzt kein Zweifel, daß auch die Literaturgeschichte dereinst mit der Gründung des neuen deutschen Reiches einen eignen Abschnitt beginnen wird. Wie auch das Urteil der künftigen Geschlechter über die einzelnen Erscheinungen unsrer Zeit lauten wird, ob die heutigen Tagesgrößen bis auf den Namen verschwinden werden, mancher Name dagegen, der gegenwärtig minder häufig genannt wird, in umso hellerm Glanze strahlen wird: wie auch immer das Bild unsrer zeitgenössischen Literatur von dem Standpunkte eines um ein halbes oder ganzes Jahrhundert spätern wird aussehen mögen — es wird der Charakterzug darin nicht fehlen dürfen, daß unser Geschlecht sich der Größe seines Erwerbes auf politischem Gebiete lebhaft bewußt war, und daß dieses nationale Hochgefühl die Quelle so mancher dichterischen Arbeit wurde; das ist nun einmal die Signatur der Zeit, um diese Empfindung dreht sich unser aller Gedanke. Es giebt keinen Lyriker von Bedeutung, der ihr nicht Ausdruck verliehen hätte, und wenn auch das Drama darniederliegt — Gott weiß, wer mehr Schuld daran hat, die Theater oder die Dichter —, so ist doch in der Romanliteratur manches gute Kunstwerk erschienen, und näher oder entfernter wird immer das größte Erlebnis des Volkes in ihm berührt: seine politische Wiedergeburt. Ein Oskar von Redwitz schreibt einen sentimentalen Gouvernantenroman, in dem der letzte

Krieg breiten Raum einnimmt; ein Geist vom Range Wilhelm Raabes, der wie kaum ein andrer von den Lebenden das Herz der Zeit schlagen hört, ergreift mit überlegnem Humor die Kinderkrankheiten des neuen Reiches, etwa die Konflikte zwischen Reichsidee und Partikularismus, in die der „olle Potsdamer" Wilhelm Schönow in der annektirten Provinz gerät. „Es dauert immer etwas länger als zehn Jahre, ehe der Nachklang eines weltgeschichtlichen Faktums auszittert," sagt Fräulein Julie Kiebitz in „Villa Schönow," und sie hat sehr Recht. Denn dieses neue weltgeschichtliche Faktum hat uns unter anderm auch der eignen Vergangenheit gegenüber auf einen neuen Standpunkt gestellt, und bis diese Revision der Urteile in Sachen der Geschichte fertig ist, bedarf es wahrlich mehr als eines kurzen Jahrzehnts. Das ist ja das Wesen, die Schwäche, aber auch der ewige Reiz der historischen Wissenschaft, daß hier eine rein faktische Erfahrung nicht ausreicht, daß aber auch das Urteil über die Menschen und Bestrebungen der Vergangenheit immer subjektiv von dem Geiste der Epoche gefärbt ist, in der es gefällt wird. Welche Umwandlung macht jetzt das Urteil über die französische Revolution des Jahres 1789 im allgemeinen Bewußtsein Europas durch! So geht es uns aber auch mit unsrer eignen Geschichte. Es bedarf nicht bloß mehr als eines Jahrzehnts, sondern zuweilen auch mehr als eines Jahrhunderts, um ein Urteil über historisch bedeutende Erscheinungen mit einiger Aussicht auf bleibenden Wert zu fällen.

Zwei vor kurzem neu erschienene historische Romane, etwas umfänglicher Art, haben uns zu dieser Betrachtung angeregt. Es sind die Romane: Am Ausgang des Reiches von Wilhelm Jensen (2 Bde., Leipzig, Elischer, 1885) und der ausdrücklich als historischer Roman bezeichnete Fritz Kannacher von Arthur Hobrecht (2 Bde., Berlin, Hertz, 1885). Beide behandeln vaterländische Stoffe: Jensen führt uns in das letzte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, an den Hof des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbaiern; Hobrecht geht noch weiter zurück in das letzte Drittel des siebzehnten Jahrhunderts, in die erste Regierungszeit des großen Kurfürsten von Brandenburg-Preußen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die historischen Romane in der letzten Zeit merklich in der Gunst des Publikums zurückgegangen sind. Zwar werfen die Felix Dahn, Ernst Eckstein u. s. w. noch immer zu jeder Büchermesse einen neuen Roman aus der Völkerwanderung oder aus der römischen Kaiserzeit auf den Markt; aber es sind das nur noch die Nachzügler einer absterbenden Mode. Und eigentlich sind es gerade diese Archäologen, welche den historischen Roman in Verruf gebracht haben. Prinzipiell zwar sind auch wir der Meinung, daß ein wahrhaft schöpferisches Talent im Romane seine eigne Gegenwart zu zeichnen vorziehen wird; denn dies ist der wahre Beruf dieser Kunstform, und alle die unsterblichen Werke, die ihr angehören, vom Don Quixote an bis zu den Wahlverwandtschaften, alle Genies unsrer Zeit, ein Dickens, eine Elliot, ein Gottfried Keller, ein Iwan Turgenjew, sie treten für diesen Standpunkt ein.

Im wahren Sinne schöpferisch kann der historische Roman nur selten sein. Die Vergangenheit, welche der Dichter aufsucht, ist kein unmittelbares Bild, sondern schon ein zurechtgemachtes, ein von vielen, vielen Mitarbeitern geschaffenes; der Dichter sieht, wenn er nicht gleich dem Historiker Archive durchstöbert, um die Vergangenheit zu konstruiren, immer durch fremde Augen und wiederholt nur das, was ihn die Wissenschaft gelehrt hat. Der wahrhaft schöpferische Geist aber kann sich diesen Zwang nicht auferlegen, er will Original sein, und darum hält er sich an seine Gegenwart oder gar an ein erdichtetes Phantasieland, und indem er mit Augen nicht des Alltagsmenschen um sich schaut, schafft er selbst Geschichte, da er das Leben der Nation bereichert. Indes seine künstlerische Berechtigung hat der historische Roman immer, eben unter der Voraussetzung, daß die Geschichte nicht mit den Augen des nüchternen, nur Wissenschaft vermittelnden Kulturhistorikers, sondern mit denen des fühlenden Dichters angesehen werde. Denn wie alles in der Welt, ist auch die Geschichte Gegenstand dichterischer Anschauung; wie alles, was auf diese einwirkt, die Färbung eines bewegten Gemütes annimmt, so erhält auch jede Epoche der Geschichte eine verschiedne Färbung, Stimmung, und es ist nicht gleichgiltig, ob wir ins „heitere“ Griechenland oder ins „strenge“ Rom, in das „finstere“ Mittelalter oder in die „helle“ Renaissance, an den frivolen Hof von Versailles oder an den patriarchalisch schlichten der Brandenburger geführt werden. In dieser einzig poetischen Weise haben nur wenig Dichter die Geschichte verwendet; nur etwa bei Konrad Ferdinand Meyer und Hans Hoffmann wird mit freier künstlerischer Wahl die Historie als stimmungsvoller und wahlverwandter Hintergrund für ein novellistisches Motiv gewählt; bei jenen Schriftstellern aber, die sich speziell des kulturhistorischen Romans bemächtigt haben, ist es beim rein stofflichen Interesse am Kostüm der Vergangenheit geblieben, und darum haben sie eine wohlberechtigte Opposition erfahren. Darum hat man auch mit Recht den Ruf nach vaterländischen Stoffen erhoben, denn wenn diese sonst keine andre poetische Wirkung gewinnen, so ist es doch wenigstens die, daß sie uns, weil sie von unsern eignen Voreltern handeln, menschlich tiefer interessiren als die ägyptischen oder römischen Kostümbilder. Wenn also einmal historische Romane geschrieben werden sollen, so bleibe man wenigstens im eignen Lande.

Dies ist nun das gemeinsame und ausgezeichnete Merkmal der beiden historischen Romane von Jensen und Hobrecht, so wenig Gemeinsames sie auch im übrigen haben: sie führen uns in die eigne deutsche Vergangenheit zurück, jeder in eine, wie es nun einmal der Charakter unsrer Geschichte ist, trübselige Epoche des national-politischen Lebens. Hobrecht zeigt uns in einer Zeit, wo das ganze deutsche Leben verwildert und erdrückt war durch einen dreißig Jahre lang dauernden Krieg, die mühselige Arbeit des großen Kurfürsten, seine zerstückelten Ländereien zu einem einheitlichen Staate zu organisiren, aus Besitztümern, in

denen überall verschiednes Recht und verschiedne Ordnung herrschte, ein lebensfähiges Ganze zu bilden. Jensen zeigt uns einen deutschen Hof in seiner schmachvollen Abhängigkeit von dem Muster, das Versailles länger als ein ganzes Jahrhundert für Europa abgab, und offenbart uns dessen ganze Unsittlichkeit bei allem äußern Glanze, bei allem Geist und Kunstsinn, und deckt die innere Faulheit des ganzen sozialen Baues auf, den das ancien régime aufgerichtet hatte. Aber die Tendenz beider Dichter ist es, der Freude an dem endlichen Besitze nationaler Einheit und nationalen Selbstgefühls Ausdruck zu geben; die Stimmung beider Erzähler ist gehoben und erfüllt von dem Glücke der Gegenwart: die trübe Vergangenheit dient nur dem einen Gedanken, Relief für die Gegenwart zu bilden, den dunkeln Hintergrund für das nahe Licht und dessen richtige Wertschätzung abzugeben: Es soll gezeigt werden, dort, in „Fritz Kannacher," mit wie unsäglichen Schwierigkeiten der Gründer Preußens zu kämpfen hatte, hier, im „Ausgange des Reiches," auf wievielen Umwegen der Deutsche zum nationalen Selbstbewußtsein gekommen ist. Mag sein, daß man dies „Tendenz" nennen und in doktrinärer Ästhetik die Nase darüber rümpfen wird, aber wir erkennen diese Tendenz deswegen als poetisch vollkommen berechtigt an, weil sie einer allgemeinen und lebendigen Empfindung des Volkes Ausdruck verleiht.

Jensen eröffnet seinen Roman mit einer „historischen Landschaft" von wahrhaft tragischer Größe. Die Grenzfestung Philippsburg ist der Träger dieses erschütternden Gemäldes. Philippsburg ist im „Bruchrhein" gelegen, als wenn sich die Menschen in unbegreiflicher Verblendung den sumpfigsten und unfruchtbarsten Winkel zwischen weithin gesegneten Gefilden zur Ansiedlung ausgesucht hätten. Und so jämmerlich das Aussehen des Städtchens von jeher war, ist es gleichwohl ewig der Zankapfel der streitenden Mächte gewesen, die es nacheinander zerstörten und wieder neu befestigten. Besonders die Franzosen bemühten sich, dieser Grenzfestung bei jedem ihrer zahlreichen Einfälle habhaft zu werden, bis ihnen Friedrichs des Großen Sieg bei Roßbach für lange Zeit, bis zu den Revolutionskriegen, die Lust nach dem rechten Rheinufer vertrieb. Nach dem siebenjährigen Kriege kam Philippsburg in den Besitz des Fürstbischofs von Speier. Aber auch er geriet in Zank seinetwegen, denn der Kaiser in Wien erklärte es für eine Reichsfestung und besetzte es mit einem eignen Kommandanten, der dem Bischof viel Ärger verursachte und ihm den Gedanken, eingab, die streitbringenden Festungswerke zu schleifen. Und nun wollen wir den Dichter selbst reden lassen. „So schaute denn der Fürstbischof von seinem Schlosse zu Bruchsal über den »Lußhard«-Wald im Bruchrhein nach dem etwa zwei Meilen entfernten Philippsburg hinüber und bethätigte seine landesväterliche Fürsorge für dasselbe nur dann und wann durch dorthin erlassene nützliche Verfügungen, indem er z. B. strengstens den Viehhandel mit Juden verbot, auch anordnete, daß jeder dortige Unterthan jährlich zwölf Sperlingsköpfe an die

Rentkammer auszuliefern habe. Das geschah allerdings mit emsiger Pflichttreue, doch trotzdem verringerte sich die Anzahl der in Bruchsal eingehenden Spatzenköpfe von Jahr zu Jahr. Dieser Ausfall entstammte indes keineswegs einer langsamen Ausrottung der bischöflich zum Untergange verurteilten Vogelgattung, noch einer etwa unter ihr ausgebrochnen Pest oder Unfruchtbarkeit, sondern leitete sich lediglich daher ab, daß der lieferungspflichtigen Hände und Unterthanen von Jahr zu Jahr immer weniger wurden. Die nicht geköpften Sperlinge fanden stets noch ausreichende Nährmittel, um ihren Hunger zu stillen und sich zu vermehren, aber die Bewohner und Bewohnerinnen Philippsburgs besaßen zu ihrem eignen Leidwesen keine Spatzenmägen die sich täglich mit dem Aufpicken einer Hand voll Körner oder einem Kerf- und Würmergericht begnügen konnten. Da ihre Speisekarte ihnen jedoch in der Festung zumeist keine andre Wahl freistellte, machten sie es truppweise wie die Schwalben, Staare und Störche um sie herum, nur daß sie nicht den Herbst allein dazu benutzten, sondern zu allen Jahreszeiten, auch im Frühling, Sommer und Winter, von dannen zogen, hierhin und dorthin, wo die Hoffnung langsameren Verhungerns ihnen winkte, ostwärts und westwärts, über den Rhein und über das Meer in die sagenhafte, viel und dunkel beredete »neue Welt« hinüber. Sie wanderten in die Fremde, das hieß nach dem alten deutschen Worte »ins Elend,« denn vor dem dreißigjährigen Kriege galten dem deutschen Volke diese beiden Bezeichnungen als gleichartig; ins Elend ziehen hieß in die Fremde davongehen. Seitdem hat sich freilich in dieser Anschauung mancherlei geändert, doch die landesväterliche Fürsorge zu Bruchsal hielt noch an der alten Auslegung fest und fühlte sich deshalb berufen, im Jahre 1785 ein ernstliches Mandat nach Philippsburg zu erlassen, in welchem vor der Ruchlosigkeit der Auswanderung streng verwarnt und angeordnet wird, achtsamst auf die Verführer zu fahnden. Denn die Ruchlosigkeit war dadurch zweifellos noch um ein Beträchtliches erhöht, daß die Leute nicht allein für sich selbst »ins Elend wanderten,« vielmehr jedes von ihnen obendrein wider göttliches und menschliches Recht ein Stück nicht ihm, sondern dem speierischen Fürstbischof leibeigen angehöriges Fleisch und Blut mit sich in die Fremde mitnahm. Wenn aber Herr Damian August Graf von Limburg-Styrum dergestalt in seinem Schlosse wartete, so nahm allmählich im Stillen und unbeachtet die Reichsfestung Philippsburg diese Angelegenheit in ihre eigne Hand. Als ein mächtiger und wahrhafter Beschützer deutscher Lande hochaufgerichtet stand der hohe Geist und die Preußenmacht Friedrichs des Großen da, und seit bald vier Jahrzehnten genoß das Reich unter ihrem »Schutze« eines wirklichen, vorher unbekannt gewesenen Friedens. Das Auge blickte nicht mehr in unablässiger Angst nach Westen über den Rhein, ob auflodernde Feuersäulen den Anmarsch eines Nachfolgers des großen Turenne, Melacs oder Duras' verkündigten; das deutsche Volk lag in einem schweren dumpfen Schlafe, doch es schlief insofern ruhig, als das Albdrücken seiner

Träume sich zur Zeit nicht mehr in die Gestalt französischer »Protektion« kleidete. Das machten sich die Festungswerke Philippsburgs zu Nutzen und zerfielen. Die vielbestürmten Mauern zerbröckelten, und hohes Gras und Gekräut wuchs in den ausgetrockneten Gräben.... So lag im Jahre 1790 Philippsburg als ein naturgemäßes Ergebnis, Produkt oder Facit seiner Vergangenheit da. Es war zwar insoweit von seinem zweihundertjährigen Brauche abgewichen, als es gegenwärtig dem Auge keine rauchende Brandstätte und dem Ohr kein Jammergeschrei darbot, aber es hatte getreulich an der alten Gewohnheit festgehalten, auf dem versumpftesten, trostlosesten Erdenflecke des deutschen Reiches den verfallensten Häuserhaufen weltvergessener, armseligster Bevölkerung zu bilden."

Auf diesem düstern Hintergrunde entfaltet Jensen sein Zeit- und Charaktergemälde vom „Ausgange des Reiches." Er hat den Moment gewählt, wo die Revolution in Frankreich schon ausgebrochen ist, aber noch bevor der Schrecken die Oberhand gewonnen hat. In Schwärmen flüchtet sich der Pariser Adel über den Rhein und überschwemmt alle deutschen Höfe. Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern empfängt die Emigranten mit königlicher Gastfreundschaft. Auf seinem mit dem üppigsten Luxus ausgestatteten Lustschlosse Schwetzingen, das Versailles nicht bloß nachahmt, sondern womöglich zu übertreffen strebt, giebt er große Feste zu Ehren der Franzosen. Er treibt einen förmlichen Kultus mit ihnen! Sind sie ihm doch die Vertreter jener Bildung, die ihm, wie fast allen seinen europäischen Standesgenossen, als das wertvollste Lebensideal erscheint. Das Wesen dieser einseitig ästhetischen Bildung darzustellen, ihre Glanz- und ihre Schattenseiten, ihren sprühenden Esprit und aristokratischen Hochmut, die Konsequenzen derselben für das soziale und politische Leben des Volkes, wofür ihr jedes Verständnis absolut fehlt, ist die künstlerische Tendenz des Romans. Hinter diese Charakteristik tritt das landläufige Romaninteresse zurück, und diese meisterlich gelungene Darstellung macht das Werk Wilhelm Jensens zu einem über die gewöhnliche Romanwaare weit hinausragenden.

In scharf umrissenen Gestalten hat Jensen die einzelnen Elemente verkörpert, welche für den Geist jener Epoche des sich auflösenden heiligen römischen Reiches deutscher Nation bezeichnend sind. In dem Kurfürsten Karl Theodor den kleinen roi soleil. Er ist ein Mann von ungewöhnlicher geistiger Begabung; durch seinen Esprit entzückt er alle, die persönlich mit ihm verkehren zu dürfen das Glück haben: selbst die hochmütigen Emigranten, die auch noch beim Gnadenbrote des deutschen Gastfreundes den gallischen Dünkel nicht verwinden können. Aber alles Wissen, alle ästhetische Bildung dient dem Kurfürsten nur dazu, sich dem feinsten, raffinirtesten Lebensgenusse hingeben zu können. So bezaubernd liebenswürdig und zuweilen wahrhaft königlich gütig er ist, ein so maßloser Egoist ist er doch. Von den Pflichten der Regierung befreit er sich so rasch als er nur kann; ihnen gegenüber ist er von einer unglaublichen Trägheit.

Persönlich hat er ein mitleidiges Herz für das Elend der Unterthanen, wenn es ihm gerade zufällig zu Gesichte kommt, oder wenn ihn eine Vorstellung desselben augenblicklich heftig affizirt. In seiner Genußsucht aber findet er weder Zeit, noch moralische Kraft genug, selbst die Dinge zu prüfen, und überläßt die ganze Regierung einem Ex-Jesuiten. Nur Geld soll stets in seiner Kasse sein! Von einem deutschen Nationalgefühl ist keine Spur in ihm. Die ganze Welt ist nur für ihn da, und er hat absolut alle feinere sittliche Empfindung verloren. Die Charakteristik dieses Kurfürsten ist jedenfalls das Beste in dem Romane, denn es ist Jensen gelungen, selbst eine gewisse Naivität in diesem Egoisten zu veranschaulichen und es begreiflich zu machen, wie solch ein Fürst zum Verräter am Vaterlande werden und mit dem Feinde den famosen Rheinbund bilden konnte.

Am gewissenlosesten geht der Kurfürst natürlich mit den Frauen um. Jedem andern Sterblichen nimmt er das Verbrechen der Mädchenverführung bitter übel; ihm selbst aber ist es gleich dem Zeus erlaubt, jedes Weib zu schänden, denn nach seiner Meinung ehrt und erhebt er sie durch seine Gnade. So hatte er es einmal mit einer Hofdame, Mademoiselle Veronique, gemacht, und um sie zu versorgen, hatte er den diabolischen Gedanken, einen jungen strebsamen Pfarrer mit dem Mädchen zu verbinden, wobei er offenbar garnicht ahnte, wie furchtbar er dem unbescholtenen Ehrenmanne damit mitspielte. Denn gar bald gingen dem in seine schöne junge Frau verliebten Pastor Bibermann die Augen auf, als sie nach kaum zweimonatlicher Ehe von einem kräftigen Mädchen entbunden wurde; nun erst merkte er, weshalb der Kurfürst ihn mit ganz unverhofften Gnadenbeweisen überschüttete, und er war zum Unglück seiner jungen Frau nicht der Mann darnach, den Schimpf zu ertragen. Er lief aus dem Hause, Veronique wurde wahnsinnig, worauf der Kurfürst sie versorgen ließ, das neugeborne Mädchen wurde unter dem Namen Verena Schwanfeld nach Philippsburg zu einer armen Frau in die Pflege gegeben. In diesem betrognen Pastor zeichnet Jensen jene Schicht des deutschen Volkes, welche mit Jubel die französische Revolution zu begrüßen Ursache hatte, da sie, wie die Millionen jenseits des Rheins, unter demselben Drucke zu leiden hatte. Dem Pastor gegenüber steht ein alter braver deutscher Reichsfreiherr, souveräner Herr auf einem Gebiete von keiner halben Quadratmeile. Auch er ist unzufrieden mit dem deutschen Regiment, haßt bitterlich den Franzosenkultus; aber er bleibt national treu und stellt das Vaterland über jede andre Rücksicht.

Verena Schwanfeld lernen wir als kaum den Kinderschuhen entwachsenes Mädchen in Gesellschaft des Arnulf Wendemar, eines gleichfalls elternlosen Burschen, in den Ruinen Philippsburgs kennen, und am Schicksale dieser beiden Geschöpfe spinnt sich der Roman ab. Wendemar ist gleichfalls ein Bastard, und zwar ein Sohn des Fürstbischofs von Speier, eines in verbitterter Einsamkeit dahinlebenden alten Geizhalses, dem die Skepsis des Jahrhunderts jeden

innern Halt genommen hat. Beim Ausbruche der Unruhen geht Wendemar nach Paris, und es gelingt ihm, sich vom Straßenkehrer zum höhern Offizier in der republikanischen Armee emporzuschwingen. Inzwischen kommt Verena nach manchem Abenteuer an den Schwetzinger Hof des Kurfürsten. Pamela Genlis, auch ein natürliches Kind, eine Tochter des Herzogs von Orleans, hat mit der lebensüberdrüssigen Verena, welche sie zufällig trifft, Mitleid; sie nimmt sie zu sich als Kammerjungfer, bald jedoch, da sich die adlichen Eigenschaften des von der Straße aufgelesenen Mädchens unbewußt und rasch entwickeln, avancirt Verena zur Freundin und Vertrauten Pamelas. Auch dieses wunderlich romantische Schicksal der beiden Mittelfiguren der Erzählung, Verenas und Wendemars, paßt wohl in den ganzen Geist jener Epoche, welche die Blütezeit aller Abenteurer war und thatsächlich reich ist an ähnlichen wunderbar aus der Tiefe in die Höhe und wieder zurück in die Dunkelheit führenden Lebensläufen. Als Freund der sinnigen Pamela wird der edle Koadjutor Dalberg eingeführt, ein liebevoll ausgeführtes historisches Porträt, aber im Zusammenhange der Handlung ohne rechten Zweck; denn die Handlung wird einzig durch die erotischen Gelüsten des Kurfürsten getrieben. Pamela ist gegen ihren Willen mit dem langweiligen irischen Revolutionär Lord Fitzgerald aus politischen Rücksichten verlobt worden. Um sie in ihrem Unglück zu trösten, weiß Karl Theodor die Vermählung beider auf den bloßen kirchlichen Trauungsakt zu beschränken. Lord Fitzgerald ist einzig von der Leidenschaft besessen, Irland zu befreien, und verkauft die ihm angetraute Pamela dem Kurfürsten für die Geldunterstützung zu seinem politischen Zwecke. Des letztern Versuch jedoch, Pamela zu gewinnen, mißglückt trotz aller Künste, sie entflieht, um aus ganz abstrakter Pflichttreue ihren Gatten im Gefängnis des Londoner Tower zu trösten. Es gelingt ihr, den Kalten zu erwärmen — da jagt sie sein Geständnis von ihrem Verkaufe wieder weg. Indes setzt der Kurfürst, trotz aller mahnenden politischen Gefahren, seine Art zu leben fort. Es gelüstet ihn nach der keuschen Psyche Verena, und nur durch (übrigens recht romantische) Zufälle wird das Ungeheuerliche verhindert und beim Rendezvous der Kurfürst als Vater der von ihm selbst bedrohten Unschuld entlarvt. Darauf flüchtet Verena heim, nach dem wieder einmal belagerten und bombardirten Philippsburg, wo sie mit dem Jugendfreunde Wendemar zusammentrifft, den sie überredet, lieber als gemeiner Soldat im Dienste des Vaterlandes, als in den Reihen der Feinde als General zu kämpfen. Mit der flüchtigen Andeutung der Freiheitskämpfe und des letzten Krieges gegen Frankreich vom Jahre 1870 schließt das Werk.

Das bedeutendste an ihm ist, wie gesagt, die vornehme Auffassung der Epoche. Jensen ergreift nicht im geringsten Partei für die Revolutionäre; aber er führt uns in die Motive jener furchtbaren Umwälzung ein, indem er die Verderbnis der regierenden Klassen darstellt. In dem schönen Kapitel, welches das Hoffest in Schwetzingen mit prächtigen Farben schildert, bringt er eine Heldin der Revolution

auf die Szene und vergißt nicht, das theatralische Pathos in ihr ironisch zu betonen. So schwebt er mit merkwürdiger künstlerischer Objektivität über den Dingen. Und doch scheint uns ein wichtiges Moment in seinem historischen Gemälde zu fehlen. Jensen schildert wohl die alte Zeit in ihren Unterdrückern und in den Unterdrückten, aber jenen Teil des deutschen Volkes, der den Geist der Freiheitskriege und mit ihnen die ganze Zukunft, auch die Gegenwart vorbereitete, der in der Epoche unsrer Erzählung in Kunst und Wissenschaft eine Revolution durchführte, die nicht minder welthistorisch bedeutsam wurde, hat der Dichter kaum mit einem Zuge gestreift. Gewiß nicht absichtslos; aber wir halten diese Absicht für einen poetischen Mangel in dem sonst so erfreulichen Werke.

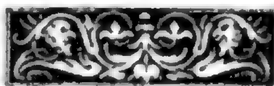
Mit der Kunst Jensens, klar und schön die Handlung zu komponiren und zu leiten, die Charaktere mit sparsamen Mitteln plastisch zu gestalten, das historische Wissen in dichterische Anschauung umzuwandeln — mit dieser Kunst kann sich der Roman Arthur Hobrechts nicht vergleichen. Wir sind keineswegs blind für die vielen höchst achtbaren und schätzenswerten Eigenschaften dieses Autors. Die Epoche des letzten Drittels des siebzehnten Jahrhunderts und ganz besonders die Kulturgeschichte der Ostseeprovinzen und noch spezieller die Stadtgeschichte Königsbergs beherrscht Hobrecht mit dem profundesten Wissen. Von Haus aus, wie es scheint, Jurist, giebt er mit besonderm Behagen seine genaue Einsicht in die verwickelten Rechtsverhältnisse jener Zeit zum Besten. Ein politischer Rechtsstreit der tiefgreifendsten Art bildet auch den Inhalt des Romans, und man kann sagen, er wäre der Kunst des bedeutendsten Dichters würdig.

Es handelt sich um den Kampf, den der brandenburgische Kurfürst um die Anerkennung seiner Souveränität in Ostpreußen zu führen hatte. Denn der Besitz der frühern Ordenslande war ihm zwar nicht bestritten, aber zugleich hatte auch der König von Polen das Recht der obersten Gerichtsbarkeit, und die Autorität des Kurfürsten war dadurch aufs empfindlichste beschränkt. Der Wunsch des Brandenburgers, sich derselben völlig zu entledigen, kann uns von dem Standpunkte der politischen Geschichte aus nur als von den edelsten staatsmännischen Motiven eingegeben erscheinen, und wir stehen jedenfalls auf seiner Seite. Die preußischen Adlichen aber sahen sich durch dieses Streben des Brandenburgers in ihrer unumschränkten Freiheit und in ihren ererbten Rechten bedroht. Ihnen war es gerade willkommen, im Polenkönig, der eifersüchtig die wachsende Macht seines Nachbars beobachtete, eine letzte und legale Instanz gegen die vielen und strengen Anforderungen Friedrich Wilhelms zu haben. Der dreißigjährige Krieg hatte alles deutsche Land ausgesogen, das Volk verwildert, alle staatliche Ordnung zerstört, und das Schicksal wollte es, daß gerade in einer so bösen Zeit ein politisches Genie den notwendigen Gedanken faßte, in dem zerstückelten Deutschland eine kompakte Macht aus den eignen zerstückelten Landen zu schaffen. In einer Zeit, wo sich das Soldatenhandwerk am verhaßtesten gemacht hatte, schuf der Brandenburger das erste stehende Heer,

das in einem fort an den Steuersäckel eines verarmten Volkes die größten Anforderungen stellte. Immerhin aber war dem Volke, den handeltreibenden Städtern die teure und strenge Ordnung des Kurfürsten lieber als die Anarchie der adlichen Herren nach polnischem Muster, und diese bürgerlichen Elemente waren es, welche vorzüglich zum Erfolge des Brandenburgers beitrugen. Natürlich ging es nicht ohne furchtbare und wohl auch rücksichtslose Kämpfe ab: es gab einen Konflikt zwischen einer (im höhern Sinne wohl auch berechtigten) Macht und dem Rechte, auf welches sich die echt ostpreußisch hartnäckigen Adlichen steiften. An dem Obersten Grafen Kalkstein, der glänzendsten Erscheinung jener altpreußischen souveränen Ritterschaft, wollte der Kurfürst ein Exempel statuiren. Sein Prozeß wurde mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln des politischen Machthabers gegen den unbotmäßigen Vasallen geführt. Der energische Angeklagte wehrte sich mit allen Mitteln der Rechtsordnung, bis ihn das Schicksal selbst verwirrte und in eine nicht mehr mit dem Rechte zu vereinigende Position gegen den Kurfürsten brachte. Die kurfürstlichen Beamten verfuhren auch nicht glimpflich gegen den Obersten, bis er schließlich als ein Opfer der Staatsraison hingerichtet wurde. Dies ist der Hauptinhalt des breit angelegten Romans, zu dem der ganze erste Band (etwa 400 Seiten Großoktav) die Expositon bietet. Der Titelheld Fritz Kannacher steht damit in ziemlich äußerm Zusammenhange, er ist mehr Zuschauer, wenn er auch häufig, aber unwesentlich in die Handlung eingreift. Ein junger Leutnant des Kurfürsten, diesem mit aller Begeisterung der Jugend für ihren Helden ergeben, von Herkunft gleichfalls ein Ostpreuße, dient er dazu, den Mittelpunkt für die beiden großen Gruppen des Romans abzugeben: die des Brandenburgers und die der Ostpreußen. Mit Fritz Kannacher führt uns die Handlung über die kleine Provinz hinaus auf die ganze europäische Bühne, die durch die Türkenkriege im Südosten und die niederländischen Kämpfe im Nordwesten bewegt war. Mit Fritz Kannacher kehrt man von diesen Ausflügen wieder nach Ostpreußen zurück, wo er endlich in den Besitz des gesuchten väterlichen Erbgutes kommt. Leider ist dieser Held des Romans zwar eine brave Seele, aber eine poetische Mittelmäßigkeit, und dies ist der Krebsschaden des Werkes. Hobrecht hat sonst eine Reihe ausgezeichneter Charaktere geschaffen, vor allem in dem wahrhaft ritterlichen Oberst Kalkstein, in seinem verräterischen Bruder Christian, in dem Advokaten Crusius und dessen befreundetem Gegner im Staatsprozeß, dem Kronanwalt Doktor Lau, und vielen andern Gestalten aus dem Bürgertum und der Umgebung des Kurfürsten; auch der Kurfürst selbst ist sehr ansprechend gezeichnet. Bei alledem leidet aber der Roman sehr an der breiten, sich oft wiederholenden Darstellung. Wie oft wird der Grundgedanke desselben, der tragische Konflikt zwischen Staatsraison und Privatrecht, dialektisch in den Reden der Juristen dargelegt! Und wie es archäologische oder religionsgeschichtliche (George Taylors) Romane giebt, so kann man „Fritz Kannacher“ als eine große dialogisirte, rechtshistorische Ab-

handlung bezeichnen. Es ist Hobrecht nicht so wie Jensen gelungen, die Kulturgeschichte poetisch zu beherrschen. Am wärmsten berührt der Lokalpatriotismus des Autors für seine ostpreußische Heimat. Den schweren Konflikt aber auszugleichen, die Gegensätze zwischen Macht und Recht in einer höhern Stimmung zu versöhnen, wie es die poetische Pflicht schließlich bei diesem Stoffe gewesen wäre, hat Hobrecht nicht vermocht. Seine engern Landsleute werden nichtsdestoweniger mit Freude dieses bis in Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens getreue Kulturgemälde Ostpreußens genießen können.

Innsbruck. Moritz Necker.



Herbstzeitlose hüben und drüben.

Aus Österreich.



Die alte bewährte Taktik, hundertmal widerlegte Behauptungen zum hunderterstenmale wie unangefochtene und unanfechtbare Thatsachen zu verkünden, hat in einer der letzten Sitzungen des deutschen Reichstages der Abgeordnete Bamberger mit Beziehung auf das Verhältnis des Fürsten Bismarck zu den Deutschen in Österreich zur Anwendung gebracht. Der Reichskanzler trage eine Hauptschuld an unsrer gegenwärtigen Bedrängnis, weil er sich abfällig über die politische Haltung der Verfassungspartei ausgesprochen und einen Witz über deren „verehrten Führer," den Abgeordneten Herbst, gemacht habe — so sagte der Oppositionsredner bei Gelegenheit der Ausweisungen aus Preußen.

Die Geschichte wird dadurch allerdings nicht gefälscht werden, weil der Historiker nicht nach dem Räsonnement in Kammern und Zeitungen, sondern nach den Dokumenten urteilt. Aber für die Deutschösterreicher liegt eine Gefahr in dergleichen falschen Darstellungen. Denn diese Darstellungen werden von den liberalen Organen mit Begierde aufgegriffen und mit durchschossenen Lettern wiedergegeben. Bamberger hat es gesagt — wer wagt noch zu zweifeln? Und es ist ja nicht nur unsre Schwäche, die Schuld des Ungemachs andern aufzubürden. Allein es sind unsre schlechtesten Freunde, die der ohnehin so starken Neigung zur Beschönigung unsrer Schwächen und Fehler noch Nahrung geben; nur Selbsterkenntnis und ernstes Wollen können uns wieder emporbringen. Deshalb will ich mich die Mühe nicht verdrießen lassen, noch einmal zu berichten, was eigentlich noch jedermann in Erinnerung sein könnte.

Herr Bamberger verwechselt Ursache und Wirkung. Weil die liberale Partei in den verflossenen fünfundzwanzig Jahren einerseits durch künstliche Wahlordnungen eine Minoritätsherrschaft begründete und gleichzeitig durch Gesetze und Einrichtungen das Slawentum systematisch kräftigte; weil ihre Matadore, durch den unglücklichen Krieg und Herrn von Beust auf die Ministerstühle gehoben, sich — wie Schmerling es vorausgesagt hatte — regierungsunfähig erwiesen und nach dem kläglichsten Gezänk die Flinten selbst ins Korn warfen; weil dieselben Männer, und voran der „verehrte Führer," alles aufboten, dem zweiten Ministerium aus ihrer Partei das Regieren unmöglich zu machen; weil sie sich nach dem Berliner Kongresse in einer Rechthaberei gefielen, die den Kaiser und die Armee verletzen mußte, und bei der sie nur beharren konnten, in der sichern Aussicht, überstimmt zu werden, da sie, an das Ruder gelangt, sofort hätten sich selbst desavouiren müssen; weil der „verehrte Führer" die Bildung eines neuen deutschliberalen Kabinets, welches natürlich den status quo in Bosnien acceptiren wollte, hintertrieb; weil er und seine Gefolgschaft das erste Ministerium Taaffe, welches noch zahlreiche befreundete Elemente in sich schloß, anstatt es zu sich herüberzuziehen, durch leidenschaftliche Anfeindung förmlich auf die andre Seite drängte — darum erklärte der Reichskanzler mit Recht, mit einer Partei, die so wenig die Zeit verstehe und zu benutzen wisse, könne ein Staatsmann nicht rechnen. Und die verkehrte Politik, welche in erster Linie allerdings bloß Herbst verschuldet hat, hat die Deutschösterreicher heruntergebracht, nicht der leider nur zu treffende Witz von den Herbstzeitlosen.

In der Bevölkerung hat sich diese Erkenntnis auch vielfach Bahn gebrochen, und je mehr Ernst von Plener die Leitung der frühern Verfassungspartei zufällt, je mehr ist darauf zu rechnen, daß diese eine besonnenere, klarere, zielbewußte Politik verfolgen werde. Aber diese Politik wird den Beifall des Herrn Bamberger schwerlich erwerben, der dem Reichskanzler die energische Wahrung des Deutschtums im deutschen Reiche als schweren Vorwurf anrechnet.

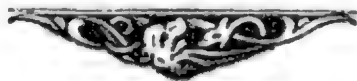
Es ist offenbar, daß Herr Bamberger und seine Freunde sich über die Vorgänge in Österreich nur aus Zeitungen unterrichten, welche alles nach fortschrittlichem Geschmacke zurichten. Und das haben nicht allein wir zu bedauern Ursache. Die Politiker im deutschen Reiche könnten aus unsern Kämpfen und Leiden viel lernen, sie könnten durch unsern Schaden klug werden. Die deutsche Regierung will nicht, wie jene Herren es wünschen, das Reich zu einer Bildungsanstalt für zurückgeblieben oder verwahrloste Nationalitäten werden lassen; Österreich ist das leider geworden, und die dankbaren Schüler prügeln dafür ihre Lehrer. Deutschland verspürt keine Lust, das jüdische Element durch fortwährenden Zufluß aus Rußland und Polen anschwellen zu sehen; Österreich könnte sich nicht helfen, wenn es auch seine Grenzen hermetisch abschlösse. Dafür gewinnt aber auch schwerlich in irgendeinem andern Lande der Antisemitismus eine so rasche Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung — das

Wort Antisemitismus der Kürze halber gebraucht für die Überzeugung, daß dem Überwuchern des Judentums Halt geboten werden müsse.

Und um das Judentum handelt es sich eigentlich in der ganzen Frage, das werden die grimmigsten Redner wohl unter sich nicht leugnen. Herr Rickert trat für seine jüdischen Wähler ein, Herr Bamberger für seine Landsleute und Glaubensgenossen. Denn er ist doch wohl derselbe Herr Bamberger, der 1859 in einer Flugschrift: „Juchhe, nach Italien!" diejenigen verhöhnte, die es für ein deutsches Interesse hielten, das Übergewicht des Bonapartismus brechen zu helfen? Schwärmte er damals für die Nationalität zu Gunsten Italiens, wird er sie doch jetzt nicht verleugnen auf Kosten Deutschlands und aus Sentimentalität für die edeln Polen. Aber er kennt leider seine Landsleute in Galizien zu wenig. Hat man doch den Mut gehabt, bei dieser Frage an die französische Einwanderung unter dem Großen Kurfürsten zu erinnern! Müssen wir Österreicher die Preußen daran erinnern, daß Brandenburg, ein armes, durch die langen Kriege verwüstetes Land, in den Hugenotten gebildete, gewerbsfleißige, meistens wohlhabende Mitbürger gewann, welche sich schnell nationalisirten und den Schutz reichlich vergüteten? Sie waren kein handeltreibender Stamm, der vielleicht die Sprache des Landes, in welchem er lebt, annimmt, aber sich (Ausnahmen abgerechnet) stets als Angehöriger seines über den ganzen Erdboden zerstreuten und zur Herrschaft über denselben berufenen Volkes fühlt! Das ist der Unterschied. Alle Achtung vor den Eigenschaften, welche dem jüdischen Volke eine solche Macht verleihen. Aber man wird es den Deutschen wohl nicht verargen können, daß sie so wenig von Juden wie von Tschechen, Polen und Slowenen beherrscht sein, daß sie ihre Art so weit rein erhalten wollen, als das heutzutage überhaupt möglich ist.

Und noch eins könnten die Herren bei uns lernen. Sie stellen sich an, als ob von Maßregeln wie den preußischen Ausweisungen der Haß herrühre, mit welchem der Deutsche fast von allen seinen Nachbarn beehrt wird. Als ob der Haß etwas neues wäre! Hierzulande ist der Deutsche dort gehaßt, wo er gebildeter, fleißiger, sparsamer ist als der Einheimische. Es ist nicht angenehm, aber wir haben nur eine Wahl: entweder als eine wehrlose, zum Dienen, Lasttragen und — Düngen des Bodens geschaffene Nation verachtet oder als kräftige gehaßt zu werden. Wir sind einmal weder Italiener noch Franzosen noch Polen.

Fürst Bismarck ist gewiß nicht unfehlbar. Er hat ja auch einmal geglaubt, von Herrn Bamberger guten Rat empfangen zu können. Manchmal beschleicht einen aber doch die Befürchtung, er habe sich auch geirrt, als er sprach: „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können!"





Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)



Camoëns verstand die letzten Worte des Freundes nicht ganz, er bemühte sich indes, die halb unruhige, halb zornige Besorgnis zu beschwichtigen, die sich seiner bemächtigt hatte. Er folgte Barreto in das Haus des Kaufmanns, wo ein kurzer Austausch von Worten genügte. Aranda versprach, bis zum Spätnachmittag alles herbeizuschaffen, was Senhor Manuel für seinen Freund verlangte. Und nun schritten beide schweigsam den allmählich ansteigenden Pfad empor, Camoëns erwachte aus seinem Nachsinnen immer nur dann, wenn sein Begleiter einen Gruß mit Begegnenden wechselte, die vom Schlosse herabkamen. Erst als sie die untere Gartenterrasse erreicht hatten und nun nicht die große Freitreppe des Palastes, sondern eine weit nach rechts gelegne Seitentreppe betraten, richtete er eine Frage an Barreto, worauf dieser antwortete:

Dom Antonio bewohnt das kleine Schloß, das ehedem dem Oheim König Johanns gehörte. Der Alte liebt die Stille, und wenn ihn nicht seine Pflicht zuweilen in den Palast führt, vermeidet er denselben beinahe so sorglich wie ich.

Nach einigen Minuten Steigens gelangten beide zu dem mit mächtigen Kastanien bewachsenen Bergvorsprunge, auf dem sich, von den Riesenbäumen fast versteckt, das viertürmige kleine Schloß erhob. Die Trabanten, welche den Eingang und die Vorhalle hüteten, schienen Senhor Manuel zu kennen, sie grüßten unterwürfig und richteten keine Frage an die Eingetretenen, als dieselben durch den hochgewölbten Gang zur Linken den Weg nach der Wohnung des greisen Ordensmarschalls einschlugen. Ein hohes, weites Zimmer, dessen Thüren nach dem Gange weit geöffnet waren und in dem sich ein einziger Diener mit dem Abstäuben von Waffenstücken zu schaffen machte, welche zum Schmucke der Wand dienten, bildete das Vorgemach. Der Diener, eine kleine Gestalt mit

braunem, gerunzeltem Gesichte, trat auf der Stelle den Ankommenden entgegen — Camoëns sah, daß er gewohnt war, den Zugang zu seinem Herrn sorglich zu hüten. Manuel Barreto begrüßte ihn wie einen alten Bekannten, indem er ihn sogleich ansprach: Guten Morgen, Gines! Hat Dom Antonio die Messe schon gehört und fühlt er sich heute kräftig genug, die zu empfangen, die ihm gern ihre Verehrung bezeigten? Ich bitte um die Erlaubnis, ihm einen Freund, Senhor Luis Camoëns, zuzuführen, einen tapfern Ritter, der in Indien gefochten hat und vor kurzem nach Lissabon heimgekehrt ist.

Gines blickte wohlgefällig auf Camoëns und vor allem auf das Tuch, welches die Augenhöhle des Dichters verhüllte. Der Marschall hat heute die erste Frühmesse gehört, und ich denke, daß er sich freuen wird, Euch, Senhor Manuel, und Euern Freund bei sich zu sehen.

Er verschwand in das Nebenzimmer, öffnete schon einige Augenblicke später wieder die Thür und lud die Freunde zum Eintritt bei dem greisen Pacheco ein. Barreto ergriff Camoëns, der ehrfurchtsvoll zögerte, bei der Hand und trat mit ihm, während sich beide verneigten, dem hohen Lehnstuhl gegenüber, von dem sich Dom Antonio, eine gewaltige, trotz seiner neunundachtzig Jahre wenig gebeugte Gestalt, erhob, sobald er seiner Besucher ansichtig ward. Aus dem faltenreichen, aber braunen und kräftigen, von einem weißen Vollbart umrahmten Gesichte des alten Helden richteten sich ein paar schwarze Augen auf Camoëns. Antonio Pacheco trug die dunkle Ordenstracht, die goldne Kette des Christusordens über dem Gewande, an seinem Gürtel hing neben dem Rosenkranze eine kurze, kostbare Waffe orientalischen Ursprunges.

Ihr seid willkommen! sagte der Alte. Doch Ihr erlaubt, daß ich meinen Sitz wieder einnehme. Die Last meiner Jahre ist für die Füße allmählich zu schwer geworden.

Während sich der Marschall auf seinem Sitz wieder zurecht rückte, nahm Barreto das Wort: Dom Antonio — ich habe den König unsern Herrn gebeten, Senhor Luis Camoëns gnädig zu empfangen. Mein Freund hat an meiner Seite bei El Amram und Dharwar gefochten, hat Portugal zu Land und zur See mit Ehren gedient. Doch nicht um das Lob seiner Tapferkeit zu vermehren, will ich ihn vor den König stellen, sondern weil er Portugals Ruhm durch sein Wort heben und mehren wird. Er hat ein großes Heldengedicht, das Werk eines ganzen Lebens, zum Preis der Thaten vollendet, an denen auch Ihr, Dom Antonio, in Eurer Jugend wie in Euern Mannestagen reichen Anteil genommen habt. In der unsterblichen Fahrt des Vasco da Gama zur Küste Indiens faßt er all unsern alten und neuen Ruhm zusammen. So viel ich von dem Werke kenne, so weit darf ich es rühmen, und Portugal wird nicht ferner nach einem Virgil seufzen, wenn es Camoëns recht erkennt!

Camoëns hatte das Haupt gesenkt; ein reines Glückgefühl zu dieser Stunde und vor diesem Manne ein Lob zu empfangen, das ganz aus Barretos Herzen

kam, ließ ihn verstummen. Erst als er die Blicke des alten Helden teilnehmend auf sich ruhen sah, sagte er schlicht:

Ich kam hierher, um Euch zu verehren, erlauchter Herr, und wähnte nicht, daß von meinem Werke die Rede sein solle. Ich darf nur sagen, daß ich hoffe, es sei der Thaten und der Helden nicht völlig unwert, deren Gedächtnis es der Nachwelt überliefern soll. Ihr seid der letzte, Dom Antonio, der das Große gelebt hat, was ich nur nachträumen durfte, von Euch werde ich vernehmen können, wo ein Hauch des echten Geistes mein Gedicht belebt.

Der alte Pacheco nickte kaum merklich, aber sein Gesicht erschien in diesem Augenblicke jünger, frischer. Ich stehe, wie Ihr seht, zu jeder Stunde auf der Schwelle der Ewigkeit, ich darf kaum hoffen, noch das Hervortreten Euers Werkes zu erleben. Fügt es der Himmel, daß mir noch einige Monate gegönnt sind, so will ich mich von Herzen daran erfreuen, daß ein Nachklang großer, guter Zeiten durch Euch auf die Lebenden und die Künftigen kommen soll. Der Nachklang käme zu rechter Stunde und thäte uns wahrlich not. Ich habe mich seit vielen Jahren darein gefunden, daß es bei mir Abend geworden ist, aber ich hätte gern mein Land und mein Volk im Schimmer des vollen Tages hinter mir gelassen. Nun muß ich fürchten, daß es Nacht werden wird, eine Nacht, hinter der kein Tag kommt. Gott kann alles fügen, doch so weit meine alten Augen sehen, hat er nie ein Volk wieder erhoben, das sich einmal selbst fallen ließ. Mahnt sie auf, Senhor Luis, mahnt alle, den König an der Spitze, ihrer wahren Pflichten nicht zu vergessen und Portugals Heil zu bedenken.

Die dunkeln Augen des alten Kriegers blickten zu Boden und waren von schweren Stirnfalten überschattet, im Klang seiner Stimme kämpfte der verhaltene Groll mit der gewohnten ruhigen Würde. Barreto sah bedeutsam auf Camoëns, der Dichter mußte des gestrigen Zwiespalts mit dem Freunde beim Herabreiten von der Höhe von Santa Cruz gedenken. Doch verneigte er sich jetzt nur vor Pacheco und entgegnete bescheiden: Wollet bedenken, Dom Antonio, daß ich als Dichter dem König nichts zu sagen vermöchte, was er nicht tausendmal besser von Euch vernähme!

Ihr versteht mich falsch! rief der Greis nachdrücklich. So lange Antonio Pacheco noch lebt und atmet, wird kein Schritt geschehen, der den König und das Land ins Verderben stürzen müßte. Man wird sich mehr als einmal besinnen, wo Portugals wahre Stärke liegt, man wird wissen, daß unsre schlimmsten Feinde im Escorial sitzen, man wird von dem großen Heereszuge nach Afrika, in den uns die Spanier hineintreiben möchten, wohl träumen, ihn aber nicht ausführen. Doch Ihr seht, daß ich mich jeden Tag bereit halten muß, vor Gottes Thron zu treten. Und ich fürchte, daß nach mir keines Einzelnen Stimme den König vor seinen schlimmen Ratgebern und seinen eignen Träumen warnen wird. Die Stimme ganz Portugals vermag es allein, und seid Ihr unser Dichter, Luis Camoëns, so erhebt diese Stimme!

Herr, antwortete Camoëns, ich danke es nur der Freundschaft Senhor Manuels, daß der König mich vor sich lassen will, ich werde es ihm zu danken haben, wenn ich der Majestät mein armes Werk zueignen darf. Wie könnte ich hoffen, daß meine Stimme so mächtig an das Ohr unsers Herrn schlüge, als Ihr fordert?

Erhebt sie aus der Tiefe Eurer Liebe zu unserm Lande und befehlt den Erfolg Gott! sagte der alte Held feierlich. Ihr vermögt vielleicht mehr, als Ihr hofft, denn in unsers jungen Königs Brust lebt trotz allem ein Gefühl dafür, was ein wahrer König seinem Volke schuldig sei. Nicht Eure Stimme soll Dom Sebastian aus Euerm Gedichte vernehmen, sondern die Stimmen Vasco da Gamas und Albuquerques.

Vergeßt die Eure nicht, Dom Antonio! mahnte Barreto ehrfurchtsvoll. Mein Freund weiß Euch Dank, daß Ihr seine Zuversicht gehoben habt. Laßt Euch Camoëns befohlen sein und kommt uns mit einem Worte zu Hilfe, wenn der König wider Erwarten zögern sollte, zu nehmen, was unser Dichter ihm bietet.

Der Marschall wandte sein Gesicht Senhor Manuel zu, in seinem Blicke lag eine feste Verheißung. Aber er blieb stumm und schien zu erwarten, daß seine Besucher sich verabschieden würden. Seine Blicke irrten zerstreut nach dem Fenster, seine Hand blätterte schon wieder in dem großen Folianten, den Reisen Marco Polos, in denen er gelesen hatte. Aber nach einiger Zeit, als er Barreto noch warten sah, fragte er: Bringt Ihr noch etwas von draußen in meine Einsamkeit? Giebt es etwas, wobei Ihr meinen Beistand begehrt?

Vielleicht, Dom Antonio! entgegnete der Edelmann. Kennt Ihr einen Priester, der ein christliches Werk thun — eine junge Heidin taufen kann, ohne dafür Gefahr zu laufen, weil er in Euerm Schutz ist?

Das Haupt des Greises war im Augenblicke zuvor so tief auf den Tisch, zu dessen Seite er saß, gesenkt gewesen, daß Camoëns gefürchtet hatte, er werde vor ihren Blicken einschlummern. Jetzt blitzte ein Strahl in seinem Auge auf, er erhob sich mit allen Zeichen, daß er wach und rüstig sei, und entgegnete ruhig: Bevor ich Euch darauf antworte, Barreto, müßte ich wissen, warum die Taufe, von der Ihr sprecht, nicht von jedem christlichen Priester vollzogen werden kann. Wer läuft Gefahr, wenn er dem Himmel eine Seele zuführt?

Kurz und gedrängt berichtete Senhor Manuel, was ihm und Camoëns gestern auf dem Berge von Santa Cruz begegnet sei, wie sie die flüchtige Maurin vorläufig geborgen und sich leider noch auf dem Wege zum Schlosse herauf überzeugt hätten, daß die Verfolgung des Mädchens schon begonnen habe. Der Marschall preßte den zahnlosen Mund fester zusammen, Camoëns hatte den Eindruck, daß der Greis Laute des Zornes und Schmerzes während der Erzählung Barretos unterdrücken wolle. Als Barreto geendet hatte, sah Dom Antonio von den Freunden hinweg und durch das einzige große Fenster des Gemachs auf die Laubwand hinaus, die sich wie ein mächtiger grüner Schirm

erhob. Er sann offenbar über andres nach, als über die Antwort, die er Manuel Barreto zu geben hatte.

Ihr bringt mir schwer zum Bewußtsein, daß die Wolken sich tiefer und tiefer auf unser Land senken, hub er endlich an. Der König weiß natürlich nicht, was in seinem Namen geschieht, aber das ändert wenig am Unheil dieser Tage. Was gedächtet Ihr zu thun, wenn jenes Mädchen, das Ihr Esmah nennt, die heilige Taufe empfangen hätte?

Ich würde ihr eine Zufluchtsstätte in meinem Hause eröffnen. Sie kann unter die Obhut meiner alten Base Donna Uracca treten, die ein warmes Herz für das Unglück hat, versetzte der Gutsherr von Almocegema. Doch nur die Christen könnte ich mit einiger Aussicht auf Erfolg gegen Auslieferungsforderungen verteidigen.

Ich werde Euch übermorgen in der Frühe den Priester senden, dessen Ihr bedürft, schloß der Marschall die Unterredung. Haltet Euch selbst oder einen sichern Führer am Aufgang zu dem Hochthal bereit, in dem sich die Arme verbirgt, und verständigt Euch bis dahin mit ihr. Jetzt lebt wohl, Manuel, und auch Ihr, Luis Camoëns. Fügt es der Himmel, daß wir uns nicht wiedersehen, so danke ich Euch diese Stunde, die mir bürgt, daß auch in dieser Zeit noch einige portugiesische Herzen so schlagen, wie alle schlagen müßten. Gott nehme Euch in seinen heiligen Schutz und behüte Eure Wege!

Barreto und Camoëns schieden mit Ehrfurcht von dem alten Krieger. Sie nahmen beim ersten Schritt nach der Thür wahr, daß Gines schon in dem Gemache selbst bereit stand, ihnen dieselbe zu öffnen. Indem sie, von ihm geleitet, das Vorzimmer betraten, sagte der Diener: Ihr verzeiht, daß ich hereinkam, während mein Herr noch zu Euch sprach. Aber Meister Pedro, der Arzt, hat befohlen, daß Dom Antonio niemand länger als eine halbe Stunde bei sich sehen soll, und ich vermag so wenig für meinen Gebieter zu thun, daß ich von dem wenigen nichts verabsäumen will.

Du thust recht, Gines! Wenn du zufällig gehört hast, was zwischen Dom Antonio und uns gesprochen ward, so weißt du auch, daß kein Laut davon über die Mauern dieses Gemaches hinausklingen darf.

Ich höre nur, was mir mein Herr befiehlt und was ihn angeht, versetzte Gines, und seine Augen schauten fast wehmütig aus den Falten des verwetterten Gesichtes hervor. Ruft Gott den teuern Mann hinweg, den er uns noch lange gönnen wolle, so ist mir mein Platz im Kloster der Schweiger zu Atalaia schon bereit. Euer Diener, Senhor Manuel, und der Eure, Herr — Gott behüte Eure Wege.

Camoëns lächelte leicht, als Gines sie genau in der Weise seines Gebieters verabschiedete; Barreto war zu düster gestimmt, um darauf zu achten. Beide Freunde verließen das kleine Schloß, stiegen die Treppe zur untern Terrasse hinab und betraten alsbald wieder den Weg nach dem Flecken Cintra. Im

Hinabsteigen kehrte der ältere Freund seine schmerzlich bewegten Züge dem Dichter zu und sagte leise, aber nachdrücklich:

Ihr habt gehört, Luis, was der verehrungswürdigste Mann Portugals von der Zukunft fürchtet, die diesem Lande droht. Ihr wißt jetzt mindestens, daß ich mit meiner Sorge nicht allein stehe. Der greise Held ist gewohnt, stumm zu dulden; so fällt ein Wort von ihm schwerer ins Gewicht, als die endlosen Klagen von uns andern. Denkt an den Alten, Camoëns, wenn Euch dort drüben — er deutete auf den hinter ihnen liegenden großen Palast — andre Klänge ans Ohr dringen oder sich gar in Eure Seele schmeicheln wollen.

Ich danke Euch für die Stunde bei Antonio Pacheco! entgegnete der Dichter mit herzlichem Ton. Sie hat mich nur in dem Entschlusse bestärkt, Eurer Führung zu vertrauen, so lange Ihr mir diese Führung gönnen wollt. Da Ihr die Sorge um unsre Schutzbefohlene so rasch von meiner Brust gewälzt habt, so werde ich leichtern Mutes vor den König treten und erwarten, was der Himmel und das Geschick meiner schwachen Kraft gönnen wollen.

Hütet Euch wenigstens vor dem König, die christlichen Heiligen und die heidnischen Götter zugleich anzurufen! schloß Dom Manuel in besserer Laune als zuvor, während beide Freunde dem gastlichen Hause, das Bartolomeo Otaz sein Schiff hieß, mit raschen Schritten wieder zueilten.

Viertes Kapitel.

Der Abend desselben Tages sah in den beiden großen Sälen des Königsschlosses von Cintra, die im untern Geschoß lagen und sich nach der breiten Westterrasse öffneten, eine glänzende Versammlung. Ein frischer Hauch vom Meere herüber, der die prachtvollen indischen Teppiche, welche als Thürschmuck dienten, leise bewegte und die Kerzen der goldnen Wandleuchter unruhig flackern ließ, strömte durch die offnen Thüren herein. Die Lichter waren sämtlich angezündet, obschon über den Laubkronen der Terrasse der Himmel noch hell genug erglänzte, und die Sonne wie ein mächtiger Feuerball zwischen den Netzen purpurner Wolken hing. Die meisten der in den Sälen versammelten drängten sich an den Thüren zur Terrasse zusammen, um das prächtige Schauspiel des Sonnenunterganges zu genießen, blickten aber dabei häufig nach der großen, geschlossenen Pforte des zweiten Saales zurück, durch welche der König eintreten mußte, wenn er, wie heute Abend, im größern Hofkreise erschien. Mitten im lebhaften Austausch ihrer Begrüßungen und Gespräche behielten Herren und Damen die Stelle wohl im Auge, welche sie beim Nahen des Königs einzunehmen dachten. So kam es, daß Barreto und Camoëns, die still und mit mehreren andern zugleich in den vordern Saal eintraten, nur von wenigen der schon Anwesenden wahrgenommen wurden. Der Haushof-

meister des Palastes, der alle Ankommenden empfing, ward durch ein paar Worte Senhor Manuels unterrichtet, wer der unbekannte Begleiter des Edelmannes sei, und führte Camoëns seitwärts zu einer kleinen Gruppe von Männern, die, gleich ihm, zum erstenmale vor dem jungen König erscheinen sollten. Barreto schritt indes tiefer in den Saal, um einige der Hofleute zu begrüßen, von denen einer und der andre dann auch freundlich zu dem Dichter trat. Schon wenige Minuten später klirrten draußen vor dem zweiten Saale die Partisanen der Palastwache, der Ruf des wachthabenden Hauptmanns verkündete, daß der König komme. Ein Rauschen ging durch beide Säle — die Thüren nach der Terrasse hin und die Nischen der geöffneten Fenster wurden augenblicklich leer, eine Doppelreihe von Damen und Herren säumte den Weg, den der König von der Eintrittsthür bis zu den Sesseln nehmen mußte, die unter einem sammtnen Baldachin für ihn und diejenigen aufgestellt waren, welche er in seine unmittelbare Nähe ziehen würde. Barreto war sofort neben seinen Freund getreten, sodaß der König beide zugleich wahrnehmen konnte. Wenige Minuten später erschien Dom Sebastian auf der Schwelle des Hauptsaales — Camoëns ward seines jungen Herrschers zum erstenmale ansichtig.

Die mittelgroße Gestalt des Königs fiel durch ungewöhnliche Kraft des Auftretens und jeder Bewegung auf. Das Haupt war von dichtgelocktem blonden Haar bedeckt, aus dem schmalen weißen Gesicht leuchteten blaue Augen hervor, die dem Gesicht gleichwohl keinen milden Ausdruck verliehen, denn eine schwärmerische, weltvergessene Glut brannte in ihnen. Der König sah gleichsam über sich hinaus, sein Blick verweilte auf den Dingen vor ihm immer nur kurz und flüchtig. In seinem Gefolge erschienen einige Hofherren, sein Beichtvater in der Ordenstracht der Gesellschaft Jesu und zwei andre Geistliche, welche eine ganze Gruppe von Priestern begrüßten, die in der Nähe des ersten Fensters versammelt stand. König Sebastian, welcher höchstens fünfundzwanzig Jahre zählte, hatte mit Ausnahme seines vierzehnjährigen Pagen, des jüngsten Sohnes des Herzogs von Braganza, und seines Kaplans nur ältere Männer um sich; Barreto nannte flüsternd die Namen einiger. Ehe er jedoch damit zu Ende kam, stand der junge Fürst vor der Gruppe, der sich Camoëns und Barreto angeschlossen hatten, und sagte laut und über den ganzen Saal hinweg vernehmlich: Willkommen an meinem Hofe, Manuel Barreto! Du nahst dich selten, aber bringst, wenn du kommst, Gutes! Du hast mir verheißen, mir einen Dichter zuzuführen, welcher, nachdem er sein Blut für Portugals Ehre und Herrschaft vergossen, sein ganzes Leben für den ewigen Ruhm unsers Landes eingesetzt hat?

Barreto legte seine Hand leicht auf die Schulter des Freundes: Hier, erhabner Herr, ist Luis Camoëns, der es seit Jahren als Belohnung seines Lebens und seiner Lieder ersehnt hat, Eurer Majestät sein großes Gedicht zu Füßen legen zu dürfen!

Camoëns ließ sich auf ein Knie nieder und sah zu dem König empor, dessen Auge fester und länger auf ihn geheftet blieb, als es Dom Sebastians Gewohnheit war. Der Dichter bot dem Könige in beiden Händen den Band mit der Handschrift seines Gedichts. Graf Vimioso, der Großkämmerer, der neben dem König stand, war schon im Begriff, auf den ersten Wink desselben das Buch in Empfang zu nehmen. Sebastian verhinderte indes die Überreichung, indem er Camoëns aufzustehen befahl, und sagte:

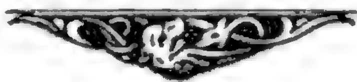
Ich heiße auch dich an meinem Hofe willkommen, Luis Camoëns, und verleihe dir das Recht, jederzeit an demselben zu erscheinen! Dein Gedicht nehme ich mit Dank entgegen, aber ich will den ersten Laut davon aus deinem eignen Munde hören, und zwar noch diesen Abend. Ich hoffe, daß dein Werk dem Rufe entspricht, der ihm vorangeht, und daß deine Muse die des Glaubens ist!

Camoëns gab ohne Zögern zur Antwort: Meine Muse ist die Vergangenheit Portugals, Herr! Eure Majestät weiß, daß in ihr kein Blatt ist, auf dem nicht Thaten zur Erhöhung des Kreuzes verzeichnet stehen. Mir hätte es so wenig geziemt, etwas hinzuzufügen, als hinwegzunehmen, ich wollte und durfte nur der Herold der Wahrheit sein, die Ruhm genug ist.

Du sprichst, wie es dir als Dichter wohl ziemt! schloß der König die Unterredung. Wenn ich dein Gedicht kenne, will ich auch von deiner Teilnahme an den kriegerischen Zügen in Indien erfahren. Du kommst eben zur rechten Zeit heim, das Feuer neu anzufachen, das ehedem in jeder portugiesischen Brust geglüht hat und wieder glühen soll.

Dom Sebastian schritt, begleitet von denen, die mit ihm in den Saal eingetreten waren, jetzt durch die Reihe der Kavaliere und Damen, und richtete an eine Anzahl derselben kurze Worte. Seine Unterredung mit Camoëns, die laute Betonung seiner Gunst und des Wunsches, noch heute einen Teil des Gedichtes zu vernehmen, hatte die Blicke der ganzen Versammlung auf den seither unbekannten neben Senhor Manuel Barreto gelenkt. Der Dichter sah sich von vielen begrüßt, an deren Thüren er in den letzten Monaten und Wochen vergeblich gepocht hatte, er hörte, wie in den Gesprächen, die den Saal durchschwirrten, überall sein Name genannt ward. Sein Herz schlug höher und mit dem Ausdrucke stummen Dankes wandte er sich zu Barreto, welcher ihm in dem Gedränge der Begrüßenden und Beglückwünschenden treulich zur Seite blieb. Ein Lächeln gutmütigen Spottes über die plötzliche Teilnahme an dem Dichter und seinem noch unbekannten Werke, das aus Barretos Zügen sichtbar ward, nahm Camoëns in dem Glückgefühl dieser Stunde umsoweniger wahr, als der ältere Freund ihn trotz dieses Lächelns mit großer Sorgfalt durch die Gesellschaft hindurch leitete.

(Fortsetzung folgt.)



Notiz.

Reform der Universitäten in Frankreich. Am 28. Dezember vorigen Jahres hat der französische Unterrichtsminister ein Dekret des Präsidenten der Republik veröffentlicht, durch welches ein seit zwei Jahren viel erwähntes Universitätsprojekt ins Leben tritt. Die Franzosen haben keine Universitäten im Sinne Englands, wo sie als alte Korporationen sehr selbständig geschlossen wirken und dem Staate nur eine geringe Einwirkung verstatten. Auch die viel geringere Selbständigkeit und Geschlossenheit der deutschen Universitäten ist den Franzosen fremd. Unter Universität wurde seit Napoleon I. (1808) der „lehrende Staat“ verstanden, wie er durch Elementarschule, Sekundärschule (Gymnasien, Collèges) und Fakultäten (enseignement supérieur), also in drei Stufen, die Bildung erstrebt und durch Examen sicher stellt. Diese Stufen waren straff geordnet, der Staat griff überall durch, die Fakultäten waren nicht räumlich zusammen und hatten auch keine innere Verbindung. Die Bibliotheken waren zahlreich, aber meist dürftig, zum Teil den Studenten nicht zugänglich. Nun haben seit zwei Jahren Kommissionen untersucht, ob man nicht auch in Frankreich deutsche Universitätseinrichtungen, die ja eigentlich einst von dem Pariser Vorbilde herübergenommen worden sind, soweit es sich mit den gegenwärtigen Begriffen des französischen Bürgers verträgt, nachahmen solle. Der französische Unterrichtsminister hat sehr maßvoll entschieden, daß die Gesetzgebung durch die Kammern lieber noch nicht mit der Reformangelegenheit zu befassen sei. Vielmehr sei die Reform nur soweit vorläufig ins Leben zu rufen, als die gesetzlichen Befugnisse der Verwaltung es schon jetzt möglich machten. Eigentliche Universitäten als Korporationen entstehen also gegenwärtig in Frankreich noch nicht, schon weil das Wort Universität einen ganz andern Sinn bereits ausdrückt; aber auch aus andern Gründen will der Minister diesen Schritt nicht thun, er scheut sich, dem Staate etwas in seiner Einwirkung auf den höhern Unterricht zu entziehen. Manche Wünsche will er aber doch befriedigen. So sollen die Fakultäten in den Mittelpunkten gewisse Dinge pädagogischer, finanzieller, verwaltungsrechtlicher und disziplinarischer Natur gemeinsam beraten, ungefähr wie unsre Universitätssenate. Auch soll jede Fakultät einen Rat (conseil) aus den stabilen Elementen der Lehrerschaft und eine Versammlung (assemblée) aller Professoren bekommen, die unter einem Dekan ziemlich viele Dinge erledigen soll, die sonst nur den Organen der Universität in politischem Sinne (dem recteur u. s. w.) übertragen waren. Der Staat behält natürlich überall eine geordnete Mitwirkung; auch die Korporationsrechte (Besitz und Erwerb u. s. w.), die den Fakultäten bewilligt sind, die Konzentration der Bibliotheken, bessere Verwendung der Fonds, Abschaffung der fast privaten Vertretung der ältern Professoren, Pensionsordnung und manches andre werden heilsam auf die Entwicklung der Fakultäten wirken. Es läßt sich erwarten, daß, wenn das Experiment gelingt, unter irgendeinem Namen der akademische Unterricht in Frankreich noch mehr Einheitlichkeit gewinnen wird, ohne die Verbindung mit den Mittelschulen zu verlieren. Von theologischen Fakultäten ist in der Verfügung nicht die Rede, da diese Gebiete durch kirchliche Seminare versorgt werden. Wir sind in Deutschland der alten Praxis treu geblieben, nach der die Theologie die erste und vornehmste Fakultät war. Die Seminarien können daneben noch wichtige praktische Zwecke verfolgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Das Branntweinmonopol.

Aus Süddeutschland.

enn es auch im allgemeinen wünschenswert ist, daß über große gesetzgeberische Reformen, lange bevor sie den zuständigen Körperschaften als Gesetzentwürfe unterbreitet werden, durch Meinungsaustausch in öffentlicher Besprechung die Ansichten sich klären und die vorhandenen Gegensätze womöglich sich mildern, so ist es doch beklagenswert, wenn die erste Unterlage solch eines Meinungsaustausches ein Gerücht bildet, welches jedweder Vermutung, Übertreibung und Verdächtigung weiten Spielraum bietet. Dies zeigte sich auch wieder beim Branntweinmonopol, welches der staunenden Welt durch eins der oberflächlichsten Gerüchte angekündigt wurde und infolgedessen unsrer Opposition bei ihrem bekannten System: „Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie," zahlreiche Angriffspunkte bot. Man konnte sich dabei umso freier bewegen, als man ja nicht einmal wußte, ob das Monopol sich bereits des Brennens bemächtigen oder erst bei der Rektifikation und Destillation des Spiritus oder gar erst beim Handel einsetzen würde. So suchte man denn schon von vornherein gegen das Monopol eine Stimmung zu erzeugen, welche dem Entwurfe selbst die denkbar schlechteste Aufnahme versprach. Dabei handelte es sich vielleicht weniger um das Monopol selbst, als vielmehr um den schon damals nicht wegzuleugnenden finanziellen Erfolg desselben, welcher zur Befestigung und Befreiung der finanz- und steuerpolitischen Verhältnisse des Reiches wie der Einzelstaaten und damit zu einer Kräftigung der Reichsgewalt mächtig beitragen mußte, eine Folge, welche unsrer Opposition natürlich verhaßter als

die Ursache, d. h. das Monopol, selbst sein würde. Das Zentrum z. B., dessen ganze konfessionelle und politische Richtung auf Monopolisirung hindrängt, weil es selbst die verkörperte Parteimonopolisirung ist, hätte gar keinen andern denkbaren Grund, gegen das Branntweinmonopol zu stimmen, da es seinen Großgrundbesitzern einen bedeutenden Nutzen und seinen Geistlichen im Kampfe gegen die Trunksucht eine große moralische Unterstützung gewähren würde.

Als nun der Entwurf selbst kam, rief er im ersten Augenblicke eine gewisse Verblüffung hervor, da sich, wenigstens vom norddeutschen Standpunkte, der stereotype Vorwurf der Opposition, die Vorlage entbehre zwingender Gründe, sei ohne Kenntnisse der einschlägigen Verhältnisse entworfen und nachlässig ausgearbeitet, diesmal nicht vorbringen ließ und unsers Wissens nicht einmal von Eugen Richter erhoben worden ist, trotz der äußerlichen Ähnlichkeit, welche der Entwurf bei oberflächlicher Betrachtung mit dem Tabaksmonopolentwurfe zeigt. Betrachten wir den Branntweinmonopolentwurf zunächst vom norddeutschen Standpunkte, für den lediglich die Brennerei mehliger Stoffe, das heißt bei der heutigen Lage der Spiritusindustrie fast nur die der Kartoffel, in Betracht kommt, so muß zugestanden werden, daß der Entwurf von musterhafter Klarheit ist, auf genauer Kenntnis und Schätzung der maßgebenden Verhältnisse und auf einer im großen und ganzen unanfechtbaren Berechnung der Produktion, der Konsumtion und des zu erzielenden Reingewinns beruht und den schlagenden Beweis von der Ergiebigkeit des Monopols liefert. Die Zahlen, welche man trotzdem dagegen ins Feld zu führen bemüht war, beruhten teils auf Übertreibung und einseitiger Schätzung, wie bei der Vossischen und parteiverwandten Zeitungen, auf willkürlichen Annahmen, oder, wie bei der Frankfurter Zeitung, auf künstlicher Gruppirung, durch welche man zu dem erwünschten Ergebnisse zu gelangen hoffte. Es ist mit Zahlen überhaupt schwer zu operiren, wo es sich, wenn auch auf Grund amtlicher Statistik, für die Zukunft um eine Wahrscheinlichkeitsrechnung handelt, der, wenn sie auch die zuverlässigste Schätzung und die vorsichtigste Berechnung für sich hat, doch die materielle Beweiskraft mangelt.

Der Monopolentwurf schlägt einen leicht gangbaren und den höchsten finanziellen Erfolg versprechenden Weg ein, die Brennerei, welche mit der Landwirtschaft für Norddeutschland, also besonders dem Kartoffelbau und der Viehzucht, aufs innigste verschmolzen ist, der privaten Thätigkeit zu überlassen. Die Hand des Staates legt sich erst auf das Rohprodukt, den Spiritus, den es aber auch nun nicht eher losläßt, als bis er die für den Konsum notwendigen Wandlungen durchgemacht hat. Der Weg, der gegenwärtig zwischen dem Maischbottig und dem Schnapsglase liegt, ist keiner der saubersten. Zuerst tritt uns der spekulirende Großhandel entgegen, welcher den Spiritusmarkt vollständig beherrscht und, da er sich auf wenige Firmen konzentrirt, die Preise so weit herunterdrückt, daß nur noch die wirkliche Großbrennerei, und auch dann nur, wenn sie in ununterbrochnem Betriebe bleiben kann, einen bescheidnen Nutzen abwirft. Dieser

Druck lastet natürlich schwer und atemberaubend auf der Landwirtschaft, die ihre Haupterzeugnisse infolgedessen nur für den geringsten Gewinn, der oft kaum noch Bodenzins und Kulturauslage deckt, zu verwerten vermag. Auf den spekulirenden Großhandel, der sich eben überall in den Weltverkehr drängt und sich mit beiden Ellenbogen nach allen Seiten hin protzig Raum schafft, folgt die Destillation, welche sich in dem Kampfe ums Dasein dadurch schadlos zu halten sucht, daß sie für die gemeine Schnapsbereitung, d. h. die Verdünnung des Spiritus, scharfe und berauschende Stoffe dem schlechtgereinigten fuselhaltigen Spiritus zusetzt. Denn Spekulation und gewissenlose Fabrikation sind nirgends mehr zu Hause als in der Branntweinindustrie, in der selbst die edlern Sorten, der angeblich aus Wein gebrannte Cognac, der aus Reis gewonnene Arak und der aus Zuckerrohr hergestellte Rum und die Kirsch- und Zwetschgenwasser Süddeutschlands, allen möglichen Verfälschungen ausgesetzt sind. Besonders aber als gewöhnlichem Trinkbranntwein, der fälschlich auch Kornschnaps genannt wird, obwohl derselbe mit Getreidespiritus kaum jemals auch nur in die entfernteste Berührung gekommen ist, begegnen wir heute in den Branntweinspelunken, in denen jeder Wirt den Fusel aus dem billigsten und schlechtesten Spiritus selbst mischt und dadurch bei dem Kleinausschank einen fünf- bis sechsfachen Gewinn einheimst. Das giebt ein Fabrikat, welches die Bezeichnung „Gift“ oder „Petroleum“ mit gutem Rechte führt, weil es ebenso zur physischen wie zur moralischen Zerstörung der untern Volksschichten beiträgt.

Unter dem Monopol in der von der preußischen Regierung geplanten und von den übrigen deutschen Regierungen gebilligten Form übernimmt diese ganze Prozedur, von der Rohproduktion an bis zum Kleinverkauf, der Staat. Es wird also zuerst die Spekulation und der Großhandel aufhören. Der Staat kauft sämtlichen im deutschen Reiche erzeugten und den aus dem Auslande etwa eingeführten Rohspiritus auf, nach den von ihm selbst auf Grund einschlägiger Berechnungen festgesetzten Preisen, welche der Entwurf zwischen 30 bis 40 Mark für 100 Liter reinen Alkohols festsetzt. Diese Preisfestsetzung wird nach Abzug der Branntweinsteuer etwas höher als die bisherigen Preise ausfallen, und zwar mit Recht, da durch das Monopol die Preisbildung von der niederdrückenden Konkurrenz, unter welcher das Brennereigewerbe zur Zeit gegenüber der Privatspekulation seufzt, befreit werden und auch die Konkurrenz des ausländischen Rohspiritus auf ein unvermeidliches Minimum beschränkt werden wird. Hierbei wollen wir jedoch gleich bemerken, daß die gleiche Preisfestsetzung für Nord- und Süddeutschland nicht möglich ist, da der süddeutsche Landwirt, besonders in Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen, viel teurer anbaut als der norddeutsche, weil in Süddeutschland die durch Boden und Klima bedingte höhere Kultur eine insgesamt erhöhte Lebensführung, also durchschnittlich auch höhere Löhne zur Folge hat. Für Süddeutschland müßte also, sollte sich dessen Landwirtschaft gegen diejenige Norddeutschlands nicht im Nachteile befinden, auch

für den aus mehligen Stoffen, denen sich hier vielfach der Mais zugesellt, gebrannten Spiritus ein höherer Preis als für den norddeutschen festgesetzt werden.

Aus dem eben angeführten erhellt zugleich, wie falsch es ist, in jener Preisfestsetzung eine Unterstützung des Großgrundbesitzes zu erblicken, während sie in Wahrheit der Landwirtschaft, die sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen in einer trostlosen Lage befindet, wieder Luft schafft. Wäre das unter dem Monopol nicht der Fall, so würden wir mit aller Entschiedenheit gegen dasselbe sein müssen. Gerade dieser Punkt, die hohe wirtschaftliche Bedeutung des Monopols für die Landwirtschaft, ist es ja, welcher auch dem Tabaksmonopole in dem tabakbauenden Süden des deutschen Reiches in der ländlichen Bevölkerung die allgemeinste Zustimmung sicherte und welcher auch jetzt dem Branntweinmonopol wieder zuerst die ländliche Bevölkerung gewinnt, wie denn überhaupt die süddeutsche Bevölkerung den praktischen wirtschaftlichen Fragen ein freieres und offeneres Verständnis entgegenbringt als der Norden, wo viel mehr das Schlagwort der Partei und das politische Vorurteil herrscht. Und die Landwirtschaft im Süden wie im Norden des deutschen Reiches bedarf einer helfenden Hand in hohem Grade. Diesem Umstande ist es auch wohl neben den finanzpolitischen Vorteilen, welche das Monopol verspricht, in erster Reihe zuzuschreiben, daß die süddeutschen Regierungen und alle diejenigen Körperschaften in Süddeutschland, in welchen die Landwirtschafts-, Weinbau- und Gewerbeinteressenten die Oberhand haben, für das Monopol Stellung genommen, und fast nur die Händler, die Destillateure und die Handelskammern, in denen ja das immer manchesterliche kaufmännische Element den Ausschlag giebt, sich dagegen entschieden haben, wobei indessen die sehr erheblichen Minderheiten für das Monopol wohl zu beachten sind. Besonders verdient der elsaß-lothringische Landesausschuß Erwähnung, in welchem eine ganze Anzahl einflußreicher elsässischer Mitglieder, entgegen der schroffen Ablehnung des klerikalen Mitgliedes Winterer und eines Protestlers, sich durchaus für das Branntweinmonopol ausgesprochen haben, vorausgesetzt, daß die reichsländischen Klein- und Eigenbrenner geschont werden.

Diese Klein- und Eigenbrenner sind nämlich eine süddeutsche Spezialität, welche in einzelnen Gegenden Baierns, im würtembergischen Schwarzwalde, in Hessen und besonders in Baden und Elsaß-Lothringen zahlreich vertreten ist. In letzterem Lande giebt man die Zahl der Eigenbrenner nahezu auf 30000 an, noch höher in Baden, wobei allerdings jeder Wurstkessel, in welchem des Jahres einmal Steinobst oder Trester gebrannt werden, mitgezählt worden ist. Die Eigenbrennerei wird fast von allen Bauern betrieben, von denen ein sehr großer Teil nicht in geschlossenen Gemeinden, sondern zerstreut und vereinzelt in den Thälern, Bergen und Hochplateaus des Schwarzwaldes, der Vogesen, des Hardtgebirges und der bairischen Gebirgszüge wohnt. Man brennt da den eignen Obstertrag an Kirschen, Zwetschgen und Trestern (ausgepreßten Wein-

trauben, Stengeln ꝛc.) und ist dabei, besonders soweit es dem eignen Bedarfe gilt, der die Hauptrolle spielt, wenig wählerisch in der Auswahl des Materials. Reifes und unreifes, gepflücktes und Fallobst, gutes und angefaultes kommt einträchtig in den meist sehr primitiven Kessel, der in der übrigen Zeit des Jahres zum Kochen von Viehfutter, zum Auskochen der Wäsche, zur Bereitung von Wurst und zu allen möglichen Hausarbeiten benutzt wird, um hier in der Zeit, welche die Bestellung des Ackers und der Rebgelände frei läßt, auf die einfachste Weise gebrannt zu werden. Daß dabei die gebrannten „Wässerle" nicht immer von der besten Art sind, liegt auf der Hand; da sie aber dann wenigstens nur zur Stärkung des eignen Magens und zur Kräftigung der Nerven der brennenden Bauern selber zu dienen haben, so hat das nicht viel zu sagen. Entgegen diesem Gebrauche, welcher eine sehr rohe und minderwertige Waare erzeugt, wird von andern mit äußerster Sorgfalt verfahren, nur gutes und ausgereiftes Obst verwandt und, was man von jenen leider durchaus nicht sagen kann, zur Gewinnung der gebrannten Wasser kein Kartoffelspiritus verwandt, dessen Preis ja kaum den vierten bis fünften Teil von denen der Obstwasser beträgt. Aus diesen Angaben erhellt, daß wir es hier unter derselben Bezeichnung doch mit sehr verschiedenartigem Alkohol zu thun haben.

Hierin wie in der ganzen äußern Gestaltung dieses durch die Zahl seiner Vertreter sehr bedeutenden Betriebes liegt für das Branntweinmonopol eine Schwierigkeit, die man in Norddeutschland garnicht kennt und die man in Süddeutschland, nach den Äußerungen einiger Handelskammern und mehrerer Preßorgane, sogar für unüberwindlich hält. Der Monopolentwurf bestimmt, daß für diese kleinen Brennereien, welche in einem Tage nicht mehr als sechs Hektoliter Bottigraum bemaischen u. s. w., die Mindestmenge des zu ziehenden reinen Alkohols im voraus von der Steuerbehörde bindend festgesetzt und daß für den aus nichtmehligen Stoffen gezognen Alkohol ein angemessener Preis auf der Grundlage des jeweiligen Tarifsatzes für Kartoffelbranntwein bestimmt werde. Die Vorherbestimmung des reinen Alkoholgehaltes des zu brennenden Materials, auf welcher die Festsetzung der zu ziehenden Menge beruhen müßte, ist sehr bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen. Jetzt ist die Brennerei nichtmehliger Stoffe in den meisten Staaten der Branntweinmaterialsteuer unterworfen, das heißt nicht das gezogene Produkt, sondern das zum Brennen verwandte Material wird besteuert. Von vornherein ist nun der Einwand zurückzuweisen, als sei nur die jetzige Art der Besteuerung für die Brenner ohne Beschwerlichkeiten und Scherereien, als liefere sie den vollen Steuerbetrag und als schrumpfe nicht auch unter ihr die Klein- und Eigenbrennerei desto mehr zusammen, je mehr die Steuerschraube angezogen und demgemäß die Kontrole verschärft wird. Wir sind im Gegenteil auf Grund intimer Kenntnis der Klein- und Eigenbrennerei und des Urteils vieler Sachverständigen überzeugt, daß auch jetzt nur ein Teil des wirklich gewonnenen Alkohols versteuert wird und, besonders in

den entlegnen Gehöften, die Hinterziehung, die man mit Vorliebe nur gegen das Monopol ausspielt, schon jetzt in Blüte steht. Denn eine Kontrole, die auf Grund der Bestimmungen über die „Rechte und Pflichten des Steuerbeamten bei Ausübung des Dienstes“ in dem Branntweinsteuergesetze vom 8. Juli 1868, welche im wesentlichen auch für die andern Einzelstaaten zutreffen, so streng geübt würde, daß sie jede Steuerhinterziehung zu verhüten vermöchte, würde die Eigenbrennerei in Süddeutschland ganz ebenso dem Untergange preisgeben, wie demselben die Kleinbrennerei Preußens, besonders der Rheinlande, verfallen ist. Ja schon jetzt ist die Kleinbrennerei im Süden in einem entschiednen Rückgange begriffen.

Ebenso wie nun jetzt der gewonnene Alkohol aus nicht mehligen Stoffen nur annäherungsweise, nach einem zugrunde liegenden Prozentsatze, besteuert wird, so wird er nach dem Monopolentwurfe auch nur annäherungsweise monopolisirt. Wie die Steuer, so wird hier auch das Monopol nicht das volle Brennereiprodukt umfassen, hie und da wird einmal etwas weniger, meist aber mehr gebrannt werden, als das Monopol in die Hand bekommt. Es ist ja sehr schwierig, das zu gewinnende Alkoholquantum auf Grund vorheriger Schätzung des zu verwendenden Materials, die natürlich für jedes Jahr und für jede Gemarkung gesondert erfolgen müßte, auch nur annähernd richtig zu bestimmen. Es kommt unendlich viel auf die Sorte des betreffenden Obstes, auf die Gunst der Witterung und das völlige Ausreifen des Obstes, auf die sorgfältige Auswahl und die Scheidung des reifen und des unreifen Obstes, auf die allgemeine Güte desselben, die ja in den verschiednen Gemarkungen und selbst innerhalb derselben Gemarkung verschieden ist, und schließlich auf die Beschaffenheit der Brennapparate und die Sorgfalt beim Brennen selbst an. Der Irrtum besteht nur darin, daß man dies alles bloß gegen das Monopol in die Wagschale wirft, während, wie schon gesagt, jeder einzelne Umstand dieselbe Geltung auch gegen die Branntweinmaterialsteuer hat, nur daß dort ein höherer Betrag als hier in Frage kommt. Die Hauptsache ist die, daß die Monopolvorlage aus dem jetzigen Zustande das System der verhältnismäßigen Abschätzung nach einem bestimmten Prozentsatze übernimmt, also sich dabei nur an Bestehendes anlehnt. Das ist eher ein Vorzug als ein Nachteil der Vorlage, die im Grunde von dem Kleinbrenner garnichts andres verlangt als das jetzige Gesetz, nur andre Folgerungen aus den gesetzlichen Bestimmungen zieht. Während der Staat jetzt von dem Branntweinmaterial, das unter seine genaueste Kontrole gestellt ist, einen bestimmten Steuersatz erhebt, kauft er nach der Monopolvorlage dem Brenner ein ebenfalls staatlich bestimmtes Quantum Alkohol (und zwar bestimmt nach einem sehr humanen kleinsten Maße) zu einem gleichfalls staatlich festgesetzten Preise ab. Diese Preise werden sich allerdings kaum nach der jetzigen Vorlage auf Grund der übrigen Spirituspreise festsetzen lassen, da es dazu an jeder maßgebenden Beziehung zwischen dem Alkohol aus mehligen und dem aus nichtmehligen Stoffen

fehlt. Doch wird sich leicht eine Änderung treffen lassen, welche die Preise des Edelalkohols selbständig regelt. Die Kontrole, das soll nicht geleugnet werden, wird, da es sich um ein bei weitem wertvolleres Objekt handelt, strenger als jetzt gehandhabt werden müssen; dieser Fall aber würde auch bei einer Abänderung oder bei einer Erhöhung der bestehenden Steuer, und da wahrscheinlich in noch höherm Grade, einzutreten haben.

Man gebe sich doch überhaupt über die Lage der Klein- und Eigenbrennerei keiner Täuschung hin. Wie auf dem industriellen und gewerblichen Gebiete der Kleinbetrieb von dem Großbetriebe zurückgedrängt und da, wo es sich um vervollkommnete Maschinen handelt, geradezu erdrückt wird, so muß auch, ganz abgesehen von Steuer und Monopol, die Kleinbrennerei der Großbrennerei, gegen deren vollendete Apparate und daher vorzüglichere Produktion sie nicht mehr aufzukommen vermag, immer mehr weichen und ist auch schon thatsächlich seit Jahren in einem starken Rückgange begriffen, nicht nur, wie die Motive anführen, in Preußen, sondern auch in Süddeutschland. Es ist allerdings bequem, dies einfach dem Staate in die Schuhe zu schieben und auf den „Racker“ zu schimpfen, während thatsächlich der Kleinbetrieb nur mit den Riesenschritten der Großindustrie und deren vollendeter Technik nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermag. Auch ohne Monopol wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht einmal mehr fern, wo die süddeutsche Brennerei der Kirsch- und Zwetschgenwasser dem rationellern Betriebe großer Brennereien zufällt, welche, was ja hier viel leichter möglich ist als bei den minderwertigen Kartoffeln, die Obstvorräte ihrer Gegend aufkaufen und viel besser ausnutzen werden, als das gegenwärtig der Fall ist. Für die süddeutschen Bauern wird das entschieden ein Gewinn sein. Das Monopol wird diesen Prozeß, in dessen Beginn wir bereits stehen, eher noch aufhalten als beschleunigen, während ihn eine Steuererhöhung notwendig beschleunigen müßte.

Das Monopol, welches dem Kleinbrenner bekanntlich zu eignem Bedarfe ein bestimmtes Quantum überläßt, bringt also nicht nur Norddeutschland, sondern auch Süddeutschland einen hohen materiellen Gewinn, wobei wir den bedeutenden Mehrbetrag, den dieses nach der Kopfzahl mehr erhält, als das Konsumverhältnis ihm zugestehen würde, noch garnicht einmal in Erwägung ziehen, und es wäre selbst dann, wenn die Eigenbrenner, welche zu der Gesamtbevölkerung doch nur einen kleinen Prozentsatz stellen, dabei etwas schlechter wegkommen sollten als bisher, mit Freuden zu begrüßen. Jede Erhöhung der Staatseinnahmen erfordert eben Opfer, von denen doch die am wenigsten ausgeschlossen sein dürfen, welche an dem Nutzen einen wesentlichen Anteil haben.

Die Notwendigkeit erhöhter Reichseinnahmen ist allgemein anerkannt; zur Erzielung derselben muß irgendwo der Hebel angesetzt werden. Überall aber, wo es geschieht, schreit man, es werde eine „blühende Industrie“ vernichtet werden. Daß es sich dabei nur nicht um eine taube Blüte handelt; denn

bisher sprach man immer nur von der schwer darniederliegender Spiritusindustrie. Wenn irgend ein Objekt, so ist der Branntwein geeignet, eine hohe Abgabe zu tragen. Denn er bleibt trotzdem noch billig genug, um auch dem armen Manne in vernünftigem und nützlichem Quantum zugänglich zu sein; wer sich aber ein unvernünftiges und schädliches Quantum davon zuführen will, der soll dafür, daß er nicht nur sich, sondern seiner Familie, dem städtischen und staatlichen Gemeinwesen einen großen und empfindlichen Schaden zufügt, ein Äquivalent erlegen. Die Vorliebe der Opposition und besonders des Zentrums für den Schnaps ist daher vollständig unverständlich, ist nichts als ein Patronat der Branntweinpest. Auch die Befürchtungen wegen der durch das Monopol geknickten Existenzen sind weit übertrieben. Daß zahlreiche Branntweinschänken, Spelunken, die in den verkommensten Gassen liegen und die Bruthöhlen aller Laster und Verbrechen sind, verschwinden werden, wäre als ein Segen für Staat und Gesellschaft zu preisen; umsomehr, als ihre Geschäftspraxis meistenteils auf der gewissenlosesten Ausbeutung des Leichtsinns, der Schwäche und der Leidenschaften der Armut und des Proletariats beruhte. Die Destillateure, Spiritushändler ꝛc. aber werden entschädigt werden. Das schlage man ja nicht gering an. Denn wer entschädigt denn die Tausende, welche oft durch eine einzige neue Erfindung oder Verbesserung auf dem Gebiete des Maschinenwesens in ihrem Gewerbebetriebe aufs empfindlichste, oft unheilbar, geschädigt werden? Auch die Berechnung des Reingewinns der in Frage kommenden Interessenten ist so schwierig nicht; denn da liefern ja, wenigstens überall, wo eine Einkommen- und Gewerbesteuer besteht, die Steuerliste und die eigne Einschätzung eine vortreffliche Handhabe.

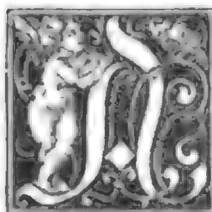
Man sucht jetzt in der Presse, und leider nicht nur in der monopolfeindlichen, die Ansicht zu verbreiten, die Aussichten des Monopols seien im Rückgange, die Ablehnung desselben sei gewiß. Es wäre nicht das erstemal, daß im neuen deutschen Reiche eine große, fundamentale, finanziell errettende und sittlich reinigende wirtschaftliche Reform durch die Feinde jeder gesunden und starken Entwicklung des deutschen Reiches und jeder Befestigung normaler, der Agitation den Boden entziehender Zustände niedergeschrieen würde. Aber auch hier würde das deutsche Volk hinter dem Manne stehen, der es zur Einheit und Macht geführt hat, und der ihm jetzt auch wirtschaftliche Gesundung bringen möchte, und nicht hinter den Demagogen!



Gedanken über Geschichte und Geschichtschreibung.

Von Georg Weber.

1.

ls ich vor kurzem das umfangreiche Werk „Geschichte der deutschen Historiographie" von Franz Xaver von Wegele in den beiden letzten Büchern durchlas, hatte ich den lebhaften Eindruck, daß die Geschichtschreibung im allgemeinen noch sehr weit von einer systematischen Wissenschaft entfernt sei, daß sowohl über Form und Methode als über Zweck und Aufgabe die Ansichten weit auseinander gingen. Es ist allerdings sehr schwer, einen so gewaltigen Stoff wie die Menschen- und Völkergeschichte, der mehr als irgendein andres Gebiet des schaffenden Geistes sich in ewigem Fluß bewegt, in den festen Rahmen eines wissenschaftlichen Systems zu fassen. Die Geschichte gleicht einem mächtigen Strome, der nach ewigen Naturgesetzen dahinrauscht, dem äußern Scheine nach immer derselbe und doch in jedem Momente ein andrer. Sie geht vor allem den lebendigen Kräften nach, durch deren Wirken die Erfolge errungen werden, und als einheitliche Wissenschaft sucht sie in dem Spiele der Kräfte und der bunten Fülle der Erfolge einen festen Zusammenhang, gegeben durch die Einheit der Ursache und des Zweckes.

Der germanische Sprachgeist faßt die Geschichte als die Summe und den Inbegriff alles dessen, was im Laufe der Zeiten wichtiges geschehen ist. Den Griechen war die Geschichte das Resultat des Erforschten und Erfahrenen; ihnen folgten die Römer und die neuern Völker romanischer Zunge; sie bezeichnen die Geschichte als historia. Dort erscheint somit die Geschichte als eine Zusammenstellung von Thatsachen als Objektenwelt, hier tritt das Subjekt in den Vordergrund: Geschichte ist nach dieser Bezeichnung der Inhalt dessen, was der Forscher und Erzähler erfahren hat. Der Begriff einer objektiven und subjektiven Auffassung, ein dualistisches Prinzip, steht demnach schon an der Eingangspforte zum Tempel der Klio, wie zwei symbolische Figuren vor einem verschlossenen Heiligtum, gleich notwendigen Tragsäulen des Gebäudes. Schon in den Namen ist angedeutet, daß die Geschichte zu einem architektonischen und harmonischen Werke ein Zusammentragen und Ineinanderfügen von Bausteinen bedürfe. Jenes Geschäft legt den Hauptwert auf den Stoff, das Material, die Objekte; dieses auf die Form, die subjektive Gestaltung. Bei jenem kommt es mehr auf das Sichten und die kritische Prüfung an, bei diesem mehr auf das Schönheitsgefühl und die schöpferische Intuition; dort sind Wissenschaft und Verstand, hier

Kunstsinn und Phantasie die wichtigsten Werkleiter. Es ist daher ganz zutreffend, wenn man die Geschichtschreibung als eine Vereinigung von Wissenschaft und Kunst bezeichnet hat, und wenn Wilhelm von Humboldt in der trefflichen Abhandlung: „Über die Aufgabe der Geschichtschreibung" das Verfahren des Historikers in Vergleich stellt mit dem des wahren Künstlers. Sind denn nicht in Herodot, dem Vater der Geschichtschreibung, beide Richtungen schon gegeben oder durch den Volksinstinkt angedeutet? Was er auf weiten Reisen erforscht und ausgekundet hatte, soll er ja nach einer alten Sage teilweise auf einer Festversammlung als ein Produkt seiner Kunstleistung einem zahlreichen Hörerkreise vorgetragen haben. „Wie die Philosophie, sagt Humboldt ferner, nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüte empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt."

Der Ausspruch Winckelmanns: „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdrucke" ist nicht nur für die plastische Kunst zutreffend, er gilt für alle geistigen Produktionen der Hellenen. Denn alle tragen das Gepräge künstlerischer Anschauungen und innerer Vertiefung an sich. Die Gebilde des denkenden Geistes erhalten durch die darstellende Hand eine so edle Gestalt, daß über alle der Hauch vollendeter Kunst ausgegossen ist, daß die Gebiete der Gedanken und der Phantasie oft noch ungeschieden ineinander greifen. Sind nicht in den philosophischen Werken Platos die Elemente und Formen der Poesie enthalten?

Ähnlich verhält es sich mit der griechischen Geschichtschreibung. Herodot entrollt seinen hellenischen Zeitgenossen eine Welt voll wunderbarer Begebenheiten, über die sie Erstaunen und Wohlgefallen empfinden, wie die Kinder bei einem Märchen. Hier sind Mythe und Sage mit geschichtlicher Erzählung verbunden und das Ganze als ein Werk der Musen in die göttliche Weltordnung eingefügt. Bei Herodot ist die Weltgeschichte das „Weltgericht," dessen Sprüche auf sittlich-religiöser Wahrheit beruhen. Nicht mit Unrecht hat man ihn einen „theologischen Historiker" genannt. Die von ihm erzählten Begebenheiten sind das Gefäß göttlicher Offenbarungen. Alle Erscheinungen in der Menschenwelt haben bei ihm ihre Urquelle in den dunkeln Schicksalsmächten.

Das Herodotische Geschichtswerk in seiner Einfachheit und Naivität gleicht einem Buche für die heranreifende Jugend, der es zugleich Belehrung und Unterhaltung bietet. Einen scharfen Gegensatz dazu bildet die Geschichte des

peloponnesischen Krieges von Thukydides mit seiner gedrungenen, sinnschweren Sprache, seiner Gedankenfülle und seinem mühsam ringenden Stile. Thukydides schildert ein Zeitalter und ein Menschengeschlecht, wo zwei große hellenische Staaten um die Vorherrschaft kämpfen, mit menschlichen Mitteln und menschlichen Leidenschaften. Das gewaltige Drama, das sich vor den Augen des Lesers entrollt, vollzieht sich nach einem natürlichen Pragmatismus und Kausalitätsgesetze, ohne die Mitwirkung höherer Mächte. Der vieljährige Bürger- und Nationalkrieg ist ein geschichtliches Gemälde voll tragischen Pathos, in welchem alles anmutige Bei- und Nebenwerk verschwindet, in welchem jedem Volke und Staate seine Rolle knapp und straff vorgezeichnet ist. Das historische Motiv liegt nach ihm in der moralischen Beschaffenheit der Menschennatur; die Begebenheiten und Katastrophen haben ihren Urgrund in der Tiefe der Menschenbrust, in dem Labyrinthe der Affekte und Leidenschaften, in den politischen Zwecken der Staatslenker und Parteien. Wie sehr auch Form und Sprache noch die ungeübte Hand eines Meisters verraten, dem es schwer fällt, die genialen Gedanken und innern Anschauungen stilistisch zu gestalten, so ist dennoch das Thukydideische Geschichtswerk ein Kunstwerk ersten Ranges. Die tiefdurchdachten, staatsmännischen Reden, die Beschreibungen der Situationen, die Charakteristik der Handelnden sind das Gefüge einer künstlerischen Schöpfung, die durch ihr ernstes Pathos wie eine erschütternde Tragödie wirkt. Unter den Eindrücken der gewaltigen Schicksalsschläge, von denen die hellenische Welt und vor allem seine Vaterstadt Athen betroffen ward, wird in dem Autor wie in dem Leser eine Resignation erzeugt, die in der Seele eine moralische Reinigung, die tragische „Katharsis" hervorruft. Thukydides galt zu allen Zeiten als das Vorbild eines echten Geschichtschreibers, weil er die Geschichte seiner Zeit mit Wahrheitssinn und objektiver Unparteilichkeit dargestellt, durch die Darstellung Wohlgefallen und ästhetisches Gefühl erweckt und zugleich unbewußt einen didaktischen Zweck verfolgt hat. Der Ausspruch Lessings, daß nur derjenige den Namen eines wahren Historikers verdiene, der die Geschichte seiner Zeit beschreibe, ging ohne Zweifel aus der Bewunderung des Thukydides hervor.

Wie bei allen großen Geistesprodukten, den alttestamentlichen Schriften, den Dichtungen eines Homer und Shakespeare, weiß man auch von dem Verfasser des Thukydideischen Geschichtswerkes so gut wie nichts von seinem Leben und seiner Persönlichkeit. Solche geniale Schöpfungen wirken wie Naturerzeugnisse, die man bewundert und genießt, deren Schöpfer und deren Werden sich aber unsrer Erkenntnis entzieht.

Wenn sich bei Thukydides wie bei Äschylos der künstlerische Genius mehr in dem tiefernsten, tragischen Inhalt als in der Form und Darstellung kundgiebt, so liegt bei seinem Fortsetzer Xenophon der Hauptwert in der leichten, lieblichen Sprache und in der Anmut der Erzählung. Wie Euripides der bewunderte Lieblingsdichter seiner Zeit war, so galt Xenophon, der Schüler des

Sokrates, den Nachgebornen als der echte künstlerische Historiker als, die „attische Biene," aus dessen Munde die Musen Worte süß wie Honig ausströmen lassen. Auf die „Anabasis" bezogen ist dieses Lob durchaus zutreffend: nie ist eine denkwürdige geschichtliche Begebenheit, bei welcher Darsteller und Mithandelnder in einer Person vereinigt waren, mit mehr Leben und Anmut beschrieben worden als der Rückzug der „Zehntausend." Dagegen verdient die „Kyropädie," die, Wahrheit und Dichtung enthaltend, auf dem schwankenden Boden eines Tendenzromanes sich bewegt, kaum den Namen einer Geschichte, und die „Hellenika" tragen das Gepräge subjektiver Parteilichkeit an sich. Die Sympathien, welche Xenophon in der Kyropädie für die monarchische Staatsform Persiens, in den „Hellenischen Geschichten" für das oligarchische Staatswesen Spartas kundgiebt, haben ihm in alter und neuer Zeit den Vorwurf eines entarteten Sohnes seiner attischen Heimat und eines ungerechten Gegners der athenischen Demokratie zugezogen. Was man aber von jeher an der Xenophontischen Geschichtschreibung bewunderte, war außer der Anmut und Lieblichkeit der Sprache und des Stils, außer der graziösen Natürlichkeit, Einfalt und künstlerischen Vollendung der Form und Einkleidung insbesondre die Geschicklichkeit in Charakterschilderungen, das Zusammenfassen zerstreuter Beobachtungen zu einem Gesamtbilde. Von dieser Seite betrachtet, ist die Xenophontische Geschichtschreibung mehr ein Werk der Kunst als der wissenschaftlichen Forschung. Ist Thukydides ausgezeichnet durch sein Hinstreben zum Erhabnen, so ist das innerste Wesen des Xenophontischen Geistes eine durchgängige Harmonie, jenes richtige Maß, das sich sowohl in der äußern Lebensweise als in der Anwendung der Geistes- und Willenskraft kundgiebt und leibliche und geistige Gesundheit bewirkt. Aber diese Eigenschaften führen nicht zu der Höhe, wo der Genius weilt. Wie anmutig und graziös auch immer dem flüchtigen Beschauer ein solches Kunstwerk erscheinen mag, dem tiefer denkenden wird eine gewisse Nüchternheit nicht entgehen. Über der Persönlichkeit des Einzelnen erhebt es sich nicht zu der idealen Auffassung.

In allen spekulativen und künstlerischen Geistesthätigkeiten waren die Römer die Schüler der Griechen; nur in den Dingen, die sich auf Staat und öffentliches Leben beziehen, suchten sie ihre eignen Wege. Zu diesen mehr praktischen als idealen Schöpfungen darf auch die Geschichtschreibung gerechnet werden, indem sie die Thaten und Schicksale der rasch hinfließenden Gegenwart dem Gedächtnis der kommenden Geschlechter zu erhalten sucht. So entstand die niedrigste Gattung der Historiographie, die der Annalen. Und mit dieser Gattung beginnt auch bekanntlich die römische Geschichtschreibung. Sobald aber die geschichtlichen Aufzeichnungen an das Gebiet der Kunst streiften, mußten die Römer zu griechischen Händen oder Vorbildern greifen. Die Scipionen erkannten dies frühzeitig, und auf ihre Anregung und unter ihrem Einflusse unternahm es der in Rom als Geisel lebende peloponnesische Hellene Polybius, die

Geschichte seiner Zeit mit einleitenden Rückblicken auf die jüngste Vergangenheit aufzuzeichnen. Diese Aufzeichnungen bilden die „pragmatische Weltgeschichte" der bedeutsamen Periode der punischen und der hellenisch-makedonischen Kriege, ein Werk, wie das ganze Altertum kein zweites aufzuweisen hat. Leider ist dasselbe nur fragmentarisch auf die Nachwelt gekommen. Wie bei allen Exulanten, die von einem großen Schauplatze aus und unter den mächtigen Eindrücken einer emporstrebenden fremden Nation die öffentlichen Zustände der dahinsinkenden Heimat beobachten, geht durch die Geschichtsbücher des Polybius ein Zug wehmütiger Resignation. Mit fatalistischer Weltanschauung erkennt er in Rom die überwältigende Macht, welche alle übrigen Staaten in ihren Schoß aufzunehmen berufen ist. Jedes Ankämpfen gegen dieses Faktum führt nur zu Unheil und Verderben. Mit prophetischem Instinkt blickt er in die Zukunft, da alle bekannten Völker und Erdteile nur Glieder des Weltreiches bilden würden, das die starken und klugen Söhne des Mars und des Romulus aufzurichten sich anschickten. Willige Unterwerfung unter dieses unvermeidliche Schicksal, unter diesen göttlichen Ratschluß gilt ihm als die höchste Staatsweisheit. Jeder Widerstand wird schließlich niedergeschlagen und unbarmherzig zermalmt.

Bei solcher Grundanschauung muß das künstlerische Gepräge zurücktreten hinter der Erforschung und Erkenntnis der staatsbewegenden, weltbeherrschenden Kräfte. Jedes künstlerische Schaffen erzeugt ein Gefühl der Befriedigung und des Wohlgefallens, auch wo es wie bei Thukydides mit tragischem Pathos einherschreitet. Wie sollte aber eine Weltbetrachtung, die nur Ruinen und eine allgewaltige Schicksalsmacht in der Ferne blicken läßt, Wohlgefallen erzeugen? Das römische Reich durch die ihm innewohnende Kraft und Verstandesklugheit in seinem ungehemmten Siegeslauf darzustellen und den Zweck und die Vernünftigkeit seiner Herrschaft nachzuweisen, ist die Aufgabe und das Ziel der Geschichtschreibung des Polybius. Für menschliche Größe, für charaktervolle Persönlichkeiten, für ideale Kräfte und Impulse fehlt ihm der sittliche Maßstab. Doch ist Polybius kein Pessimist nach dem Grundsatze: Alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht. Er sieht aus den Ruinen neues Leben erblühen; auf dem Boden seines Pandoragefäßes leuchtet noch das Licht der Hoffnung. Die Weltherrschaft Roms erscheint ihm als eine Naturnotwendigkeit; die Mittel und Ursachen, die dazu führen, die Aktionen und Reaktionen, die bei dem Prozesse sich vollziehen, bilden den Inhalt seiner pragmatischen Geschichte, über welcher die Tyche waltet. Mit dieser Resignation und Ergebung in die dunkle Schicksalsmacht, in das providentielle Verhängnis mag er sich getröstet haben, wenn sein Herz blutete über den Untergang des achäischen Bundesstaates, des letzten grünen Zweiges an dem einst so stolzen Lebensbaume des edeln Hellas.

Bei Polybius kommen alle Hilfsmittel in Anwendung, welche die neuere Historiographie als die notwendigen Requisite der Geschichtswissenschaft fordert:

Erforschung und Feststellung der Thatsachen mit Hilfe der Länderkunde und der kritischen Prüfung; eine synchronistische Zusammenfassung aller Begebenheiten an den verschiednen Orten mit stetem Hinblick auf die höhern Zwecke der allwaltenden Schicksalsmacht, Beschreibungen und politische Reflexionen. Denn bei Polybius ist die Geschichte die Vorschule zur Staatsvernunft und Staatsweisheit. Von kunstvoller Harmonie in der Anordnung von Plastik und Architektonik ist kaum eine Spur vorhanden. Der kolossale Aufbau seines Werkes erinnert an die Riesenwerke der alexandrinischen Kunst. Die künstlerische Gestaltungskraft hat die Grenzen der natürlichen Schönheit durchbrochen und ist in nebelhafte Fernen ausgeschweift. Nur in der subjektiven Auffassung des historischen Zweckes ist ein künstlerischer Zug enthalten. Die kritische, oft scharfe Polemik gegen frühere Historiker kann als ein Kennzeichen aufgefaßt werden, daß die Selbstapologie auf dem Gefühle der Unsicherheit beruht, daß in Stunden der Überlegung und des Nachdenkens ihn der Zweifel beschlichen haben mochte, ob seine Auffassung und Anschauung auch auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfe.

Mit der Zeit lernten die Römer auch in der Geschichtschreibung ihre eigne Sprache gebrauchen. Aber die Griechen blieben Vorbilder und Muster, wenn auch in weniger ausgeprägter Form als in der Poesie und in andern geistigen Gebieten. So hat Sallustius den Thukydides vor Augen gehabt, so strebt Livius in seiner römischen Geschichte den universalhistorischen Charakter des Polybius an. Nur Tacitus bewahrt einen originalen Standpunkt; doch läßt sich auch sein Geschichtswerk mit dem des Polybius insofern in einen gewissen Zusammenhang setzen, als beide mit stoischer Resignation in dem Gange der Geschichte eine Naturnotwendigkeit erkennen, die bei jenem zur Weltherrschaft, bei diesem zum Weltuntergange führen muß. Gemeinsam ist allen dreien eine subjektive Färbung der Darstellung und damit ein künstlerisches Schaffen nach innerer Intuition und Gemütsregung. Sallustius schildert in seinem „Catilina“ und „Jugurtha“ in knappem, gedrungnem Stile und archaisirender Sprache die sozialen Zustände Roms in der ganzen sittlichen Verderbnis, welche das letzte Jahrhundert der Republik nach dem Untergange der Gracchen durchzogen hat. Mit dem Blicke eines Staatsmannes, mit der subjektiven Parteinahme für Cäsar und die Demokratie, und mit dem scharfen Urteile eines Menschenkenners und Seelenspähers entrollt er ein historisches Zeitbild, das durch die Meisterschaft der Darstellung Interesse und ästhetisches Wohlgefallen einflößt, durch die Labyrinthe der Leidenschaften und Triebe in Schrecken setzt. Seine moralisirenden Reflexionen vermögen nicht den Eindruck zu verwischen, daß er nicht nur ein Beobachter, sondern auch ein Teilnehmer, ein Mitfühlender und Mithandelnder in den verschlungenen Lebensgängen, in der geheimen Triebfeder erregter Menschennaturen gewesen sei. In seinen geschichtlichen Gemälden weht nicht der erhabene, wohlthätige und belebende Odem einer idealen Kunst, welche auch

über Grab und Verhängnis noch die Seele reinigt und erhebt; vielmehr stellt sie eine Welt dar voll Laster und Häßlichkeiten, in welcher dämonische Naturen im Thun und Wagen die Grenzen der Menschheit, die Schranken der Gesellschaft kühn überschreiten. Die darstellende Kunst des Sallust gleicht der modernen Romantik, die ohne Scheu und Rücksicht alles, was die Natur im Leben hervorbingt oder zuläßt, auf ihren Tafeln zeigt, das Häßliche wie das Schöne, das Erhabne wie das Niedrige.

Die Zeitgemälde des Sallustius sind geniale Schöpfungen eines welt- und menschenkundigen Mannes, der mit instinktiver Spürkraft in die Tiefen und Regungen der Menschenseele eindringt und auch den Irrgängen des Herzens nicht fernsteht. Einen ganz verschiednen Eindruck macht die römische Geschichte des Livius. Aus der Provinzstadt Patavium nach der Weltmetropole Rom übergesiedelt, vielleicht in die Nähe des Augusteischen Kaiserhofes gezogen, hat er die Größe und Herrlichkeit, die ihn umgab, mit kindlich harmlosem Gemüte in sich aufgenommen und auf sich einwirken lassen. Wie die Pariser an den künstlerischen Erzeugnissen der Provinzialen leicht herausfühlen, daß sie nicht den Duft und die Eleganz der hauptstädtischen Atmosphäre, nicht den feinen Geschmack der ästhetischen Gesellschaft atmen, so scheint auch die „Patavinität,“ die das vornehme Rom an dem Historiker rügte, auf einen solchen Mangel aristokratischer Urbanität hinzudeuten. Über der Livianischen Geschichte liegt ein Hauch naiver Einfalt und Ursprünglichkeit, der noch nicht „von des Gedankens Blässe angekränkelt,“ noch nicht durch die Reflexion und die Macht der Nachahmung verwischt ist. Auch Livius ist ein Künstler; aber man merkt an seinen Produktionen das Studium, die Überlegung, die mühsame Ausführung. Das große Geschichtswerk läßt uns einen Autor erkennen, der mit hingebender Liebe bei dem Heldenmut und Heldensinn der Ahnen verweilt, durch dessen Seele eine vaterländische Begeisterung zieht, welche mit gläubigem Herzen den Legenden und Überlieferungen aus der Vergangenheit lauscht und sie treuherzig nacherzählt: aber von den notwendigen Eigenschaften eines Historikers, Kritik, Staats- und Menschenkenntnis, pragmatisches Urteil, wird man wenig gewahr, und die rhetorische Ausmalung einzelner Szenen und Situationen ist oft frostige Nachahmung fremder Lehren und Beispiele. Livius besitzt Sinn für Poesie und Sage, Gewandtheit im Charakterzeichnen und ein wohlwollendes, freundliches, liebenswürdiges Gemüt, er hat ein offnes Herz für Menschengröße und Menschenschicksal, er zeigt für alles Sittliche in menschlichen Beweggründen und Handlungen eine Sympathie, welche den wohlthuendsten Eindruck macht, dagegen ist ihm der staatsmännische Gesichtspunkt eines Thukydides und Polybius ganz fremd; ein Mann der Schule und des Studiums, nicht des Lebens, hat er für das Staats- und Verfassungswesen, für die Entwicklung und Gestaltung sozialer Verhältnisse und Standesvorrechte wenig Sinn und Interesse und nur oberflächliche und unklare Kenntnisse davon. Aber obwohl sein Werk weder

gelehrt und quellenmäßig, noch aus einem Guß gearbeitet ist, besitzt es doch Harmonie und Schönheiten jeder Art. Die Zeitgenossen mochten Gefallen finden an der rhetorischen Volksgeschichte, die in epischer Fülle und behaglicher Breite die Großthaten der Vorfahren, das Wachstum und die Größe der Republik bis zu ihrem Abschluß vor die Seele führte; aber daß von dem großen Werke im Laufe der Zeit sich nur ein kleiner Teil auf die Nachwelt erhalten hat, kann als Beweis gelten, daß es nicht auf der Höhe historischer Kunst stand, daß das Interesse der nachgebornen Geschlechter für die oft mit poetischem Flitter und dichterischen Redewendungen ausgeschmückte Volksgeschichte des Livius sich verminderte, je mehr die republikanische Gesinnung und Tugend selbst dahinschwand. Nur wo das Pathos der eignen Begeisterung die schaffende Hand leitet, entsteht ein echtes Kunstwerk in Wort und Bild; nur was unmittelbar vom Herzen kommt, geht auch unmittelbar zu Herzen.

Wie Polybius das Wachstum des römischen Reiches zu einer Weltmacht darstellt, so Tacitus die Entartung und den Verfall. Dadurch ist auch der Charakter ihrer historischen Werke und ihrer subjektiven Haltung zu denselben bestimmt. Wenn bei Polybius über dem trüben Gemälde des Unterganges der hellenischen Partikularwelt der Glanz einer aufstrebenden Universalmacht in das Dunkel niederstrahlt, so sieht der Römer in der hinsinkenden Schöpfung früherer Geschlechter nur ein weites Leichenfeld ohne Auferstehung.

Tacitus bezeichnet seine Geschichte des Prinzipats in der ältern Periode als „Annalen," im Gegensatz zu den „Historien" oder der Zeitgeschichte. Aber unter seiner Hand erhält der Begriff „Annalen" eine andre Bedeutung. Das Taciteische Geschichtswerk ist nicht wie die ältern Aufzeichnungen unter diesem Namen eine farblose, objektive Zusammenstellung der Weltbegebenheiten nach der Zeitfolge; in seinen „Annalen" weht ein scharfer Hauch subjektiver Auffassung, eine tiefe Beteiligung der eignen Gemütsaffekte bei dem Niederschreiben, ein psychologisches Eindringen in die innere Menschenbrust. Es giebt kaum einen andern Geschichtschreiber, bei welchem die Schilderung von Menschen und Sachen, von Vorgängen und Situationen so sehr das eigne Mitfühlen und Mitempfinden des Autors verriete, als bei dem strengen Richter und Beurteiler einer Zeit, die so weit von den republikanischen Tugenden und Sitten der Altvordern abgewichen war. Wenn dem Schöpfer eines Kunstwerkes ein Ideal vorschwebt, das sich in dem Werke selbst wiederspiegelt oder ahnen läßt, so ist Tacitus ein Künstler ersten Ranges, weniger in der Form und Ausführung als im Ausdruck und in der Seelenstimmung, deren Wirkungen der Leser oder Beschauer herausfühlt. Wie der tragische Dichter die Vorgänge im Innern seiner Helden in Monologen erkennen läßt, so bedient sich der römische Historiker seines Griffels zu einer psychologischen Anatomie. Tacitus beschreibt den Todeskampf des alten Römergeistes im Ringen mit dem immer weiter um sich greifenden Verderben; er betrachtet seine Zeit mit tragischem Ernste und elegischer Trauer und zeichnet

die bodenlose Entartung mit dem bittern Unwillen, den eine edle patriotische Natur bei dem tiefen Verfall einer Nation empfindet. Seinem Geiste schwebt das Ideal eines Staates vor, von dem in den Tagen der Väter einige Spuren vorhanden waren, das aber nie und am wenigsten in der Zeit des Kaisertums verwirklicht werden wird. Mit stoischer Resignation blickt er auf den Kampf des Lebens, in die dunkle Menschenwelt und die Irrgänge der Leidenschaften, ohne die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, ohne den Glauben an eine rettende Gottheit. Er steht im Zweifel, ob in den menschlichen Dingen eine unabänderliche Notwendigkeit oder der Zufall walte, ob die Epikureer Recht hätten, wenn sie lehrten, das Thun und die Schicksale der Menschen seien den Göttern ganz gleichgiltig, oder die Stoiker mit ihrem Glauben an ein Fatum. Wenn es eine Vorausbestimmung für die Menschen gebe, so sei dieselbe nicht als Schicksal durch die ewigen Götter zu fassen, sondern als Kausalitätsgesetz, als eine Verkettung natürlicher Ursachen. Seine Darstellung und Ausdrucksweise ist trotz der körnigen, gedankenreichen Kürze, der veralteten, oft poetisch gestalteten Sprache und des abgerissenen, mitunter bis zur Dunkelheit verstümmelten Satzbaues nicht ohne künstlerische Sorgfalt und Überlegung, nicht ohne rednerischen Vortrag. Bei aller Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit giebt er doch in der Wahl und Färbung der Ausdrücke den Anteil seines Gemütes kund, und wie seine Anlage und Schilderung dramatisch lebendig ist, so ist sein Ton vorherrschend elegisch. Dieser Grundton seiner Werke ist wieder ein Ausfluß seiner Gemütsstimmung, der leidenschaftslosen Ergebung. Während er das große Trauerspiel seines Jahrhunderts vorführt, übernimmt er selber die Rolle des alten Chors, der mit ernsten Worten der Mahnung, Warnung und Belehrung die Handlungen und Schicksale der tragischen Helden begleitet.

Zwei Jahrhunderte lang hat man Tacitus als den größten Historiker der Römer verehrt und auf den strengen, freiheitliebenden Mann mit ehrfurchtsvoller Bewunderung geschaut. Erst unserm hyperkritischen Zeitalter war es vorbehalten, wie bei Thukydides so noch mehr bei Tacitus seine Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen.

Mit den Häuptern der antiken Historiographie, die wir in den obigen Umrissen skizzirt haben, sind die Elemente angedeutet, welche jeder echten Geschichtschreibung innewohnen müssen, wenn sie dem Gebiete der Kunstthätigkeit beigezählt werden soll: Erforschung und Berichtigung der Thatsachen und Begebenheiten, Durchdringung und Verarbeitung des errungnen Materials durch geistige Aneignung und die schöpferische Wiedergabe dieses errungenen und verarbeiteten Materials in künstlerischer Darstellung. In der Vereinigung dieser drei Grundbestandteile des objektiv-subjektiven Inhaltes in einer kunstgerechten Form besteht die vollendete Geschichtschreibung. Im dritten Bande von Treitschkes „Deutscher Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ wird der Gedankengang der mehrerwähnten Abhandlung Wilhelms von Humboldt in folgenden Sätzen

ausgesprochen, die eine ähnliche Auffassung andeuten: „Den geheimnisvollen Dualismus, der in dem sittlichen Leben unsers staubgebornen und gottverwandten Geschlechtes unverkennbar waltet, suchte Humboldt dadurch zu erklären, daß er eine hinter den Erscheinungen der Geschichte stehende Ideenwelt annahm. Geschichte war mithin Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Dem Historiker fiel die zweifache Aufgabe zu, das Geschehene thatsächlich zu ergründen und das Erforschte dergestalt zu verbinden, daß die Notwendigkeit der Ereignisse erwiesen und die Ratschlüsse der göttlichen Weltregierung erkannt würden. Es war eine großartige Ansicht, die zugleich mit Zartheit das persönliche Leben, mit Freiheit die allgemeinen Mächte der Geschichte zu verstehen suchte; sie sicherte der Geschichtschreibung großen Stiles ihre gebührende Stelle auf der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst." Jemehr nun der Urheber von seinem Stoffe stärker oder leichter berührt wird, sei es infolge seiner individuellen Geistes- und Gemütsstimmung, sei es infolge seiner Stellung zu den Menschen und Dingen, die er behandelt, umso schärfer und sichtbarer tritt die innere Teilnahme, treten die Affekte der Seele zu Tage, destomehr offenbart sich das Pathos, von dem der Darsteller erfüllt ist, auch in seinem Werke. Die wahre Geschichtschreibung wird immer durchfühlen lassen, daß der Verfasser etwas von seinem eignen Herzblute einfließen läßt. Nur der Annalist oder Regestensammler, nur der Chronist, sofern er bloß vergangne Dinge wiederholt, nicht in seine eigne Zeit herabsteigt, darf ganz objektiv verfahren, jeder andre Historiker dagegen, der das Gebiet der Kunst beschreitet, bei dem der Stoff den Weg durch das Herz, durch den inwendigen Menschen macht, wird mehr oder minder den subjektiven Anteil verraten, den er an dem geschichtlichen Hergange nimmt. Und da es nun einmal im Menschenleben so eingerichtet ist, daß der Historiker mehr Trübes als Heiteres zu erzählen, mehr von Unfällen als von Glück zu berichten hat, so zieht durch die meisten Geschichtsbücher ein ernster, oft pessimistischer Grundton.

Selbst das ästhetische Wohlgefallen, das der Leser bei der kunstvollen Darstellung, bei der Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung empfinden mag, wird das Gefühl des Ernstes, der Wehmut der traurigen Eindrücke über die Fülle und Macht des Bösen und Unheilvollen in der Menschenwelt nicht zu überwinden imstande sein. Die Klio ist eine strenge Muse; sie übt zugleich das Amt des Anklägers und des Richters und schöpft ihr Urteil aus den Sprüchen, welche die himmlischen Mächte am Firmamente niedergeschrieben haben. In diesem Sinne behält der Spruch des Dichters: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" seine Wahrheit. Über der Wandelbarkeit menschlicher Urteile waltet die ewige, unwandelbare Idee.

2.

Den erhabnen Maßstab, den uns die antike Geschichte an die Hand giebt, dürfen wir nicht an die Produktionen des Mittelalters legen. Diese entbehren

aller der Eigenschaften, die wir als die Grundlage jeder echten, künstlerisch und pragmatisch gefaßten Geschichtschreibung bezeichnet haben: der kritischen Objektivität in der Erforschung der Thatsachen, der subjektiven Verarbeitung des Stoffes in der Seele, der kunstvollen Darstellung der durch beide Thätigkeiten gewonnenen Ergebnisse. Auch abgesehen von der mangelhaften Geistesbildung fehlten der mittelalterlichen Menschheit alle Faktoren zu einer wissenschaftlich-künstlerischen Geschichtschreibung. War etwa die Zelle des Mönchs, aus welcher die meisten geschichtlichen Aufzeichnungen hervorgingen, eine geeignete Stätte, die Gänge und Wechselfälle des öffentlichen Lebens zu beobachten? War der kleinbürgerliche Gesichtskreis der Städte, von denen die Chroniken vorzugsweise ausgingen, ein geschickter Deuter der Weltbegebenheiten? War der Dualismus von Kirche und Staat, der das ganze Mittelalter durchzieht, eine richtige Weltanschauung für höhere Menschengeschichte? Wohl hielt man, gestützt auf die Danielschen Visionen von den vier Weltmonarchien, an der Idee einer ununterbrochnen Fortdauer des römischen Reiches fest; aber diesem ideellen Gebilde haftete die Vorstellung von einem Gottesstaate, von einer Theokratie an. Nach dieser Vorstellung vollzog sich der Verlauf des geschichtlichen Lebens nicht nach einem natürlichen Pragmatismus von Ursache und Wirkung, nach einem Kausalitätsgesetze, dessen tiefen innern Zusammenhang zu ergründen die Hauptaufgabe des Historikers sein müsse; er war das Werk eines göttlichen Ratschlusses, eines theokratischen Absolutismus mit teleologischen Tendenzen. In dieser Auffassung erscheint die christliche Universalgeschichte von Augustinus und Orosius bis Bossuet. Die Idee von der Umgestaltung des römischen Weltreiches in ein christliches Gottesreich kann immerhin eine große genannt werden, aber wie sie von vornherein auf einer Fiktion, auf einer falschen Vorstellung beruhte, so raubte sie auch der Geschichtschreibung und der Geschichte selbst ihre wertvollste Eigenschaft, die der Wahrhaftigkeit. Wohl geht auch schon bei Herodot ein theologischer Zug durch die Geschichte, wohl werden schon bei Polybius die Geschicke der Völker von der Tyche, dem unwiderstehlichen Schicksale, nach einem bestimmten Ziele gelenkt; aber die Handlungen der Menschen und die geschichtlichen Ereignisse, welche sie darstellen, sind die Wirkungen und Ergebnisse freier Willensthätigkeit. Nach der christlich-theokratischen Anschauung ist das geschichtliche Leben nur ein von Gott und den Heiligen in Szene gesetztes und geleitetes Drama. So kam es, daß, wie die gesamte Kunst und Wissenschaft, so auch die Historiographie im Mittelalter gänzlich unter dem Einflusse der Kirche und der christlichen Vorstellungen stand. Die Geschichtsbücher und Chroniken waren wie die gottesdienstlichen Verrichtungen und Symbole nur das Gehäuse für das göttliche Mysterium.

Bei solcher Auffassung konnte die Geschichtschreibung keinen eignen Wert haben; sie war berufen, wie die gesamte Kunst und Wissenschaft nur im Vorhofe der romanischen und gothischen Kirche ihre Dienste zu leisten. Die Kriege der

Völker und Nationen gingen meistens von kirchlichen Motiven aus; die menschlichen Geschicke wurden nur im Spiegel religiöser Vorstellungen und Dogmen betrachtet; die innern Institutionen und Kulturzweige bezogen sich auf christlich religiöse Lehren, auf biblische Urkunden, auf die Zeugnisse der Evangelien. Man teilte die ganze Universalgeschichte in zwei Teile, in die Zeit vor und in die Zeit nach Christus, und die mosaische Schöpfungsgeschichte bildete die Grundlage der Welt- und Völkergeschichte; die Ansichten der Heiden wurden als Irrtümer und Täuschungen betrachtet, ihre Tugenden galten als glänzende Laster. In dem Mittelalter, sagt Droysen in seinem „Grundriß der Historik," wird man keine neuen Triebe wissenschaftlicher Geschichtschreibung entdecken wollen, wenn man nicht den theologisch-konstruktiven, der hie und da durchklingt, dafür will gelten lassen. Wohl aber hat der und jener Historiker der Karolinger-, der Ottonenzeit sich seine stilistischen Muster bei den Alten gesucht und seine Helden mit ihren rhetorischen Floskeln geschmückt. Nur in Italien, wo die antike Kultur am längsten dauerte und am ersten wieder erwachte, erhielt sich noch eine Spur selbständiger Geschichtsauffassung. Machiavelli steht an der Stelle, sagt Gervinus in den „Grundzügen der Historik," wo sich das Ringen nach Aufklärung, nach Freiheit und Menschenrechten, nach Abschüttelung von Geisteszwang, Leibeigenschaft und Despotismus gewaltsame Bahn brach, und auch diese neue Richtung fährt noch heute nach drei bis vier Jahrhunderten fort, den Faden der Begebenheiten zu bilden.

Die Renaissance hat in der Geschichtschreibung keine neue Epoche begründet. Wie auf dem gesamten literarischen Gebiete, so ist man auch in der Behandlung der Historie auf die Alten, vorzugsweise auf die Römer, zurückgegangen. Von ihnen entlehnte man die Form und die Sprache: nach Livius schrieb der Franzose Thuanus (de Thou) seine Zeitgeschichte, Sleidanus seine Reformationsgeschichte; nach Tacitus verfaßte Hugo Grotius die Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Herrschaft in Annalen und Historien. Durch das ganze sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert haftete der Historiographie dieser Charakter an, blieben die römischen Autoren die Vorbilder. So wertvoll diese Produktionen für die Erkenntnis der geschichtlichen Begebenheiten sein mögen, den drei Funktionen der echten Historiographie: der kritischen Forschung, der subjektiven Aneignung und der künstlerischen Darstellung, leisten sie nur wenig Genüge. Erst dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, eine neue Epoche der Geschichtschreibung zu begründen. Nachdem Bolingbroke und Voltaire die Fesseln der Tradition und der teleologischen Tendenz gesprengt hatten, stellte Gibbon ein Muster universeller Geschichte auf, worin ein philosophischer Geist waltet und ein weiter Horizont alles Sein und Werden in der Menschenwelt umspannt. Unter Gibbons Meisterhand erhielt die Geschichte eine Gestalt, die der ganzen folgenden Generation zum Vorbilde dienen kann. In seiner Geschichte des römischen Cäsarenreiches in dem Zeitraume seines Sinkens und

Falles ist gelehrte Forschung mit subjektiver Verarbeitung und künstlerischer Formgestaltung vereinigt und ein architektonisches Schatzhaus errichtet, worin alle edeln Güter der Menschheit, alle Errungenschaften des geistigen Schaffens wie der Werke der Hand aufgestellt sind. Der Gibbonsche Geschichtstempel ruht auf festen Fundamenten und ist von außen wie im Innern harmonisch entworfen und ausgeführt. Man mag gegen das Werk einwenden, daß die Subjektivität des Verfassers allzu sehr in den Vordergrund tritt, daß seine Weltanschauung in der Atmosphäre der französischen Encyklopädisten und der Aufklärungsphilosophie wurzelt, daß der Geist, der über den Wassern schwebt, der Erde zu nahe gerückt, der Verstandesrichtung der Zeit zu sehr angepaßt ist; man mag in einzelnen Dingen die kritische Genauigkeit vermissen; dennoch steht fest, daß kein andres Geschichtsbuch vor und nach Gibbon einen so durchschlagenden Erfolg gehabt, der Historiographie einen so fruchtbaren Boden bereitet, eine so sichere Umgrenzung und Stoffverteilung zugewiesen hat. Gibbons umfangreiches Werk, das eine Weltgeschichte des ersten christlichen Jahrtausends und darüber umfaßt, ist in zahllosen Ausgaben und in dem verschiedensten Format über die ganze gebildete Welt verbreitet. Wie Shakespeare für das Drama eine neue Ära begründet hat, so Gibbon für die moderne Historik. In seiner Geschichte findet neben den politischen und kriegerischen Staatsaktionen auch die sittliche Welt, wie sie sich in den öffentlichen Institutionen, in Religion und Kirche, im Gerichtswesen und in den Regierungsorganen ausgeprägt hat, ihre entwickelnde Darstellung. Dabei ist das Werk frei von der pessimistischen Weltanschauung eines Tacitus, über das Ganze ist ein Hauch heiterer Anmut ausgegossen, der bisweilen einen Zug von Ironie gegen die traditionellen Auffassungen an sich trägt. Es ist das Produkt einer Zeit, die bestrebt war, aus dem überkommenen Vorrate neue Lebenskeime zu schaffen, das Erbteil der Väter durch Reformen wertvoller zu machen und mit neuer Ausstattung zu bereichern. Gibbon gehörte zu dem titanischen Geschlechte, das im Vollgefühle seiner Kraft kühn die Himmelsleiter hinanstieg, um die Welt der Ideen näher zuschauen.

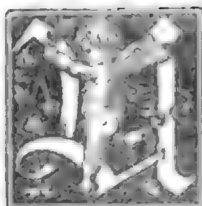
Gibbon hat in der systematischen Behandlung des historischen Stoffes ein Vorbild geschaffen, wie man die wachsende Fülle des geschichtlichen Materials bewältigen, durchdringen und gestalten müsse, um ein wohlgefälliges, das innere Geistes- und Gemütsleben anregendes Kunstwerk zu schaffen. Und so sehr haben die Zeitgenossen und die nächste Generation diese Vorzüge anerkannt, daß Niebuhr bei der Abfassung seiner römischen Geschichte die Absicht aussprach, ein Werk zu schaffen, das der römischen Kaisergeschichte des britischen Historikers als Vorläufer dienen sollte, und daß Schlosser in der Geschichte der bilderstürmenden Kaiser nur solche Seiten behandelte, die Gibbon garnicht oder nur flüchtig berührt hatte.

Man hat mit Recht die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das philosophische Zeitalter genannt und Voltaire als das befruchtende Haupt

desselben, von dem die anregenden Ideen ausgingen. Aber diese Art von Philosophie war weniger eine spekulative als eine reformirende Arbeit. Sie suchte ihre Aufgabe weniger in der Synthesis als in der Analysis. Ihre Stärke lag weniger in dem Aufbau neuer Lehrsysteme auf neuen Prinzipien als in dem Niederreißen schadhafter und morscher Stützmauern und Pfeiler, jedoch mit der Tendenz, das gesunde und solide Material, das aus der zersetzenden und aufräumenden Arbeit übrigblieb, zu neuen Werken auf einfacherer Basis zu verwerten. In diesem Geiste ist auch Gibbons Geschichtswerk geboren. Er fügte die Elemente, welche die kritische Forschung ihm als solides Material erscheinen ließ und denen sein eigner Geist das subjektive Gepräge gegeben, mit kunstgeübter Hand zu einem harmonischen und symmetrischen Ganzen zusammen. (Schluß folgt.)



Zur Reform des Bibliothekswesens.



Unsre Zeit ist reich wie an Bedürfnis so an Vorschlägen zu Reformen. Überall tauchen Wünsche Einzelner und ganzer Stände auf, die eine Verbesserung ihrer Lage anstreben und der Regierung die Wege und Mittel angeben wollen, wie sie am besten Abhilfe zu bringen imstande sei. Um nur die berechtigten Forderungen allmählich zu erfüllen, hat die Staatsregierung alle Hände voll zu thun, und vor den größern sozialen Fragen müssen naturgemäß die kleinern einstweilen in den Hintergrund treten, bis auch für sie die Zeit der Reife gekommen sein wird. Um sie aber dazu zu bringen, bedarf es wieder und wieder der Anregung vonseiten der beteiligten Kreise, und es würde falsch sein, die Hände in den Schoß zu legen und warten zu wollen, bis einem von selber die reife Frucht zufällt, die doch nur der Lohn der auf ihre Erzielung verwendeten Arbeit sein kann. „Gut Ding will Weile haben," aber keine in müßiger Beschaulichkeit verbrachte, sondern die Weile einer in stetem Vorwärtsstreben auf das fest im Auge behaltene Ziel bestehenden Arbeit. Von diesem Gesichtspunkte aus will auch der folgende Versuch betrachtet sein, der die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Klasse von Staatsdienern lenken möchte, der es, soweit hinauf in der Geschichte wir sie auch verfolgen können und so wichtig ihre Thätigkeit für die gesamte Bildung ist, doch bis heute noch nicht gelungen ist, eine einheitliche Organisation als Stand im Sinne andrer Beamtenkategorien zu erlangen.

Ja, „gut Ding will Weile haben.“ Der Spruch eignet sich ganz besonders für die Entwicklung unsers Bibliothekswesens. Langsam und unmerklich ist dieselbe von statten gegangen trotz der nicht geringen Literatur, die das zurückgebliebene Kind lebensfähig machen sollte. Männer wie Ebert, Molbech und andre mehr haben über die notwendigen Eigenschaften und Kenntnisse des Bibliothekars geschrieben und Anforderungen gestellt, welche der gewöhnliche Sterbliche kaum erfüllen kann. Aber es ging ihren Bemühungen wie der Bibliothekswissenschaft selbst, sie drangen nicht weit über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus, und ihr Hauptergebnis war wohl, daß die Bibliotheksbeamten zum Ersatz für die Verkennung, die sie von außen erfuhren, und für die im Verhältnis zu den dort gestellten hohen Anforderungen wunderbar geringe materielle Entschädigung ihrer wie eines Spiegelbildes sich erfreuten und sich erbauten an dem Gedanken, was sie doch für tüchtige Leute sein müßten.

Vor allen waren die Universitätsbibliotheken rechte Stiefkinder, die hinter den frisch aufblühenden und reichlich ausgestatteten Schwesteranstalten der hohen Schulen mannichfache Zurücksetzung erfuhren. Das Beamtenpersonal mit Ausnahme der Subalternbeamten bestand aus Dozenten, die ihre Mußestunden gegen geringe Entschädigung den Arbeiten auf der Bibliothek widmeten. Nicht wenig fiel es auf, als Anfang der vierziger Jahre zuerst in Leipzig der Versuch gemacht wurde, einen nicht dem Professorenstande angehörenden Mann, der die Bibliothekslaufbahn durchgemacht hatte, zum Leiter der Universitätsbibliothek zu ernennen, und es dauerte geraume Zeit, bis auch an einzelnen andern Bibliotheken dieser Schritt Nachahmung fand. Heute ist glücklicherweise die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes wohl allgemein anerkannt. Wir verdanken dies nicht zum geringsten Teile dem Verdienste Anton Klettes und seiner überzeugenden Schrift, welche diese Frage behandelt. Nachdem nun auch von Hartwig und Schulz in dem Zentralblatt für Bibliothekswesen ein Organ geschaffen worden ist, in welchem die Interessen des Standes in jeder wünschenswerten Weise vertreten werden, können die Bestrebungen zu weiterer Ausbildung des Bibliothekswesens auf gute Erfolge hoffen.

Die bibliothekarische Thätigkeit ist keine rein gelehrte, der Gelehrte als solcher ist also nicht κατ᾽ ἐξοχὴν imstande, eine Bibliothek ersprießlich zu verwalten; anderseits ist sie so vielseitig und ausgedehnt, daß sie sich nicht zum Nebenamte eignet. Daß mit der Gelehrsamkeit an und für sich schon der praktische Verstand gleichen Schritt halte, wird niemand behaupten wollen. Und doch ist dieser für den Bibliotheksbeamten ganz unentbehrlich, denn nirgends rächt sich unpraktisches Arbeiten bitterer als in seinem Fache. Betrachten wir den Bibliothekar als Beamten, so wird auch die Auffassung seines Berufes, wie sie sich in früherer Zeit gebildet hatte, als noch der Gelehrte sein Vertreter war, eine Abänderung erleiden.

Ebert hat zuerst in seinem grundlegenden Werke „Die Bildung des Bibliothekars" das Evangelium der Entsagung gepredigt, und alle spätern Schriften folgen ihm hierin wie einem kanonischen Buche. Der Bibliothekar hat sich darnach die größte Entsagung aufzulegen, er bereitet den Gelehrten die Wege, auf welchen sie leicht und bequem den dornenlosen Pfad zum Beifall der Mit- und Nachwelt dahinwandeln, ohne daß er selbst eine andre Belohnung in Anspruch nehmen darf als das Bewußtsein der gethanen Pflicht. Aliis inserviendo consumor soll der Wahlspruch des Bibliothekars sein. Ganz so tragisch ist seine Stellung nun wohl nicht anzusehen. Die unter ihm stehende Bibliothek möglichst nutzbar zu machen, die wissenschaftlichen Sammlungen durch angestrengte Thätigkeit auf der Höhe der Zeit zu halten, ist sicherlich die Pflicht des Bibliotheksbeamten. Was versagt er sich denn, wenn er sich dieser Aufgabe mit ganzer Kraft unterzieht? Oder sollen wir uns den Bibliothekar als einen Menschen denken, der dem Gelehrten die Schätze seiner Anstalt, eine Thräne stiller Wehmut im Auge, zugänglich macht, und wenn dann mit seiner mittelbaren Hilfe ein vortreffliches Werk entstanden ist, in rührender Ergebung ins Unvermeidliche den bösen Gedanken von sich abwehren muß: Das hättest du nun selbst schaffen können, wenn du nicht den schmerzlichen Verzicht auf eigne Produktion gethan hättest? Man braucht sich nur die Folgerungen aus einer derartigen Anschauung klar zu machen, um das schiefe derselben einzusehen. Mit demselben Rechte könnten wir die gleichen Betrachtungen über jeden andern Beamten anstellen. Der Verwaltungsbeamte arbeitet, wenn er nicht eine hohe Stelle bekleitet, sein ganzes Leben in der Verborgenheit. Ihm sind unter Umständen die eingreifendsten Besserungen zu verdanken, die der ganzen Nation zum Segen gereichen, ohne daß das Publikum erfährt, wer eigentlich der Urheber derselben ist. Soll sich dieser Verwaltungsbeamte nun auch mit dem Kummer herumschlagen, daß er verkannt werde, und daß das, was er allein zu stande gebracht hat, nur auf Rechnung der Behörde gesetzt werde, der er als einzelnes Glied angehört? Es steht ja jedem Beamten frei, wenn er seine Berufsgeschäfte erledigt hat und Lust und Trieb dazu fühlt, mit seinem geistigen Pfunde zu wuchern und die Welt um einen bedeutenden Schriftsteller zu bereichern. Dasselbe Recht, nicht mehr und nicht minder, hat auch der Bibliothekar, wobei es doch keinen Unterschied macht, daß ihm gerade das Handwerkszeug anvertraut ist, dessen der Gelehrte bedarf. Leistet er in seinem Fache tüchtiges, so wird er schon, wie es in jeder Berufsart geschieht, hervorgezogen und an den Platz gestellt werden, der seiner Befähigung entspricht; im übrigen dient er dem Staate mit seiner Arbeit und erhält dafür von diesem seinen Lohn. Freilich muß dieser Lohn dann auch derartig sein, daß er als ein Äquivalent für die Arbeit gelten kann. In einem der Billigkeit entsprechenden Verhältnisse stehen sie bei den Bibliotheksbeamten bis jetzt noch nicht. Der Grund liegt hauptsächlich in der isolirten Stellung, in welcher sich die einzelnen Bibliotheken be-

finden, und welche bisher ein gleichmäßiges Aufrücken der Beamten ebenso unmöglich machte, wie sie ein gemeinsames Vorgehen zur Anbahnung einer Reform erschwerte. Auf die Unzuträglichkeiten, die das bestehende System der Besetzung der Bibliothekstellen mit sich führte, ist zwar schon längst in Fachkreisen hingewiesen worden, aber erst in neuester Zeit sind auf Änderungen hinzielende praktische Vorschläge gemacht worden.

Im ersten Jahrgange des Zentralblattes für Bibliothekswesen (S. 286) knüpft ein kurzer Artikel, unterzeichnet „Ein Bibliothekar," an eine Betrachtung der Magdeburgischen Zeitung vom 6. Juni 1884 an und gelangt zu dem Satze, es sei notwendig, daß „für sämtliche Bibliotheksbeamte des Staates ein Anciennitätsverhältnis, wie für alle übrigen Staatsdiener, hergestellt werde." Der Verfasser fährt dann fort: „Dem Wunsche des Korrespondenten der Magdeburgischen Zeitung, daß die Staatsregierung der Frage näher trete, ob die Verhältnisse der Bibliotheksbeamten nicht dadurch eine wesentliche Besserung erfahren könnten, daß die Beamten sämtlicher Bibliotheken des Staates unter sich rangirten (Schön gesagt! D. Red.), dem Assistenten der königlichen Bibliothek also auch die Stellen bei den Universitätsbibliotheken offen stünden, und die Beamten der Universitäten auch an die königliche Bibliothek versetzt werden könnten, möchten auch wir deshalb und nicht allein aus dem angeführten Grunde, sondern um noch ganz andrer, mit dem gegenwärtigen Systeme verbundner Unzuträglichkeiten willen zustimmen."

In ähnlicher Weise spricht sich im zweiten Jahrgange des Zentralblattes (S. 84) der Vorstand einer preußischen Universitätsbibliothek aus. „Da in den meisten Fällen, sagt er, die Beamten nur an dem Institute aufrücken, an dem sie sich befinden, kann ein sehr tüchtiger Beamter, der besseres leistet als die über ihm stehenden Kollegen, die zufällig kaum älter sind als er, lange Jahre auf der untersten Gehaltsstufe verbleiben. Diesem Übelstande ist nicht anders abzuhelfen als dadurch, daß die vierunddreißig Kustoden, welche es jetzt an den neun Universitätsbibliotheken und der Akademie zu Münster giebt, mit den dreizehn Beamten der königlichen Bibliothek in Berlin ohne Rücksicht auf die Einzelinstitute in ein Anciennitätsverhältnis gestellt werden und dem entsprechend durch die ganze Monarchie ihren Dienstjahren nach aufrücken. Es versteht sich von selbst, daß hierbei die Ortszulagen für Berlin besonders in Rechnung zu bringen sind, und daß nicht die Meinung vertreten werden soll, daß das Anciennitätsprinzip ohne Rücksicht auf Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit im Dienste durchgeführt werde. Es soll nur den Unzuträglichkeiten begegnet werden, welche daraus erwachsen, daß nur dann ein Aufrücken in höhere Gehaltsstufen möglich ist, wenn an der Bibliothek, an der der Betreffende angestellt ist, dazu Mittel vorhanden sind."

Ich glaube nicht, daß gegen die Berechtigung der ausgesprochnen Forderungen von den Fachgenossen Widerspruch erhoben werden kann. Wenn aber

damit die Ansichten und Wünsche des ganzen Standes bezeichnet sind, so muß es dessen festes Bestreben sein, die Verwirklichung derselben herbeizuführen und die Staatsregierung in diesem Sinne anzuregen, da sie einer derartigen Regelung der Verhältnisse im Prinzip sicherlich nichts entgegenzusetzen hat. Im Interesse der Sache ist es darum zu bedauern, daß die Verfasser der beiden Artikel ihren Namen nicht genannt haben, da gerade ein offenes Vorgehen von Bibliotheksvorständen vorzüglich geeignet sein würde, den angebahnten Reformen die Beachtung der Staatsregierung zu verschaffen. Hat sie doch das gleiche auch den Lehrern der höhern Unterrichtsanstalten bewilligt, die künftig nicht mehr wie bisher auf die eigne Anstalt beschränkt sein, sondern durch die ganze Provinz eine Reihe bilden werden. Der Vergleich mit ihnen liegt überhaupt nahe und ist deshalb auch des öftern angestellt worden, so namentlich jüngst in der oben angeführten Abhandlung des anonymen Bibliotheksvorstandes, der die beiderseitigen Gehaltssätze einer Betrachtung unterzieht. Ich stimme völlig mit ihm überein, wenn er wünscht, daß die Bibliotheksbeamten ihnen zunächst gleichgestellt würden, und lege das Wort „zunächst" dahin aus, daß auch er eine Gleichstellung mit demjenigen Stande, dessen Gehaltsverhältnisse die Lehrer zu erreichen streben, mit den Juristen, als allmählich auch für die Bibliotheksbeamten erringbar ansieht.

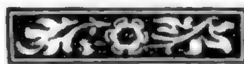
Die Besoldungsverhältnisse dieses Standes nach seiner Neuorganisation werden künftighin immer die Richtschnur abgeben, nach welcher die andrer staatlicher Berufsarten zu beurteilen und zu regeln sein werden. Der Gehaltssatz dieser Beamtenkategorie steigt von 2400 bis zu 6000 Mark. Ich sehe dabei natürlich von allen höhern Stellen ab und beschränke mich auf die Richter erster Instanz, die, wenn sie nicht in höhere Stellungen aufrücken oder sich als dienstuntauglich erweisen, allmählich die höchste Gehaltsstufe von 6000 Mark erreichen; und zwar wird ein Aufrücken in die höhere Gehaltsklasse in der Regel aller drei Jahre erfolgen. Daß ein so günstiger Normalgehalt nicht mit einemmale für andre vorher weit geringer besoldete Berufsarten, also auch nicht für den Stand der Bibliotheksbeamten, eingeführt werden wird, ist mir klar. Es liegt mir daher auch nichts ferner, als ein derartiges ungeeignetes Verlangen aussprechen zu wollen. Wohl aber ist unser Stand berechtigt und verpflichtet, alles zu thun, was in seinen Kräften steht, um sich mit der Zeit eine Stellung zu verschaffen, die derjenigen, welche die Justizbeamten innehaben, gleich oder doch nahe kommt. Die Bedingungen, die dazu erforderlich sind und deren Mangel gern als Grund für die Berechtigung einer bessern Stellung der Richter angeführt wird, sind gerade bei unserm Stande leicht zu erfüllen. Der Jurist hat nach beendigtem Studium zwei Prüfungen zu bestehen, ehe er einen Anspruch auf Anstellung erhält, die erste vor Eintritt in seine Laufbahn, die zweite nach Beendigung einer vierjährigen praktischen Vorbereitungszeit. Nachdem nun seit neuerer Zeit erfreulicherweise der bibliothekarische Beruf immer mehr als ein

selbständiger Beruf aufgefaßt worden ist, bedarf es nur noch eines Schrittes, um demselben auch äußerlich diesen Stempel aufzudrücken, nämlich einer zur Anstellung in demselben berechtigenden Prüfung. Es ist darüber schon mancherlei hin und her geschrieben worden, von den einen für, von den andern gegen eine solche Einrichtung. Die Gegner führen gern die Befürchtung ins Feld, daß dann das erste Erfordernis des Bibliothekars, die wahre wissenschaftliche Bildung, möglicherweise über den mehr handwerksmäßigen Kenntnissen vernachlässigt werden könnte.*) Die andern warnen vor zu einseitiger wissenschaftlicher Fachbildung, die mit den Amtspflichten des Bibliothekars leicht in Widerspruch geraten könne. Beide Auffassungen begegnen sich doch in dem einen gemeinsamen Verlangen, daß der Bibliotheksbeamte wissenschaftlich vorgebildet und in seinem Berufsfache tüchtig geschult sein müsse. Diesem gewiß berechtigten Verlangen kann meines Erachtens am besten dadurch entsprochen werden, daß, wie es bisher schon meistens gehalten wurde, als Bedingung für den Eintritt in die Bibliothekslaufbahn die Promotion in irgendeiner Fakultät vorausgesetzt wird. Der Promotion, welche gewissermaßen die wissenschaftliche Befähigung des Kandidaten zu erweisen hätte und welche dem ersten juristischen Examen gleich geachtet werden könnte, müßte nach einer drei- bis vierjährigen Bibliotheksthätigkeit eine praktische Prüfung folgen, der ein wissenschaftliches Gepräge durchaus nicht zu fehlen brauchte. Erst dann dürfte der Bibliothekspraktikant die Anwartschaft auf feste Anstellung bekommen. Diese Bestimmung ließe sich auch jetzt schon durchführen, ohne daß ein Institut besteht, auf welchem Unterricht in bibliothekarischen Dingen erteilt wird. Daß die Einrichtung eines solchen noch förderlicher auf die Ausbildung tüchtiger Beamten wirken würde, liegt auf der Hand. Nur sollte ein solcher Unterricht erst nach beendigtem Universitätsstudium und als Ergänzung des praktischen Bibliotheksdienstes erteilt werden, mit welchem zusammen er erst nutzbringend für den Schüler werden kann. Die Bibliothekswissenschaft von

*) Dieser Befürchtung können wir uns nur anschließen. Schon jetzt giebt es Bibliotheksbeamte, die das ganze Heil der Bibliotheksverwaltung in allerhand Äußerlichkeiten des Repositorien-, Katalog-, Formular- und Korrespondenzwesens erblicken, überall in diesem Sinne reformiren und namentlich uniformiren möchten, ohne zu bedenken, daß jede größere, ältere Bibliothek ihre eigentümlichen, geschichtlich gewordnen Einrichtungen hat, welche sie doch nicht ohne weiteres über Bord werfen kann, und die dabei vielleicht kein Auge dafür haben, daß in ihrer eignen Bibliothek die Hälfte aller Bücher — schief steht oder umgestürzt im Staube liegt. Zu einem gerechten und vollkommenen Bibliothekar gehört eine so eigentümliche Verbindung von Eigenschaften, daß sie sich schwerlich jemals durch eine Prüfung wird feststellen lassen. Ein alter Praktikus, der verstorbene Bibliothekar der Leipziger Stadtbibliothek, R. Naumann, pflegte zu sagen: Von einem Bibliothekar verlange ich dreierlei: 1. allgemeines wissenschaftliches Interesse — nicht besondre Kenntnisse, sondern nur Interesse; einen bloßen Philologen kann ich nicht brauchen; 2. eine große, schöne, deutliche, leserliche Handschrift, eine ordentliche Kataloghand; 3. peinlichsten Ordnungs- und Reinlichkeitssinn. Alles andre lernt man in der Bibliothek selbst. Im Grunde hatte er wohl Recht. D. Red.

vornherein zum Universitätsstudium zu machen, erscheint mir unzweckmäßig. Es würde nur eine größere Einseitigkeit der Beamten dadurch herbeigeführt werden, ohne daß eine Garantie für deren praktische Befähigung gewonnen wäre. Eine gründliche wissenschaftliche Bildung ist dem Bibliothekar unter allen Umständen nötig und kann nur durch ein Universitätsstudium gewonnen werden, das nicht durch Heranziehung zu vieler verschiedenartiger Disziplinen beeinträchtigt wird. Dagegen läßt sich die Ausbildung des Bibliothekars als praktischen Verwaltungsbeamten nur in der Bibliothek und deren Dienste erreichen, und alles theoretische Vorstudium wird wenig zur Erlangung jener Eigenschaften beitragen. Zu diesem hat auch der nach erfolgter Promotion zugelassene Praktikant noch hinlänglich Zeit und Gelegenheit. Mit Hilfe der ihm zu Gebote stehenden einschlägigen Literatur kann er sich, wie das bisher ja auch jeder mußte, die notwendigen Kenntnisse verschaffen. In keiner andern Lage ist auch der angehende Richter, der neben seiner amtlichen Beschäftigung in allen juristischen Disziplinen durch Privatfleiß die Lücken in seiner wissenschaftlichen Ausbildung für das Staatsexamen ausfüllen muß. Besser und leichter für den zukünftigen Bibliothekar wäre es allerdings, wenn einem der ältern Beamten die Verpflichtung obläge, die sich zur Prüfung vorbereitenden Kandidaten in den verschiednen Gegenständen der Bibliothekswissenschaft und -technik theoretisch zu schulen und ihnen Aufgaben zur Bearbeitung zu stellen. Aus diesen mehr privaten Anfängen könnte dann allmählich ein solches Institut erwachsen, auf welchem Unterricht in bibliothekarischen Dingen ex professo erteilt wird, wie es Herr Oberbibliothekar Dr. Hartwig im Zentralblatt für Bibliothekswesen (II 244) vorschlägt. Es wären dann dafür nicht nur bereits die nötigen Erfahrungen gesammelt, was und wie an dem Institute zu lehren ist, sondern zugleich auch eine Anzahl von Lehrkräften vorhanden, die nicht unvermittelt in eine ihnen ganz neue Lehrthätigkeit einzutreten hätten.

Münster i. W. Karl Kochendörffer.



Levin Schückings Lebenserinnerungen.



Die Grenzboten haben bald nach dem Tode Levin Schückings einen eingehenden, die besondre Entwicklung und literarische Stellung dieses Schriftstellers würdigenden Aufsatz veröffentlicht (1883, Nr. 43), in welchem mehrfach auch auf die „Lebenserinnerungen" hingewiesen war, mit deren Veröffentlichung Schücking in seinen letzten Lebensjahren begonnen hatte. Diese Selbstbiographie ist nun soeben unter dem Titel Levin Schückings Lebenserinnerungen (Breslau, Schottländer) auch als selbständiges Werk erschienen.

Es ist ein buntes und in mehr als einer Beziehung lehrreiches Leben, welches der ehemalige Feuilletonredakteur der „Kölnischen Zeitung" in nicht allzubreiter Weise, aber auch nicht ohne Behagen an einigen besonders eigenartigen Episoden erzählt. Die einzelnen Kapitel, überschrieben „Die Knabenzeit," „Jugendleben," „Am Bodensee," „Am Mondsee," „Am Rhein," „In Augsburg," „Karl Gutzkow," „Ostende," „Köln," „Paris," „Chr. von Stramberg" und „Rom," sind nicht alle von gleicher Frische und Sorgfalt der Ausführung, aber alle enthalten lebendige Bilder eines wechselvollen Daseins und Zeugnisse eines Sinnes, der sich auch unter erschwerenden und ernüchternden Umständen die innere Poesie und die arbeitsfrohe Teilnahme an den Dingen gewahrt hat. Levin Schücking gehörte durchaus zu den Naturen, welche dem Berufsschriftstellertume Ehre und nur Ehre gemacht haben, obschon ihm peinliche Einwirkungen der Notwendigkeit, schreiben und immer wieder schreiben zu müssen, keineswegs erspart geblieben sind.

Schon die Bühne, auf der Schückings Lebensschauspiel begann, war eine durch und durch eigentümliche. Seine Eltern stammten aus Münster, die Familie war eine alte und angesehene des münsterschen Hochstifts, sein Vater aber saß nach der Teilung des alten Fürstbistums in Schloß Clemenswerth als hannöverscher Amtsrichter im verlorensten und unzugänglichsten Winkel des ehemaligen deutschen Reiches. Schloß Clemenswerth, die Schöpfung einer Fürstenlaune des achtzehnten Jahrhunderts, liegt auf dem Hümling, in einem letzten Ausläufer deutschen Waldes gegen die Haiden und Moore des Grenzlandes an der Ems. Schücking schildert das Schloß im mächtigen Waldpark, welches die Stätte seiner Jugend gewesen, als „ein Corps de logis von acht gleich großen Seiten, denen vier kleine Flügel wie die Balken eines Kreuzes angefügt waren. Und als ob es an dieser einen bizarren Idee nicht genug gewesen wäre, so wurde durch den Bau noch eine andre verwirklicht. Um das eigentliche Schloßgebäude nämlich wurden acht Pavillons gestellt: so sollte das Ganze noch ein Kegelspiel darstellen, mit dem Schloß als König in der Mitte! Ich muß gestehen, ich habe diese letztere sinnreiche architektonische Idee nie herausfinden können, die Pavillons standen nämlich ganz einfach rund im Kreise umher. Ein geräumiger Platz schied sie vom Schlosse; zwischen je zwei und zwei von ihnen begann eine breite Lindenallee, welche durch den Park führte. Jeder der Pavillons führte seinen besondern Namen, der an eines von den Hochstiftern erinnerte, deren Infuln und Fürstenkronen sich auf dem Haupte des mächtigen Herzogs aus Ober- und Niederbaiern (Clemens August) vereinigt fanden. Der erste hieß Münster, der zweite Osnabrück, der dritte Hildesheim, der vierte Paderborn, der fünfte Köln, der sechste Mergentheim, wegen des Hoch- und Deutschmeistertums, der siebente Corvey, der achte bildete die Schloßkapelle mit einem Kapuzinerkloster dahinter." Einflußreicher noch als diese wunderbare Umgebung mit ihrem beneidenswerten Sommer- und ihrem fast unheimlichen Winterleben waren die

originellen westfälischen Menschengestalten, zwischen denen sich Schückings Jugendleben bewegte. Vor allem die Eltern, der Vater eine leidenschaftlich bewegte Natur, voll Geist, Witz und vielseitiger Bildung, der leider bis ans Ende nicht lernte, sich als praktischer Mann in die reale Welt und ihre Notwendigkeiten zu schicken, die Mutter innerlich reich, wahrhaft poetisch begabt, eine Freundin der großen Dichterin Annette Droste-Hülshoff, dann der Hauslehrer Claasen, ein milder Geistlicher, „im Stillen ein Stück vom savoyardischen Vikar," die Edelleute, die auf ihren weltfernen Höfen im Emsthal saßen, der Großvater in Münster, zu dem der Knabe von Zeit zu Zeit geschickt wurde, alles waren absonderliche, die Phantasie und Sinnesrichtung Schückings aus dem Alltäglichen heraustreibende Naturen.

Die Studienzeit Schückings in München, Bonn und Göttingen war im Vergleich zu den Eindrücken der Knabenjahre und seiner Gymnasiastentage in Münster und Osnabrück beinahe arm zu nennen. Dem Rechtsstudium ohne innern Zug obliegend, hörte er nur die notwendigsten Kollegien, trieb aber nebenbei „mit größerm Eifer geschichtliche und kulturgeschichtliche Studien der Literatur des Mittelalters, der Provençalen, der südlichen Nationen und folgte dem lebhaft erwachenden Triebe eignen Schaffens." Eine Familienkatastrophe, die durch die Enthebung des Vaters von seinem Amte und die Auswanderung desselben nach Amerika eintrat, führte dazu, daß der junge Jurist und Dichter in dem Augenblicke, wo er die Staatsprüfungen ablegen mußte, ohne alle Mittel, die langen, unbesoldeten Vorbereitungsjahre zum Staatsdienste zu überstehen, hilflos und ganz auf sich selbst angewiesen dastand. Da schien es Schücking denn richtig, ohne langes Besinnen sich zu den Hilfsquellen zu wenden, welche sich ihm in seinen Allotrien öffneten, die erworbne Kenntnis der neuern Sprachen und die Feder mußten ihn über die nächsten Jahre hinweghelfen, es kamen die schweren Zeiten, die keinem jüngern Schriftsteller, wenigstens keinem, der die Literatur und sich selbst achtet, völlig erspart bleiben, es dauerte lange, bis er eine „kleine, zerbrechliche Selbständigkeit gewann."

Die Freundschaft Annettes von Droste, welche von seiner Mutter auf ihn selbst übergegangen war, vermittelte dem strebenden Jüngling die Aufnahme bei ihrem Schwager, dem berühmten Germanisten Freiherrn Josef von Laßberg auf Schloß Mersburg am Bodensee. Schücking hatte hier die reiche Bibliothek und den unschätzbaren Handschriftenbesitz des Freiherrn, des Meister Sepp von Eppishusen, zu katalogisiren. Dabei gab es „eine Welt von neuen Eindrücken zu verarbeiten — eine ganz fremde und eigenartige Welt; Naturszenerien großartigster Schönheit, beim volltönenden Klange großer Namen erstehende Gestalten der Vergangenheit; bei jedem Anlaß sich ergebende bedeutungsvolle Beziehungen zu verehrten Männern der Gegenwart. Da war das schwäbische Meer, in dessen Flut sich die Türme des alten Kostnitz spiegelten, wie das Gelände des blühenden Thurgaus, wie die Alpenkette der „sieben Kurfürsten"

und des Säntis; da unten links stiegen die blauenden Höhen des Vorarlberges und Rhätiens auf, rosig im Abendrot verdämmernd, verlockend an die Zauber Italiens mahnend; da unten rechts glänzte die Mainau und barg sich dem Auge die Reichenau mit der Grabstätte eines deutschen Kaisers; Sankt Gallen, Hohenems, Lindau, Arbon, das Haus der gewaltigen Montfort, die Burgen der Werdenfels, die zahlreichen Sitze berühmter Minnesänger, das alles lag in dem kulturhistorischen Rayon der alten Mersburg, stand voran in den Interessen ihres Besitzers."

Gern würde Schücking hier träumend und dichtend länger verweilt haben, wenn er nicht Ostern 1842 eine Berufung als Erzieher zweier jungen Prinzen Wrede erhalten hätte, die ihn auf die Güter des genannten fürstlichen Hauses in Baiern und im Salzkammergut (am Mondsee) führte. Bei der Annahme dieser Stellung hatte sich die Aussicht eröffnet, daß der fahrende Dichter eine dauernde Versorgung finden würde, aber schon nach Ablauf eines Jahres stellte sich heraus, daß Schücking (aus Gründen, die nur angedeutet sind) nicht länger im Wredeschen Hause verweilen konnte, ohne mit sich selbst in Zwiespalt zu geraten. Er hatte während dieses Jahres die wichtige Verbindung mit der unter Kolbs Leitung (damals in Augsburg) erscheinenden „Allgemeinen Zeitung" angeknüpft, Kolb lud den talentvollen und ernststrebenden jungen Schriftsteller ein, sich an der Redaktion der Zeitung, namentlich ihrer wissenschaftlich-literarischen Beilage, zu beteiligen. Levin Schücking durfte dies Anerbieten umsomehr als ein Glück erachten, als er im Begriffe stand, um die Hand einer liebenswürdigen jungen Dame, Fräulein Luise von Gall zu werben. Und „es war eine schwere Aufgabe, von der Literatur leben, um die Zeit von 1840. Bücher hat man ja nie gekauft in Deutschland — es gehörten damals gar Jahre dazu, bis von Immermanns Münchhausen vierhundert Exemplare abgesetzt waren —, aber damals kaufte man auch keine Journale und keine Zeitungen; Heine rühmt in seinen Briefen aus Berlin (1822) dem Gubitzschen »Gesellschafter« nach, er habe es als das beste und gehaltreichste Blatt Deutschlands zu einem Absatze von fünfzehnhundert Exemplaren gebracht; 1840 war das Cottasche Morgenblatt jedenfalls das vornehmste und bestredigirte; aber selbst unter der Leitung Hermann Hauffs, des geistreichen und gelehrten Bruders von Wilhelm Hauff, hat es dies Journal ich glaube nur zu zweitausend Abonnenten gebracht! Die Honorore waren demgemäß äußerst schwach. Unter diesen Umständen durfte man nicht bettelstolz und arbeitsscheu, nicht wählig und eigensinnig sein und sich darauf versteifen, bloß seinem »innern Genius« gehorchen und nur das schreiben und schaffen zu wollen, wozu man Drang und Stachel in sich fühlte." Die mehrjährige Mitwirkung bei der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" und die langjährige bei der der „Kölnischen Zeitung" (Schücking siedelte 1845 mit seiner jungen Gattin auf Anregung Josef DuMonts, des Eigentümers der „Kölnischen Zeitung," nach der Rheinmetropole über), gab dem Schriftsteller

bis zu einem gewissen Punkte die Freiheit, seinen innern Eingebungen zu folgen.

Bei dieser Wendung der „Lebenserinnerungen“ läßt sich freilich eine Bemerkung nicht unterdrücken. Es ist richtig, daß sich alle Heroen unsrer großen Literaturepoche, Lessing und Schiller allen voran, dem Dienste der Notwendigkeit bequemt und vieles geschrieben haben, bei dem sie zunächst nur den Erwerb im Auge hatten. Aber den modernen Schriftstellern steht die Berufung darauf aus doppeltem Grunde übel an. Einmal weil jene Männer vergangner Zeit die Kraft besaßen, bei dieser Unterordnung unter die Not des Lebens die Grenze des Bedürfnisses, und eines sehr bescheidnen Bedürfnisses, nicht zu überschreiten, dann und hauptsächlich weil sie es verstanden, ihr unabhängiges und eigenstes Schaffen völlig frei von den Einwirkungen der Brotschriftstellerei zu erhalten, viel freier als die Modernen, welche in verhängnisvoller Weise zwischen den klaren Anforderungen der Kunst und den mannichfaltig unklaren des Buchhandels, der Presse und des Publikums stehen und stecken bleiben. Levin Schücking ist trotz des Glückes, welches seine äußere literarische Entwicklung begleitet hat, in diesem Hauptpunkte nicht besser gefahren; ein talentvoller, mit hellem Blick für das Leben begabter, von eigentümlichen Lebenseindrücken begünstigter Schriftsteller, wie er war, hat er es doch zu keinem bleibenden Werke wie Immermann mit den „Epigonen“ und „Münchhausen“ oder Wilibald Alexis mit den „Hosen des Herrn von Bredow“ und „Isegrim“ gebracht, obschon seine Romane „Der Bauernfürst,“ „Luther in Rom“ und „Die Heiligen und die Ritter“ den Ansatz und Anlauf dazu aufweisen. Immerhin war nichts in seinem literarischen Leben und Streben, dessen eine vornehme Natur (und das blieb er unter allen Umständen) sich zu schämen gehabt hätte. Die „Lebenserinnerungen“ zeichnen sich daher auch in ihren spätern Kapiteln durch einen reinen Blick für die Zustände und Verhältnisse, durch ungetrübte Freude am Guten des Lebens, durch fortgesetzten Anteil eines ernsten und tüchtigen Geistes an idealen Interessen aus. In den Kapiteln, welche der Charakteristik hervorragender Menschen gelten, mit denen Schücking in näherm Verkehr gestanden hat, verdienen die beiden über „Karl Gutzkow“ (mit Briefen Gutzkows an Schücking) und über „Christian von Stramberg,“ den „Rheinischen Antiquarius,“ besondre Hervorhebung. Schücking hat der problematischen Erscheinung Gutzkow Zeit seines Lebens pietätvolle Teilnahme bewahrt und tritt für ihn ein, soweit dies nur immer möglich ist. Aber auch er muß zu dem Urteil gelangen, das sich aus allen Kämpfen und Kontroversen mehr und mehr feststellen wird: „Gutzkow wurde nicht von der Menge getragen, und während ihn dies ohne Rückhalt und Reserve ließ, zog er selbst in seine kritischen Fehden hinaus, ohne das aes triplex circa pectus, ohne die Rüstung, die jeder Kämpfer haben muß. Er hatte die verletzliche Epidermis eines jungen Mädchens. Jeder Nadelstich schmerzte ihn. Und dann kam noch etwas hinzu, um ihn zu dem innerlich unglücklichsten Menschen von

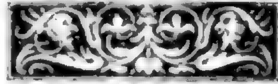
allen zu machen, mit denen ich je näher bekannt geworden bin. Er war glücksunfähig. Es lag nicht in seinem Charakter, zufrieden zu sein. Hätte das Leben ihn auf eine Höhe gestellt wie Papst Leo X., er würde sich geärgert haben über die Anmaßung seiner Kardinäle, über die Grobheit Michelangelos und über den Lebenswandel Rafaels. Er ging völlig auf in den literarischen Interessen, in der Literatur, dahinter trat nach und nach auch seine politische Teilnahme völlig zurück. In der Weise, wie er sich mit dieser Misere herumschlug, lag ein Zug von Kleinlichkeit, während sein Hauptjammer doch der war, daß durch unsre Literatur nicht mehr ein großer Zug gehe." Im Gegensatz zu diesem allzumodernen Schriftsteller (der einer gewissen Generation der Allermodernsten gegenüber freilich schon antiquirt erscheint) tritt uns aus Schückings Charakteristik ein so wunderliches Original wie der „Rheinische Antiquarius" entgegen. Der Verfasser der „Lebenserinnerungen" spricht sich mit gutem Recht das Verdienst zu, auf das ebengenannte wertvolle Memoiren- und Sammelwerk die öffentliche Aufmerksamkeit zuerst und mit Erfolg gelenkt zu haben. Bei der Charakteristik des alten Herrn „in seinen gelben Nanking-Sommerbeinkleidern, mit den Schuhen und weißen Strümpfen nicht viel eleganter als etwa ein pensionirter Magister aussehend — aber redend, sich ausdrückend so gewählt wie ein Marquis vom Hofe Ludwigs XIV." entschlüpft dem sonst milden Schücking eine bittere Anklage, indem er äußert: „Er ist eines der zahlreichen Beispiele von der empörenden Gleichgiltigkeit und Vernachlässigung, welche das offizielle Deutschland für das literarische Verdienst und die fruchtreichste Geistesarbeit hat, wenn diese nicht in der akademischen Bahn wirkt, wenn ein bevorzugter Geist sich nicht in der langen Queue nachschiebt, die in den geschlossenen Schranken der Zunft sich zu den Ehren, Vorteilen und Auszeichnungen drängt." Wer möchte leugnen, daß etwas, daß viel von diesem Tadel noch heute volle Berechtigung hat!

Die Schlußkapitel der unvollendet gebliebnen Schückingschen Selbstbiographie geben unter andern interessante Skizzen aus dem Paris Ludwig Philipps und dem Rom der ersten Jahre Pius des Neunten. Der Verfasser ging 1847 nach der ewigen Stadt, um seiner „Kölnischen Zeitung" aus dem Mittelpunkte der Ereignisse Bericht zu erstatten. Er hatte das Glück, in Rom mit einer ganzen Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten bekannt zu werden und ein unvergeßliches Stück Leben auf klassischem Boden zu leben. Mit Schücking zugleich waren Wilibald Alexis, Friedrich Bodenstedt und Gustav zu Putlitz in Rom; indem man die letztern Namen nennt, tritt man aus der Reihe der vielen, die vor dem Verfasser der „Lebenserinnerungen" geschieden sind, wieder in die Reihe der Lebenden herüber.

Es ist Schücking leider nicht vergönnt gewesen, sein Buch zu Ende zu führen und über die Jahrzehnte seit dem Sturme von 1848 (deren er nur hie und da vorgreifend gedacht) in der gleich fesselnden und gleich anspruchslosen Weise zu berichten, wie über die Zeit bis zur achtundvierziger Revolution.

Für diejenigen, welche aus dem vorliegenden Buche heraus persönlichen Anteil an dem Schriftsteller gewinnen sollten, genügt es zu wissen, daß die zweite Hälfte seines Lebens thätig und im ganzen glücklich verflossen ist, bis ihn im Hochsommer 1883 der Tod weiterem Wirken entraffte.

*



Die Färbung der Marmorskulpturen.

Von Adolf Rosenberg.



Als wir kürzlich an dieser Stelle bei einer Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Kunst zu dem unerfreulichen Ergebnis gelangten, daß sich bei dem schnellen Wechsel der Mode noch immer kein eigentümlicher Stil ausbilden will, bemerkten wir zum Schluß, daß nur „der lebendige und unbefangne Naturalismus unsrer Plastik, die wir augenblicklich am höchsten unter den bildenden Künsten stellen," uns mit einer gewissen Hoffnung auf die Zukunft erfülle. Es ist aber der Fluch unsrer greisenhaften, von Pessimismus und Hyperkritik durch und durch zerrütteten, zugleich bau- und zerstörungswütigen Zeit, daß auf das zarteste Hoffnungsgrün alsbald ein giftiger Mehlthau geworfen wird. Wenn man nicht wüßte, daß unser Volk schon stärkere Schicksalsschläge überwunden hat, ohne in seiner unverwüstlichen Lebenskraft tötlich getroffen zu werden, möchte man an seiner Zukunft verzweifeln angesichts dieser unheimlichen, auf allen Gebieten mit gleicher Zähigkeit auftretenden Maulwurfsarbeit. Auch auf dem Gebiete der Kunst, mit welchem wir uns hier nur beschäftigen wollen.

Ein Dresdner Archäologe, welcher seine Wissenschaft von dem Vorwurfe befreien will, daß sie nur trockne Pflanzen in ihr großes Herbarium sammle und für das praktische Leben, also für die ausübenden Künstler im besondern und die Fortentwicklung der modernen Kunst im allgemeinen, nichts thue, hat die Künstler, zunächst diejenigen seiner engern Umgebung, zur Lösung eines Problems aufgefordert, das auf rein wissenschaftlichem Wege herausdestillirt worden ist. In einer auf Grund eines Vortrages herausgegebnen Broschüre unter dem Titel „Sollen wir unsre Statuen bemalen?" hat er alles zusammengetragen, was von alten Schriftstellern über die Polychromie der antiken Skulptur beiläufig erwähnt worden ist, und hat überdies alles sorgsam verwertet, was uns die Ausgrabungen zu dem Kapitel der Bemalung der Schöpfungen griechisch-römischer Architektur und Skulptur an thatsächlichem Material bei-

gesteuert haben. Wie lückenhaft und wenig beweiskräftig nun auch die Stellen der alten Schriftsteller und die Funde der Neuzeit sein mögen — heute zweifelt kein Mensch mehr daran, daß die Griechen ihre Tempel, ihre Tempelskulpturen, ihre Freistatuen und ihre Hermen, kurz, alles von der Kunst körperlich gebildete bemalt haben. Indem die alten Griechen, die im Grunde genommen, d. h. nicht ihrer Abstammung, sondern ihren Neigungen nach, ein mehr orientalisches als occidentales Volk waren, ihre Kunst aus dem Orient empfingen, übernahmen sie auch die Farbenlust und den Farbensinn der orientalischen Völker. Ob nun die Assyrer oder die Ägypter oder irgendein andres vermittelndes Volk die Lehrmeister der Griechen gewesen sind — den letztern war es keine fremde Offenbarung, die aus Holz geschnitzten Götterbilder, die Nachfolger der hölzernen Mumiensarkophage, mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Farben anzumalen. Sie kannten nichts andres und thaten nur wie die andern, als sie auch Marmor und andres Gestein, Mörtel, Stuck u. s. w., bei der Verwendung in Architektur und Plastik bemalten. Den ältesten Kunstvölkern, den Assyrern und Ägyptern, war es nur darum zu thun, den Schein des Lebens in ihren plastischen Nachbildungen so lange als möglich zu erhalten, und dieses Ziel erreichten sie am leichtesten durch die Bemalung. Das unter derselben vorhandne Material war ihnen äußerst gleichgiltig, weil die Kunst damals nicht wie heute an und für sich, als „Selbstzweck,“ wie die Philosophen sagen, vorhanden, sondern nur das Bedürfnis des Lebens und des Todes war. Sie hatte, wenn man von dem Kultus absieht, nur die Aufgabe, den Ruhm der Lebenden in möglichst realistischer Erscheinung zu preisen und die Thaten der Verstorbnen und das Schicksal, welches sie im Jenseits erwartet, in epischen Darstellungen zu schildern. Die assyrische Bildnerei, welche als unvergängliches Material den Alabaster hatte, war von vornherein so malerisch angelegt, daß sie sich fast ausschließlich auf das Relief, das plastische Symbol der Malerei, beschränkte. Man möchte sogar annehmen, daß die in den assyrischen und babylonischen Königspalästen aufgefundnen Reliefs eigentlich nur Surrogate für Malereien waren, weil man damals keinen andern Malgrund kannte als den Stuck und die Alabasterplatte. Bei unsrer heutigen Kenntnis des durch die Ausgrabungen gelieferten empirischen Materials ist es daher nicht weiter auffallend, daß die Griechen ihre plastischen Erzeugnisse, nebenbei bemerkt die Anfänge des der menschlichen Natur innewohnenden Nachahmungstriebes, so gefärbt haben, daß sie das Modell möglichst getreu wiedergaben. Es war ihnen dabei gleich, ob das Material Holz, Gips oder Marmor war. Die Erkenntnis von dem verschiednen Werte der für bildnerische Zwecke geeigneten Materialien gehört erst einer viel spätern Zeit an, in Griechenland wenigstens. In Ägypten hat man schon früher empfunden, daß die Bearbeitung gewisser Steinarten, des Granits, des Porphyrs, des Syenits, so schwierig ist, daß man das Ergebnis der Arbeit allein wirken lassen wollte. Die Steinmetzen waren so stolz auf ihr Werk, auf ihre Kunst

des Polirens, daß sie auf die Mitwirkung des Malers verzichteten. Wir wissen wohl, daß die Verteidiger der Polychromie in der modernen Plastik uns bei dieser historischen Reminiszenz den Einwurf machen werden: „Das ist ein neuer Beweis für unsre Theorie! Die Ägypter suchten also nach farbigen Gesteinsarten, weil sie das Weiße nicht leiden konnten!“ Dieser Einwand würde sich schon durch die Thatsache widerlegen lassen, daß die Ägypter weder im Lande, noch in der Nähe Marmorbrüche hatten, die ihnen weißen Marmor lieferten. Dagegen hatten sie — bei ihrem ungeheuern Verbrauch von Menschenkräften — keine großen Schwierigkeiten, sich schwarzen, roten, gelben, gesprenkelten Marmor, Granit u. s. w. nach Bedarf zu beschaffen, und sie haben uns auch eine reiche Fülle von Figuren aus solchem Material hinterlassen. Keine dieser Figuren war jedoch, soweit meine Kenntnis reicht, ursprünglich naturalistisch bemalt, ein Beweis also, daß die Ägypter das Material als solches oder doch die darauf verwendete Arbeit schätzten. Wenn hie und da Augensterne, Gewandteile, Schmucksachen, Attribute u. dergl. m. dennoch farbig behandelt wurden, so läßt sich annehmen, daß sich dieser Gebrauch in dem Maße verlor, als die Technik der Steinmetzen und Bildhauer sich vervollkommnete und ihr Stil sich auf naturalistischer Grundlage immer weiter ausbildete. Wir wollen mit diesem Hinweis auf die Ägypter nur in Erinnerung bringen, daß selbst dasjenige Volk des Altertums, welches kein Bauwerk unbemalt ließ, in der Plastik keineswegs ein unbedingter Anhänger der Polychromie war.

Die Griechen scheinen allerdings auch ihre technisch vollendetsten Marmorstatuen, wie uns u. a. der Hermes des Praxiteles lehrt, durch die Farbe noch zu größerer Wirkung gesteigert zu haben. Die römischen Bildhauer, welche so viele Schöpfungen des griechischen Meißels kopirt haben, scheinen jedoch bereits andrer Meinung gewesen zu sein. Es ist doch seltsam, daß sich an den zahllosen Marmorwerken aus römischer Zeit, welche die Museen von Rom und Florenz füllen, keine irgendwie erheblichen Farbenspuren erhalten haben. Sollte die Zeit hier wirklich alles bis auf den letzten Rest vernichtet haben, oder ist nicht vielmehr anzunehmen, daß die große Mehrzahl dieser Statuen und Büsten von vornherein weiß oder nur leicht getönt gewesen sei? Wie soll man sich z. B. die etwaige Bemalung des Apollo von Belvedere denken, von welchem wir doch wissen, daß er auf ein griechisches Bronzeoriginal zurückgeht? Hatte ihm der römische Kopist etwa einen bronzefarbnen Anstrich verliehen oder hatte er ihn naturalistisch bemalt? In letzterm Falle würde die Statue den Wert der Kopie verloren und in ersterm Falle würde der Kopist eine Geschmacklosigkeit begangen haben, welche wir selbst einem Römer der spätern Kaiserzeit nicht zutrauen möchten.

Diese Bemerkungen sollen nur darthun, daß die Frage der antiken Polychromie noch weit von ihrer Lösung entfernt ist. Aber wenn wir uns auch über das Verfahren der Griechen und Römer völlig klar wären, so folgt daraus

immer noch nicht, daß wir dieses Verfahren nachzuahmen hätten. Mögen die Bildhauer der italienischen Renaissance einen Irrtum begangen haben oder nicht, als sie ihre Marmorstatuen, -büsten und -reliefs unbemalt ließen und damit das Ideal der Antike erreicht zu haben glaubten — die moderne Bildhauerkunst hat seit jener Zeit einen Weg eingeschlagen, der trotz mancher Seitensprünge immer auf das eine Ziel führt, den höchsten Schein des Lebens hervorzurufen! Die Sitte, Bildwerke zu färben, ist dabei niemals aufgegeben worden, soweit es sich um Holz, Stuck, Sandstein, Thon und ähnliches Material von untergeordnetem Werte handelte. Nur den Marmor ließ man farblos. Die grelle Weiße desselben empfand man zwar unangenehm; aber man begnügte sich damit, ihn durch Einreibung mit einer Wachslösung oder mit ähnlichen Substanzen leicht gelblich zu tönen. Indem man darauf verzichtete, die Malerei zur Hilfsleistung herbeizuziehen, entwickelte sich eine Marmortechnik, die heute in Frankreich, Italien und Deutschland weit über die Fähigkeiten der antiken Bildhauer hinausgewachsen ist. Und diese Errungenschaft sollten wir aufgeben, nur weil die Griechen, der orientalischen Überlieferung treu bleibend, ihre Statuen über und über mit Farbe bedeckt haben?

Eine Ausstellung farbiger und getönter Bildwerke, welche auf die Anregung jenes schon erwähnten Archäologen in den letzten Monaten des verflossenen Jahres in der Berliner Nationalgalerie stattgefunden hat, hat uns keineswegs dazu ermutigt. Die eine Hälfte dieser Ausstellung, die historische, in welcher Proben von bemalten plastischen Kunsterzeugnissen aller Epochen und aller Kulturvölker, einschließlich der ostasiatischen, vertreten waren, hat keinem Künstler, keinem kunstwissenschaftlich gebildeten Fachmanne, auch keinem Laien, der überhaupt Museen besucht, etwas neues geboten. Dazu war ihr Umfang viel zu beschränkt. Wer nicht bereits gründliche Vorkenntnisse mitgebracht hatte, der betrachtete die etwa zweihundert Nummern als bunte Kuriositäten, wie sie in jedem leidlich gut ausgestatteten Museum vorhanden sind. Ein historischer Entwicklungsgang war nicht zu verfolgen, vielleicht weil überhaupt keiner vorhanden ist, da die Polychromie der plastischen Werke in allen Ländern, die dabei in Frage kommen, von bestimmten Gewohnheiten und Überlieferungen, von klimatischen und ethischen Rücksichten abhängt. Alle diese Länder dürfen ihre Kunst nach diesen Gesetzen entwickeln. Nur der deutschen wollen archäologische Fanatiker dasselbe Recht bestreiten. Mit Mühe und Not, unter den härtesten Kämpfen ist es unsern Bildhauern gelungen, sich unter der Ägide von Rauch und Rietschel eine eigne Ausdrucksweise zu schaffen, und sobald sich dieser nationale Zug einigermaßen gekräftigt hat, wird das ganze Rüstzeug antiquarischer Wissenschaft aufgeboten, um diese nationale Regung zu unterdrücken, weil wir nun einmal dazu bestimmt sind, in der Plastik die Sklaven der Griechen zu bleiben und unsre Ausdrucksweise dem Resultate einer jeden neuen Ausgrabung anzupassen!

Die zweite Hälfte jener Ausstellung hat uns gelehrt, welche Frucht die

Agitation des Dresdner Archäologen getragen hat. In der gemütvollen Beleuchtung von Künstlerateliers nehmen sich die Versuche, Gipsabgüsse antiker Statuen mit Wachsfarben zu bemalen, äußerst lehrreich und interessant aus. Man kann sich kein besseres Objekt denken, um Studenten der Archäologie die ersten Begriffe von der antiken Polychromie beizubringen. Welchen Wert haben aber solche Experimente für die praktische Kunst? Wer in seinen Wohnräumen Gipsabgüsse zum Studium aufstellt, der läßt sich die Schärfe der Form nicht durch einen mehr oder minder dicken Farbenauftrag verkümmern. Ein wirklicher Kunstkenner läßt nicht einmal die Nähte der Gußform entfernen. Wer Gipsabgüsse zur Dekoration oder zum rein ästhetischen Kunstgenusse verwerten will, der kauft sich solche, die gelb oder rötlich getönt sind, damit das farbige „Ensemble" seines Zimmers nicht gestört wird. Bemalte Gipsabgüsse, wie sie einige Künstler geliefert haben, sind weiter nichts als Unterrichtsmittel im höhern Sinne. Eine praktische Bedeutung haben sie nicht, weil nur bemalte Marmorbildwerke uns über die Frage schlüssig machen können, ob wir „unsre Statuen bemalen" sollen oder nicht.

Es muß nun konstatirt werden — und daraus ist der unbefriedigende Ausgang der Berliner Ausstellung zum Teil zu erklären —, daß nur zwei Künstler farbige und leicht getönte Marmorarbeiten — Reliefs und Büsten — ausgestellt hatten. Es sind junge Bildhauer, die gern und eifrig jedem von höherer Stelle ausgehenden Aufruf nachkommen, und deshalb wollen wir ihre Arbeiten keiner nähern Kritik unterziehen. Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß die durch den Dresdner Archäologen angeregten Versuche, Marmorreliefs und Marmorbüsten zu bemalen, so überaus kläglich ausgefallen sind, daß der große Strom einer gesunden Kunstentwicklung die kleinen Blasen und Strudel, die aus der Tiefe antiquarischen Wissens emporsteigen, mit Leichtigkeit beseitigen wird. Bildhauer von gefestigter und gereifter Kunstanschauung haben sich denn auch begnügt, an Gipsabgüssen unschuldige Experimente zu machen, während sie sich bei Marmorwerken klüglich auf eine leichte, ins Gelbliche spielende Tönung beschränkt haben. Die von andern Künstlern ausgestellten Arbeiten in glasirter und unglasirter Terracotta können bei der Besprechung dieser Frage nicht in Betracht kommen, da der zu plastischen Zwecken verwendete Thon stets gefärbt oder getönt worden ist, die Ausstellung nach dieser Richtung also nichts neues bot.

Wenn sich schon aus einer Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung der Bildhauerkunst sehr starke Bedenken gegen eine Rückkehr zu der antiken Polychromie von Marmorwerken ergeben, so werden dieselben noch vermehrt, sobald man die rein technische Seite ins Auge faßt. Professor Springer hat schon vor zwei Jahren an diesen Punkt gedacht und den Grundsatz aufgestellt, daß die „Bemalung nicht nachträglich zu dem fertigen plastischen Werke" hinzutreten dürfe, sondern daß „auf sie schon bei der Anlage des letztern Bedacht genommen"

werden müsse. Mit einer einzigen Ausnahme haben alle Künstler, welche sich an der Berliner Ausstellung beteiligten, diese Forderung außer Acht gelassen, und das ist ein andrer Grund, weshalb das Ergebnis jenes Ausstellungsversuches von so geringer praktischer Bedeutung ist. Ein geschätzter Leipziger Bildhauer, welcher über seine Kunst ernsthaft nachgedacht und eingehende archäologische Studien getrieben hat, Professor zur Straßen, hat die von Springer angedeuteten Gedanken auf Grund langer Erfahrungen und Beobachtungen noch weiter ausgeführt, leider nicht in einer Zeitschrift oder in einem öffentlichen Vortrage, sondern in einem an mich gerichteten Briefe, zu welchem ihn die Berliner Ausstellung veranlaßt hat. In Anbetracht der Wichtigkeit der Frage und der schlagenden Beweiskraft seiner Bemerkungen wird er mir jedoch gestatten, einige Stellen aus diesem Briefe mitzuteilen. Nachdem er vorausgeschickt, daß er keineswegs ein unbedingter Gegner der farbigen Skulptur sei und ihr gern die Berechtigung einräume, wo sie am Platze sei, vornehmlich bei Terracotta, Holz, Sandstein, stellt auch er den Grundsatz auf, daß die Modellirung eines jeden plastischen Werkes nicht allein Berücksichtigung des Materials, sondern auch der Farbe verlange, und letzteres hätten bereits die Künstler des klassischen Altertums erreicht. Er führt dann mehrere Beispiele an. „Die Darstellung der Farbe durch Form ist fast in allen Werken der antiken Kunst nachzuweisen, gleichviel, ob der Marmor noch in jungfräulicher Frische strahlt oder von Jahrhunderte alter Patina überzogen ist. Wer würde z. B. aus der Behandlung der Haare nicht sofort herauserkennen, daß beim Apollo von Belvedere goldblondes, beim farnesischen Herkules dunkelbraunes und beim Marc Aurel oder Lucius Verus glänzend schwarzes Haar gedacht war?“ Das sind sämtlich Arbeiten aus römischer Zeit, an denen man keine Spuren von Bemalung entdeckt hat und die sicherlich auch nicht naturalistisch bemalt waren, wofür ihre technische Behandlung spricht. Professor zur Straßen fährt dann fort: „Ein guter Bildhauer darf die in Farbe verschiednen Haare nicht auf eine und dieselbe Weise behandeln, und um das Ganze charakteristisch zu machen, muß er auf die Farbe Rücksicht nehmen. Wie schön hat z. B. Rietschel das weiße Haar Rauchs charakterisirt, und es ist sicher, daß er es mit vollem Bewußtsein gethan hat. Wie aber die scharf hervortretenden Farben des Haares die Form zu ihrer Darstellung gefunden haben, so ist es auch mit den weniger markirten Farben der Fall. Sind die Wangen rot, so müssen dieselben gewölbter modellirt werden als blasse. Desgleichen müssen die Lippen je nach ihrer Farbe mehr oder weniger gewölbt modellirt werden; auch müssen die Ränder derselben wegen der scharfen Abgrenzung des Roten vom Weißen oder Fleischfarbenen durch besondre, von der Natur abweichende Formen behandelt werden. Ebenso der Übergang vom Fleisch zu den Haaren, und zwar dadurch, daß das Haar etwas zurückgedrängt, das Fleisch erhöht und dann weich mit den Haaransätzen verbunden wird. Der Scheitel muß je nach der Farbe der begrenzenden Haare um ein

Bedeutendes erhöht werden (5 bis 8 Millimeter). Würde man solche Köpfe bemalen, so würden dieselben außer Verhältnis kommen. Bei Köpfen mit sehr durchsichtigen Haaren (von kleinen Kindern und Greisen) müssen die Schädel verstärkt werden, welche dann wiederum bei einer Bemalung wasserköpfig erscheinen würden, oder sie müßten denn, wie Professor Springer sehr richtig sagt, extra für die Bemalung modellirt sein. Man würde aber nur durch eine direkte Abformung der Natur das für Bemalung richtige finden. Dann braucht man aber keine Bildhauer, sondern nur tüchtige Former."

Diese in jedem Punkte beachtenswerte Auseinandersetzung bestätigt nicht bloß die Ergebnisse theoretisch-historischer Betrachtung, sondern sie deutet auch bereits das Ziel an, zu welchem unsre Bildhauerkunst gelangen würde, wenn sie sich plötzlich zur Polychromie bekehrte. Wir wollen dabei garnicht an das schon oft heraufbeschworene Gespenst des Wachsfigurenkabinets denken, obwohl uns die Berliner Ausstellung triftige Gründe dazu gegeben hätte. Wir wollen nur das mühsam auf dem Wege eines unablässigen Fortschrittes Errungene gegen eine Reaktion verteidigen, welche einem noch sehr anfechtbaren Dogma zuliebe alles vernichten will, was durch eine lange Reihe der besten künstlerischen Kräfte auf den Voraussetzungen unsers Klimas, unsrer materiellen Hilfsmittel, unsrer ästhetischen Gewöhnung aufgebaut worden ist. Die Bildhauertechnik unsrer Tage weiß auch ohne Hilfe der Naturfarben malerische Wirkungen zu erzielen, die oft genug bereits über die Grenzen der Plastik hinausgehen. Sollen wir diesen über das ungefügige Material errungnen Triumph ohne weiteres preisgeben? Sollen wir zu primitiven künstlerischen Darstellungsformen zurückkehren, zu deren Verständnis uns die nationale Tradition der Griechen fehlt? Wir würden den Lebensfaden unsrer Bildhauerkunst für lange Zeit unterbinden und im günstigsten Falle ein zweifelhaftes Gut gewinnen. In Wirklichkeit haben wir jedoch keine Ursache, uns mit solchen Grillen zu plagen. Die Entwicklung der Kunst ist noch niemals durch Theorien vorwärts gebracht oder aufgehalten worden. So wird auch die Frage, ob wir „unsre Statuen bemalen" sollen, voraussichtlich nicht lange die Kreise unsrer Künstler stören.

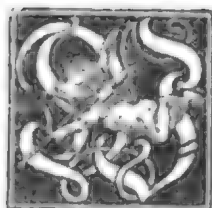




Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)



Während der König langsam seinen Umgang durch beide Säle hielt, Barreto und Camoëns in dem dichten Kreise standen, der sich jetzt von neuem um sie bildete, hatten sich kleine Gruppen der Anwesenden nach den Fenstern zurückgezogen und beobachteten von dort aus das bunte Getümmel. Zu einem ältern Manne in geistlichem Gewande, welcher in der Nische des letzten Fensters lehnte und kein Auge von Senhor Manuel und seinem Freunde verwandte, trat mit leisen, selbst auf dem Marmorboden des Saales kaum erklingenden Schritten Pater Tellez Almeida, der Kaplan des Königs — ein junger, höchstens vierundzwanzigjähriger Priester, in dessen hagerm, blassem Antlitz Nachtwachen und unablässige Andachtsübungen schon tiefe Furchen gezogen hatten. Er neigte sich nicht tief, aber sichtlich mit Demut vor dem ältern Geistlichen, der ihm mit flüchtigem Wink bedeutete, sich nicht beim Gruße aufzuhalten und näher, ganz nahe zu ihm heranzutreten. Über der Adlernase des alten Priesters, des Priors von Belem, funkelten ein paar schwarze Augen, die noch einmal auf Camoëns gerichtet und denn Pater Tellez rasch zugewandt wurden:

Wer hat dem König Luis Camoëns zu solcher Aufnahme empfohlen? Manuel Barreto hätte das nicht vermocht —

Dom Antonio Pacheco, der Komthur! versetzte der junge Kaplan. Er war diesen Nachmittag eine Viertelstunde bei dem König, man hörte ihn eindringlich sprechen.

Was wißt Ihr von Camoëns, Bruder Tellez? Ist die Gunst, welche unser Herr dem Dichter zuwendet, ein ungefährliches Spiel, kann er die Auszeichnung verdienen, die man ihm so freigebig voraufgewährt hat?

Laßt uns das hoffen, Herr! antwortete der junge Priester. Zu Goa hat sich Camoëns nicht an die Unsern gehalten, und wenn er auch nicht in dem

Verdachte ketzerischer Meinungen stand, so war er doch nach Dichterart lau gegen die heilige Kirche und mehr bekümmert um sein Gedicht als um sein Seelenheil. Ihr seht selbst, in wie bedenklichen Händen er hier ist.

Ich sehe es, aber das ist die Frage nicht! sagte der Prior von Belem in dem leisen und doch scharf und bestimmt klingenden Tone, den er zuerst angeschlagen hatte. Auch ein weltliches Gedicht kann geistliches Werkzeug werden, wenn ihm der rechte Geist an oder auch von der rechten Stelle eingehaucht ist! Sucht zu erkunden, ob der Dichter vielleicht unsrer bedarf, und kümmert Euch ein wenig um sein gegenwärtiges Leben! Über das Vergangne will ich in Erfahrung bringen, was uns nützen kann. Und seid ganz Ohr, wenn er alsdann zu lesen anhebt, falls der König seines Vorsatzes in einer Stunde noch eingedenk ist.

Ich habe ein Gelübde gethan, beim Lesen weltlicher Bücher und beim Klange weltlicher Musik meinen Rosenkranz zu beten.

Ich dispensire Euch für heute davon, Bruder Tellez, antwortete der Prior. Ihr sollt hören, was Luis Camoëns uns bringen wird. Ich weiß doch, daß Ihr seinerzeit in Coimbra im Virgil und Theokrit gut Bescheid wußtet, sucht Eure alten Künste hervor.

Trotz der kleinen Schmeichelei, die in den letzten Worten lag, sprach der Prior von Belem kalt und kurz, mit schlecht verhohlener Geringschätzung der Gelübde des jungen Priesters, zu Tellez Almeida. Dieser neigte nur das Haupt, zum Zeichen, daß er gehorchen wolle, und verstand den Wink aus den funkelnden schwarzen Augen, daß die Unterredung zu Ende sei, recht wohl. Aber er entfernte sich nicht, sodaß der Prior endlich hinwarf: Habt Ihr mir noch etwas zu sagen, Bruder Tellez?

Gewiß, hochwürdigster Herr! entgegnete der Kaplan, und jetzt blitzte in seinen Augen ein Strahl auf, den der Prior mit Überraschung sah. Ich wagte schon vor Wochen auf die Gefahr hinzudeuten, in welcher der König steht. Er betet noch alle Morgen, daß Gott ihn keusch erhalten und ihm Siege im Kampfe für den Glauben schenken wolle. Aber ich fürchte, er betet nur noch mit den Lippen, nicht mit dem Herzen. König Sebastian sieht Donna Catarina Palmeirim jeden Tag, und in seinen Augen flammt die Sünde. Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, hat schon die Ehe gebrochen, spricht der Herr!

Donna Catarina ist nicht vermählt! sagte der Prior von Belem trocken. Was wollt Ihr mit Euern Worten kurz sagen?

Daß Gefahr im Verzuge ist, daß die Tochter des Grafen von Palmeirim vom Hofe hinweg muß, da es doch noch Monate anstehen kann, bis der König den Feldzug gegen Marokko antritt. Daß Ihr und des Königs Beichtvater nicht länger zögern dürft, unserm jungen Herrn ins Gewissen zu reden.

Ihr seid unerfahrner, als sich in Euerm Amt geziemt. Sobald der König Pater Rafael, seinem Beichtvater, sträfliche Gedanken vertraut, wird es dieser

an Mahnungen nicht fehlen lassen und mit der Gnade des Höchsten den jungen König vor einem Fehltritte bewahren. Wenn uns jetzt gelänge, die junge Dame, von der Ihr sprecht, vom Hofe zu entfernen, so würden wir vielleicht eben damit den König in ihre Arme treiben. Wißt Ihr nicht, daß man die Könige dieser Welt zum schlimmen anstachelt, wenn man ihnen etwas unerreichbar macht, worauf sie ihren Wunsch oder Willen gerichtet haben? Dom Sebastian muß sich selbst finden, Eure und unsre Kraft kann ihn nicht behüten — womit ich nicht gesagt haben will, daß Ihr nicht auch ferner die Augen offen halten sollt.

Bruder Tellez Almeida kämpfte mit sich, ob er schweigend hinweggehen oder noch mehr sagen solle. Der Prior von Belem hatte sich abgekehrt und sah aus dem Fenster über die Terrasse hinweg, bis der Kaplan unmittelbar neben ihm trat und ihm zuflüsterte:

Ihr müßt mir verzeihen, Herr — ich kann Eure Ruhe nicht teilen. Bedenkt, welch ein Beispiel König Sebastian der Welt bis heute giebt — ein König, ein Krieger, der kindliche Reinheit bewahrt und die Sünde irdischer Liebe als die schwerste aller Sünden erkennt! Er entsagt der Ehe, die sein Volk von ihm hofft und stürmisch begehrt, nur um der himmlischen Krone sicher zu sein! Und nun gefährdet ihn die Versuchung, die schwerste, mit welcher der Mensch Tag und Nacht streitet, und Ihr wollt ihm jede Unterstützung in solchem Kampfe versagen?

Thut, was Eure Pflicht ist, nicht mehr noch minder! antwortete der Prior mit strafender Schärfe im Tone. Ihr stellt zu wenig Gott anheim. Wenn er es geschehen lassen will, daß der König strauchelt, so wird er ihn auch wieder aufrichten. Im Gefühl seiner Makellosigkeit könnte sich der junge König vielleicht überheben und die Leitung mißachten, die ihm gewährt ist — im Bewußtsein einer Sünde würde er demütig und dankbar sein. Ich sage nicht, daß es so kommen müsse, teile Eure Besorgnisse für den König nicht und will Euch nur zu Gemüte führen, daß einem Priester ein wenig Vertrauen auf die Vorsehung wohl ansteht!

Der Ausdruck der Bestürzung auf dem Gesichte des jungen Kaplans unterschied sich seltsam von dem Ausdrucke heiterer Ruhe in den Zügen des Priors. Tellez Almeida beugte sich auf die lässig gefalteten Hände des hohen Geistlichen herab, küßte dieselben und stammelte:

Herr, wenn Ihr denn keinen Wert darauf legt, daß der König keusch und makellos bleibt, so gedenkt, daß Ihr ein Portugiese seid wie ich, wie wir alle! Laßt Dom Sebastian eine christliche und fürstliche Ehe schließen und helft seinem ruhmwürdigen Stamme die Krone dieses Landes für fernere Zeiten sichern. Bedenkt die Zukunft, Herr!

Ich sehe mit Erstaunen, Bruder Tellez, wie sehr Ihr von weltlicher Sorge bewegt werdet. Der König ist unser wie Euer Herr, will er sich vermählen, wer kann ihn hindern? Aber uns Söhnen der Kirche ziemt es nicht, ihn zur Ehe

zu drängen, wie Ihr wohl wißt. Eure Furcht um die Zukunft des Landes teile ich nicht. König Sebastian ist ein treuer Sohn der Kirche. Wenn es jedoch Gott gefiele, ihn ohne Nachkommen abzurufen, fiele sein weltliches Erbe an Spanien, und ich hoffe, daß Ihr König Philipp für so gläubig und so getreu haltet wie unsern jungen Herrn! Jetzt geht in die Nähe des Königs zurück und achtet auf Luis Camoëns!

Tellez Almeida gehorchte augenblicklich und ohne noch ein Wort zu verlieren, er wendete sich aus der Fensternische gegen die Mitte des Saales hin, wo Barreto und Camoëns noch immer von Begrüßenden und Glückwünschenden umdrängt waren. Niemand in dem glänzenden Kreise hatte auf die verdüsterte Miene des jungen Kaplans Acht, nur der Prior von Belem blickte ihm nach, jetzt wieder mit dem ruhigen Ernst, den er im allgemeinen zur Schau trug. Auch Bruder Tellez fand die Selbstbeherrschung des Priesters rasch wieder; er zuckte nur unmerklich, als sich die Flügelthüren des Hauptsaales am untern Ende öffneten und gleichzeitig am obern Ende der König aus dem Nebensaal, in dem er verweilt hatte, rasch wieder eintrat. Die Aufmerksamkeit der Versammlung teilte sich augenblicklich zwischen den am untern Saalende erscheinenden Damen und zwischen König Sebastian, welcher mit ungestümer Bewegung den Eingetretenen entgegeneilen wollte, aber offenbar infolge einiger Worte, die ihm Graf Vimioso zuflüsterte, seinen Schritt mäßigte und zuletzt in der Mitte des Saales stehen blieb. Da man ehrerbietig vor ihm und der kleinen Gruppe seiner Begleiter zurückwich, so entstand auf der Stelle ein leerer Halbkreis, der sich erweiterte, um auch den Damen, die von den Gemächern der Königin-Witwe her kamen, Raum zu geben. Es waren zwei ältere Frauen in dunkler Kleidung und zwei jüngere in leuchtend prächtigen Gewändern, welche zugleich in den Halbkreis traten und den König ehrfurchtsvoll begrüßten. Aber wie Dom Sebastians funkelndes Auge nur eine derselben wahrnahm, so richteten sich auch die Blicke aller nur auf die schlanke Mädchengestalt in einem Obergewand aus Silberstoff, das über ein Unterkleid von purpurnem Sammet herabfiel. Die dunkeln Haarwellen des schönen Mädchens waren von einem Diadem gehalten, aus dessen goldnen Blättern große Rubinen als Blüten herausleuchteten. Aber niemand in diesem Kreise, am wenigsten Dom Sebastian, sah auf Gewand und Juwelen der schönen Catarina Palmeirim. Die edle Schönheit ihrer Züge war von jugendlichem Liebreiz überhaucht, der einen Wiederschein in dem Gesichte des jungen Königs zu erwecken schien. Dom Sebastians düster ernster Ausdruck verlor sich schon, als er des Mädchens ansichtig ward, und wandelte sich jetzt in einen Ausdruck von Heiterkeit, welcher keinem der Anwesenden entging. In dem Zusammendrängen der glänzenden Versammlung, dem bewundernden, vielbedeutsamen Stimmengeschwirr, das sich erhob, war sogar ein halb erstickter Aufschrei nicht gehört worden, der mitten im Gedränge erklang, und da alle Blicke nach dem König und der ihm gegenüberstehenden Dame gekehrt waren,

hatte niemand auf das Gesicht und das weitgeöffnete Auge des Luis Camoëns Acht, der mitten im Gewühl der Hofherren verschwand und dessen Hand sich krampfhaft um den Arm Manuel Barretos klammerte. Der Dichter hatte in dem Augenblicke, wo die Damen und unter ihnen Catarina Palmeirim eintraten, mit einem der alten indischen Befehlshaber, denen ihn Barreto vorgestellt hatte, wenige Worte gewechselt und war erst durch das Rauschen und Flüstern der Umstehenden veranlaßt worden, sich nach dem Könige hinzuwenden. Sein Blick fiel zugleich auf das froh erhellte Gesicht des jungen Fürsten und auf die schönen Züge des Mädchens — dem Aufschrei, den er mit plötzlichem Besinnen, wo er sei, zurückzudrängen suchte, folgte ein langes, atemloses Hinstarren nach der holden Erscheinung. Ohne es zu wissen, hatte sich Camoëns in die vordere Reihe des dichten Halbkreises gedrängt und Barreto mit sich gezogen. Der letztere war zum Glück der Einzige, der in dieser Minute auf den Dichter Acht hatte, er allein verstand auch, was in der Seele desselben vorging, hatte das Gefühl, daß Camoëns sein übervolles Herz erleichtern müsse, und flüsterte ihm zu: Sie gleicht ihrer Mutter wundersam, ist es nicht so, Freund?

Gleicht? — Sie ist es selbst — so wahr Gott lebt! entgegnete der Dichter in leisem Tone, durch den seine glückselige Erregung hindurchzitterte. Sein Auge hing dabei fort und fort an den Zügen der jungen Gräfin, mit welcher jetzt der König sprach, und haftete auf der Bewegung ihrer Lippen, als ob er an diesen den Klang ihrer Stimme erraten könne. Barreto unterdrückte ein heiteres Lächeln über die Verzückung des Freundes nicht; da diese aber nicht enden wollte und Senhor Manuel mit einemmale bemerkte, daß Tellez Almeida, der Kaplan des Königs, in Camoëns' Nähe stand und sehr aufmerksam den Blicken des Dichters folgte, so mahnte er ihn durch ein paar rasche Worte, sich zu besinnen: Hütet Euch wohl, Luis! Wenn es Euch glücklich macht, in der Tochter die Mutter wieder zu erkennen, so bergt dies Glück vor fremden Augen. Tretet mit mir zurück und gönnt dem Schwarme nicht den Anblick Eurer Thränen!

Ihr habt Recht, Freund! sagte Camoëns, wie aus einem Traume auffahrend und das thränenfeuchte Auge mit der Hand deckend. Führt mich, wohin Euch gut dünkt! Die holde Erscheinung wird ja nicht in einem Augenblicke wieder verschwinden.

Während er so leise und doch für diesen Kreis immer noch zu laut zu Barreto sprach, leitete ihn dieser aus dem dichten Gedränge an eines der offenstehenden Fenster, deren tiefe Nischen jetzt völlig leer waren. Camoëns blickte noch einmal zurück, er konnte von hier aus nur den König wahrnehmen, Haupt und Gestalt der schönen Catarina Palmeirim war durch die Gruppe verdeckt, in der er eben selbst gestanden hatte. Hoch aufatmend beugte er sich hinaus — unter den Bäumen der großen Terrasse herrschte jetzt völliges Dunkel, ein würziger Hauch strömte von den blühenden Orangen dicht vor den Fenstern zu ihm heran. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Italienische Sicherheit im Eisenbahnverkehr. In der soeben erschienenen vierten Auflage des trefflichen Reisebuches über Mittelitalien von Gsell=Fels*) ist an auffälliger Stelle die „Warnung" zu lesen, daß das reisende Publikum unter keinen Umständen irgendwelche Wertsachen (besonders Schmuck, Geld u. s. w.) in den aufzugebenden Gepäckstücken lasse, da das Reisegepäck, welches aufgegeben wird, auf den italienischen Eisenbahnen den frechsten Plünderungen ausgesetzt sei.

Es ist vielleicht für manchen von Interesse, das Material kennen zu lernen, auf welches sich diese öffentliche Anklage stützt, und welches die Veranlassung zu obiger Warnung gegeben hat. Außer allgemeinen Klagen in italienischen Zeitungen sind es vier Fälle von frecher Plünderung des Reisegepäcks, durch welche deutsche Reisende schwer geschädigt wurden, die aber nur zum Teil in die Oeffentlichkeit gedrungen sind.

Durch die meisten deutschen Zeitungen ist wohl die Nachricht von dem Diebstahle gegangen, welcher an dem Reisegepäck des Generaladjutanten des Königs von Würtemberg, Freiherrn von Spitzemberg, bei dessen Durchreise durch Genua begangen worden ist. Derselbe hatte im Frühjahr vorigen Jahres im Auftrage des Königs Geschenke im Werte von über 3000 Mark aus Italien nach Deutschland zu bringen. Die Sachen (Schmuck u. dergl.) befanden sich in wohlverschlossenen großen Koffern, welche in Genua auf dem Bahnhofe gelassen wurden, während Freiherr von Spitzemberg mit seinem Gefolge im Hotel übernachtete. Da die Koffer am folgenden Tage direkt nach Stuttgart aufgegeben wurden, so können die Wertgegenstände, die man beim Oeffnen der Koffer in Stuttgart sämtlich vermißte, nur auf dem Bahnhofe in Genua gestohlen worden sein. Dabei zeigten jedoch die Schlösser keinerlei Verletzung. Ebenso kann in einem andern Falle der Diebstahl nur während des Verweilens der Koffer auf dem Bahnhofe in der Nacht erfolgt sein. Und dabei wurde von dem Polizeiagenten, den das italienische Ministerium des Innern auf die energischen Reklamationen des Bestohlenen hin nach diesem Bahnhofe geschickt hatte, konstatirt, daß in der Nacht des Diebstahls der diensthabende Wachmann vom Stationschef (!) aus dem Stationsgebäude weggeschickt worden war. Trotzdem blieben alle Reklamationen, sowie ein langer Prozeß erfolglos.

In zwei andern Fällen scheint der Diebstahl während der Fahrt ausgeführt worden zu sein. So wurden einem Ehepaare aus Hamburg, das von Mailand nach dem Lago Maggiore reiste, wahrscheinlich während der Fahrt von Mailand nach Arona durch Oeffnen der Koffer zwei Armbänder und eine Geldbörse gestohlen. Ein schweizerisches Blatt, welches diese Thatsache nach dem Berichte im „Schwäbischen Merkur" (vom 21. Juni 1885) veröffentlichte, bemerkt dazu, daß auch Schweizer Damen bei der Fahrt auf derselben Strecke Mailand=Arona wertvoller Gegenstände, die sich in ihren wohlverschlossenen Koffern befanden, in rätselhafter Weise geraubt worden seien. Der vierte Fall endlich hat den Herausgeber der Gsell=Felsschen Reisebücher, Herrn Verlagsbuchhändler Meyer, betroffen. Derselbe hatte sein Gepäck in Neapel nach Luzern auf die Bahn gegeben; als er es vier Tage später in Luzern in Empfang nahm, waren die darin verpackten Schmuck=

---

*) Meyers Reisebücher. Mittel=Italien von Dr. Th. Gsell=Fels. 4. Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1886.

etuis sämtlich ihres Inhalts beraubt. Da die Schlösser des Koffers in bestem Stande waren, kann der Raub nur von sehr geübter Hand, mit Hilfe sehr vollkommener Instrumente und in aller Sicherheit und Muße, wahrscheinlich während der Fahrt, verübt worden sein.

Daß diese Plünderungen nicht vereinzelt dastehen, beweist ein längerer Artikel eines italienischen, in Genua erscheinenden Blattes (Commercio vom 20./21. Mai 1885), welcher ohne Umschweife auf die überaus häufigen und schamlosen Plünderungen der Gepäckstücke während der Fahrt und auf den Bahnhöfen — der Verfasser behauptet, daß acht, zehn und mehr Prozent der transportirten Kolli beraubt würden — hinweist und dringend Abhilfe verlangt. Der Artikel trägt die Ueberschrift: „Die Eisenbahndiebstähle auf den italienischen Eisenbahnen."

Da angesichts solcher Thatsachen kein Zweifel übrig bleibt, so kann man die Warnung des genannten Reisebuches nur billigen und für möglichste Verbreitung derselben Sorge tragen.

Druckfehler. Nicht ohne Neid werden wir zuweilen daran erinnert, daß wir in gewissen Dingen doch unsern Nachbarvölkern noch immer nachstehen. Wie korrekt statten die Engländer und Franzosen ihren Bücherdruck aus! Aeußerst selten finden sich dort sinnstörende Druckfehler. Autoren und Verleger halten es für Ehrensache, das Lesen nicht durch Nachlässigkeiten zu erschweren. Das ist uns noch keineswegs in Fleisch und Blut übergangen, und wir sollten darin etwas von unsern Nachbarn lernen. Es ist umso schmerzlicher, durch solche Druckfehler gestört und geärgert zu werden, wenn ein Buch sonst wertvoll ist. Da ist z. B. kürzlich der vierte Band von Bismarcks Reden rc. von L. Hahn (Berlin, Hertz) erschienen, ein Werk, das auf viele Jahre hin eine unversiegliche Quelle für unsre Politiker sein wird. Es ist eine Freude, hier die Kämpfe, Siege und Fortschritte in unserm nationalen Leben an der Hand der Aktenstücke selbst zu verfolgen. Der Herausgeber bedarf der Anerkennung für sein Unternehmen längst nicht mehr. Aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß er leider keinen sorgfältigen Korrektor zur Seite gehabt hat, und daß eine Menge anstößiger Fehler in diesem Bande wie in andern seiner Schriften stehen geblieben ist! Schlagen wir z. B. S. 11 auf, so lesen wir Z. 1: „Ein Minister, der nicht wagt, etwas einzubringen, wovon er sicher weiß, daß er es durchbringt, der ist eben kein Minister." Der Satz ist sinnlos, weil ein nicht ausgefallen ist. Ein erbärmlicher Minister ist eben der, der nichts wagt einzubringen, wovon er nicht sicher weiß, daß er es durchsetzt. S. 290 ist der Satz, mit dem die Seite anfängt, völlig unverständlich. Es heißt: „Ich habe mehrfach darauf hingewiesen, daß auch die Stellung, die das Ausland zu unsern kolonialen Verhältnissen einnimmt, maßgebend ist." Es soll aber heißen, daß für die Stellung, die das Ausland rc. einnimmt, unsre eigne innere Lage, unser Parteiwesen maßgebend sei. S. 430 wird die berühmte Kritik gegen Camphausens Finanzpolitik vorgetragen. Da heißt es: „Ich habe in der festen, sichern und ehrlichen Ueberzeugung gefunden, mit der Gott an dem sechsten Tage der Schöpfung auf das Geschaffne zurückblickte rc." Der Satz ist auch sonst ungenau, aber vor allem muß es nicht in, sondern ihn (Camphausen) heißen. S. 359, Z. 23 steht in einer Rede des Kultusministers von Puttkamer, daß für Staat und Reich ein gemeinsamer Rechtsboden nicht zu finden sei. Dasselbe hat Herr Hahn auch in seiner Geschichte des Kulturkampfes, S. 251, drucken lassen. Aber es ist sinnlos, es muß Staat und Kurie heißen. In derselben wichtigen Rede finden sich noch andre Fehler in beiden Abdrücken. S. 362 steht: die Geistlichen zu erneuern

statt zu ernennen, S. 365 ist gedruckt, die Konzession sei zurückgegangen, wo es zurückgezogen heißen muß. Ein andrer Fehler ist diesmal wenigstens nicht wiederholt; denn S. 235 der Geschichte des Kulturkampfes, Z. 4 von unten war geirrt gedruckt, dafür ist jetzt wenigstens richtig gerirt hergestellt (S. 352). Aber S. 426 ist aus einem Brief Bismarcks an Bülow ein Fehler stehen geblieben, der auch in G. R. Wagners Buch: „Bismarck nach dem Kriege" S. 220 schon erscheint: „Und Roon war auch kein leicht zu lebender Charakter." Diesen Fehler könnte der Reichskanzler nicht einmal in der erregtesten Rede gemacht haben, vielweniger in einem Briefe. Es ist falsch gelesen worden und soll jedenfalls heißen: kein leicht zu lenkender Charakter.

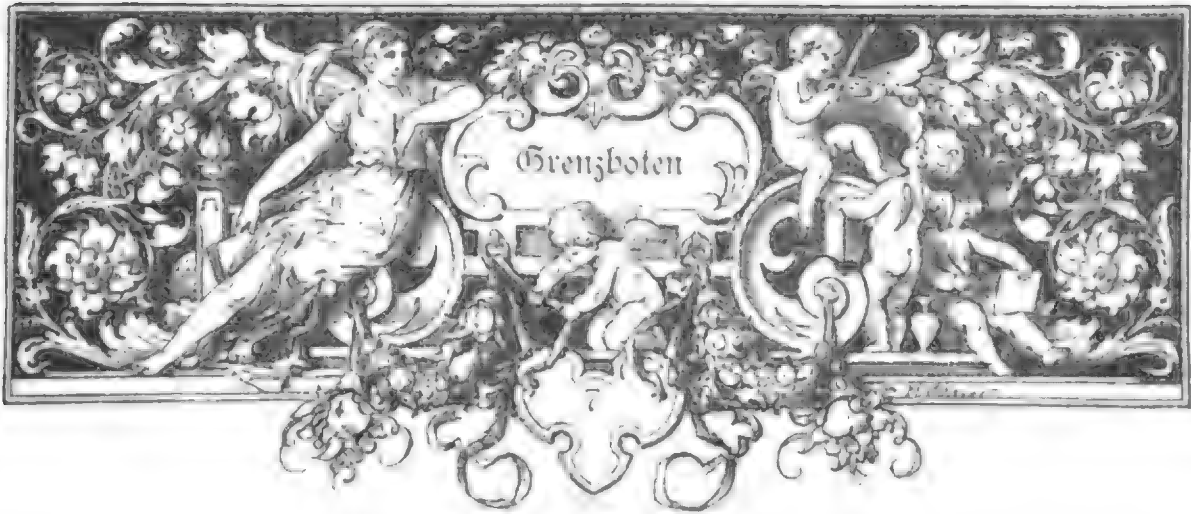
Unschädlicher sind die lächerlichen Fehler, wie wenn es z. B. in L. Hahns schönem Buche: Zwanzig Jahre, 1862 bis 1882, S. 84 statt Reaktion Redaktion heißt. Aber unangenehm ist es doch, wenn S. 73 desselben Buches aus dem Einheitsstaat ein Einzelstaat wird, wenn S. 92 und 93 in dem berühmten Wort über die Frankensteinsche Klausel zweimal Finanznot statt Finanzhoheit gedruckt ist, oder wenn S. 36 durch Ausfall der Worte „zu verwerfen" der ganze Satz Z. 14 v. u. seinen Sinn verliert.

Ich glaube, dieses Material genügt, um den allgemeinen Eindruck zu begründen, von dem wir ausgeangen sind. Wir müssen besonders in so wertvollen Büchern mehr für den Leser thun in Korrektheit des Druckes, und wenn wir auch mehr Arbeitskräfte heranziehen müßten für Korrektur; wir müssen uns dies auferlegen und dürfen uns hierin von den Fremden nicht länger beschämen lassen.

Nochmals Korps und Burschenschaften. Die Tübinger Studentenverbindung Königsgesellschaft (Roigel) hat sich bei uns darüber beschwert, daß die Darstellung eines in unserm Aufsatze „Korps und Burschenschaften" (Heft 2, S. 56) erwähnten Vorkommnisses als ein Angriff auf sie aufgefaßt werden müsse. Wir können im Einverständnis mit dem Verfasser jenes Aufsatzes nur erklären, daß ein solcher Angriff keineswegs beabsichtigt gewesen ist, und daß insbesondre der Ausdruck „typisches Beispiel" nicht den Sinn haben sollte, der dort erwähnte Fall sei für die betreffende Verbindung typisch, sondern nur für den schlimmen Einfluß, den der Verruf zwischen Korps und Burschenschaften auf die Studenten aller Hochschulen ausübt. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Tübinger Verbindung — deren Name übrigens zu unserm lebhaften Bedauern mit einem falschen Diphthonge, eu statt oi, gedruckt war — sich bei dieser Erklärung beruhigen werde.

Zeitungsmusik. Unter dieser Ueberschrift brachten die Grenzboten im 41. Hefte des vorigen Jahrganges einen Aufsatz, der in musikalischen Kreisen, wie die zahlreichen einzeln bezogenen Nummern jenes Heftes beweisen, ein gewisses Aufsehen erregte, wenn ihn auch die musikalische Presse natürlich totzuschweigen versucht hat. Der Aufsatz erschien auf Wunsch des Verfassers anonym. Der Verfasser ist aber wenige Wochen nach der Veröffentlichung seines Aufsatzes gestorben, und die Familie ermächtigt uns nicht nur, sondern bittet uns, nachträglich seinen Namen zu nennen. Wir kommen dieser Bitte gern nach. Der Aufsatz war geschrieben von dem am 25. Dezember 1885 hochbetagt — im 75. Lebensjahre — verstorbenen Musikdirektor Heinrich Triest in Stettin.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Parlamentarische Betrachtungen.



ie parlamentarischen Verhandlungen, welche zur Zeit in den großen Kulturländern Deutschland, Frankreich und England stattfinden, sind bei einer vom Parteistandpunkte ungetrübten Prüfung geeignet, gewisse Glaubensbekenntnisse der doktrinären und prinzipientreuen Politiker aufs tiefste zu erschüttern. Schon die alten Römer erklärten jede Begriffsabgrenzung auf dem Gebiete des Zivilrechts für gefährlich — omnis definitio in iure civili periculosa —, weil das Leben sich nicht von der grauen Theorie beeinflussen lasse, vielmehr selbst alle der natürlichen Entwicklung entgegengestellten Dämme durchbreche. Dieser Satz der alten römischen Juristen hat aber nicht mindere Bedeutung auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes, und insbesondre in unsrer schnelllebenden Zeit, in welcher mit den tiefgreifenden Veränderungen in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft die Besitzverhältnisse viel häufiger als in frühern Jahrhunderten eine Verschiebung erleiden. Mit der Verschiebung des Besitzes ist notwendigerweise auch ein Wechsel in der politischen Macht oder doch in dem Streite um diese Macht verbunden.

Großbritannien hat stets auf dem Kontinente als das Musterland der konstitutionellen Herrschaft gegolten, und zwar umsomehr, je weniger die öffentlichen Einrichtungen Englands aus eigner Anschauung bekannt waren. Man sah nur auf das Parlament, und dieses Schauspiel, wie die Minister der Krone den gewählten Vertretern des Landes Rede stehen mußten, diese Redeturniere, wo nicht Geburt und Rang, sondern allein das Talent den Ausschlag gab — alles das wirkte auf den, der von ferne Zuschauer war, begeisternd und berauschend. Man wußte noch nicht, daß das Parlament nur die Spitze des

englischen Selfgovernment darstellte, daß das letztere in einer Übernahme staatlicher Pflichten durch die besitzenden Klassen bestand, daß lediglich die im Grunde genommen doch nur wenigen Tausend an Bildung und Besitz privilegirter Personen sich in der Ausübung der politischen Pflichten und Rechte teilten, und daß endlich innerhalb derselben nur zwei mehr historisch entstandene als innerlich tief begründete Gegensätze einander bekämpften.

Von allen diesen Grundsätzen war man auf dem Kontinente bis in die neueste Zeit nicht unterrichtet. Die Kenntnis englischer Verfassungsnormen wurde durch Montesquieu, der sie zum Teil nur halb und diese Hälfte falsch verstanden hatte, seinen Landsleuten und deren Nachbarn übermittelt. Als Quintessenz englischer Freiheit faßte man die Entscheidung durch die Mehrheit der Gewählten auf, und so bietet uns die erste französische Revolution in ihren verschiedensten Verfassungen ebenso viele Versuche dar, diese Herrschaft einer nur nach den vier Rechenspezies geschaffenen Mehrheit zu gestalten. Ohne Rücksicht auf die Entwicklung, welche eine Jahrhunderte alte Gesellschaft genommen hatte, ohne Rücksicht auf die sozialen Unterschiede, wie sie durch Besitz, Beruf und Bildung mit Naturnotwendigkeit eintreten müssen, wird das allgemeine Wahlrecht und die Entscheidung durch die numerische Mehrheit zum Schiboleth gemacht. Es erscheint nur folgerichtig, wenn das Wahlprinzip, welches für die obersten Vertreter des Volkes im Parlamente gilt, auf alle andern Zweige des öffentlichen Dienstes angewendet wird, wenn man nicht bloß die Vertreter der Bezirke und Kreise nach den gleichen Grundsätzen wählt, sondern nach diesen auch Justiz, Verwaltung und Unterricht besetzt. Gewählt wird von der Mehrheit der Bewohner der Schulmeister wie der Steuereinnehmer, der Präfekt wie der Staatsanwalt und die Richter sämtlicher Instanzen.

Theoretisch läßt sich das alles mit den schönsten und unwiderleglichsten Gründen rechtfertigen; damit diese Einrichtungen aber auch die Bedürfnisse des Lebens befriedigten, dazu wären Menschen notwendig, wie sie vor dem Sündenfall waren. Nachdem aber einmal die Kenntnis des Guten und Bösen auf die Welt gekommen ist, entscheidet in vielen Fällen nur die Selbstsucht oder die Verblendung, zumal wenn bei der Entscheidung die Kopfzahl den Ausschlag giebt. Die Franzosen haben auch mit dieser doktrinären Prinzipienreiterei ein klägliches Fiasko gemacht; das abstrakt philosophische Regiment konnte sich selbst mit Hilfe der Guillotine nicht behaupten; als es zusammenbrach, trat die Herrschaft des Säbels ein.

Trotz dieses so außerordentlichen Mißerfolges in der praktischen Durchführung hat man in Frankreich immer wieder das parlamentarische Regime wenigstens aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten gesucht. Man ist nicht wieder darauf zurückgekommen, das allgemeine Wahlprinzip auf alle staatlichen Funktionen anzuwenden. Aber für die Teilnahme an den höchsten Geschäften des Landes hält man es aufrecht, und weil man Jahrhunderte lang in England die Herr-

schaft der Whigs und Tories abwechseln sah und seit einigen Menschenaltern dort die Minister aus einer der beiden Parteien, je nachdem diese oder jene die Mehrheit hatte, genommen wurden, so wurde vom Liberalismus der Satz aufgestellt, daß die Minister der Krone oder des Staatsoberhauptes jedesmal aus der Mehrheit hervorgehen müßten. Einmal aufgestellt, begann dieser Grundsatz auch in seinen Details näher ausgebildet zu werden; man schied in den parlamentarischen Abstimmungen solche, welche als Vertrauensfrage gelten, und solche, welche gleichgiltiger Natur sind, und zwang bei einer Niederlage bezüglich der erstern das Ministerium zum Rücktritt und das Staatsoberhaupt zu einer Neuwahl seiner Räte aus dem Schoße der neuen Kammermehrheit. Entscheidend aber sah man nur die Mehrheit in der Wahlkammer an.

In Deutschland fanden zu der maßgebenden Zeit die Begriffe von Verfassung und Parlamentarismus durch Frankreich Eingang. Die französischen Revolutionskriege und die napoleonische Weltherrschaft haben nicht wenig für diese Propaganda gewirkt. Kaum war in den Freiheitskriegen das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt, so bezog das junge Deutschland die Rezepte für die Verwirklichung seiner dunkeln, verschwommenen Freiheitsideale aus der Metropole an der Seine. Die erst kürzlich gegeißelte Neigung des Deutschen zur Ausländerei trug nicht wenig zu dieser Vergötterung des französischen Liberalismus in Deutschland bei. Als im Jahre 1848 die große Bewegung bei uns eintrat, galt in den maßgebenden Kreisen nur das französische Lied als Leitmotiv. Zwar gelang es noch dem Widerstande der Regierungen, nicht alle Konsequenzen des doktrinären französischen Liberalismus in die Verfassungsurkunden aufzunehmen. Aber der Hauptgrundsätze desselben konnten sie sich nicht erwehren, und diese sind immerhin genügend, um von ihrem Anhange zum Ausbau in dem erwähnten Sinne benutzt zu werden. Das Verlangen nach Herrschaft der jedesmaligen Parlamentsmehrheit gehört zu dem Programm der Fortschrittspartei, der Demokraten und Sozialdemokraten, von denen sich die letztern freilich mit diesem Satze nicht mehr begnügen.

Der Probirstein des öffentlichen Rechtes ist die Zeit der Krisis. So lange schablonenmäßig nach einer bestimmten Reihe von Jahren Whigs und Tories abwechselten und eine dritte Partei nicht im Spiele war, ging alles ruhig vor sich. Beide Parteien hatten, wie ihnen zugestanden werden muß, gleichmäßig das Interesse des Staates und ihrer Partei im Auge; sie traten, wenn sie genug regiert hatten, gern von der Regierung wieder ab, um „Ihrer Majestät allergetreueste Opposition“ zu werden; wußten sie doch, daß nach einem bestimmten Zeitraume sie wieder Hammer werden würden. Die Parteien standen einander auch nicht schroff gegenüber; es war eigentlich nur eine kleine anständige Gesellschaft, wohlbegütert und wohlgebildet, die in abwechselndem Turnus die öffentlichen Geschäfte vielfach um Ehre führte. Es kam hierzu die insulare Lage des Reiches, welches seit Jahrhunderten nicht mehr um seine Unabhängigkeit zu

kämpfen hatte und in den zahlreich erworbenen Kolonien eine ergiebige Quelle für die Vermehrung seines einheimischen Reichtums besaß.

Auf dem Festlande war es anders. Hier gab es keine geschichtlichen Parteien, sondern es suchten sich solche erst auf Grund irgend eines doktrinären Programms zu bilden. In Deutschland besonders führte die eigentümliche Neigung zum Individualisiren zu Zersplitterungen, es standen sich nicht bloß Konservative und Liberale gegenüber, sondern innerhalb dieser Hauptrichtungen gab es wieder so viele Unterabteilungen, die sich mit der höchsten Erbitterung befehdeten, daß es für eine Regierung schwer geworden wäre, lediglich einer Partei allein das Staatsruder anzuvertrauen. Noch schwerer und zum Verhängnis für das Land wäre es geworden, wenn die Regierung im Parlamente ihren Schwerpunkt gefunden hätte und die Minister aus der Mehrheit derselben genommen worden wären. Bezüglich der ersten Alternative wird es genügen, die preußische Konfliktszeit vor 1866 in Erinnerung zu bringen, als die Mehrheit des Abgeordnetenhauses Jahre lang ein Ministerium bekämpfte und ihm selbst die Mittel zur Regierung verweigerte. Die zweite Alternative, die Mehrheitsregierung durch das Parlament, ist jetzt im Begriffe, in allen Ländern Fiasko zu machen, vor allen Dingen in England selbst, dem Urlande parlamentarischer Verfassung.

Es gab auch schon in frühern Jahren einige unabhängige philosophische Köpfe, welche das Wettermännchenspiel zwischen Whigs und Tories nicht als den erstrebenswertesten politischen Zustand betrachteten. Sie sahen, daß beide Parteien die Krone nur zum Deckmantel eigner Herrschaft benutzten und ihr eignes Regiment als das des Volkes ausgaben. Es lösten sich schon zur Zeit der Chartistenbewegung einzelne radikale Elemente von den Whigs ab, und im Laufe der Regierung der Königin Viktoria haben diese demokratischen Absplitterungen bereits eine solche Bedeutung gewonnen, daß sie ihren Anteil an der Regierung fordern können. Die Leitung des Parlaments war in die Hände ehrgeiziger Streber geraten, die ihre eigne Herrschaft als alleiniges Prinzip anerkannten. Um sich zu erhalten und den Gegner zu besiegen, mußten sie sich Verbündete um jeden Preis suchen. Die Radikalen, weil sie allein noch zu schwach waren, und Herr Gladstone, weil er durchaus wieder Minister werden wollte, kamen sich auf halbem Wege entgegen. Wie das aber immer bei dem Herabgleiten auf der schiefen Ebne geschieht, so befindet sich auch der leitende Whigführer bereits in den Händen der Radikalen. Aber auch in dieser Verbindung wären sie nicht stark genug, die Herrschaft zu führen, Liberale auf der einen und Konservative auf der andern Seite halten einander das Gegengewicht, ein Parteiregiment würde bei jeder Abstimmung gefährdet werden können. Unter diesen kritischen Umständen fand sich eine dritte Partei auf dem parlamentarischen Ringplatze ein. Die Vergewaltigungen Englands haben ihre Früchte getragen, ex ossibus ultor ist die Parnellitische Partei entstanden, welche bei

dem Gleichgewichte der alten Parteien die ausschlaggebende ist. Für die parlamentarische Herrschaft wäre dies an sich nicht von Bedeutung, allein diese dritte Partei unterscheidet sich sehr wesentlich von den andern. Während jene beiden auf demselben Rechtsboden stehen, den Staat und dessen Verfassung anerkennen und in seinen Grundlagen aufrecht zu erhalten streben, haßt die Parnellitische Partei das englische Reich und hat das größte Interesse daran, es zu zerstören, um auf seinen Trümmern ihr home rule, ein unabhängiges Irland, begründen zu können. Zur Aufrechterhaltung des parlamentarischen Regimes ist es nötig, die Gunst Parnells zu erwerben und dessen Stimme gegen Zugeständnisse zum Nachteil der Staatseinheit zu erkaufen. Herr Gladstone schreckt auch vor dieser Folgerung nicht zurück, und im Grunde genommen muß man es als richtig anerkennen, daß ein Staat den Untergang verdient, wenn die Mehrzahl der Volksvertreter denselben will! Die Konservativen Englands waren noch so sehr in dieser von ihren Vätern überlieferten Doktrin befangen, daß sie nicht den Mut hatten, das Volk über die Bedeutung des Zusammengehens der Parnellitischen Partei mit den Liberalen aufzuklären. Hätten sie gleich in der Thronrede betont, daß ein Paktiren mit einer Partei, welche den bestehenden Staat verneine, unmöglich sei, so würde eine Evolution der alten Parteien erfolgt sein, welche der Erhaltung des Staates zu Gute gekommen wäre.

Hier sehen wir also, wie in dem Lande, welches dem Parlamentarismus das Leben gab, der Staat von den Folgen desselben bedroht ist. Dasselbe Schauspiel aber haben wir auch in Frankreich, dem Lande, welches die englische Freiheit noch zu überbieten glaubte.

In Frankreich sind es trotz der vielfachen Schattirungen drei Hauptparteien, von denen die eine die Republik, die andre die Monarchie will und die dritte — die Radikalen — den bestehenden Staat überhaupt nicht mag, sondern auf dem Grunde einer neuen Gesellschaftsordnung ihre sozialkommunistischen Ideale zu verwirklichen strebt. Jeden Augenblick können sich die heterogensten Parteien verbinden, lediglich um den legalen Zuständen des Landes entgegenzuwirken und das vorhandne System zu vernichten. Wir haben auch bereits erlebt, daß solche ungeheuerliche Verbindungen eingegangen worden sind, und jeden Augenblick muß man darauf gefaßt sein, daß das Ministerium von einer Mehrheit ad hoc gestürzt wird, die niemals imstande wäre, selbst eine Regierung zu bilden. Die Weisheit des parlamentarischen Regimes ist damit an ihr Ende gelangt; zwar will man die Stimmen der Royalisten nicht zählen, weil diese als Feinde der Republik nicht in Betracht kommen, aber das ist doch nur ein schwacher Notbehelf, der der Willkür Thür und Thor öffnet. Mit demselben Rechte könnte man die Stimmen der Kommunisten weglassen, weil diese weder Republik noch Staat überhaupt, sondern Anarchie wollen.

Ein ähnliches Schauspiel bietet nun der deutsche Reichstag. Innerhalb der großen Gruppen von konservativ und liberal ist die Buntheit der Schat-

tirungen noch mannichfaltiger als in jedem andern Lande. So sehr nun auch diese Gruppen, ihre Sektionen und Fraktionen von einander abweichen, so stehen sie doch auf dem Boden des neugeschaffenen Reiches, und selbst die Fortschrittspartei, welche der Entstehung dieses Reiches alle möglichen Schwierigkeiten entgegensetzte und seit dem Beginn in verbohrter und verblendeter Theorie den Schöpfern desselben einen unnatürlichen und verbissenen Widerstand bereitet, erkennt die Existenz des Reiches an. Dagegen hat sich eine numerisch starke dritte Partei aufzuthun vermocht, welche lediglich Sonderinteressen verfolgt und für die Erreichung derselben kein Mittel scheut. Es wäre sehr gut denkbar, wenn in kirchlichen Angelegenheiten die Mitglieder des Parlaments ihre bestimmten Ziele verfolgten, ohne daß dadurch die staatlichen Interessen, soweit sie mit den Kirchenfragen nicht zusammenhängen, berührt würden. Allein von Anfang an geriet das Zentrum unter welfisch-jesuitische Führerschaft, welche bald jeden patriotischen Gesichtspunkt zu beseitigen verstand. Das Zentrum bildet eine Art weltlichen Jesuitenordens, in welchem der Einzelne sich unbedingt der Führerschaft zu unterwerfen hat, und diese richtet ihre Politik ausschließlich nach jesuitischen und welfischen Anweisungen. Daher kommt es auch, daß, während sich die deutsche Regierung mit der Kurie in dem verhältnismäßig besten Einvernehmen befindet, das Zentrum seinen Kampf fortsetzt, denn bekanntlich ist der schwarze (Jesuiten-) Papst noch mächtiger als der nominelle Inhaber des päpstlichen Stuhles. Zu dieser die Interessen des Reiches befehdenden Partei sammelt sich die nicht unbedeutende Zahl derjenigen Abgeordneten, welche überhaupt nur widerwillig Deutsche sind und jede Gelegenheit abwarten, um von dem Reiche abzufallen: Dänen, Welfen, Elsässer, Polen. Zusammen giebt dies eine so stattliche Zahl, daß das Zentrum und sein Anhang in jeder Frage maßgebend ist, und zur mächtigen Mehrheit anschwillt, wenn der Bismarckhaß Richters und seiner Gefolgschaft keine Scheu trägt, Schleppenträger der reichsfeindlichen Gruppen zu werden.

Wie denken sich nun die Anhänger des parlamentarischen Regimes die Möglichkeit, mit einer solchen Mehrheit ein Staatswesen zu leiten? Sie ist noch schwieriger als in Frankreich oder England, weil einerseits durch das Bundesverhältnis die Dinge viel verwickelter sind und anderseits unsre geographische Lage eine Stärkung der Wehrkraft des Reiches unumgänglich notwendig macht.

Die Polendebatte im Reichstage war eine Angelegenheit von eminentester politischer Bedeutung. Alle Gegner des Reichskanzlers fanden sich einmütig zusammen, und wenn je, so hat in dieser Frage die kaiserliche Regierung, um bei den technischen Ausdrücken des parlamentarischen Jargons zu bleiben, eine „gewaltige Niederlage erlitten." Dieses nämliche Ministerium Bismarck hat aber in derselben Frage wenige Tage darauf in der preußischen Kammer einen ebenso glänzenden Sieg errungen. Folgerichtig müßte Fürst Bismarck im Reiche seinen

Abschied nehmen, dagegen in Preußen an der Spitze der Geschäfte bleiben. Der Reichskanzler müßte aus der heterogenen Mehrheit genommen werden, wonach dem Kaiser nur die Wahl zwischen Richter, Windthorst oder Jadszewski bliebe. Dann hätten wir — wenn sich ein solcher Reichskanzler auch nur einige Tage hielte — einen offnen Krieg zwischen dem Reiche und Preußen, ja der deutsche Kaiser müßte den König von Preußen im Wege der Bundesexekution zwingen, von den Ausweisungen Abstand zu nehmen. Das wäre das folgerichtige parlamentarische Rezept, welches unzweifelhaft zur Auflösung der opfervoll errungenen deutschen Einheit führen müßte. Denn mit der Auflösung der einen oder andern Körperschaft ist nicht viel gewonnen. Ehe die Mehrzahl der Wähler von den Parteibanden befreit wird, bedarf es sehr tiefeingreifender Ereignisse.

Wir sehen auch hier das nackte Fiasko des Parlamentssystems. Dasselbe ist, Gott sei Dank, in Deutschland niemals zur Verwirklichung gelangt. Mit einer heroischen Festigkeit, die in ihrer vollen Bedeutung erst von den spätern Geschlechtern gewürdigt werden wird, hat König Wilhelm, von seinem Minister unterstützt, der Herrschaft der Parlamentsmehrheit auch in den schwersten Zeiten zu widerstehen gewußt: er hat zeitweise selbst den Verlust der Popularität zu ertragen verstanden, ohne an der Treue seines eine Reihe von Jahren irregeleiteten Volkes — soweit dasselbe in dem Parlamente seine Vertretung fand — zu verzweifeln. König Wilhelm und Herr von Bismarck haben sich nach innen und außen wehren müssen, da die innern Schwierigkeiten den auswärtigen Gegnern Preußens mächtige Handhaben gewährten, dem aufstrebenden Staatswesen entgegenzutreten. Wenn erst die englischen oder französischen Parteien solche Erfahrungen gemacht haben werden, wohin die alleinseligmachende Lehre der Parlamentsherrschaft führen kann, dann werden sie praktisch genug sein, sich von dieser Irrlehre loszusagen.

Gegenüber dem Parlamentssystem hat die preußische und deutsche Regierung stets die Praxis des Konstitutionalismus verfochten. Darnach bilden die Parlamente nur den Beirat der Krone, ohne welchen diese keine Gesetze machen kann, das Staatsruder selber aber bleibt fest in den Händen des Königs und Kaisers. Damit ist jedenfalls soviel gewonnen, daß dem Staate die verderblichen Schwankungen erspart bleiben, welche ihn bei dem Wechsel von Parlamentsministern von einem Extrem in das andre treiben. Dagegen ist freilich der Weg von Reformen nicht gesichert; hierzu bedarf die Krone der Zustimmung des Parlaments, und bei einer Mehrheit, wie sie zur Zeit im Reichstage besteht, lassen sich auch die notwendigsten Gesetze oft garnicht, oft nur nach Jahren und unter Aufreibung der kostbarsten Kräfte durchsetzen.

Auch ein solcher Zustand ist unheilvoll. Wir leben in einer Zeit tiefgehender sozialer Bewegungen, hervorgerufen durch die veränderten Erwerbsverhältnisse und das Erstarken des vierten Standes zu einem selbständigen Faktor in der Gesellschaft, die soziale Frage hat eine Unruhe in das Staatsleben gebracht,

welche weder durch die Gleichgiltigkeit mit der Hoffnung auf einen Selbstausgleich der Kräfte, noch durch die Zuversicht auf die rohe Gewalt der Bajonette beseitigt werden kann. Hier gilt es, durch positive Maßregeln wirkliche Übelstände zu beseitigen und eine Versöhnung zwischen dem Kapitalismus und der Arbeit herbeizuführen. Mit Mühe und Not ist es den verbündeten Regierungen, angefeuert durch die rastlose Energie des Kaisers und seines Kanzlers, gelungen, die ersten Schritte auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung zu machen, ihre Fortführung ist aber durch das Verhalten der Reichstagsmehrheit in Frage gestellt, die dabei freilich, wenn auch unbeabsichtigt, den Parlamentarismus selbst aufs Spiel setzt.

Heute denkt selbst der verbissenste Reaktionär nicht daran, einer Rückkehr zum absoluten Staate das Wort zu reden. Wie sehr die Regierung selbst auf die Teilnahme des Volkes an den öffentlichen Geschäften Wert legt, beweisen die verschiedensten Maßregeln, wie die Ausdehnung der Selbstverwaltung, die Schaffung eines Volkswirtschaftsrates, die Beteiligung der Arbeiter bei der Kranken- und Unfallversicherung, die Zuziehung der Interessenten bei wirtschaftlichen Enqueten u. dergl. m. Haben wir aber aus dem Fiasko des parlamentarischen Regimes gesehen, daß der Parlamentarismus in seiner heutigen Gestaltung noch keineswegs das letzte Ziel politischer Wohlfahrt darstellt, und daß selbst im Konstitutionalismus die berechtigtsten Wünsche des Volkes nicht zur Befriedigung kommen können, so müssen wir uns sagen, daß wir noch bei weitem nicht zu dem Abschlusse in unsrer elementarsten politischen Entwicklung gelangt sind, die den Staat ermöglicht, auch nur der dringendsten Sorgen, welche an ihn herantreten, Herr zu werden.

Wir würden politische Quacksalberei treiben, wenn wir mit neuen theoretischen Rezepten zur Beseitigung des Übels kommen wollten. Für uns genügt es zur Zeit, auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die unserm Staatsleben drohen. Sache jedes Einzelnen ist es, dahin zu wirken, daß diese Gefahren abgewendet werden, und hierfür bietet sich für jeden im politischen Leben überreiche Gelegenheit.



Gedanken über Geschichte und Geschichtschreibung.

Von Georg Weber.

2. (Schluß.)



Die französische Revolution fuhr wie ein Blitzstrahl durch die Geister und erschütterte die ganze bisherige Weltanschauung. Zunächst forschte man nach den Ursachen dieser überwältigenden Erscheinung, wobei man notwendig zu der Frage aufstieg, wie das Staats- und Gesellschaftsleben entstanden sei und sich entwickelt habe und welche Prinzipien und Endzwecke ihm innewohnten. Diese

Fragen beschäftigten zunächst die deutschen Denker und Schriftsteller. Lag doch Deutschland dem Schauplatze der Revolution so nahe, daß die Bastillenschläge auch auf der rechten Rheinseite sich fühlbar machten und nachzitterten, und war doch die geistige Atmosphäre jener Tage so erregt und bewegt, daß man alle Phänomene in der Natur wie in der Menschenwelt zu erkennen und zu begreifen sich anstrengte. Diese Zeitrichtung hatte auch auf die Historiographie ihren Einfluß. Spittler schrieb eine europäische Staatengeschichte vom Untergange des römischen Reiches bis auf seine Zeit, in welcher die Entwicklung des ständischen und repräsentativen Staatswesens den Mittelpunkt bildet; nur das römische Reich deutscher Nation wollte er als eine confusio divinitus ordinata nicht in den Kreis seiner Betrachtung ziehen.

Der Ausgang des achtzehnten und der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war die produktive Zeit, da alle Gebiete des geistigen Schaffens emsig angebaut wurden, um zu neuen Forschungsresultaten zu gelangen. Man suchte die Gesetze des Naturlebens zu ergründen; Herder strengte seinen Scharfsinn an, um in der Geschichte der Menschheit ein höheres Prinzip zu entdecken; die romantische Schule wendete ihre Blicke von der unerfreulichen Gegenwart ab nach den Gebilden des Mittelalters; anfangs schien es, als sollte die Philosophie den Sieg im Reiche der Wissenschaft davon tragen. Die Ergebnisse der wunderbaren Geistesarbeit Kants gaben allem Wissen und Forschen Wege und Richtung. Man strebte in der Naturforschung wie in der Geschichte über das Gegebene und Empirische hinaus zu dem Metaphysischen und Spekulativen. Auch die Historiker lagen unter dem Banne der Philosophie. Man forschte weniger nach dem, was geschehen war, wollte begreifen, wie es geschehen sei, ja wie es habe geschehen müssen, und wie das Zukünftige sich gestalten werde. Die Philosophie der Geschichte ging mit der Naturphilosophie Hand in Hand. Die Wissenschaft war auf dem Wege, sich ins Transcendentale zu versteigen. Es soll nicht geleugnet werden, daß durch diese Richtung nach dem Höhern und Übersinnlichen viel Schönes und Erhabnes zutage gefördert ward; denn die Idealität veredelt alles Irdische, in welches sie einströmt. Aber es war Gefahr vorhanden, daß man den Boden unter den Füßen verlor. Man mußte wieder hinabsteigen auf die feste Erde und den Realitäten des Lebens mehr Rechnung tragen. Die Geschichtschreibung mußte wieder zu den drei Fundamentalsätzen zurückkehren, die wir früher als die Vorbedingung jeder echten Historiographie bezeichnet haben: kritische Erforschung des Materials, innere Aneignung und Verarbeitung der Thatsachen und Zustände und künstlerische Darstellung aus warmer Herzensfülle.

Zu diesen Grundbedingungen hat Johannes Müller den Weg gezeigt und die ersten erfolgreichen Schritte gethan. Er vereinigte in sich die Eigenschaften der drei Nationen, denen er durch Geburt oder Bildung angehörte. Mit der rüstigen Arbeitskraft des Schweizers verband er den idealen Sinn des Deutschen und das exakte Kunstgefühl der Franzosen. Nachdem er in der „Geschichte

der Schweizerischen Eidgenossenschaft" ein Beispiel aufgestellt hatte, wie man aus dem überlieferten Quellenmaterial, aus Urkunden und Traditionen eine Landesgeschichte aufbauen, ein Volk, das durch Abstammung, Sprache, Religion und Lebensgewohnheiten auseinander geht, zu einem Nationalganzen gestalten und aus einer Menge partikularer Bestandteile und getrennter Gemeinheiten einen Staat schaffen könne, trug er zugleich der Richtung der Zeit Rechnung, indem er in den „Vierundzwanzig Büchern Allgemeiner Geschichten, besonders der Europäischen Menschheit" einen höhern Ton anschlug, auf einen weitern Horizont hinwies. Die Geschichtschreibung würde sich in einem Trümmerfelde von Monographien, in einer ungeordneten und unzusammenhängenden Masse von Memoiren und Biographien, von Städte- und Ländergeschichten irrelichterirend umhertreiben, wenn nicht die losen Elemente durch ein festes Gefüge zusammengeschmiedet, die wandelbaren Einzelglieder durch den beharrenden Geist der Menschheit verbunden würden, um die Wahrheit des Spruches zu beweisen: Und ob alles im ewigen Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ewiger Geist.

Auf den Schultern von Johannes Müller stehen Niebuhr und Ranke, und selbst Fr. Chr. Schlosser konnte sich seinem Einfluß nicht entziehen, so sehr auch der strenge historische Moralist bei jeder Gelegenheit scharfe Hiebe gegen den „deutschen Thukydides" führte. Mit diesen Namen haben wir die Häupter und Fahnenträger der modernen Historiographie bezeichnet, welche, wenn auch nicht jeder einzeln, so doch in ihrer Gesamtheit, die Kriterien und Beispiele für jede solide Geschichtschreibung aufstellten. Für die Behandlung der Geschichte des Altertums hat Niebuhr, Gibbons Spuren folgend, die richtige Methode geschaffen, an Rankes „Geschichte der Päpste" und „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" reicht kaum ein andres Geschichtswerk heran, sei es, wie bei dem ersten, an romantisch-künstlerischer Auffassung und Darstellung, sei es, wie bei dem letztern, an solider Verarbeitung eines spröden Stoffes zu einem Gemälde mit dramatischer Lebensfrische, und Schlossers „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" war vier Jahrzehnte lang die praktische Morallehre für das deutsche Volk aus freimütigem Munde und mannhafter Seele. Man hat Schlosser und Ranke in einen Gegensatz zu stellen gesucht durch die Bezeichnung subjektiver und objektiver Geschichtschreibung. Aber dieser Gegensatz ist, wie wir schon früher angedeutet haben, mehr der Ausfluß verschiedenartiger Persönlichkeiten, die Wirkung eines lebhaftern oder ruhigern Temperaments, als einer bewußten absichtlichen Methode und Betrachtungsweise.

Der Historiker steht nicht wie der Naturforscher einem fremden Organismus gegenüber; er ist selbst ein Teil der Menschenwelt, die er darzustellen unternimmt, die Gegenwart ist nur eine fortlebende, sich neugestaltende und entwickelnde Vergangenheit: was den Vätern widerfahren ist, was die Vorzeit geschaffen hat, geht auch die Söhne und die Nachwelt an. „Jeder Punkt in

der Gegenwart, sagt Droysen, ist ein gewordner. Was er war und wie er wurde, ist vergangen; aber seine Vergangenheit ist ideell in ihm. Aber nur ideell, erloschene Züge, latente Scheine; unbewußt sind sie da, als wären sie nicht da. Der forschende Blick, der Blick der Forschung vermag sie zu erwecken, wieder aufleben, in das leere Dunkel der Vergangenheiten zurückleuchten zu lassen. Nicht die Vergangenheiten werden hell, sondern was von ihnen noch unvergangen ist. Diese erweckten Scheine sind ideell die Vergangenheit, sind das geistige Gegenbild der Vergangenheit." Je nach seiner Natur- oder Weltanschauung wird nun der Geschichtschreiber mit mehr oder weniger Wärme und persönlicher Teilnahme in die Werkstätte eintreten, wo die Menschenschicksale erzählt und erklärt werden. Und so kommen wir wieder auf den frühern Ausspruch zurück, daß die Geschichtschreibung zugleich Kunst und Wissenschaft sei. Der echte Historiker muß wie ein schöpferischer Künstler die Außendinge in seine Seele eindringen lassen und sie verklärt und veredelt zurückstrahlen. Ein Geschichtswerk muß das wirkliche Leben treu und wahrhaft darstellen, dasselbe aber zugleich mit Künstlerhand und mit liebevoller Vertiefung in die reiche Menschenwelt schöpferisch neu gestalten. Wenn Ranke einmal seine Methode mit den kurzen Worten bezeichnet, er wolle „bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen," so hat er sich selbst nicht überall an die beschränkte Auffassung gehalten. Ranke bezeichnete einst in einer Festrede den Unterschied zwischen der deutschen und der fremden Geschichtschreibung dahin, daß die fremde mehr den Moment ins Auge fasse, während die deutsche nach Universalität strebe. Damit ist der Charakter und die Richtung der Historiographie unsrer Zeit richtig angedeutet. Das Ausland beschäftigt sich mehr mit der eignen Landes- und Volksgeschichte und einzelnen Epochen und Momenten derselben; die deutsche Geschichtschreibung strebt nach einem höhern Ziel und weitern Horizont: sie faßt die Menschheit als ein Ganzes und betrachtet die einzelnen Nationen stets als Glieder des Universums. Die „Weltgeschichte" ist eine deutsche Schöpfung, mag man sie als Philosophie der Geschichte fassen und in den Erscheinungen die Gesetze und Prinzipien erforschen, mag man in der Darstellung des geschichtlichen Gesamtlebens das pragmatische Zusammenwirken der Einzelglieder und die Kausalität zu begreifen suchen. Diese Richtung der Historiographie auf das Allgemeine entspricht sowohl der germanischen Natur als der philosophischen Bildung und wird durch die geographische Lage Deutschlands begünstigt.

Zu Anfang unsers Jahrhunderts hatte die Philosophie den ersten Rang unter den Wissenschaften, und wenn sie sich auch nicht auf dieser Höhe zu erhalten vermochte, als insbesondre die Naturwissenschaft sich selbständig machte und andre Forschungswege einschlug, so ist doch ein Zug nach Ergründung der letzten Dinge, nach einer metaphysischen Systematik der Natur- wie der Geisteswissenschaften inhärent geblieben. Namentlich ist in der Geschichtschreibung die Idee der Menschheit stets als strahlender Anfangs- und Ausgangspunkt alles

Forschens festgehalten worden, daher auch alles Humane in ihr Bereich gezogen, ja die Humanität selbst als das höchste Ziel und Gut alles menschlichen Strebens aufgestellt worden. Nach dieser Auffassung gehörte alles in den Raum der Geschichte, was der menschliche Geist in Kultur und Religion wie im Staats- und Verkehrsleben hervorbrachte. Mit dem erhöhten Gesichtspunkte war somit auch eine Erweiterung der Grenzmarken verbunden. Die Geschichte trat mehr und mehr in den Geisteswissenschaften an die Stelle, welche die Philosophie Jahrzehnte lang eingenommen hatte, aber nicht länger gegenüber dem anströmenden Realismus zu behaupten vermochte.

Nicht bloß der Gang der Bildung, auch der deutsche Charakter drängte in der Geschichtschreibung zur Universalität. Daß ein kosmopolitischer Zug der deutschen Natur innewohnt, kann nicht geleugnet werden, man mag denselben loben oder tadeln. Schon in der gewaltigen Zeit der Völkerkämpfe und Völkerbewegungen, die man als Völkerwanderung bezeichnet, wurde der weltbürgerliche Hang in der deutschen Natur entwickelt und genährt. Die Heldenzeit der Völkerwanderung gestaltete sich zu dem geheimnisvollen, sagenreichen Grundstock, wo in unerforschter Höhe die Lebensströme der germanischen Völkergeschichte ihren dunkeln Ursprung nahmen, wo wie in einem mächtigen Alpengebirge einzelne sonnenbeleuchtete Häupter glänzend emporragen und in ihren goldnen Spitzen den Ruhm und die Herrlichkeit ganzer Volksstämme oder Gebirgszüge konzentriren. Der Zeitraum der Völkerwanderung ist in der deutschen Geschichte das Alpengebirge, wo sich die romanische und germanische Welt verbindet und scheidet, vermischt und abstößt, und wo es oft schwer zu entscheiden ist, welchem Stamme die einzelnen glanzumstrahlten Höhen angehören.

Es ist die letzte gemeinsame Heimat aller germanischen Völkerschaften, ehe sie nach den verschiedensten Richtungen auseinander gingen und in den neuen Wohnsitzen der alten Zusammengehörigkeit vergaßen. In den Heroengestalten der Volksdichtung erhielt sich die letzte Erinnerung der ehemaligen Verwandtschaft und nationalen Einheit. Die großartige Zeit der Bewegung und Umgestaltung, die erst mit Karl dem Großen, dem Begründer des römischen Kaisertums im Abendlande, ihren Abschluß fand, ist die Ruhmeshalle des germanischen Volksstammes. Wir sehen in Gallien und Spanien, in der Lombardei und Britannien deutsche Völkerschaften einziehen und nach siegreichem Kampfe die fernen Landstriche in Besitz nehmen; und wenn auch die Ausgewanderten mit jener der deutschen Nation eignen Sorglosigkeit und Biegsamkeit die heimische Sprache und die vaterländischen Sitten und Erinnerungen allmählich aufgaben und dem Fremden zum Opfer brachten, wie noch heutzutage die deutschen Ansiedler in Nordamerika, so waren dennoch die Eroberer des römischen Weltreiches unser eignes Fleisch und Blut, die erst im Laufe der Jahrhunderte des gemeinsamen Ursprunges und der väterlichen Heimat gänzlich vergaßen. Und wie die zurückgebliebnen Verwandten gewöhnlich das Bild der

Geschiednen treuer bewahren und die Erinnerung an die Fernen, auch wenn diese in Gleichgiltigkeit sich abwenden, in liebendem Herzen tragen, so konnten auch die Bewohner der alten deutschen Erde nie ganz vergessen, daß am Po und am Ebro, am Rhone und an der Themse sich dereinst Bruderstämme niedergelassen; sie machten oft Versuche, das zerrissene Band wieder von neuem zu knüpfen, sie streckten häufig mit weitherzigem Weltbürgersinn die Bruderhand zum neuen Völkerbunde aus, aber sie wurden kalt und feindselig zurückgestoßen, sie mußten die bittere Erfahrung machen, daß die Nachkommen der Ausgewanderten jede Spur von Pietät und Anhänglichkeit, jede Erinnerung der einstigen Verwandtschaft verloren hatten, daß sie ihre Abkunft verleugneten; und dennoch trägt die deutsche Nation, gleich liebevollen Eltern, die auch von undankbaren Kindern nie ihr Herz ganz abkehren, die kosmopolitische Neigung tief im Busen, eine jener vielgeschmähten Regungen, die durch keine Vernunftgründe, durch kein Räsonnement sich bannen lassen, eben weil sie angeboren sind; der Weltbürgersinn und die Menschenliebe ohne Rücksicht auf Abstammung und Religionsverschiedenheit ist dem Deutschen ebenso naturgemäß, wie dem mütterlichen Herzen die Mutterliebe. Und der Zug der Natur ist mächtiger als alle Theorie.

3.

In den Jahrhunderten der Völkerscheidung und Völkermischung ist also die germanische Menschenrasse der Grundstock der europäischen Nationen geworden, das Senfkorn, aus dem der Lebensbaum aller romanisch-germanischen Nationen emporwuchs. Und als ob die verwandten Stämme, wenn auch räumlich geschieden, noch mit der ursprünglichen Heimat in Verbindung gehalten, die Erinnerung an den gemeinschaftlichen Ursprung noch genährt und gepflegt werden sollte, wurde die Weltgeschichte von der deutschen Nation geschaffen. In das Herz der europäischen Menschheit gestellt und von der Neigung durchdrungen, das Fremde oft höher zu achten als das Heimische, gegen andre Nationen, wie schon Klopstock rügte, allzugerecht zu sein, war das deutsche Volk vor allem berufen, den Herd aufzurichten, an welchem die andern Völker ihre Fackeln anzünden, und der den Gottesfunken der Menschheit hüten und nähren sollte. Das konnte am sichersten und nachhaltigsten geschehen, wenn an der Hand der Weltgeschichte die Einheit und Gleichartigkeit des Menschengeschlechts und derselbe höchste Zweck des Daseins nachgewiesen ward. Daß man diesen Beruf des deutschen Volkes, der Träger der „Weltgeschichte“ auf geistigem Gebiete zu sein, mit der Zeit erkannt hat, beweist die produktive Thätigkeit unsrer Zeit auf diesem Gebiete. Wie verschiedenartig immer die Früchte dieser Thätigkeit, wie ungleich die Zwecke und Absichten der Schreibenden sein mögen, das ideale Ziel einer Geschichte der Menschheit schwebt allen vor der Seele. Der Verfasser dieser Zeilen hat in seinem „Lebens- und Bildungsgang“ seine

Ansicht über die Stellung und Bedeutung der „Weltgeschichte“ in der deutschen Historiographie des nähern ausgesprochen. Diese Auffassung kommt mehr und mehr zur Geltung. Nur die Geschichte kann die Basis echter Volks- und Menschenbildung sein; diese Aufgabe kann sie aber nur in der universellen Gestalt einer allgemeinen Weltgeschichte erfüllen. Mag auch immerhin die Weltgeschichte das große Feld sein, auf dem sich bald der seichte Dilettantismus und die selbstgefällige Oberflächlichkeit breit machen, bald die politische und religiöse Tendenz- und Parteischriftstellerei ihre flatternde Fahne aufhängt, in dem Garten- und Ackerland des menschlichen Daseins wachsen auch stattliche Bäume und Pflanzen empor, reifen auch edle und gesunde Früchte. Die Weltgeschichte hat die erhabne Aufgabe, die Entwicklung und die Fortschritte der Menschheit zur Freiheit und zur Herrschaft des Geistes darzulegen und der Idee der Humanität Raum und Geltung zu verschaffen. Dieses Ziel darf der Universalhistoriker nie aus dem Auge verlieren, er muß fest und standhaft wie ein pflichtgetreuer Pilot am Steuer stehen, den Blick unverwandt nach den Sternen gerichtet. Und diesem Berufe ist die Weltgeschichte mit redlichem Bemühen nachgekommen. Wie sehr auch der Geist finstrer Zeiten und Menschen sich abgemüht hat, der Weltgeschichte sein dunkles, unheimliches Siegel aufzudrücken, sie erhebt noch immer stolz ihre Strahlenkrone über den Dunstkreis niederer Erdgewalten; sie bildet noch immer das Weltgericht, vor dessen Urteil die Ungerechten, die Frevler an den ewigen Gütern der Menschheit, im Stillen erbeben; sie ist noch immer der hohe Tempel, dessen goldne Kuppel und harmonischer Bau in erhabner Würde und Majestät ruhig fortbestehen, unbekümmert um die Stürme, die den Eingang umbrausen, und um das eitle Bemühen, falsche Götter in das Heiligtum einzuführen. Und daß sie diesen Charakter der Unbeflecktheit treu bewahre, ist die hohe Aufgabe der Geschichtschreiber, die sich als treue Hüter mit blanker Waffe vor sie stellen und ihre Ehre schützen und verteidigen.

Einen grellen Gegensatz zu dieser Auffassung von der Universalität und Idealität der Weltgeschichte bilden zwei Richtungen, welche man als die materialistisch-statistische und als die technisch-archivalische bezeichnen kann. Ihr gemeinschaftlicher Zweck ist die Ansammlung von Detail, von historischem Material, und von Forschungs- und Beobachtungsresultaten aus allen Teilen der Naturerscheinungen und des Staatslebens.

Wie man einen gekrümmten Stab dadurch wieder in die gerade Richtung zu bringen sucht, daß man ihn nach der andern Seite biegt, so geschieht es auch oft im geistigen Leben: eine Ansicht oder ein Prinzip, das sich mit allzugroßer Sicherheit als richtig und wahr anpreist, fordert den Widerspruch heraus und reizt zur Aufstellung des Gegensatzes, dem man gleichfalls den Charakter der Wahrheit zu verleihen sucht. Die Naturphilosophie hatte ihr spekulatives System in die Luft gebaut; da ging die Naturwissenschaft auf die nackte Empirie und Beobachtung zurück und setzte der metaphysischen Welt ihr Ignoramus entgegen.

Die äußerste Konsequenz dieser Methode war die Darwinsche Descendenztheorie. Es lag nahe, daß man dieses Verfahren auch auf die Geisteswissenschaften übertrug und in erster Linie die Geschichtswissenschaft auf einem solidern Grunde, auf einem realeren Boden aufzubauen suchte. Das geschah am nachdrücklichsten und folgerichtigsten durch Darwins Landsmann, dem fleißigen und kenntnisreichen Thomas Buckle, in seiner „Geschichte der Zivilisation.“ Dem Buche erging es wie dem Gellertschen Hut. Der Inhalt war nicht neu, aber die Form war geändert, und der prophetische Ton, womit sich die Aussprüche als eine neue dogmatische Wahrheit ankündigten, setzte die halbgebildete Welt in Bewunderung. Oder war es eine so untrügliche und tiefe Weisheit, wenn Buckle den Satz, „in menschlichen Dingen sei etwas Geheimnisvolles und Providentielles, welches sie unsrer Forschung undurchdringlich mache und uns ihren künftigen Verlauf für immer verbergen werde,“ durch den Beweis zu widerlegen vermeinte, daß „die Handlungen der Menschen und folglich auch der Gesellschaft nicht die Wirkung eines freien Willens, sondern bestimmten Gesetzen unterworfen seien,“ und seine Argumentation mit dem pythischen Spruche schloß: „Wir verwerfen also sowohl das metaphysische Dogma von der Willensfreiheit als das theologische von der Vorherbestimmung“? Ist denn nicht seit Augustinus dieses unlösbare Problem von Luther, Erasmus und Calvin aufs eingehendste erörtert worden? „Ohne Naturwissenschaften keine Geschichte,“ so lautet das Axiom, das Buckle in der Einleitung an die Spitze seiner Deduktionen stellt und durch folgende Zusätze erweitert: Da alles, was früher vorgegangen, entweder ein innerer oder ein äußerer Vorgang sein muß, so ist es klar, die ganze Mannichfaltigkeit der Ergebnisse, mit andern Worten, alle Veränderungen, von denen die Geschichte voll ist, alle Wechselfälle, die das Menschengeschlecht betroffen, sein Fortschritt und sein Verfall, sein Glück und sein Elend müssen die Frucht einer doppelten Wirksamkeit sein, der Einwirkung äußerer Erscheinungen auf unsern Geist und der Einwirkung unsers Geistes auf die äußern Erscheinungen. Wenn wir die unaufhörliche Berührung des Menschen mit der Außenwelt bedenken, so wird es uns zur Gewißheit, daß eine innige Verbindung zwischen den Handlungen der Menschen und den Gesetzen der Natur stattfinden muß; und wenn man daher die Naturwissenschaft bis jetzt noch ohne Einfluß auf die Geschichte gelassen hat, so ist der Grund davon, daß entweder die Historiker den Zusammenhang nicht bemerkt haben, oder wenn sie ihn bemerkt haben, daß es ihnen an der nötigen Kenntnis gefehlt hat, um seinen Einfluß nachzuweisen. Denn da die Geschichte mit den Handlungen der Menschen zu thun hat, ihre Handlungen aber nur das Erzeugnis eines Zusammentreffens innerer und äußerer Erscheinungen sind, so wird es nötig, die verhältnismäßige Wichtigkeit dieser Erscheinungen zu prüfen, zu untersuchen, wie weit ihre Gesetze bekannt sind, und die Hilfsmittel für weitere Entdeckungen aufzufinden, welche diesen zwei großen Klassen, den Naturforschern und den Erforschern des Geistes, zu Gebote stehen.

Von Herodot an bis auf die Gegenwart ist es noch keinem Historiker eingefallen, den Einfluß der Natur und der Landesbeschaffenheit auf den Entwicklungs- und Bildungsgang zu verkennen oder zu leugnen. Und auch der Gedanke ist nicht neu, daß die vitalen Erscheinungen der Geschichte unter Gesichtspunkte gestellt werden, die denjenigen analog sind, von denen die exakten Wissenschaften ausgehen. Daß das Klima, der landschaftliche Charakter, die Tier- und Pflanzenwelt auf die äußere und innere Ausgestaltung der menschlichen Natur mächtig eingewirkt haben, daß die religiösen Vorstellungen, daß die Staatsformen, daß gesellschaftliches Zusammenleben, daß Beschäftigung und Lebensweise, daß Wuchs und Hautfarbe, Nahrung und Kleidung von der äußern Natur abhängen, ist nie bestritten worden. Folgt aber daraus, daß der Mensch aus einem Schlammgeschöpfe sich entwickle, oder daß die soziale und moralische Welt von einer absoluten Macht wie im Traume oder in unbewußtem Zustande erschaffen worden sei? Der Kampf ums Dasein ist ohne Zweifel die wirksamste Kraft zum Emporkommen, zur Ausbildung der angebornen Lebenskeime; wird aber die historische Wissenschaft jemals imstande sein, den Entwicklungsgang in ihren Perioden und Abstufungen nachzuweisen? Wie viel statistisches Material man anhäufen mag, um eine gewisse Gesetzmäßigkeit in allen menschlichen Handlungen und Geschicken nachzuweisen, für die Geschichte und ihre Zwecke ist diese Zusammenstellung von Wiederholungen und Analogien ohne allen Wert. Denn die Geschichtschreibung ist keine Geschäftsbilanz, keine Aufstellung von Soll und Haben. Mag es sich durch sorgfältige Beobachtungen und tabellarische Vergleichung gewisser Begebenheiten und Thatsachen beweisen lassen, daß alles sich im Leben wiederhole, daß in allen Handlungen und Vorkommnissen eine gewisse Gesetzmäßigkeit walte, aus dem automatischen Thun der Menschen läßt sich kein geschichtlich verwertbarer Stoff schöpfen. Nur die individuellen, aus Selbstbewußtsein fließenden Lebensäußerungen bilden den Inhalt und das kunstvolle Gewebe der Geschichte; weder die übereinstimmenden Zufälligkeiten, noch die Wirkungen eines blinden Fatalismus liefern Bausteine für das historische Urteil, sondern nur die sittlichen Mächte. Der tiefsinnige Ausspruch Humboldts: „Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich," ein Ausspruch, den Hegel seinen „Vorlesungen über Philosophie der Geschichte" als Motto vorangestellt hat, stellt der Geschichtschreibung ein ganz andres Ziel als die experimentirende Methode, welche die Individualitäten der Handlungen und Erscheinungen in der moralischen wie in der physischen Welt gleich Atomen zusammenstellt und klassifizirt, um aus den Ergebnissen gemeingiltige Gesetze abzuleiten. „Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte," sagt Humboldt an einer andern Stelle der genannten Schrift, „wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft." Wenn der Geschichtschreiber auch alle einzeln und in ihrer Verbindung durchforscht hat, die Gestalt und die Umwandlungen des Erdbodens, die Veränderungen des Klimas, die Geistes-

fähigkeit und Sinnesart der Nationen, die noch eigentümlichere Einzelner, die Einflüsse der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weitverbreiteten der bürgerlichen Einrichtungen, so bleibt ein noch mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst den Anstoß und die Richtung verleihendes Prinzip übrig, nämlich Ideen, die, ihrer Natur nach, außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Teilen durchwalten und beherrschen. Treffend hat Droysen in seinen „Grundzügen der Historik“ die aus der Naturforschung auf die Geschichtschreibung übertragne Methode Buckles widerlegt: „In der Geschichte kommt es nicht bloß auf den Stoff an, an dem sie arbeitet. Neben dem Stoffe ist die Form; und in diesen Formen hat die Geschichte ein rastlos sich weiter bewegendes Leben. Denn diese Formen sind die sittlichen Gemeinsamkeiten, in denen wir leiblich und geistig werden, was wir sind, kraft deren wir uns über die klägliche Öde und Dürftigkeit unsers atomistischen Ichseins erheben, gebend und empfangend umso reicher werden, je mehr wir uns binden und verpflichten. Dies sind Bereiche, innerhalb deren Gesetze von gar andrer Art und Energie, als die neue Wissenschaft sie sucht, ihre Stelle haben und ihre Macht üben. Diese sittlichen Mächte, wie man sie schön genannt hat, sind in vorzüglichem Maße zugleich Faktoren und Produkte des geschichtlichen Lebens; und rastlos werdend bestimmen sie mit ihrem Gewordensein diejenigen, die die Träger ihrer Verwirklichungen sind, erheben sie über sich selbst. In der Gemeinschaft der Familie, des Staates, des Volkes u. s. w. hat der Einzelne über die enge Schranke seines ephemeren Ich hinaus sich erhoben, um, wenn ich so sagen darf, aus dem Ich der Familie, des Volkes, des Staates zu denken und zu handeln. Und in dieser Erhebung und ungestörten Beteiligung an dem Wirken der sittlichen Mächte je nach ihrer Art und Pflicht, nicht in der unbeschränkten und ungebundnen Independenz des Individuums liegt das wahre Wesen der Freiheit. Sie ist nichts ohne die sittlichen Mächte, sie ist ohne sie unsittlich, eine bloße Lokomobile.“

Wenn die materialistisch-statistische Methode Buckles den höhern Zweck verfolgt, aus der Masse der einzelnen Beobachtungen zu einem allgemeinen Gesetze zu gelangen, so hat das Verfahren, das wir als das technisch-archivalische bezeichnet haben, nur den Zweck, die Kenntnis der geschichtlichen Vorgänge zu bereichern und zu berichtigen, traditionelle Irrtümer zu beseitigen, die fable convenue, wie man die gewöhnliche Geschichtserzählung bezeichnet hat, von ihren Auswüchsen und Ansätzen zu reinigen — eine verdienstvolle, löbliche Arbeit, wie wir gern zugeben. Dennoch können wir nicht umhin, auch in dieser Methode nur die Kärrner- und Handlangerdienste beim Bauen der Könige zu erkennen. Weder die Geschichtswissenschaft noch die Geschichtschreibung wird wesentlich gehoben und gefördert, wenn Urkunden, Briefschaften, diplomatische Aktenstücke in Masse den Archiven entnommen und in umfangreichen Sammelwerken den Bibliotheken über-

liefert werden. Wer wollte leugnen, daß die gewissenhafte und sorgfältige Durchforschung aufbewahrter und verborgen gehaltener Schriftstücke manche neue Thatsache zu Tage gefördert, manche falsche Ansicht berichtigt, manche unrichtige Überlieferung ins rechte Licht gesetzt hat? Aber diese Vorteile werden aufgewogen durch die massenhafte Stoffhäufung, durch die Menge unwichtiger, für den Gang und die Resultate der Geschichte bedeutungsloser Aufzeichnungen, durch geringfügiges Detailwerk. Es ist ein löbliches und verdienstvolles Bestreben, wenn historische Lokal- und Provinzialvereine die geschichtlichen Materialien eines landschaftlich abgegrenzten Stammesgebietes sammeln und ordnen, aber es darf nicht an die Stelle der höhern Aufgabe treten. Haben wir es trotz alles Forschungseifers und Sammelfleißes bis jetzt zu einer deutschen Geschichte gebracht, welche den Nationalwerken der Engländer und Franzosen ebenbürtig zur Seite stehen könnte? Einzelne Perioden sind trefflich und mustergiltig bearbeitet, manche Seite der innern Geschichte ist wissenschaftlich und künstlerisch mit Eleganz und Genialität behandelt worden, aber eine allgemeine deutsche Geschichte, welche gediegnes Wissen mit klarer, gemeinverständlicher Haltung und edler Form und Sprache verbände, wird man vergebens suchen. Und je mehr die Menge des Stoffes, die partikularistischen Einzelarbeiten sich häufen, desto schwerer wird sich ein künstlerisch-wissenschaftlicher Genius entschließen, aus der unübersehbaren Masse ein harmonisches Gesamtbild zu schaffen. Der Überfluß des Materials wirkt ebenso abschreckend wie der Mangel. Nicht was ohne dauernden Erfolg im Strome der Zeiten zerronnen ist oder auf den geschichtlichen Verlauf der Dinge keinen wesentlichen Einfluß geübt hat, verdient der Nachwelt erhalten zu werden, sondern was gestaltend und reformirend auf den geschichtlichen Lebensgang eingewirkt hat, nicht die Pläne und Absichten, die hie und da einmal auftauchten, aber nicht ins Leben traten, können zur Aufhellung verwickelter Zeitfragen und Zeitereignisse besondre Dienste leisten, sondern die Lösung und klare Darlegung der verschlungnen Fäden und Motive, welche die Handlungen und Begebenheiten herbeiführten. Wie interessant und bedeutungsvoll für die Biographie und Memoirenliteratur alles sein mag, was der Einzelne in verschiednen Momenten in seiner Seele getragen, erwogen und durchdacht hat, für die echte Geschichte hat nur die Wirklichkeit, das Vollbrachte Wert, auch nur dann, wenn aus dem Detail der Umstände und des Nebensächlichen der für die Menschheit oder für eine Nation bedeutsame Kern ausgeschält wird. Diese Ansicht liegt auch den Worten Fr. Rückerts zu Grunde, des Dichters, dem es wie keinem andern gelang, trockne didaktische Stoffe in glatte Verse zu kleiden, wenn er sagt:

Wie die Welt läuft immer weiter,
Wird stets die Geschichte breiter,
Und uns wird je mehr, je länger
Nötig ein Zusammendränger.

Nicht der aus dem Schutt der Zeiten
Wühle mehr Erbärmlichkeiten,
Sondern der den Plunder sichte
Und zum Bau die Steine schichte.

Nicht das Einzle unterdrückend,
Noch damit willkürlich schmückend,
Sondern in des Einzlen Hülle
Legend allgemeine Fülle.

Der gelesen alles habe
Und besitze Dichtergabe,
Klar zu schildern mir das Wesen,
Der ich nicht ein Wort gelesen.

In ähnlichem Sinne sprach sich unlängst ein namhafter Historiker unsrer Zeit (H. Baumgarten in der Vorrede zur „Geschichte Karls V.“) aus, wenn er sagte: „Wir sind, wie mir scheint, allmählich mit unsrer historischen Gelehrsamkeit dahin gelangt, daß wir in der Hauptsache nur für unsre Fachgenossen, und zwar für eine mit jedem Jahre sich mindernde Zahl derselben, arbeiten. Denn die Detailforschung ist so angeschwollen, daß das Gebiet, welches der einzelne Historiker wirklich zu beherrschen vermag, immer enger wird. Nun dürfte es doch aber unbestreitbar sein, daß die Geschichte nicht eigentlich die Aufgabe hat, die Historiker zu belehren, daß eine Forschung, welche nicht schließlich zu dem Ergebnisse führt, die nationale oder die allgemeine Bildung zu fördern, daß namentlich die geschichtliche Forschung, welche auf dieses Ziel verzichtet, sich in falschen Bahnen bewegt. Auch der penibelste Spezialist wird nicht in Abrede stellen können, daß Quellenpublikationen nicht um ihrer selbst willen erfolgen, monographische Untersuchungen nicht darin ihren höchsten Zweck haben sollten, irgend ein Detail aufzuklären, sondern durch diese Aufklärung den Zusammenhang der historischen Entwicklung zu erhellen. Wenn die umfassenden Publikationen, die scharfsinnigsten Forschungen Dezennien hindurch so gut wie unbenutzt daliegen, wenn sie schließlich durch ihre Massenhaftigkeit sogar für den Historiker unerreichbar werden, der sich nicht in die Enge einiger Dezennien einsperren mag, so ist das für das wirkliche historische Wissen wenig förderlich. Sie ins Grenzenlose zu vermehren, ohne den Versuch, die historische Summe aus diesen kostbaren Materialien zu ziehen, ist ein Unterfangen, das mit dem wahren Sinne wissenschaftlicher Forschung im Widerspruche steht.“

Die Geschichte ist der breite Untergrund für alle Geisteswissenschaften; umso notwendiger ist es, für die Historiographie selbst feste Grenzlinien zu ziehen und bestimmte Gesichtspunkte einzuhalten, damit sie nicht unter der Masse des Details ziellos nach verschiednen Seiten auseinanderfahre. Ja das Verfahren, das durch Sammlung und kritische Sichtung zur klaren Erkenntnis der Wahrheit aufzustreben sich bemüht, ist berechtigt und löblich und fördert Einsicht und Wissen. Aber Forschen und Sammeln sind nur Wege und Hilfsmittel, sind

nur Stufen zum Höhern. Und dieses Höhere kann nur die „Weltgeschichte“ sein, der künstlerische Ausdruck und Inbegriff des Mannichfaltigen, das der Verfasser sorgfältig und gewissenhaft erforscht, das er in seine Seele aufgenommen hat und durch den eignen Genius verklärt darstellt. „Wenn die Universal- und Kulturgeschichte ihre Aufgabe richtig begreift — äußerte sich vor einiger Zeit ein Historiker in einer der geachtetsten deutschen Zeitschriften —, so ist ihr gewiß eine glorreiche Zukunft beschieden. Sie verwertet ein ungeheures Material; es giebt kaum eine Wissenschaft, die sie nicht wenigstens vorübergehend zur Unterstützung herbeiziehen müßte. Von erhöhtem Standpunkte aus läßt sie Völker und Kulturen an sich vorüberziehen und urteilt im Großen. Das ist gewiß Königsarbeit. Gerade sie ist berufen, der neuen Philosophie, welche aus dem wissenschaftlichen Tumulte unsrer Zeit hervorgehen wird, die wichtigsten Erkenntnisse zuzuführen. Denn sie steht höher als die meisten andern Wissenschaften. Von ihrem Standpunkte aus, von dem sie alles, was menschlich ist, zu überschauen vermag, kann sie erkennen, was dem, der nur über einen beschränkten Raum hinsieht, zu erkennen immer versagt bleiben muß: sie kann in dem Wellenspiele der Geschichte nicht nur das Gesetz der Bewegung, sondern auch die Richtung derselben erkennen, sie sieht das Meer, dem jener wogende Strom zuflutet. In dem Gange der Weltgeschichte hört sie den Schritt Gottes.“

Zur Ergänzung dieser Worte, durch welche der Standpunkt und die Aufgabe des Universalhistorikers so trefflich bezeichnet werden, möge es dem Verfasser gestattet sein, aus der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Allgemeinen Weltgeschichte“ einige Sätze zu wiederholen und dabei zugleich auf die in seinem „Leben und Bildungsgang“ ausgesprochnen Bemerkungen zu verweisen. „Der gegenwärtige Zeitpunkt ist freilich kein günstiger Moment, den Weg zur Hochburg der universalhistorischen Wissenschaft anzutreten. Wo auf der einen Seite das System der Arbeitsteilung so weit ausgebildet wird, das Arbeitsgebiet des einzelnen Forschers sich so sehr verengt, daß nur das Detailwissen wertvoll erscheint, der Autor eines Buches nur zu den eingeweihten Fachgenossen sich wendet, wo auf der andern Seite die große Menge der Gebildeten gleich naschenden Feinschmeckern nur nach den anlockenden Früchten greift, wie sie in periodischen Unterhaltungsschriften, in populären Vorträgen, in typographischen Prachtwerken, in historischen Romanen dargeboten werden: eine solche Zeit hat wenig Empfänglichkeit für ernste, voluminöse Werke, welche über das Besondre hinaus nach Zweck und Zusammenhang der Einzelglieder forschen, in der Fülle der Erscheinungen die treibenden Kräfte und Motive zu ergründen suchen, in der Weltgeschichte ein Wachstum zum Guten und Bessern in der Kettengliederung der Generationen darzuthun bezwecken. Aber mein Vertrauen ist auf die Zukunft gerichtet. Die menschliche Natur ist nicht geschaffen, auf die Dauer sich von den Fluten einer vergänglichen Zeitströmung forttreiben zu lassen. Die Jahre werden wiederkehren, wo sich der Sinn und das Interesse für

strengere umfassende Geistesarbeit und allgemeinere Belehrung mit neuer Kraft regen und geltend machen wird; dann wird auch für die Universalgeschichte, für historisches und philosophisches Gesamtwissen eine günstigere Zeit anbrechen. Das historische Wissensgebiet ist nicht wie andre Wissenschaften ausschließlich den Fachgelehrten zugewiesen; es ist das weite Feld, an dem die ganze gebildete Welt teilnimmt, aus dem die gesamte denkende und urteilende Menschheit Erkenntnis und Belehrung schöpft über das öffentliche Leben, über die Entwicklung und Gestaltung der weltbeherrschenden Ideen und Anliegen, aus dem sie erfährt, wie die frühern Geschlechter gekämpft und gerungen, gestrebt und geirrt haben auf den Wegen des Fortschrittes zur Freiheit, zur irdischen Wohlfahrt, zu einem menschenwürdigen Dasein, zu einer moralischen Weltordnung. Die Geschichte ist der geistige Gemeinbesitz aller für die Güter und Errungenschaften der Zivilisation empfänglichen Seelen. Von ihr gilt im vollsten Maße das Nihil humani a me alienum. Darauf baut die Universalgeschichte ihren Tempel, der in alle Zukunft fortbestehen wird."



Skizzen aus der Levante und Griechenland.

Von H. Scherer.

2.



Wäre die Vernichtung und Ausrottung der Hellenen so vollständig gewesen, wie man angenommen hat, so hätte die Sprache unmöglich anderthalb tausend Jahre lang ihre Lebenskraft bewahrt und in der kurzen Zeit der Unabhängigkeit sich nahezu wieder zu ihrer alten Reinheit durchgearbeitet. Die Ausdehnung, welche sie in jüngster Zeit über die sämtlichen Provinzen der europäischen und zumal der asiatischen Türkei gewonnen hat, ist außerordentlich. Nicht allein daß die reine Aussprache, die grammatikalische Richtigkeit, die Säuberung von vielen Fremdwörtern, wie sie von der Akademie in Athen ausgehen, von den bessern Ständen allgemein adoptirt und im Schulunterichte eingeführt werden, es wird auch von den Südslawen in den Distrikten, wo sie untermischt mit Griechen leben, wie in Thessalien, Epirus und Mazedonien, das griechische Idiom erlernt und ihm als Kultursprache der Vorrang vor der einheimischen eingeräumt. Gerade die Albanesen, in welche unsre Philologen in ihrer theoretischen Rechthaberei — denn wie wenige derselben haben an Ort und Stelle Land und Leute studirt! — die Hellenen aufgehen lassen, sind vollkommen assimilirt. Zahlreich im Lande verbreitet — Salamis und Eleusis vor den Thoren der Hauptstadt sind ganz von ihnen bevölkert — und unter der türkischen Herrschaft, soweit

sie zum Islam übergetreten sind, ein wildes Prätorianertum (die Janitscharen rekrutirten sich vorzugsweise von ihnen), haben sie sich jetzt durchweg den neuen Verhältnissen anbequemt. Was nicht zum Christentume zurücktreten wollte, ist über die Grenze gezogen. Dafür sind neue Ansiedler herübergekommen, und nunmehr bilden die Albanesen eine ebenso seßhaft ruhige als fleißige, mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigte Volksklasse. Die eigne Sprache, allerdings ein Dialekt der slawischen, stirbt unter ihnen nach und nach aus, eine Schriftsprache ist sie ohnedies nicht gewesen.

Die griechische Sprache kann nicht wie die lateinische eine tote genannt werden. So vollkommen man die letztere verstehen mag, man wird dadurch von der Erlernung der italienischen oder einer andern romanischen Sprache nicht entbunden. Wer aber das Altgriechische versteht, wird sich im Neugriechischen, wie es die Gebildeten sprechen und wie es sich immer mehr reinigt und der Klassizität nähert, bald zurechtfinden. Es macht nur geringe Schwierigkeit, ein Buch, eine Zeitung zu lesen, da sich in den Werken des modernen Schriftstellers fast alle Ausdrücke und Wendungen der antiken Sprache wiederfinden, mit denen man uns ja in den Gymnasien weidlich gequält hat. Wie wenige sind freilich in der Lage, davon praktischen Gebrauch zu machen! Oft genug habe ich als Knabe diese griechische Servitut verwünscht, und welche Freude hat es mir jetzt als altem Manne bereitet, auf dem Schauplatze selbst Homer und Herodot im Original lesen zu können! Einige Not hat es allerdings mit dem Sprechen, da, abgesehen von der außerordentlichen Zungenfertigkeit und Schnelligkeit, Accent und Aussprache unserm Ohre fremd klingen. Daß Herr Erasmus, der, wie ich glaube, Professor in Holland war, besser wissen sollte, wie das Griechische auszusprechen sei, als die Eingebornen, zumal da es bis zum Untergange des oströmischen Reiches die Hofsprache war und sich in Schrift und Rede auch nach der türkischen Eroberung erhielt, will mir nicht einleuchten, und ich besitze leider nicht den nötigen Respekt vor dem gelehrten Dünkel, um blindlings in verba magistri zu schwören. Dieser theoretische Kram des Katheders wird durch den offnen uneingenommenen Blick an Ort und Stelle nicht selten lügengestraft.

Seit das zeitgenössische Griechenland eine selbständige Politik einschlagen kann und darf und mit unleugbarem Erfolg das Ziel einer geistigen Einheit sämtlicher Griechenstämme anstrebt, hat das frühere Parteiwesen, wie es durch die drei großen Schutzmächte geschaffen wurde, ganz aufgehört. An Einheitsgefühl und patriotischer Opferbereitschaft steht kein andres Volk voran. Opposition giebt es nur noch zwischen Personen, nicht mehr zwischen Grundsätzen und Tendenzen. Die Entthronung König Ottos war der letzte Akt englischer Intrigue und Brutalität, und man möchte sie gern ungeschehen machen, da man bei dem Tausche schlecht genug gefahren ist. Aber der bairische Prinz konnte kein Blut sehen und ließ sich geduldig wegführen. Hätte er seine Frau zur Seite

gehabt, so wäre es wohl anders gekommen. Man brauchte nur den paar Söldlingen englischen Goldes die Köpfe vor die Füße zu legen, und die ungeheure Mehrheit des Volkes würde Beifall gerufen haben. Die Königin Amalie war eine ebenso geistvolle als energische Dame. Sie liebte es, Fremde zu sehen, fragte dabei wenig nach Rang und Stand und hörte gern, was man über ihre Schöpfungen dachte. Noch heute genießt man dieselben mit Dank und Freude, die schönste ist wohl der Schloßgarten, dessen wunderbare Frische bei reicher Vegetation inmitten der sterilen, wasserarmen Ebene Attikas doppelt wohlthut. Er ist zwar nicht groß, aber von einem Deutschen, Herrn Schmidt — der brave Mann lebt noch heute und wandert täglich im Schatten der Bäume, die er gepflanzt hat —, mit feinem Geschmack angelegt und einzig in seiner Art durch die Aussichten, welche er auf die Akropolis, den Jupitertempel und die Ufer des Ilissos gewährt. Freilich strömt auch die halbe Wasserleitung in sein Revier und macht es möglich, selbst der Julisonne einen grünen Rasen abzutrotzen und mit feuchter Wärme exotische Produkte im Freien zu erhalten und zu üppigem Wachstum zu bringen. Besonders gediehen sind die Anpflanzungen der Palmen, welche zu Hunderten von Tunis gebracht wurden. Ein glücklicher Zufall ließ bei der Anlage einen antiken Mosaikboden von großem Umfang und herrlicher Arbeit entdecken. Man baute darüber eine Galerie mit Bädern und Bassins und bekleidete sie mit einem Wald von Kamelien und Passionsblumen. Der Ort atmet eine schwelgerische Stille wie ein orientalisches Märchen. Die Königin war eine große Freundin der Landwirtschaft und hatte in der Umgegend mehrere Musteranstalten begründet, wo Bier gebraut, Branntwein gebrannt, Öl gepreßt, Butter und Käse bereitet und eine Milch gemolken wurde, die beneidenswert war für alle, welche die Wasserbrühe, die man unter diesem Namen verkauft, genießen müssen. Der Verwalter und seine Familie waren Deutsche, und die Griechen unter ihrer Leitung zeigten sich ganz anstellig. Mit ihnen ist überhaupt in jedem Geschäftszweig etwas anzufangen, sie sind ebenso wiß- und lernbegierig als rasch von Begriffen und scharfsinnig. Wäre ihre Moral wie ihre Intelligenz, sie stünden unübertroffen da. Ich halte es für durchaus ungerechtfertigt, den Griechen den Sinn für Industrie und Ackerbau abzusprechen, sie haben sich nur deshalb vorzugsweise dem Handel und der Schifffahrt zugewendet, weil ihnen für jene Beschäftigungsweisen die speziellen Kenntnisse und die nötigen Kapitalien fehlten. Jetzt, wo sich Hunderte von strebsamen jungen Leuten in den polytechnischen und wirtschaftlichen Anstalten des In- und Auslandes bilden und wo die Bodenbestellung rationeller, mit bessern Gerätschaften — man begegnet im Innern noch dem antiken Pflug aus Hesiods Zeiten — und mit Aufgebot zureichender Mittel vorgenommen wird, werden die Fortschritte bald sichtbar sein, zumal da Griechenland nicht wie Italien große Latifundien kennt, sondern einen in kleine Parzellen verteilten Grundbesitz hat, mit dessen Anbau eine Familie leicht fertig wird.

Als ich vor sechsundzwanzig Jahren das erste mal nach Griechenland kam, besuchten wir auch Pyrgos — so hieß der eine Meierhof — und waren gerade im Begriff, die Kuhställe zu besichtigen, als wir von der Königin überrascht wurden. Der bairische Konsul stellte uns ohne weitere Zeremonie vor. Ihre Majestät war äußerst liebenswürdig, erkundigte sich über dies und jenes, führte uns selbst herum und empfahl uns, ihr ganzes Territorium recht genau in Augenschein zu nehmen. Das Gefolge bestand aus wenigen Personen, darunter einer Hofdame, Fräulein Miaulis, von blendender Schönheit, wie ich in Griechenland kaum eine zweite gesehen. Ich muß gestehen, daß unser ganzer landwirtschaftlicher Eifer davon unterbrochen wurde und wir der königlichen Einladung nur mit großer Zerstreuung folgten. Ich streife diese alte Erinnerung, weil sie mir Gelegenheit giebt, die heutige Dynastie und Hofhaltung mit ihrer Vorgängerin zu vergleichen, und ich nur eine Stimme des Bedauerns darüber höre. Die Unfruchtbarkeit der Königin Amalie war ein fataler Umstand, zumal da Prinz Adalbert, der Bruder des Königs, als nächster Agnat zur Erbfolge bestimmt, für einen eifrigen Katholiken galt. So vereinigte sich manches, um den Handstreich zu einer Art von Staatsaktion zu erheben. Die besten Wurzeln des neuen Königshauses sind die vier oder fünf Prinzen, welche die russische Großfürstin ihrem Gemahl geboren hat, ohne diese möchte es mit der Zukunft unsicher stehen, denn das Herrscherpaar, zumal der König, hat zwar keinerlei Unrecht begangen, aber ebensowenig etwas gethan, um sich die Sympathien des Landes zu erwerben und die Krone einigermaßen mit Würde und Glanz zu tragen. Man ist über alle Maßen sparsam und läßt es dabei oft an dem äußern Anstande fehlen. Nirgends mehr als im Orient wird aber auf Repräsentation und eine gewisse verschwenderische Pracht, besonders bei festlichen Anlässen, Wert gelegt und darnach oft die Person beurteilt und geschätzt. Da giebt es denn viele Sticheleien, und man erinnert sich wieder, wie flott es unter Otto und Amalie zugegangen, die beide ihr Privatvermögen zugesetzt haben.

Die Griechen hatten sich bei dem letzten russisch-türkischen Kriege gewaltig verrechnet. Sie dachten als schlaue Handelsleute, es würde ihnen gelingen wie Italien, das trotz Niederlagen durch die Siege seiner Alliirten die schönsten Provinzen erhielt und seine Unabhängigkeit und Einheit fertig brachte. Aber Viktor Emanuel hat sich doch tapfer und mutig geschlagen und seine Armee furchtlos, wenn schon unglücklich, auf die Schlachtfelder geführt. König Georg dagegen blieb vorsichtig daheim, und als man endlich mobilisirte und eine militärische Promenade an die Grenze unternahm, war es zu spät. Für diese negative Leistung hat Griechenland mit Thessalien und Epirus noch mehr bekommen, als es verdiente, und es gehört ein hoher Grad von Selbstverblendung dazu, wenn man jetzt dem deutschen Reichskanzler schmollt, daß er den Griechen auf dem Berliner Kongreß nicht auch Mazedonien zugeteilt hat. Wir Deutschen sind deshalb dermalen nicht absonderlich beliebt, und besonders bei Hofe verbirgt

man seine Abneigung nur wenig. Trotzdem hätte man für die militärische Reorganisation deutsche Instruktoren gerne gewünscht, allein eine Anfrage in Berlin wurde kühl und ausweichend beantwortet, und so warf man sich Frankreich in die Arme. Es sind bereits seit Anfang vorigen Jahres mehrere Generale und Stabsoffiziere zur Stelle, um die griechische Streitmacht zu gallisiren, beziehentlich zu einem Schutz- und Trutzbündnisse mit der Republik heranzubilden. Das Land hallt von leidenschaftlichem Kriegsgeschrei wieder. Indes vom Wort zur That ist noch ein weiter Weg. Das ernste und zumal geordnete, disziplinirte Waffenhandwerk liegt nicht im Blut der modernen Griechen, die andern Balkanvölker sind ihnen darin weit überlegen, der König ist wie gesagt nichts weniger als von kriegerischen Feuer beseelt und durchaus nicht geneigt, sich irgendwie zu exponiren. Zur See, wo man am meisten etwas leisten könnte, ist man noch weit zurück. Man hat eine langgedehnte Küste zu verteidigen, und für die Bemannung würden die Inseln das vortrefflichste Material liefern. Hydra und Psaro sind glänzende Illustrationen, an deren Anfang und Ende die Namen Themistokles und Miaulis stehen. Man hat in der Bucht von Salamis für die Kriegsflotte ein Arsenal eingerichtet, und die großen Erinnerungen, welche sich an diesen Schauplatz knüpfen, sollten geeignet sein, mächtig auf die Nachkommen zu wirken. Allein mit der Opferbereitschaft, zumal der materiellen, sieht es noch sehr windig aus, und man dürfte sich weniger im Kampfe mit den Waffen als im Kampfe mit den Finanzen verbluten. Ein Militärbudget von dreißig Millionen mit einer Anleihe von sechzig Millionen im Hintergrunde zur Durchführung der sogenannten militärischen Reorganisation sind für ein Land von kaum zwei Millionen Seelen ein Übermaß. Ein Glück für den Staat, daß er im Auslande so viele reiche und liberale Bürger zählt, welche ihm die Last abnehmen, für wissenschaftliche und Kunstanstalten, für Schulen und Krankenhäuser Sorge zu tragen. Auf dem prächtigen Platze, welchen das Meisterwerk des Herrn Hansen, die Akademie, schmückt, soll als Pendant zur Universität eine Bibliothek gebaut werden, wofür von einer einzigen Person eine Million zugesichert ist. Von einer Privatzeichnung für ein Panzerschiff habe ich noch nichts gehört. Der Grieche liebt das Geld mehr als das Leben.

Es wird in Athen dermalen viel Soldatchen gespielt, und es bläst und trommelt von früh bis abend. Die Garnison soll sich auf 7000 Mann belaufen, die meisten öffentlichen Bauten, die man sieht, sind für Kasernen bestimmt. Jeden Vormittag um elf Uhr zieht die Wachtparade in vollständiger Ausrüstung mit Tornister und Kochgeschirr auf, und die einzige Musikbande, welche die Armee hat, spielt eine halbe Stunde unter den Fenstern des königlichen Schlosses. Der Kapellmeister ist ein Böhme, und wenn man weiß, welch harte Arbeit es ist, ein griechisches Ohr an Harmonie und Melodie zu gewöhnen, so darf man zufrieden sein mit dem, was er aus diesem unmusikalischen Material zustande gebracht hat.

Zweimal in der Woche wird gegen Abend auf dem Konstitutionsplatze konzertirt, es versammelt sich da die elegante Welt, und über die breite Stadionstraße bis zum Eintrachtsplatze bewegt sich eine Art von Korso, denn das herrliche Klima dieses Landes erlaubt auch im Winter, sich an den Sonnenstrahlen im Freien zu erwärmen. Athen hat an Reichtum und Luxus außerordentlich zugenommen. Man begegnet vielen Equipagen und zumal schönen Pferden meist arabischer Rasse. Die Griechen sind kühne Reiter, auch die Amazonen können sich sehen lassen. Man liebt mit Leidenschaft den Sport, und die Rennen sind ein Nationalfest. Wären nur die Straßen weniger hart und besser gepflegt, denn jetzt geht es über Stock und Stein, und mit unsern Mietgäulen müßte man fürchten, Hals und Beine zu brechen. Zu Alexanders Zeiten war Mazedonien die Remonte des Altertums, die Kavallerie seiner Phalanx der Schrecken aller Feinde. Auch in Thessalien, dem Vaterlande der Centauren, ließen sich vorzügliche Pferde züchten und eine reiche Quelle des allgemeinen Wohlstandes eröffnen. Aber es geschieht nichts, es ist kein Gestüt, kein genügendes Weideland vorhanden. Griechenland ganz und zum großen Teile die Türkei kaufen ihren Militärbedarf von Ungarn und der Ukraine; nur die eigentlichen Bergpferde sind einheimisch, aber untauglich für den Felddienst.

Die Neustadt (Neapolis) nimmt den größern Bezirk der Stadt Hadrians ein und dehnt sich nordöstlich nach dem Kephissos aus. Die alte theseische Stadt lag südlich um die Akropolis herum und hinaus gegen die Häfen. Obgleich hier turmhoher Schutt aufgeschichtet liegt, so lassen sich doch auf dem Felsplateau des Museumberges, der Agora und bei dem erst neuerdings freigelegten Dipylon (Doppelthor) die Fundamente alter Häuser erkennen. Man möchte sagen: Häuschen im vollsten Sinne des Diminutivums, noch weit kleiner als in Pompeji. Alles Große, Edle und Schöne der griechischen Architektur konzentrirte sich auf die öffentlichen Gebäude; die Privatwohnungen waren armselig und ohne Bedeutung. Die Alten verbrachten den größten Teil des Tages unter freiem Himmel, hier hielten sie ihre Volksversammlungen, ihre Gerichte, ihre Theater, ihre Spiele, ihre philosophischen Dialoge. Die Nachkommen haben die Sitte in mancher Weise beibehalten. Auf den Straßen vor den zahllosen Kaffeehäusern bewegt sich das öffentliche Leben. Der Handwerker sitzt mit seiner Arbeit vor der Thür, der Geldwechsler hat seine ambulante Bude auf dem Pflaster, die Thüren stehen angelweit auf, und überall wird unter lebhaften Gesten und in überlauter Stimme politisirt. Politische Kannegießerei ist nun einmal das Lebenselement der Athener geblieben, und ein zweiter Aristophanes würde reichen Lustspielstoff finden. Besonders die Advokaten, deren es Legion giebt, sind die heutigen Sykophanten, und überall begegnet man Gruppen, in denen sie das Wort führen; die Debatten der Deputirtenkammer werden auf der Straße fortgesetzt.

Ich habe mehreren Sitzungen beigewohnt, in welchen der damalige Minister-präsident Herr Trikupis sein Programm entwickelte. Den ersten Tag sprach er vier volle Stunden ohne Unterbrechung, und der Schluß am zweiten Tage dauerte noch nahezu drei. Noch mehr brauchte zu seiner Erwiederung der Führer der Opposition, Herr Delyannis. Das Parlament eines Großstaates pflegt dieselbe Aufgabe in weniger Zeit zu lösen. Die Redefertigkeit und die Lust daran liegt im Volkscharakter, und hat man einmal die Tribüne betreten, so giebt man sich ihr mit breitem Behagen hin, der Ruf nach Schluß wird nie vernommen, man hat eine wunderbare Geduld, alles anzuhören, wie viel davon auch nicht zur Sache gehören mag. Ein vor einiger Zeit gestellter Antrag, vom Platze zu sprechen, wurde mit großer Mehrheit abgelehnt, jeder will die Rednerbühne besteigen. So begreift sich, wie die Sitzungsperioden oft ein halbes Jahr dauern, wozu bei sachlicher Kürze ein Vierteljahr genügen würde. Die Abgeordneten wollen ihren Gehalt, 1800 Franks, verdienen.

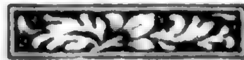
Zu wünschen wäre, daß die nächste Stiftung eines griechischen Nabobs den Neubau eines würdigen Parlamentshauses beträfe. Das jetzige ist ein mangelhaftes Flickwerk, mit engen Zugängen, schmalen und steilen Treppen, finstern Korridoren, allzu dürftig und schmucklos inmitten der Marmorpracht und des Skulpturenreichtums der benachbarten Gebäude. Der Saal selbst im üblichen Halbrund erhält von den Seitenfenstern, welchen verschiedne Galerien vorgebaut sind, ein höchst spärliches Licht und läßt in der Akustik viel zu wünschen übrig. Man verlangt keinen Luxus, aber eine etwas anständigere Ausstattung und besonders eine sorgfältige Reinigung wäre denn doch am Platze. Es geht manchmal wild und stürmisch zu, oben wie unten, und das souveräne Volk hat die Gewohnheit der deutschen Studenten, mißliebige Redner auszutrommeln. Da wirbelt ein Staub auf, daß man glaubt, auf der Aolusstraße zu sein, an deren Ende noch heute der Turm der Winde steht, welche in dieser Stadt ihre klassische Heimat haben. Staub ist infolgedessen eine der schlimmsten Plagen, man hat zwar drei, vier Meter breite Marmortrottoirs, aber nicht eine einzige Straße ist gepflastert, alle sind, und zwar mangelhaft, makadamisirt und zuweilen bei der Wassernot nur schlecht gesprengt.

Im Sitzungssaale geht es mehr als ungenirt zu, man tritt mit dem Hute ein, behält ihn nach Belieben auf, und obgleich nach dem Reglement verboten, dampft doch die unvermeidliche Zigarette aus allen Winkeln hervor. Ein Zentrum, eine Rechte und eine Linke nach unsern Begriffen giebt es nicht, man sitzt bunt durcheinander und liebt es, den Platz zu wechseln. Da es mit dem Raume knapp bestellt ist, so geht alles sehr eng zusammen, und zwischen dem Präsidentenbüreau und der Ministerbank kann man nur mit Mühe passiren. Die Stenographen sind wie die Heringe gepreßt und hocken zwischen den Beinen der Sekretäre, die kaum ihren Stuhl umdrehen können. Die Dienerschaft trägt keine Livree, Huissiers fehlen ganz, die Tribünen sind elende Holzgerüste, und die Journalisten müssen

sich mit einer schmalen Bank behelfen. Das eintönige, grau in grau gemalte Bild unterbrechen angenehm die malerischen Nationaltrachten der Deputirten aus dem Peloponnes, die sich noch nicht zur europäischen Mode bequemt haben, desgleichen zwei bis drei türkische Charakterköpfe, die in Thessalien gewählt sind. Den Talar und die hohe Kappe der „Papas" sucht man vergebens, die Verfassung schließt die gesamte Geistlichkeit aus. Bekanntlich besteht nur eine Kammer mit 242 Mitgliedern, was auf etwas mehr als 8000 Einwohner einen Abgeordneten beträgt. Das aktive Wahlrecht ist allgemein, für das passive wird ein kleiner Steuersatz verlangt. Bei der politischen Aufregung, worin sich die Gemüter stets befinden, gestalten sich Neuwahlen zu einer stürmischen, oft blutigen Aktion, da in Ermangelung eines festen Systems und Programms die Persönlichkeiten die Hauptrolle spielen. Wie einst die Klephten ihren Häuptlingen, gehorchen ganze Landschaften und Bezirke einem Führer, der sich geltend zu machen verstanden hat und dessen Einfluß sie bei der Wahl sowohl als bei der Abstimmung in der Kammer folgen. Daher auch die Parteien des griechischen Parlaments nach den Namen dieser Führer genannt werden. Durch alle geht ein starker demokratischer Zug, die Verfassung hat Adelsprädikate und Titel abgeschafft, es herrscht das Prinzip der unbedingten Gleichheit vor, Selbstgefühl beseelt auch den Bettler, servile Unterwürfigkeit, Liebedienerei nach oben, Verlegenheit in Ausdruck, Haltung und Geberde, wie sie bei uns so häufig vorkommen, sind im ganzen Orient und besonders in Griechenland unbekannt. Diese Ursache war nicht die geringste, warum die Baiern, trotz ihrer ganz tüchtigen Verwaltungsmethode, mit ihrem steifen Büreaukratismus und Kastengeist sich nicht beliebt zu machen verstanden. Will man eine Gunst erlangen, so muß man natürlich, wie überall, gute Worte geben und sich fügen; im übrigen aber stellt sich der einfachste Bürgersmann mit dem Minister und General auf gleichen Fuß und läßt sich weder durch Titel noch durch Amt und Orden imponiren. In dieser Hinsicht ist der Byzantinismus aus seiner Heimat fort und in andre Kulturländer nach Westen übergegangen.

Was in Griechenland allenfalls Geltung findet, das ist die Aristokratie des Geistes, und man muß gestehen, daß dieselbe durch das ganze Volk in reichlicher Menge verteilt ist. Die Grundsätze von Moral und Recht mögen sehr loser Natur sein, allein, wie ich schon oben bemerkte, Intelligenz und rasche Fassungsgabe haben sich vom Altertum auf die Gegenwart vererbt. Man lernt mit wahrer Leidenschaft, und einer sucht den andern zu übertreffen. Das Unterrichtswesen hat einen außerordentlichen Aufschwung genommen, die ärmste Familie schickt ihre Kinder in die Schule, und Fleiß und Anlagen der Kinder sind vortrefflich. An der Universität studiren gegen 3000 junge Leute, darunter allerdings auch viele aus den türkischen Gebieten, und die Lehrstühle sind von ausgezeichneten Professoren besetzt, die sich zum großen Teil in Deutschland ausgebildet haben. Das wüste Korpsleben mit seinen Trinkgelagen und reno-

mistischen Quellen ist gänzlich unbekannt. Außerdem giebt es 18 Gymnasien, 145 höhere Bürger- und über 1100 Volksschulen. Unter allen Zweigen der Verwaltung ist der des öffentlichen Unterrichts der weitaus bestbestellte. Auch für die sonst im Orient so vernachlässigte weibliche Erziehung wird gesorgt, und sich mit athenischen Damen zu unterhalten, ist ebenso lehrreich als interessant; man begegnet vielseitigen, gründlichen Kenntnissen, und dabei ist die weibliche Anmut nicht verloren gegangen. Nicht zuletzt ist hervorzuheben, daß der gesamte Unterricht in der Elementarschule bis zu den Vorlesungen an der Hochschule unentgeltlich erteilt wird. Freilich widmet sich infolgedessen ein über den Bedarf großer Teil der Jugend den höhern Berufsarten, namentlich der Jurisprudenz und Medizin, und daher kommt die überschüssige Zahl von Advokaten und Ärzten, welche in Ermangelung von Praxis die Politik zu ihrem Handwerk machen.



Eine mündliche Verhandlung, wie sie nicht sein soll.



Nur selten treten Gerichtsverhandlungen, wie sie sich unter der Herrschaft der Mündlichkeit abspielen, in ihren Einzelheiten an die Öffentlichkeit. Als vor einigen Monaten ein berüchtigter Strafprozeß, der in Berlin verhandelt wurde, durch die Blätter lief, waren die Grenzboten in der Lage, auf die wenig passenden Formen hinzuweisen, in welchen der Vorsitzende von seinem Rechte der mündlichen Urteilsverkündigung Gebrauch gemacht hatte. Jetzt sind wieder die Verhandlungen über einen vielbesprochenen Zivilprozeß an die Öffentlichkeit gelangt. Und leider finden wir uns auch hier veranlaßt, unsre Bedenken gegen die Art des Auftretens des Präsidenten in dieser Sache offen auszusprechen.

Es handelt sich um einen der vom preußischen Fiskus gegen verschiedne Reichstagsabgeordnete angestrengten Prozeß wegen Rückzahlung bezogener Fraktionsdiäten, einen Anspruch, der auf die Vorschriften in Teil I, Titel 16, §§ 172, 173, 205, 206 des preußischen Landrechts gestützt wird. Der vorliegende, wider den Abgeordneten Kräcker geführte Prozeß wurde, nachdem in erster Instanz die Klage zurückgewiesen war, in zweiter Instanz vor dem vierten Senate des Oberlandesgerichts zu Breslau verhandelt. Darüber wird nun folgendes berichtet:

Der Vertreter des Fiskus, Justizrat Kaupisch, begründete eingehend die in der Berufungsschrift angeführten Gesichtspunkte und beantragte Aufhebung der Landgerichtsentscheidung, welche die Klage auf Herauszahlung von 1810 Mark Diäten abgewiesen hatte. Der Verklagte habe von 1881 bis 1885 in Summa über vierhundert Tage als Abgeordneter der sozialdemokratischen Partei in Berlin geweilt, und nach den Beschlüssen des Gothaer Sozialistenkongresses über die Diätensätze

— letztere wurden damals auf 6 Mark festgesetzt, variirten aber später —, sowie nach Mitteilungen sozialdemokratischer Blätter sei der obige Satz mit Sicherheit als der mindeste Betrag der von Kräcker empfangenen Diäten anzunehmen. Präsident: Diese Mitteilungen können als Beweis nicht gelten, auch können Sie sich, Herr Justizrat, nicht im allgemeinen auf den Gothaer Sozialistenkongreß beziehen, Sie müssen vielmehr bestimmte Protokolle vorlegen. J.-R. Kaupisch: Diese besitzt das Ministerium des Innern, und ich würde sie eventuell herbeischaffen; im übrigen beziehe ich mich betreffs des Diätensatzes auf das Zeugnis der Abgeordneten Bebel, Liebknecht und andrer. Der Regierung ist es selbstverständlich weniger um die Summe der Diäten als vielmehr darum zu thun, die Prinzipienfrage zum Austrage zu bringen. Herr Kräcker hat selbst den Empfang von 1500 Mark zugestanden, über den streitigen Rest würde eventuell Beweisaufnahme erfolgen müssen. Redner geht nun näher auf die Entwicklungsgeschichte des § 82 der Reichsverfassung ein und entwickelt seine Ansicht dahin, daß sich die bekannte Erklärung des Fürsten Bismarck nicht als authentische Interpretation zu Gunsten der gegnerischen Seite verwerten lasse, daß der Fürst damit vielmehr auf die durch Nichtfestsetzung von Strafen für Diätenannahme bestehende Lücke im Gesetz habe hinweisen wollen. Präs.: Sie haben uns hier politische Geschichten vorgetragen, aber wir haben hier nicht über politische, sondern nur über privatrechtliche Verhältnisse zu urteilen. Wenn Sie uns hier ein Rechtsgeschäft konstruiren wollen, so müssen Sie uns doch auch die Kontrahenten nachweisen. Ist denn überhaupt hier eine „Zahlung" erfolgt? Letztere ist doch immer nur die Lösung einer vorhergegangenen Verbindlichkeit. Hat denn nun ein Vertrag stattgefunden und ist Kräcker eine Verpflichtung eingegangen? Und wo steckt der unerlaubte „nicht ehrbare" Zweck? Der Zweck war doch wohl nur der, Kräcker in den Stand zu setzen, in Berlin zu leben. Wo liegt da das „Privatgeschäft"? J.-R. Kaupisch: Hiernach scheinen Sie, Herr Präsident, die Vorlegung eines Vertrages zu verlangen. Präs.: Allerdings. J.-R. Kaupisch: Nun, ich behaupte, daß Kräcker das Mandat nur unter der Bedingung, daß er Diäten bekomme, angenommen hat. Präs.: Mit wem ist er denn diese Verpflichtung eingegangen? J.-R. Kaupisch: Nun, mit den Parteileitern und dem betreffenden Komitee. Präs.: Geben Sie uns doch Namen und treffende Beweismittel, mit allgemeinen Behauptungen können wir in solcher Sache nichts machen. J.-R. Kaupisch: So beantrage ich die Vernehmung von Bebel, Liebknecht &c.

Hieran schließt sich in dem Berichte die Ausführung des Vertreters des Verklagten, welche für unsre Betrachtung kein weiteres Interesse hat. Schließlich erkannte das Gericht auf mehrere Beweiserhebungen.

Da dieser Bericht von sehr achtungswerten Blättern gebracht worden ist, so dürfen wir ihn für wahrheitsgetreu halten. Jedenfalls ist die Verhandlung so, wie sie hier steht, in die Öffentlichkeit gelangt, und wir dürfen daher an diese Darstellung unser Urteil knüpfen. Sollte dieselbe in irgendwelchen Punkten unrichtig sein, so ändert sich insoweit unser Urteil von selbst.

Die Art und Weise, wie ein Vorsitzender in die mündliche Verhandlung einzugreifen berufen ist, regelt der § 130 der Zivilprozeßordnung dahin, daß er durch Fragen auf die Aufklärung der Sache und die Vollständigkeit der Verhandlung hinzuwirken, auch auf die Bedenken aufmerksam zu machen habe, welche in Ansehung der von Amtswegen zu berücksichtigenden Punkte obwalten.

Dieses richterliche Fragerecht ist vielleicht das wertvollste Element der mündlichen Verhandlung. Vorausgesetzt wird dabei selbstverständlich, daß es mit der erforderlichen Diskretion geübt werde. Daß das Fragerecht nur innerhalb der Verhandlungsmaxime geübt werden darf, sprechen schon die Motive der Zivilprozeßordnung aus; wenn diese Grenze überschritten wird, so kann darin schon ein arger Mißbrauch liegen. Noch mehr aber verletzt der Vorsitzende die gebotene Diskretion, wenn er das Fragerecht benutzt, um dabei seine Ansichten über die zu entscheidenden Fragen unumwunden auszusprechen, und damit die Entscheidung gewissermaßen vorwegzunehmen. Es ist dies zunächst eine Verletzung der Parteien in ihren Rechten. Diese dürfen fordern, daß das gesamte Kolleg über die in Betracht kommenden Fragen, und zwar erst nach vollständiger Anhörung der Parteien, entscheide. Welche Hoffnung können sie noch hegen, daß bei dieser Entscheidung der Vorsitzende die ihm obliegende unbefangene Stellung einnehmen werde, wenn er sich schon von vornherein über diese Fragen bestimmt ausgesprochen hat? Denken wir uns in die Lage eines Anwalts, dem gegenüber in dieser Weise der Vorsitzende auftritt, so würden wir in der That versuchen, sofort denselben wegen Befangenheit als Richter abzulehnen. Denn die alte Regel, daß ein Richter über Fragen, über die er richterlich zu erkennen hat, sich nicht vorweg aussprechen soll, besteht auch heute noch und ist durch das dem Vorsitzenden eingeräumte Fragerecht nicht geändert. Schon die Worte des Gesetzes weisen darauf hin, indem sie nur von „Bedenken" reden, auf welche der Vorsitzende unter Umständen aufmerksam zu machen habe. Sodann liegt aber auch in einem solchen Vorgehen des Vorsitzenden eine Mißachtung des eignen Kollegs. Was soll man von Richtern denken, die sich eine solche Vorwegnahme ihres Urteils durch den Präsidenten gefallen lassen oder gar gefallen lassen müssen?

Diese Regeln der Diskretion hat im vorliegenden Falle der Vorsitzende durchaus mißachtet. Schon die erste Äußerung, worin er über das, was als Beweis gelten könne, abspricht, überschreitet seine Befugnisse. Er hätte höchstens, wenn er die Partei veranlassen wollte, ihre Beweise zu ergänzen, auf den Zweifel hinweisen dürfen, ob das Vorgebrachte den Beweis erschöpfe. Noch viel weniger angemessen aber ist die Art und Weise, wie der Vorsitzende bei seiner zweiten Äußerung ins Zeug geht. Er analysirt gewissermaßen von vornherein, wie das Urteil ausfallen werde, und zwar in durchaus einseitiger Weise. Eine solche Stellung hat das Gesetz durch § 130 der Zivilprozeßordnung dem Vorsitzenden nimmermehr einräumen wollen.

Es liegt uns fern, uns über die Hauptfrage der erwähnten Prozesse hier auszusprechen. Wir überlassen sie der richterlichen Entscheidung.*) Aber wir

*) Denselben Standpunkt nimmt auch ein früher in diesen Blättern veröffentlichter Aufsatz „Zur Frage der Diätenprozesse" (Grenzboten 1885, III, S. 393 ff.) ein.

Anm. d. Red.

nehmen doch keinen Anstand, jenes vorgreifliche Urteil des Vorsitzenden auch materiell hier zu besprechen, teils weil dasselbe ganz unberufen ausgesprochen, teils weil es offenbar haltlos ist. Wissen wir auch nicht genau, was der Anwalt des Klägers vorgetragen und was deshalb der Vorsitzende unter den „politischen Geschichten“ verstanden hat, die er als nicht zur Sache gehörig zurückweist, so ist doch soviel klar, daß der vorliegende Prozeß ohne Verständnis der politischen Bedeutung des in Art. 32 der Reichsverfassung enthaltenen Verbots für Reichstagsmitglieder, Besoldung oder Entschädigung zu beziehen, nicht entschieden werden kann. Und der Ausspruch des Vorsitzenden: „Wir haben hier nicht über politische, sondern über privatrechtliche Verhältnisse zu urteilen,“ ist, so wie er dasteht, jedenfalls höchst auffällig. Sehen wir nun aber weiter, mit welchem überwiegenden Verständnis unser Redner die Sache vom rein privatrechtlichen Standpunkte beurteilt! Er sieht in der Entgegennahme von Diäten kein „Rechtsgeschäft.“ Denn wo sind die „Kontrahenten“? Er kann in deren Hingabe auch keine Zahlung erkennen. Denn Zahlung ist doch nur „Lösung einer vorhergegangenen Verbindlichkeit.“ Wir gestehen, daß diese Jurisprudenz uns einen wahrhaft schmerzlichen Eindruck gemacht hat. Der Redner scheint kein andres Rechtsgeschäft zu kennen als ein solches, wo zwei Kontrahenten einander gegenübertreten und eine Art Stipulation abschließen: Spondesne mihi dare? Spondeo! Und weil das römische Wort solutio in den Lehrbüchern mit „Zahlung“ übersetzt wird, so ist ihm jeder Begriff von Zahlung, die nicht eine „Lösung“ ist, unbekannt. Denken wir uns nun folgenden Fall. An einer Straßenecke steht ein Dienstmann. Ein Vorübergehender drückt ihm ein Zwanzigmarkstück in die Hand und sagt ihm: „Dafür werfen Sie heute Abend dem X. die Fenster ein.“ Der Dienstmann nimmt das Geld lächelnd und spricht kein Wort. Aber abends geht er hin und läßt die Fenster des X. klirren. Hat er nun ein „Rechtsgeschäft“ abgeschlossen? Hat er eine „Zahlung“ empfangen? Unsre Autorität wird sagen: Nein! Ich sehe von dem allen nichts! Und doch wird ein verständiger Mensch, wenn er nicht gerade das Unglück hat, Jurist zu sein, nicht daran zweifeln. Nach dieser Entwicklung von Jurisprudenz ist es auch nicht zu verwundern, daß unser Redner weiter die Frage stellt: Wo steckt denn der „nicht ehrbare“ Zweck? Der Zweck war doch nur der, daß Kräcker in Berlin leben könne. Wir wollen uns (aus dem schon oben angedeuteten Grunde) über die Frage des unehrbaren Zweckes hier nicht weiter aussprechen. Daß sie aber nicht damit abgethan ist, daß man sagt: „Es ist doch nicht unehrbar, in Berlin zu leben,“ liegt auf der Hand. Unwillkürlich wird man bei dieser Betrachtungsweise an die neulich in diesen Blättern geführte Klage erinnert, daß die Ausbildung unsrer Richter auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes außerordentlich viel zu wünschen übrig lasse. Bei der materiellen Schwäche dieser Auslassungen fällt übrigens der formelle Mangel eines Berufes zu solchen umso schwerer in die Wagschale.

Und dies alles in einer Sache, welche die Augen von ganz Deutschland auf sich zieht!

Soviel bekannt ist, ist der nämliche Vorsitzende auch als juristischer Schriftsteller und dabei als eifriger Lobpreiser des neuen Prozesses aufgetreten. Wenn es seine Absicht gewesen sein sollte, durch seine hier besprochene Sachleitung die Berechtigung jener Lobpreisungen zu illustriren, so müssen wir dies als wenig gelungen bezeichnen. Im Gegenteil, es hat sich hier gezeigt, wie sehr nach einer bisher wohl kaum beachteten Seite hin ein Mißbrauch der Formen des neuen Verfahrens geübt werden kann.



Die Krisis am Balkan und in England.



ie vorigen Wochen brachten zwei überraschende Ereignisse: die Weigerung der griechischen und der serbischen Regierung, der Aufforderung der Großmächte zur Abrüstung nachzukommen, und die Abstimmung im englischen Unterhause, welche das Ministerium Salisbury bewog, die Königin zur Erlaubnis um Rücktritt vom Staatsruder zu bitten. Beide stehen insofern im Zusammenhang, als das erste nur durch das zweite eine Bedeutung erlangte, welche Bedenken erwecken kann.

Die Großmächte hatten in dem Bedürfnis nach Erhaltung des Weltfriedens in Sofia, Belgrad und Athen den Rat erteilen lassen, das Heer wieder auf den Friedensfuß zu bringen, damit Serbien und Bulgarien ihre Meinungsverschiedenheiten in Ruhe ausgleichen und Fürst Alexander und der Sultan zu einer endgiltigen Verständigung über Ostrumelien kommen könnten. Die betreffende Kollektivnote begegnete bei der serbischen und griechischen Regierung einer Ablehnung, während die bulgarische in bedingter Weise zustimmend antwortete. Seitdem verging eine Woche, und das Ende des Winters rückte näher, desgleichen der Ablauf des Waffenstillstandes zwischen Serbien und Bulgarien. Wenn Staaten, die Krieg geführt haben, noch unter Waffen stehen, ist Zögern und Aufschub gefährlich, und es erwächst für die, welche ein Interesse daran haben, als Vormünder dieser Staaten den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu verhüten, die Pflicht, zunächst zur Niederlegung der Waffen zu raten, dann, wenn das nicht befolgt wird, es zu befehlen und, falls der Befehl unbeachtet bleibt, Gehorsam zu erzwingen. Ein kleiner Krieg auf der Balkanhalbinsel kann leicht zu einem Weltkriege werden. Keine einzige Nation in Europa, weder eine große noch eine kleine, erfreut sich dermalen so gedeihlicher Zustände, wie sie bisweilen zu gewagten Unternehmungen führen. Die Finanzen aller

Staaten Europas leiden mehr oder minder an der Krankheit, welche sich im Mißverhältnis der Ausgaben zu den Einnahmen äußert. Handel und Gewerbe, die vor kurzem Symptom wiederauflebender Regsamkeit und Ergiebigkeit zeigten, werden durch die Ungewißheit gehemmt, welche hinsichtlich der nächsten Zukunft herrscht, überall hat das unerwartete Sinken der Preise die wirtschaftlichen Verhältnisse verwirrt. Wenn der Krieg unter allen Umständen von schweren Nachteilen begleitet ist, den Gang des Handels aufhält und den Produzenten und Konsumenten Opfer auferlegt, so gilt dies gegenwärtig ganz besonders. Und siehe da, gerade jetzt gaben Serbien und Griechenland, vorzüglich das letztere, rein aus Großmannssucht ungescheut und rücksichtslos die Neigung kund, die Ruhe Europas zu stören und allgemeine Gefahr heraufzubeschwören. Den Griechen kann es nicht unbekannt sein, daß sie ein sehr gewagtes Spiel spielen, wenn sie bei dem Versuche beharren, sich mit Gewalt Zugeständnisse zu verschaffen, welche von allen Großmächten, vielleicht mit Ausnahme Frankreichs, als unmöglich zu erfüllende Ansprüche angesehen werden. Sie rechneten mit vermeintlichen Meinungsverschiedenheiten der Kabinette und mit der Wahrscheinlichkeit des Wiedereintrittes Gladstones ins Amt. Sie unterließen es, daran zu denken, daß die drei Kaisermächte in dem Bestreben, den Frieden zu wahren, einig sind, und daß ihr Verfahren ihnen alle Sympathien entziehen muß, auf die sie etwa zählen durften, auch die, welche Gladstone unter dem Ausdrucke British feeling verstanden haben mag.

Niemand wird daher überrascht sein, daß, Frankreich ausgenommen, alle Mächte übereingekommen sind, gemeinsam auf Griechenland einen stärkern und wirksamern Druck auszuüben. Dasselbe ist jetzt der Hauptsünder gegen die Wohlfahrt Europas. Serbien, welches mit den Griechen vereint gegen die Pforte vorgehen zu wollen schien, war im Kriege mit deren bulgarischem Vasallen unterlegen und konnte jetzt praktisch nicht viel mehr als großsprecherische Depeschen in die Welt schicken. Es machte kriegerischen Lärm, sandte den Zeitungen Berichte von gewaltigen Rüstungen u. dergl. Aber selbst König Milans Beamte hielten es für nützlich, in Abrede zu stellen, daß man „sich in aller Eile waffne," und für dringend notwendig, zu erklären, daß man sein Äußerstes thue, „die Friedensverhandlungen zu beschleunigen." Wäre dem nicht so, dächte man in Belgrad nicht im Grunde viel ruhiger, als man sich stellte, um wenigstens etwas zu erdrohen, so würde der österreichische Nachbar allein schon mehr als genügende Mittel besitzen, um den Räten des Königs das wünschenswerte Maß gesunden Menschenverstandes einzuflößen, während Österreich-Ungarn, im Einklange mit Deutschland und Rußland handelnd, kaum nötig haben würde, Gewaltschritte ins Auge zu fassen. Griechenland nimmt eine etwas andre Stellung ein. Es hat wie Serbien Anlehen aufgenommen, Kriegsvorräte gekauft, Kriegsschiffe ausgerüstet und eine Armee zusammengezogen, aber noch keinen Mann über die Grenze gehen lassen. Alle seine Handlungen waren bis zur Stunde

bloße Drohungen und haben bis jetzt nur zwei Resultate gehabt: große Ausgaben für die Türkei, die den Griechen nichts zu Leide gethan hat, und in Europa die Befürchtung, daß ein Funke griechischen Feuers, das an sich ziemlich harmlos wäre, in sein Pulvermagazin fliegen könnte. Es ist hohe Zeit, diese Sorge zu beseitigen und der Pforte die Last der Erhaltung des ungeheuern Heeres abzunehmen, das sie in Macedonien sammeln mußte. Man hat das bisherige englische Kabinet mit Unrecht im Verdacht gehabt, die Haltung Griechenlands zu begünstigen. „Alle diese Ansprüche, sagte Lord Salisbury, besonders die griechischen, auf Kosten der Türkei wegen einer Veränderung entschädigt zu werden, die sie nicht veranlaßte und nicht gerade willkommen hieß, sind ein Versuch, dem Völkerrechte einen Zusatz zu geben, wie er mir so außerordentlich noch nicht vorgekommen ist. . . . Soweit als der Einfluß Englands reicht, solange er unsern Händen anvertraut ist, wird er benutzt werden, um jeden frevelhaften Friedensbruch im Osten zu Zwecken und auf Vorwände hin, welche das Gewissen der Menschheit nicht rechtfertigen kann, zu verhüten." Das war deutlich und kräftig gesprochen, und den Worten folgte die That, der Befehl an die englischen Kriegsschiffe im Mittelmeere, einen Angriff der Pforte durch die griechische Flotte, der an der Küste Kretas drohte, zu verhindern. Durch welche weitern Maßregeln die Regierung in Athen dahin gebracht werden kann, Ruhe zu halten, brauchen wir nicht zu untersuchen. Es könnten unter Umständen Ereignisse sich wiederholen, wie die des Jahres 1854. Die Mächte besitzen hinreichende Mittel, um zu bewirken, daß ihrer Stimme Gehör gegeben wird, und um ihre Macht fühlbar zu machen. Es liegt nicht in ihrem Interesse, der Pforte zu überlassen, daß Ruhe und Sicherheit wiederhergestellt werden, sonst würde diese bald mit der Armee der Hellenen aufräumen und in wenigen Wochen ihre Tabors in Athen einziehen sehen. An der griechischen Nordgrenze, zwischen dem Golfe von Arta und dem Olymp stehen gegen 60000 Mann türkischer Truppen, an der Westgrenze Bulgariens etwa 30000, in Albanien etwa 70000 Mann, wozu noch eine bei Salonik konzentrirte Reserve und zwei bei Adrianopel zusammengezogne Korps kommen, sodaß die Pforte gegen die Griechen mindestens 180000 Mann marschieren lassen könnte. Diese Truppen haben in Hassan Pascha einen tüchtigen Führer und sind großenteils wohlgeübt und gut bewaffnet. Das griechische Heer soll gegenwärtig etwa 50000 Mann zählen und auf 75000 gebracht werden können, nach andern Berichten auf 83000. Die Mobilisirung ging glatter von statten, als man erwartet hatte, doch nicht ohne alle Widersetzlichkeit; denn bei dem größten Teile der Bevölkerung, besonders auf dem Lande, herrscht nicht die geringste Begeisterung für den Krieg und entschiedne Abneigung gegen den Soldatenstand. Der „Volkswille," welcher angeblich den König zum Kampfe drängt, wohnt nur in Athen und einigen andern Städten und hieße richtiger Wille der Demagogen, die nichts zu verlieren haben und sich auf billige Weise den Ruf von Patrioten

erwerben möchten. Die Verpflegung der Truppen ist mangelhaft, und so blieben Tausende der zu den Waffen einberufenen fast eine Woche lang ohne Nahrung, ohne Mäntel und ohne Obdach. Von genügender Einübung der Leute ist kaum bei der Hälfte derselben die Rede. An Offizieren herrscht größter Mangel, dem man dadurch abzuhelfen versuchte, daß man zahlreiche Invaliden heranzog. Ein auch nur einigermaßen tüchtiger Oberfeldherr ist nicht vorhanden, und dem gesamten Offizierkorps wird in allen seinen Graden von kompetenten Berichterstattern jede höhere Begabung und jede Schneidigkeit abgesprochen. Die Flotte ist besser als die Armee, aber sehr klein: sie zählt eine Panzerkorvette, zwei hölzerne, ein gepanzertes und zwölf andre Kanonenboote, endlich dreiundzwanzig Torpedoboote — eine Seemacht, mit welcher der türkischen gegenüber nicht viel anzufangen ist. Zu dieser militärischen und maritimen Schwäche kommt aber noch die klägliche finanzielle Lage der Griechen, um ihr hochstrebendes und trotziges Auftreten komisch erscheinen zu lassen. Die Nachrichten hierüber, welche die letzte Woche brachte, lauteten sehr traurig. Abgesehen davon, daß unter dem Drucke der bisherigen Staatsschuld von 600 Millionen Franken das kleine Land schon mehr zu leiden hatte, als es naturgemäß tragen konnte, gesellte sich dazu noch das Steigen des Agios, welches für Griechenland zu allen Zeiten große Bedeutung hatte. Zur Bestreitung der Kosten, welche die jetzigen Rüstungen erforderten, wurden rasch nacheinander drei Anleihen aufgenommen, eine erste, die sogenannte freiwillige, von 25, eine zweite, von mehreren griechischen Banken gewährt, von 30 und vor kurzem eine letzte von 100 Millionen Franken. Die letztere ist bis jetzt noch nicht eingezahlt und wird vermutlich auch nicht realisirt werden, wenigstens hat die Regierung nur geringe Aussicht darauf, und einige Minister bezweifeln sogar die Möglichkeit einer Erlangung dieses Geldes. Die wirtschaftliche Lage Griechenlands ist infolge dessen sehr unerfreulich. Das Agio hat die Höhe von 22 Prozent erreicht und drückt nicht nur auf den Geschäftsmann, sondern auch auf die breiten Schichten des Volkes. Verdruß und Unzufriedenheit sind daher fast allgemein, besonders in den Kreisen der Beamten, denen von ihrem Gehalte ein Drittel wegen der Mobilisirung und der schlechten Lage der Finanzen des Landes abgezogen wird, während ihnen beinahe ein zweites Drittel durch Agioverlust entgeht. In dieser Hinsicht sind die Verhältnisse gegenwärtig nicht viel besser als in der Türkei, und sie drohen noch schlechter zu werden. Kurz, es ist der Frosch der Fabel, der sich mit aller Gewalt aufgeblasen hat und nächstens platzen wird, wenn er nicht aufhört, seiner Haut zu große Dehnbarkeit zuzumuten.

Die Griechen sagen, sie könnten nicht abrüsten, ohne sich lächerlich zu machen, aber sie sind es schon längst und können darin kaum noch steigen. Übrigens vermögen wir nichts lächerliches in einer Umkehr von Thorheiten zu erblicken, die von den Großmächten gefordert wird. Rascher Gehorsam würde vielmehr Lob verdienen. Man würde Selbsterkenntnis zeigen. Man würde keinen Nach-

teil davon haben, wenn man sich verhindert sähe, ein ungerechtes Ziel zu erstreben, den Frieden Europas zu gefährden und statt seines Zweckes schließlich nichts zu erreichen als Niederlagen, Bankerott und Beschämung.

Wenn die leitenden griechischen Politiker sich dagegen verblendeten, so fußten sie dabei auf zwei Voraussetzungen: sie glaubten, Europa werde nicht gestatten, daß die Pforte Griechenland mit Krieg überziehe, und sie hofften auf einen Umschwung in England, der Gladstone wieder ans Ruder bringen werde. Das letztere ist jetzt eingetreten: das Kabinet Salisbury ist dem vereinigten Ansturme der Liberalen und Homeruler erlegen. Der Anlaß zu seinem Sturze war, nach dem ersten Blicke zu urteilen, ein geringfügiger. Die jetzige Ministerkrisis in London ist nicht direkt durch die irische Frage, sondern durch agrarische Wünsche herbeigeführt worden. Schon am 25. hatte das Unterhaus sich lange mit dem Notstande der englischen Landwirtschaft beschäftigt, aber das Amendement des Abgeordneten Barclay, den Ackerbauern derartige Erleichterungen in den Pachtbedingungen zu gewähren, daß sie gegenüber der ungünstigen Lage der Dinge auszuhalten vermöchten, war mit 23 Stimmen verworfen worden, und zwar hatten dabei mehrere Mitglieder der liberalen Partei mit der Regierung gestimmt, welche gegen Barclays Antrag war. Ein ähnliches Amendement des Abgeordneten Collings dagegen, welches wie ein leichtes Mißtrauensvotum gefaßt war, wurde am 26. mit einer Mehrheit von 79 Stimmen vom Unterhause angenommen. In demselben wurde das letztere gebeten, sein Bedauern auszusprechen, daß die Thronrede keine Maßregeln angekündigt habe zur Erleichterung der Not der ackerbauenden Klassen „und vorzüglich um es den ländlichen Tagelöhnern und andern in den Agrikulturdistrikten leichter zu machen, sich auf billige Bedingungen in Betreff von Pachtgeld und Sicherheit des zeitweiligen Besitzes ein kleines Gut oder eine Parzelle Land zu erwerben." Die Worte klangen ziemlich unschuldig, enthielten aber einen Tadel der Regierung, der mit ihnen viel mehr beabsichtigt war als irgendwelcher Vorteil für den kleinen Mann auf dem Lande. Mit andern Worten: das Amendement war ein Parteikniff aus der Rüstkammer des Parlamentarismus. Die Abstimmung war nichts weniger als ein Zufall. Gladstone, Meister in derartigen Manövern, hatte sie herbeigeführt, um seinem Gegner Salisbury für die Zukunft das Spiel zu verderben. Dieser hatte die Absicht, die irische Frage zum Probirstein für die Festigkeit seiner Stellung als Premier zu machen. Unterlag er hier, so konnte er bei der Bedeutung, welche die Einheit des britisch-irischen Gesamtstaates oder Reiches noch immer bei der Mehrheit der Engländer und Schotten hat, entweder das Parlament auflösen und sofort für seine Partei aussichtsvolle Neuwahlen anordnen, oder mit dem Glanze des Mannes zurücktreten, der jenen Einheitsgedanken verteidigt hatte und darüber als Märtyrer gefallen war, was eine gute Empfehlung für spätere Wahlen gewesen wäre. Das mußte abgewendet, mindestens möglichst verdunkelt werden. Die Konservativen durften

in der öffentlichen Meinung nicht als Kämpfer für die von der Koalition Gladstones mit den Homerulern bedrohte Reichseinheit unterliegen. Das Collingssche Amendement war ein gutes Mittel, dies zu verhüten, es konnte dem Kabinette einen tötlichen Hieb versetzen nicht wegen seiner Absichten gegen die schleichende Rebellion der Irländer in der Landfrage und gegen deren sezessionistischen Plan mit einem Dubliner Parlamente, sondern wegen seiner Vernachlässigung der Interessen einer zahlreichen Klasse der Bevölkerung, welche die jüngste Gesetzgebung zu Wählern erhoben hatte. Die Regierung hatte ähnliche Absichten ohne Zweifel geahnt. Man hatte aus Daily News, dem Organ der Partei Gladstones, wo Salisburys griechische Politik heftig getadelt wurde, gesehen, wo der Führer der Liberalen hinauswollte. Man hatte infolgedessen daran gedacht, die irische Frage, in der man mit Ehren und guten Aussichten auf eine baldige Auferstehung fallen konnte, so rasch als möglich aufs Tapet zu bringen, und so hatte man sofort im Unterhause Maßregeln zur Unterdrückung der irischen Nationalliga angekündigt. Die Regierung ließ, als der Collingssche Antrag gestellt wurde, die Erklärung abgeben, daß es sich damit nicht um die agrarische, sondern indirekt um die irische Frage handle. Aber diese Wendung blieb ohne Erfolg, die feste Fügung der feindlichen Parteiorganisation widerstand der patriotischen Ansprache, die Anhänger Gladstones waren mehr Liberale als Freunde der Reichseinheit, wie sich beiläufig unsre Liberalen, soweit sie zur Fortschrittspartei gehören, in der polnischen Frage 1863 und jetzt wieder zeigten und vermutlich als konsequente Leute auch in Zukunft zeigen werden. Nur ein kleines Häuflein der Liberalen, darunter Hartington und Goschen, besaß soviel Nationalgefühl, daß es dem Triebe des Parteigeistes Schweigen auferlegen konnte, und so unterlagen die Träger einer vernünftigen Politik, die im Innern Gutes wenigstens gewollt, nach außen hin Gutes geleistet hatte.

Die Folgen dieses Ereignisses sind in diesem Augenblicke noch nicht genau zu berechnen. Wahrscheinlich wird Gladstone in der nächsten Zukunft, gewitzigt durch die lange Reihe von Mißerfolgen, die seine Amtsführung in auswärtigen Angelegenheiten erlebte, sich größerer Vorsicht als früher befleißigen, wo dieser Politiker mit der gottseligen Pastormiene ein Friedensstörer aus Grundsatz war. Er wußte, daß die Türkei den Weltfrieden bedeutet, und deshalb versuchte er sie nach Kräften mit allen Mitteln zu schwächen. Je schwächer sie ist, desto leichter können sich auf ihrem Gebiete Stürme bilden und entwickeln, welche ihre Nachbarn gefährden und deren gute Beziehungen stören. Gladstone sähe es gern, wenn die Völker des europäischen Festlandes einander um die Erbschaft der Pforte bekriegten, damit die Engländer keine Furcht zu haben brauchten, daß Rußland weitere Fortschritte auf seinem Wege zur Eroberung Britisch-Indiens machte. Er haßt die Türken, weil sie nicht Christen und weil sie Beherrscher christlicher Völker sind. Er haßt Österreich-Ungarn und er haßt das deutsche Reich und möchte beiden einen Krieg mit Rußland aufladen, der nach seiner Meinung wie

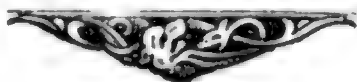
alle großen Kriege der Kontinentalmächte mittelbar und unmittelbar ein Krieg für englische Interessen sein würde. Er that, was er konnte, um Zwiespalt zwischen den Kaisermächten zu säen, fand aber einen Stärkern, der seiner Hetzarbeit dadurch die Spitze zu bieten vermochte, daß er mehr Vertrauen zu erwecken verstand und in der That auch mehr verdiente. Gladstones Nachfolger, Salisbury, hat sich im großen und ganzen, d. h. von der ostrumelischen Episode abgesehen, ehrlich Mühe gegeben, den Bemühungen der Kaisermächte um Erhaltung des Friedens Beistand zu leisten, und dieselben waren dahin gelangt, daß sie mit England vereinigt den kleinen Staaten der Balkanhalbinsel Ruhe gebieten konnten. Da schien jetzt plötzlich ein Glied aus der Kette sich lösen zu wollen. Eben durfte man mit Sicherheit Beilegung der dortigen Streitigkeiten erwarten, als über Nacht wieder Ungewißheit eintrat, weil in England wieder der Mann Aussicht auf die oberste Leitung gewann, dem Österreich ein Dorn im Auge war, der das Wort: „Hinaus mit den Türken!" und die Parole: „Der Balkan den Balkanvölkern. Die Hände weg, ihr andern!" zum Grundsatze seiner Politik machen wollte, Gladstone, der Brandstifter im südöstlichen Europa. Allerdings hat er erst vor kurzem den Griechen geraten, sich nicht unvorsichtig zum Widerspruch gegen den Willen der vereinigten Mächte hinreißen zu lassen. Aber die Griechen nehmen an, daß es keine vereinigten Mächte im bisherigen Sinne mehr giebt, wenn Gladstone wieder die auswärtige Politik Großbritanniens bestimmt, und sie erinnern sich, daß er sich nicht vor Änderungen in seinem Verfahren scheut. Mit Eifer, mit förmlicher Wut verteidigte er einst die Staatskirche jahrelang, und siehe da, plötzlich warf er mit seinem Antrage auf Entstaatlichung der irischen Kirche das Ministerium Disraeli über den Haufen, um (er hatte damals sein Vermögen durch Spekulation verloren und konnte es durch Spekulation als Minister wieder einbringen) für sich Geschäfte machen zu können. Es ist nicht undenkbar, daß er, wenn er das Heft wieder in der Hand hat, sehr bald die Ansprüche der Griechen ermutigt und unterstützt.

Indes läßt unser Herrgott die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Erstens scheint dafür gesorgt, daß Gladstone seiner Herrlichkeit nicht lange sich erfreuen wird. Er hängt durchaus von dem guten Willen Parnells ab. Er muß eine Vorlage einbringen, welche den irischen Homerulern gefällt, ihnen ein besondres Parlament und eine besondre Polizei für Irland gewährt, und zwar ein Parlament mit sehr weitgehender Befugnis. Hier aber setzt ihm die Meinung der Mehrheit seiner eignen Partei Grenzen, die enger gesteckt sind, als sie die Iren zu sehen verlangen, und entspricht er den Erwartungen der letztern nicht, so haben sie durch die Zahl ihrer Vertreter die Macht, ihn wieder vom Ruder zu verdrängen, und sie werden nicht zögern, diese Macht zu benutzen. Zweitens ist die Frage, ob die auf das dringende Bedürfnis der Festlandsmächte nach Bewahrung des Friedens begründete Einigkeit derselben nicht stark genug

ist, dem etwaigen bösen Willen des neuen Kabinets Gladstone Trotz zu bieten, und wir haben guten Grund, dies, soweit es die drei Kaisermächte angeht, zu bejahen. Gladstone wird vielleicht versuchen, einen Keil in deren Eintracht zu treiben, es wird ihm aber nicht gelingen, da keine dieser Mächte Vertrauen zu ihm haben könnte, selbst wenn er bei der Eigentümlichkeit des parlamentarischen Systems in England fester im Sattel säße, als er sitzen wird. Daß Rosebery sich dem Ministerium angeschlossen hat, gilt als gutes Zeichen für die auswärtige Politik. Chamberlain bedeutet die Lösung der agrarischen Frage durch das Wort: „Drei Acker und eine Kuh für den englischen Tagelöhner." An einen Eintritt Parnells in das neue Ministerium war nicht wohl zu denken. Man hätte ihm zwar seine Vergangenheit vergeben können, wenn er, mit Möglichem zufrieden, auf eine Verständigung eingegangen wäre. Aber darauf wird er sich niemals einlassen, und ein Ministerium, welches seine Forderungen zu bewilligen auch nur Miene machte, trüge seinen Sturz in der Tasche. Nur sehr wenige englische Liberale sind für volle Befriedigung der irischen Wünsche, und selbst Leute wie Chamberlain verhalten sich zweideutig zu ihnen und lassen bei jeder ihnen zustimmenden Äußerung Hinterthüren offen. Auch sie wollen keine Zerstückelung des britischen Reiches, sie wollen sie nicht einmal durch weitgehende Zugeständnisse angebahnt und zur Wahrscheinlichkeit erhoben sehen. Aber auch die Irländer wollen von einem Bündnisse Parnells mit Gladstone nichts hören, sie schöpfen schon Verdacht, wenn einer ihrer Führer von der englischen Presse gelobt wird, und Parnell als Reichsminister neben Gladstone würde augenblicklich allen Einfluß auf sie verlieren. So schrieb schon vor drei Jahren John Morley, ein genauer Kenner der irischen Verhältnisse. Seitdem aber hat Parnell seine Macht mehr als verdoppelt. Statt von englischen Ministerien abzuhängen, macht und stürzt er sie, und er wird sich hüten, für das zweifelhafte Vergnügen, Mitglied des Kabinets in London zu sein, seinen Einfluß bei seinen Landsleuten aufs Spiel zu setzen. Auch würde seine Weigerung, ein Amtsgenosse Gladstones zu werden, von seinem Standpunkte aus betrachtet nicht unlogisch sein. Er könnte sagen: Was ich verlange, ist das Recht des irischen Volkes, seine Regierer selbst zu wählen, und wenn jemand von Engländern dazu ernannt wird, so ist das ein Widerspruch gegen meine Forderung. Selbst wenn der Ernannte in Irland populär wäre, würde der Ursprung seiner Macht seine Stellung verderben. Endlich giebt es in Irland geheime Gesellschaften und Agenten, die England und die Engländer glühend und unversöhnlich hassen, und würde Parnell durch Ernennung vonseiten des Vizekönigs der Königin Viktoria Herrscher über Irland, so liefe er sicher kaum weniger Gefahr, vom Dolche der Meuchelmörder getroffen zu werden, als Lord Cavendish und Bourke, die vor zwei Jahren unter ihm fielen.

Nur eins könnte eine zeitweilige Verbindung zu gemeinsamer amtlicher Wirksamkeit Parnells mit dem Kabinet Gladstone herbeiführen: die Landfrage, deren Lösung jetzt die wirklich dringende Aufgabe auf irischem Boden ist. Das Streben nach einem besondern irischen Parlamente kann warten, die agrarische Frage dagegen eilt. Die Parnelliten wissen, daß es sich bei dieser für einen großen Teil der Landbevölkerung um Leben und Sterben handelt. Es stehen Tausende von Austreibungen bevor, die meisten, weil die betreffenden Pächter mit ihrem Pachtgelde im Rückstande sind. In einigen Fällen wollen und können dieselben nicht ohne sehr große Abstriche zahlen, in andern sind sie völlig ohne Mittel und ganz unfähig, die Ansprüche der Gutsherren zu befriedigen, und

doch weigern sie sich, ungleich den englischen Pächtern in ähnlicher Lage, ihr Pachtgütchen zu räumen. Die Gutsherren bekommen weder ihr Geld noch ihr Land und befinden sich, gedrängt von Hypothekengläubigern, die ihre Zinsen fordern, in ärgster Verlegenheit. Aus dieser Lage der Dinge, die von Woche zu Woche schlimmer wird und sich in einigen Monaten zu einem ganz und gar unerträglichen Notstande ausbilden muß, erklärt sichs, wenn das sogenannte „Boycotting“ wie eine Epidemie um sich gegriffen hat. Diese Seuche hat sich auch über das Gebiet von Handel und Gewerbe verbreitet, und die Lokalvereine haben sich der Aufsicht und der Einwirkung des Zentralrates der Liga entzogen, welcher kein Interesse daran hat, daß aller Unternehmungsgeist und Gewerbefleiß Irlands durch kleine Dorftyrannen erstickt wird, das gesamte Land verfällt auf diese Weise rasch in einen Zustand von Anarchie, die alle Welt mit dem Ruin bedroht, und so darf man hoffen, daß die Führer des Volkes bereitwillig jedem großgedachten Plane ihren Beistand leihen würden, der bestimmt wäre, dem Landkriege durch Auskauf der irischen Gutsherren ein Ende zu machen. Dazu bedürfte man aber englischen Kredits, und um den zu erlangen, müßte man vorher die öffentliche Meinung in England versöhnen und gewinnen. Das Verlangen nach Homerule könnte ein paar Jahre vertagt und kaltgestellt werden, wenn Gladstone mit einem freigebig gedachten Plane hervorträte und — Glück damit hätte, dessen Zweck die Expropriation der irischen Gutsherren und die Schaffung eines Standes kleiner Landbesitzer auf deren Grund und Boden wäre. Bevor jedoch selbst das liberalste Kabinet eine derartige Maßregel dem Parlamente mit Aussicht auf deren Genehmigung vorlegen könnte, müßte etwas zur Herstellung von Gesetz und Recht in Irland geschehen. Denn ehe das Landvolk nicht dahin gebracht wird, daß es die Ausdehnung seiner pekuniären Verpflichtungen begreift, wird es an keinem Plane, der es zu Freisassen machen soll, irgendwelches Interesse empfinden, weil die Leute ja ohne Parlamentsbeschluß faktisch bereits frei sind, d. h. keinen Pacht zu zahlen haben, indem man ihn aus Furcht nicht einzutreiben wagt und sie aus demselben Grunde nicht von ihrer Pachtung vertreibt. Die Aufgabe des neuen Ministeriums scheint demnach in Betreff Irlands folgende zu sein: Zunächst hat es hier dem Gesetze Achtung und Gehorsam zu verschaffen, das Verbrechen zu entmutigen, dem Boycotting der Mondscheinleute ein Ende zu machen, und zwar nachdrücklich und gründlich, mit den kräftigsten Mitteln. Dann müßte eine Landbill folgen' welche die Pächter praktisch in Freisassen mit der Verpflichtung, einen festen und mäßig bemessenen Erbpacht zu zahlen, verwandelte. Hieran würde sich die Gewährung von Grafschaftsräten mit Vollmachten schließen, welche durch Parlamentsbeschluß festgestellt wären — Ratsversammlungen, in welchen das irische Volk dem Reiche, dem Gesamtstaate zeigen könnte, daß es zur Homerule, zur eignen Verwaltung seiner besondern Interessen, das Zeug hat. Das wäre die natürliche, die allein zulässige Reihenfolge. Beginnt man mit dem andern Ende dieses Programms, giebt man den Iren eine Lokalregierung, ehe die Ordnung wiederhergestellt und die Landfrage erledigt ist, so wird man Irland um ein Jahrhundert zurückbringen und dasselbe zu einer Beute innerer Kämpfe der unheilvollsten Art werden sehen.





Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)



Camoëns blieb einige Minuten stumm, dann sprach er mehr zu sich als zu dem Freunde: Wenn dies kein Traum ist, so waren es die zwanzig Jahre, welche ich fern von der Heimat verbrachte! Dort stehen die Bäume, unter denen ich Catarina Atayde so oft begegnete, hier betäubt der gleiche Duft mein Hirn, den ich an ihrer Seite geatmet, dadrinnen steht sie selbst, schön wie einst, und ich frage mich, ob in Wahrheit Jahre und Meere, Schlachten und Leiden zwischen gestern und heute liegen?

Manuel schwieg, obschon er die leidenschaftlichen Worte des Freundes nicht ohne Besorgnis vernahm. Der Dichter aber stand einige Augenblicke in Sinnen verloren, dann setzte er leise hinzu: Und es ist auch nur ein böser Traum, daß mehr als zwei Jahrzehnte verflossen sind, ich fühle Mut und Jugend, ich sehe mein Leben, das so eng und kurz geworden schien, sich wieder in blaue Fernen ausdehnen! O mein Freund, welche Wunder können sich in einer Stunde Raum zusammendrängen!

Ich gönne Euch wahrlich diese gesegnete Stunde! entgegnete Barreto, seine Hand auf die Schulter des Verzückten legend. Doch vergeßt nicht ganz, daß es die Tochter ist, die Ihr eben geschaut habt, nicht Eure Unvergeßliche selbst! Und sucht Euch zu fassen, denn wenn ich nicht völlig irre, kommt dort Graf Vimioso, um Euch zum König zu rufen. Ihr habt es selbst gewünscht, daß man Euer Werk in diesem Kreise zuerst hören möchte, jetzt zwingt die Hörer durch Eure Haltung, daß sie auch fühlen und erkennen, was Ihr ihnen gebt!

Camoëns verstand so viel von der Mahnung des Freundes, daß er sich umkehrte und dem näher kommenden Hofherrn ruhig entgegensah. Einen verwunderten Blick, welchen der Graf auf Camoëns' leere Hände warf, deutete

Barreto richtig, er nahm von einem nebenstehenden Sessel die Handschrift der Lusiaden auf, die der Freund in seiner Erregung achtlos dorthin geworfen hatte. Der Dichter errötete ein wenig und nahm sein Gedicht aus Manuels Hand wieder entgegen, Graf Vimioso trat mit einer Verbeugung heran und sagte: Senhor Luis Camoëns, der König, unser Herr, will Euch die Ehre erweisen, einen Teil Euers Werkes anzuhören. Man wird Euch einen Sitz dem des Königs gegenüber bereitstellen, Ihr werdet Euch niederlassen, sobald Euch der König das Zeichen dazu giebt. Wenn Ihr den Gesang, oder wie Ihr es sonst nennt, beendet habt, so erhebt Ihr Euch, neigt Euch vor dem König und erwartet, ob es Seiner Majestät gefallen wird, weiteres von Euch zu vernehmen.

Der kühl höfliche, geschäftsmäßige Ton Vimiosos rief Camoëns ganz in die Wirklichkeit zurück. Er erwiederte würdevoll: Ich danke Euch, Herr Graf! Doch weiß ich, was ich der Ehrfurcht vor dem König und was ich mir selbst schuldig bin! und wandte sich dann zu Barreto: Ihr werdet mir nahe bleiben, Senhor Manuel? Ich lese dem König zuerst die Abenteuer der Lusitanenflotte in Mozambique, die Ihr in andrer Fassung von mir schon zu Goa vernommen habt.

Ich werde sie mit Freuden wieder hören, versetzte Barreto und kehrte, dem Grafen Vimioso folgend, mit Camoëns zugleich in den glänzenden Kreis zurück, den sie vor kurzem verlassen hatten. Dom Sebastian saß jetzt unter dem Baldachin, ihm zur Rechten hatte sich eine Gruppe von Damen niedergelassen, unter denen Camoëns sofort Catarina Palmeirim heraussand. Zur Linken des Königs schlossen sich dichtgedrängt die anwesenden Edelleute zusammen — aller Blicke ruhten wieder auf Camoëns, als dieser neben einen dem Sitze des Königs gegenübergestellten Sessel trat und der Anrede des jungen Herrschers wartete. Der König ward durch die plötzlich eintretende Stille aufmerksam gemacht, er brach sein Gespräch mit dem Prior von Belem ab und wandte sich zu dem harrenden Dichter: Laß dich nieder, Camoëns, und erfreue uns und alle die Unsrigen, die von den ruhmreichen Thaten ihrer Ahnen zu hören verlangen, mit einem Teile deines großen Werkes, von dem ich hoffe, daß seine Vollendung einst unsrer Regierung zum ewigen Ruhme gereichen soll!

Camoëns segnete in diesem Augenblick in Gedanken den greisen Antonio Pacheco, welcher dem König eine so hohe Meinung von dem Werte seines Gedichtes eingeflößt hatte. Stolze Genugthuung über die Ehren dieser Stunde erfüllte sein Herz, er gehorchte ruhig der Weisung des Königs, schlug seine Handschrift auseinander und sagte: Erhabner Herr, möge mein Werk reich erfüllen, was Eure Gnade sich von demselben verheißt! Ich beginne ohne Zagen, es sind die edelsten Töchter und Söhne Portugals, zu denen meine Muse spricht.

Barreto hatte wahrgenommen, daß Camoëns' letzter Aufblick von seiner Handschrift der schönen Catarina Palmeirim galt, die in der ersten Reihe der Damen saß und erwartungsvoll ihr Haupt dem Dichter zuwandte. Einen

Augenblick später begann Camoëns zu lesen, die Flotte des Vasco da Gama glitt auf den prächtig wogenden Oktaven seines Gesanges den Inseln an Afrikas Ostküste entgegen. Nur wenige Minuten senkte sich Camoëns' Auge auf die Blätter, die er in seiner Hand hielt, dann erhob er sein Haupt und sprach in freiem Erguß. Die Bilder und Verse seines Gedichtes lebten in seiner Seele neu auf, und die sichtliche Spannung, die beifälligen Blicke, mit welchen die glänzende Versammlung seinem Vortrag lauschte, beschwingten seinen Ton und liehen seinen Zügen einen Ausdruck feierlicher und stolzer Ruhe. In seiner Seele wogten jetzt die großen Erinnerungen, die sein Gedicht erfüllten, und die eignen Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit traumhaft ineinander; mit dem Strande von Melinde, an welchem Gamas Heldenschar gastliche Aufnahme findet, tauchten dem Dichter die Monde empor, wo er selbst an diesem Strande gelagert, sehnsüchtig über das Meer geblickt und einen Tag wie diesen herbeigesehnt hatte. So oft er jetzt in dem Kreise um sich sah und sein Blick auf das leise vorgeneigte Haupt der jungen Gräfin Catarina fiel, beseligte ihn die Gewißheit, daß die Stunde ihm mehr bringe, als er im Traume jemals gefordert und gehofft habe. Immer deutlicher fühlte er, daß er die Teilnahme der Hörer gewinne; selbst König Sebastians unruhige, in die Ferne blickende Augen, hefteten sich, von den Bildern gefesselt, welche Camoëns' Dichtung heraufbeschwor, fester auf den Dichter. Daß der Prior von Belem gleichgiltig hinter dem Sessel des Königs stand und mit kalter, gelangweilter Miene auf die Lauschenden sah, nahm vielleicht nur Manuel Barreto wahr. Seine Freundschaft für den Dichter unterschied selbst in den entzückten Gesichtern der Versammelten scharf den wirklichen Anteil, den sie nahmen, und die höfische Gewohnheit, zu bewundern, was der König bewunderte. Doch waren so viele Mienen freudig erhellt, die stolzen, schönen Züge der jüngern Edelleute so lebendig bewegt, in den Augen älterer Frauen blitzte mehr als einmal, wenn auf Camoëns' Lippen verschollene Namen wieder auflebten, ein Strahl liebender Erinnerung auf, die jüngern letzten sich so unbefangen an dem Wohllaute der Verse, daß Barreto es doch nicht bereuen konnte, dem Dichter die Pforte dieses Saales erschlossen zu haben. Mit Rührung erinnerte auch er sich, in wie andern Umgebungen er vor Jahren in Macao und Goa die ersten Gesänge der Lusiaden vernommen hatte, und erquickte sich an der Vollkommenheit, die Camoëns inzwischen seinem Werke gegeben. Als der Vortragende schloß, ging unwillkürlich ein Flüstern des Beifalls durch den glänzenden Kreis, und dann erst wandten sich die Blicke zu König Sebastian, welcher sich von seinem Sitze erhoben hatte und mit einer jugendlichen Aufwallung, die selten genug bei ihm war, Camoëns zu sich heranwinkte: Komm zu mir, Luis Camoëns! Du bist in Wahrheit der Dichter meines Landes und Volkes, so laß mich für Portugal danken! Unsre Thaten, vergangne und — gefällt es Gott — künftige, werden in deinem Werke leben! Ich heiße dich noch einmal im Vaterlande und an meinem Hofe willkommen!

Bei diesen Worten schloß der König den Dichter in seine Arme, diesmal ward das Gemurmel im Kreise der Versammelten beinahe zu einem Getöse, lauter, beifälliger Zuruf erscholl von allen Seiten, und der Prior von Belem bemerkte mit Mißfallen, daß selbst Tellez Almeida, der kein Wort der Vorlesung verloren hatte, unter den Beifallrufenden war. Die freudige Erregung machte erst dann einem neuen erwartenden Schweigen Platz, als Dom Sebastian, an Catarina Palmeirim herantretend, zu der jungen Edeldame sagte: Ich darf Senhor Luis nicht befehlen, uns noch einen Teil seines Werkes hören zu lassen. Aber eine Bitte, die von schönen Lippen kommt, widersteht kein ritterlicher Dichter, wollt Ihr Euch nicht um uns alle das Verdienst erwerben, die Bitte auszusprechen?

Die schöne Gräfin erglühte, aus ihren dunkeln Augen fiel ein Blick auf den König, von dem selbst der scharf dreinschauende Kaplan nicht erriet, ob er einen Dank für die hohe Auszeichnung oder einen stummen Vorwurf bedeute. Doch faßte sie sich sogleich, wandte ihr Gesicht halb zu Camoëns und rief: Da Eure Majestät ihren Wunsch geäußert hat, bedarf es für Senhor Luis Camoëns meiner schwachen Bitte nicht. Soll ich sie jedoch thun, so bitte ich ihn, uns einen Gesang seines Werkes vorzutragen, an dem wir Frauen noch besondern Anteil nehmen können!

Also die lieblichste und anmutreichste Episode deines Gedichtes, Senhor Luis, setzte der König hinzu, während sich Camoëns vor dem schönen Mädchen ehrfurchtsvoll verneigte. Catarina lächelte ihm dankend zu und sagte leiser als vorher: Nicht als ob wir Frauen mindern Anteil am Ruhme unsrer Väter nähmen! Aber Eure Dichtung enthält gewiß auch Seiten, auf denen Stürme und Kämpfe schweigen!

Gewiß, Herrin, entgegnete Camoëns. Ihr wißt freilich noch nicht, und ich wünschte, Ihr erführt es nie anders als aus der Dichtung, daß die brennendsten Wunden nicht in Schlachten geschlagen werden!

Während Camoëns sich mit hoher Genugthuung anschickte, der Aufforderung Dom Sebastians und Catarinas zu folgen, entschlüpften Manuel Barreto die Worte: Sie brauen alle an dem Tranke, der ihn taumeln machen wird! Da der halblaute Ausruf für seinen nächsten Nachbar völlig unverständlich blieb und von den übrigen keiner auf ihn achtete, so gewann der wackere Edelmann Zeit, sich wieder zu fassen und sein Mißbehagen unter der ruhig teilnehmenden Miene zu verbergen, die hier von den meisten zur Schau getragen ward. Camoëns hatte inzwischen seinen Sitz dem Könige und der jungen Gräfin Catarina gegenüber wieder eingenommen und begann, nachdem Dom Sebastian das Zeichen zum allgemeinen Schweigen gegeben, einen der Gesänge seines großen Gedichtes zu lesen, in welchen er die Schicksale jener holden Iñes de Castro feierte und beklagte, die zum Opfer ihrer Leidenschaft für den Prinzen Pedro ward. Eine eigentümliche Bewegung ging durch die Versammlung, sobald der Name Iñes von

Camoëns' Lippen fiel, alles lauschte mit sichtlicher Spannung, und es war gut für den Dichter, daß er, vom Gegenstande hingerissen, weder die Blicke wahrnahm, die von Einzelnen in dem großen Kreise getauscht wurden, noch die Veränderung in den Zügen König Sebastians. Der junge Herrscher hatte eben noch huldvoll dem Dichter zugelächelt, jetzt erhielt sein Gesicht die trübsinnige Starrheit zurück, die ihm sonst eigen war, die Augen blickten wieder weit über Camoëns und den dichtgedrängten Kreis hinweg, gleichsam durch die Wände des Saales hindurch. Tellez Almeida, der Kaplan, faltete vor den andern ungesehen die Hände; erkannte er doch den Ausdruck, den er auf dem Gesichte des Königs am liebsten sah und in letzter Zeit, vor allem am heutigen Abend, allzuoft vermißt hatte. Camoëns sprach sich immer tiefer in die Empfindung hinein, die seinen Gesang erfüllte, die feiner fühlenden Hörer konnten leicht ermessen, daß eine eigne schmerzliche Erinnerung die Strophen durchhauchte, welche von den Lippen des Dichters klangen. Den sichtlichsten Anteil an dem Vortrage nahm offenbar Catarina Palmeirim. Das schöne Mädchen saß regungslos, die großen schwarzen Augensterne erglänzten in feuchtem Schimmer. Camoëns vergaß darüber, daß er sich zunächst an den König zu wenden habe. Die Hofgesellschaft nahm seine Bewegung wahr, hatte aber auch längst bemerkt, daß der König nicht mehr wie vorhin aufmerksam und ergriffen sei, und verharrte daher, als Camoëns wiederum endete, in Schweigen. Doch hielt das Schweigen nicht lange an. Denn der König, aus seinem Hinbrüten erwachend und sich sammelnd, gab das Zeichen zum lauten, rauschenden Beifall und rief dem Dichter zu: Ich danke dir, Camoëns, danke dir auch hierfür, obschon einer meiner Ahnen in der traurigen Geschichte der schönen Iñes eine wenig rühmliche Rolle spielt und die Rache, die Dom Pedro nach seiner Thronbesteigung genommen, eines Königs kaum würdig war. Sage selbst, ob dein Gesang nicht anders lauten und jubelnd ausklingen würde, wenn Pedro der Infant schon Pedro der König gewesen wäre?

Dom Sebastians Ansprache war von allen gehört worden, und auch die Antwort des Dichters: Gewiß ist es, wie mein königlicher Herr sagt, aber es frommt dem Dichter so wenig wie den Menschen überhaupt, die Ratschlüsse Gottes umzudeuten! klang vernehmlich genug, obwohl sie mit zitternder Stimme gegeben ward. In dem Augenblicke, wo der König zu ihm sprach, hatte sich Camoëns erinnert, was am Abend zuvor Bartolomeo Otaz, sein und Barretos Wirt, über die Bewunderung des Königs für die Tochter des Grafen Palmeirim gesprochen hatte; er hatte die dunkle Glut wohl bemerkt, welche durch die Worte des Königs und die Blicke vieler Umstehenden auf dem Gesichte der jungen Gräfin hervorgerufen wurde. Seine Antwort verriet nichts von dem Weh, das sich mit einemmale in das Glücksgefühl dieser Stunde mischte, eher hätte seine Haltung auffallen können. Catarina Palmeirim hatte sich dem Dichter einen Schritt genähert, sie durfte erwarten, daß er zu ihr treten und auch ihren Dank entgegennehmen würde. Aber Camoëns blieb an die Stelle gebannt, an der er von Dom Sebastian angeredet worden war, obschon sich der König inzwischen hinweggewandt und ein Gespräch mit dem Grafen Vimioso und dem Prior von Belem begonnen hatte.

Da entschloß sich das schöne Mädchen, welches den Schatten auf seinem Gesichte wohl wahrnahm, sich ganz zu ihm zu wenden und ihm mehr als ein zeremonielles Wort zu gönnen: Ich spreche für alle meine Schwestern, wenn ich Euch danke, daß Ihr das Gedächtnis der edelsten und unglücklichsten Frau unsers Landes in Euerm Gedichte rein und verklärt fortleben laßt. Ich höre

von der verwitweten Herzogin von Braganza, daß ich Euch nicht so fremd bin, Senhor Luis, als ich glauben mußte. Ihr habt meine Mutter gekannt?

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Zur Misere unsrer Literatur. Von einem Seminarlehrer erhalten wir folgende Zuschrift: Hochgeehrter Herr! Der Verfasser des Artikels in Nr. 2 der Grenzboten: „Zur Misere unsrer Literatur" sagt mit Recht, daß viele Deutsche, obgleich sie die nötigen Mittel haben und auch Anspruch auf Bildung machen, „nicht einmal die unerläßlichsten Anfänge zu einer dürftigen Bibliothek" besitzen, und sich nicht schämen, um den doch fühlbaren Hunger nach literarischer Kost einigermaßen notdürftig zu stillen, Leihbibliotheken zu benutzen u. s. w. Das ist gewiß wahr und auch den meisten Lesern der Grenzboten nicht ganz unbekannt. Aber die Hauptsache ist doch wohl, Mittel und Wege zu finden und dann zu zeigen, durch die es besser werden könnte mit der „Misere unsrer Literatur." Für ein solches würde ich es in erster Linie halten, wenn dem Leser eine Anzahl solcher Bücher genannt würde, die eben niemals in dem Hause eines wohlhabenden Mannes aus dem Mittelstande fehlen dürften und so gewissermaßen den Grundstock seiner Hausbibliothek bilden müßten. Das ist wichtig. Sagen Sie nicht darauf: Das ist unnötig; es weiß dies jeder gebildete Mann von selber. Ich meine: Nein! Ja ich gehe noch weiter und behaupte: Eine solche Auswahl von etwa zwanzig oder dreißig Werken kann nicht einmal ein Fachmann allein feststellen; sie würde dann jedenfalls einseitig sein. Es müßten hierzu entschieden mehrere Literaturverständige Vorschläge machen und sich dann über eine gewisse Zahl als Werke ersten Ranges einigen, dann solche zweiten Ranges bezeichnen u. s. w. Das hätte Wert, das würde die Leserwelt mit Freuden begrüßen.

Ob eine derartige Auswahl auf verschiedne andre Schwierigkeiten stoßen würde, ist eine andre Sache und soll hier weiter nicht berücksichtigt werden. Aber eine solche Auswahl ist entschieden nötig zur Vervollständigung der in jenem Aufsatze beleuchteten Sache; denn sonst dürfte der Herr Verfasser jenes Artikels einem Arzte ähnlich erscheinen, der die Wunden eines Kranken untersucht und in ihrer Bösartigkeit richtig erkennt — auch dafür sorgt, daß dies noch andre erkennen —, aber kein Mittel zur Heilung bezeichnet. Der Arzt verschreibt aber regelmäßig nach Beratung mit sich selbst ein Rezept; das thue doch auch der Herr Verfasser, beziehentlich die Redaktion der Grenzboten. Also: Das Rezept! Nicht nur in der Theorie bleiben! Praxis üben!

Verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit genommen, Ihnen dies zu schreiben. Sollte ich hiermit einer wichtigen Sache dienen können, so wäre mir das sehr angenehm 2c.

Den hier ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen, sind unsers Wissens wiederholt beachtenswerte Versuche gemacht worden. Wir denken zunächst an den „Wegweiser durch die deutsche Literatur" von Schwab und Klüpfel, der mehrere Auflagen mit Nachträgen erlebt hat. Für Volksbibliotheken hat vor einer Reihe von Jahren der Leipziger Zweigverein des deutschen Volksbildungsvereins einen vortrefflichen Katalog zusammengestellt, der auch für die Einrichtung einer Privatbibliothek für ein deutsches Bürgerhaus recht gut hätte maßgebend sein können. Ob er je gedruckt worden ist, wissen wir nicht. Ein „Musterkatalog" für Volksbibliotheken, den wir gedruckt gesehen haben und der von einer Leipziger Sortimentsbuchhandlung zusammengestellt war,

war ein andrer als der, den wir meinen; es war ein trauriges Machwerk, das in seinem Urteil oder richtiger seiner Urteilslosigkeit auf der Stufe unsrer meisten Weihnachtskataloge stand. Nur einer unter den Weihnachtskatalogen macht eine rühmliche Ausnahme, der Seemannsche. Er enthält in jedem Jahrgange einen kritischen Bericht über die bessere populärwissenschaftliche und belletristische Literatur des letztverflossenen Jahres. Das, was unserm Seminarlehrer vorschwebt, bieten freilich auch diese Jahresberichte nicht. Sie empfehlen einerseits zu viel Spezialschriften, anderseits zu viel Mittelgut. Wollte man nach drei Jahren auf die Bücher eines solchen Jahresberichtes zurückkommen, so würde man kaum noch die Hälfte, nach zehn Jahren kaum noch das Zehntel davon empfehlen können. Dieses beim Durchsieben übrigbleibende Zehntel möchte unser Seminarlehrer lieber gleich im ersten Jahre genannt haben und mit den übrigen ganz verschont bleiben? Ist es nicht so? Nun, wir wollens versuchen. Nächste Weihnachten wollen wir in den Grenzboten eine kleine Liste von etwa zwanzig bis dreißig im Laufe des letzten Jahres erschienenen Büchern aufstellen, die sich jede Familienbibliothek getrost soll anschaffen können. Für ältere Werke müssen wir, wie gesagt, auf Schwab und Klüpfel verweisen.

Literatur.

Hausschatz deutscher Erzählungen. Du sollst nicht stehlen. Hand um Hand. Zwei Erzählungen von Wilhelm Fischer. Mit einem Bilde von L. Bechstein. Reutlingen, Enßlin und Laiblin.

Der Verfasser, ein älterer Schulmann, war von 1865 bis 1882 Rektor in Ottweiler bei Saarbrücken und hat sich auch bereits als Volksschriftsteller mannichfach bethätigt. Die obigen zwei Erzählungen gehören zu dem Besten, was uns seit langem auf diesem Gebiete vorgekommen ist. Sie sind bereits in einer großen Auflage verkauft worden, weshalb die neue Ausgabe als Stereotypausgabe hergestellt worden ist. Besonders die erste Erzählung, welche in der Gegend des Saar-Kohlenbetriebes spielt, stützt sich augenscheinlich auf genaue Einblicke in das Wesen dieses Betriebes und verwertet dieselben in trefflich durchgeführten Charakteristiken. Nicht minder ansprechend ist aber die kürzere zweite Erzählung, und wir können nur wünschen, der Verfasser möge auf dem nicht immer mit so viel Geschick bebauten Gebiete der Volkserzählung weiter thätig sein.

Was wissen und können unsre Aerzte? Von Dr. med. R. Koch. Leipzig, Hermann Hucke, 1885.

An des Verfassers Stelle würden wir für diese kleine Schrift einen andern Titel gewählt haben. Das Buch hat lange unberührt auf unserm Tische gelegen, weil wir meinten, es sei eins der zahllosen Machwerke von Naturheilkünstlern, welche durch Schimpfen auf die Medizin der Gegenwart und auf die regulären Aerzte ihre Klientel zu vermehren suchen. Dem ist jedoch nicht so. Das Schriftchen enthält in lebendigen, kräftigen Zügen eine kurze Darstellung der Entwicklung der Heilkunde und ihrer jetzigen Stellung. Der Verfasser hütet sich wohl vor übermäßigen Lobeserhebungen, betont aber energisch das Positive der gewonnenen Errungenschaften. Es ist kein Zweifel, daß, wenn ein Gebildeter diese Darstellung liest, sie die Zuversicht zur Medizin, auch zur Therapie, wesentlich bei ihm erhöhen wird. Wir fürchten nur, das Büchelchen wird nicht viel gelesen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Zur Währungsfrage.



ie Währungsfrage, speziell die Frage, ob wir in Deutschland die beabsichtigte und im wesentlichen beendigte Goldwährungsreform zu Ende führen oder zur allgemeinen Doppelwährung hinsteuern sollen, setzt noch immer manche Feder und manche Zunge in Bewegung. Diese Frage wird keinem als leicht erscheinen, der bemerkt hat, daß äußerst gelehrte und erfahrene Männer, wie Ad. Wagner, A. Schäffle, W. Lexis, auf die Seite der Doppelwährung übergetreten sind, und daß viele ebenso tüchtige Männer aus allen politischen Parteien sich eifrig der Goldwährung zuneigen. Es könnte für eine erfreuliche Sache gelten, daß fortwährend so viele Broschüren erscheinen, die das Problem vor dem Publikum erörtern. Aber dieser Gewinn ist doch fraglich. Denn wenn man so von allen Seiten in die Leute hineinruft, so entsteht zwar ein verstärkter Schall, aber die Verständlichkeit des Rufes nimmt dadurch nicht immer zu, und sie setzt in diesem Falle so viel Kritik und Wissen voraus, daß doch von einer wachsenden Verständigung nicht mit Zuversicht gesprochen werden kann. So viel wir sehen, ist es unter diesen Umständen das beste, vorläufig keinen gewaltsamen Schritt zu thun, um neue Bahnen zu wandeln, sondern bei dem, was wir haben, zu bleiben. Wir können diese realpolitische Betrachtung der Münzpolitik freilich nur dann mit gutem Gewissen verfolgen, wenn wir uns auch über die beiden andern Arten, wie man diese schwierige Materie behandelt hat, etwas orientiren, wir meinen die kritisch-retrospektive und die doktrinäre Art der Betrachtung. Aber die eigentliche Aufgabe wird doch in einer Zeitschrift, die nicht Fachzeitschrift ist, sein, zu fragen: Was kann und soll geschehen? läßt sich in der Währungsfrage eine Stelle entdecken, wo wir Reformen nötig haben, die nicht bloß ausführbar sind, sondern auch unzweifelhaft dem Vaterlande bleibenden Nutzen schaffen? Darüber ver-

ständlich und ohne Parteileidenschaft zu sprechen, dürfte nicht überflüssig sein trotz aller vorhandnen Broschüren.

Die Stellung der Parteien in diesem Streite ist eigentümlich. Die Streitsache ist ja nicht eigentlich politisch, und in der That finden sich in allen politischen Parteien verschiedne Währungsstandpunkte vertreten. Aber das ist nicht zu verkennen, daß in der Währungssache die Liberalen und die gute Hälfte der Freikonservativen konservativ sind, insofern sie die Goldwährung nicht aufgeben, von der allgemeinen Doppelwährung also nichts wissen wollen. Bei der deutschkonservativen Richtung, die früher wie ihr Organ, die Kreuzzeitung, von der Goldwährung gutes erwartete, ist seit mehreren Jahren eine Änderung eingetreten. Und das ist nicht zu verwundern. Denn wir haben alle seit 1873 bei der Durchführung der Münzreform vieles erlebt, was kaum jemand vermutet hatte, und das Erlebte war so bedeutend, daß eine Abschwenkung von der Goldwährung durchaus nicht auffallend sein kann. Wir hatten uns getäuscht über die Menge unsrer alten Silbermünzen. Als Bamberger richtig sagte, die Hauptsache sei: „Wohin mit dem Silber?“ wollte man diese Verlegenheit nicht so hoch anschlagen. Und doch sieht man seit 1879 diese Verlegenheit überall ein, besonders bei der deutschen Reichsbank. Sodann glaubte kaum jemand den Worten Augspurgs, der eine großartige Entwertung des Silbers vorausverkündigte und vorsichtige, kaufmännische Behandlung des Umtausches empfahl, um diese Entwertung in möglichst enge Grenzen einzuschließen. Andre fügen hinzu, daß man sich auch getäuscht habe über die große Menge des Goldes, die in der Welt vorhanden und bereit sei, das Silber zu ersetzen. Auch darin liegt eine Wahrheit. Während die Produktion des Silbers noch immer wächst (sie ist von 280 Millionen Mark im Jahre 1873 auf 350 Millionen Mark im Jahre 1884 gestiegen), ist die Goldproduktion von 1873 bis 1884 von 478 Millionen Mark auf 400 Millionen herabgegangen. Das erinnert an eine andre Enttäuschung. Um das Jahr 1869 nämlich war der Wunsch nach Goldwährung in der Regel mit dem Wunsche einer allgemein anerkannten goldnen Weltmünze verbunden, die man bald nach dem Grammgewichte, bald im Anschluß an das Pfund Sterling, bald als 25-Franksstück, bald im Anschluß an das 20-Dollarstück unter teilweise eigens erfundenen Namen (wie Pase) feierte. Man glaubte, daß sich selbst bei allgemeiner Goldwährung das Gold wohl in genügender Menge finden würde. Das ist auch vorbei. Man will nicht gerade leugnen, daß noch das eine oder andre Volk genug Material für eine einzuführende Goldwährung auf dem Markte finden werde, aber nicht alle Kulturvölker des Westens.

Wenn man solche Dinge erlebt hat, wird man irre an der Weisheit aller Münzpolitiker und bekennt, daß die ganze Frage die größte Vorsicht erfordert. Eine Frage, die bloße Zweckmäßigkeit und genau genommen zukünftige Zweckmäßigkeit im Auge hat, ist absolut kein Gegenstand sicherer Berechnung und kein Gegenstand theoretischer Doktrin. Versucht hat man es wohl, die Doppelwährung

doktrinär zu begründen, Wolowski und Cernuschi sind Beispiele dafür. Über Cernuschis Versuch, der das Motto verwirklichen sollte: La science d'abord, les intérêts ensuite, ist auch die befreundete Seite still hinweggegangen. Die Sache ist eben nicht so einfach.

Die Enttäuschungen sind aber damit noch lange nicht aufgezählt. Selbst ein großer Völkervertrag, der 1865 zur Befestigung der Doppelwährung geschlossen wurde, die „Lateinische Münzunion" zwischen Frankreich, Belgien, Italien, der Schweiz (und Griechenland), hat sich nicht bewährt. Dieser Bund hat Jahre lang das Verhältnis von $15\frac{1}{2}:1$ zwischen Gold und Silber aufrecht gehalten. Aber als 1869 kam, war man schon, der Majorität der Stimmen nach, in Frankreich für die Preisgebung der Doppelwährung und die Einführung der reinen Goldwährung. Der Krieg von 1870 zwang Frankreich vorerst, bei der Doppelwährung zu bleiben. Derselbe Krieg zwang Deutschland, in seinem Münzsystem eine Einheit herzustellen, die schon lange als Bedürfnis empfunden worden war. Diese Einheit suchte man von vornherein nicht in der bisherigen Silberwährung zu verwirklichen, sondern in der Goldwährung, für die man in der erkämpften Kriegsbuße das Material zu gewinnen hoffte.

Man mag sagen, was man will, die Idee war ganz richtig. Wir müssen dem Bundesrate und dem Reichstage dankbar sein, daß sie die Zeichen der Zeit so erkannten und den Vorsprung, den uns der Krieg brachte, so benutzten. Mögen auch Fehler in der Durchführung der kolossalen Aufgabe gemacht worden sein, wir sind jetzt trotz aller Hemmnisse doch besser gestellt als die Glieder der lateinischen Münzunion.

Über eben diese Union und ihre Schicksale haben wir jetzt eine größere Schrift von L. Bamberger (Berlin, Simion). Wie sehr auch Bamberger die Rede in der Gewalt hat, auch er überwindet nicht völlig die Schwierigkeiten seines Themas, man sieht, daß die Sache selbst diese Schwierigkeiten in sich trägt. Er beweist wohl, daß das Verhältnis zwischen Gold- und Silberwert für alle Zeit festzustellen, wenigstens bei freier Privatprägung, sogar über die vereinten Kräfte so vieler Staaten hinausgeht. Er beweist, daß nicht erst politische Differenzen eine solche Münzunion stören können, sondern schon wirtschaftliche Verlegenheiten, wie denn die in Italien notwendig gewordene Papierwährung in der That in die vereinbarten Artikel dauernde Verwirrung gebracht hat. Als man vor Jahren bemerkte, daß der Weltmarkt sich von den festgesetzten $15\frac{1}{2}$ nicht bestimmen ließ, als man Deutschland sich seines Silbers entledigen und das Silber auch dadurch noch tiefer sinken sah, da stellte man die Silberprägung ein und faßte die Möglichkeit einer Auflösung der lateinischen Münzunion ins Auge. Wie viele Enttäuschung hatte man auch auf dieser Seite erlebt! Wie verwirrt waren die Ansichten über die Maßregeln, die man bei der etwaigen Auflösung und Liquidation zu treffen habe, was z. B. zur Ausgleichung der Fünffrankenstücke zwischen den einzelnen Landesprägeanstalten ꝛc. zu thun

sei! Es fand sich eine Liquidationsformel, der sich zuletzt auch Belgien angeschlossen hat. Aus allem geht hervor, daß die Union das Vertrauen zur Doppelwährung, das heißt zu ihrer Durchführbarkeit in den gegenwärtigen Grenzen, verloren hat.

Aber für die wissenschaftliche Doktrin ist durch solche Beweisführung nicht viel gewonnen. Die ist nicht leicht zu überzeugen. Das Geld für eine bloße Waare zu halten, auf deren Preisfixirung der Staat keinen Einfluß üben dürfe und schließlich nicht könne, dazu bequemt sich die Doktrin nicht leicht. Und in der That läßt sich mit W. Lexis gegen diesen allgemeinen Satz viel einwenden und behaupten, daß ein gehörig erweiterter Doppelwährungsbund, ein universaler Bimetallismus, wenn er zustande käme, wohl die Kraft hätte, für absehbare Zeit das Wertverhältnis von Gold zu Silber festzuhalten, falls nicht radikale Umwälzungen in den Produktionsverhältnissen der beiden Metalle eintreten. Auch der für Goldwährung agitirende Professor Soetbeer erkennt diese Möglichkeit an (Neuwirth, Der Kampf um die Währung, S. 70). Die wirtschaftlichen Gesetze haben zwar Macht, aber keine Allmacht. Wir sind sehr oft in der Lage, durch soziale Gesetze, auch durch Strafen, gewisse natürliche und psychologische Gesetze abzuändern; auch das Gesetz von Angebot und Nachfrage wird von allerlei andern Gesetzen, z. B. im Hausirhandel, durchkreuzt.

Aber wenn auch doktrinär diese Möglichkeit nicht zu bezweifeln ist, realpolitisch ist nichts damit zu machen. Denn die Anstrengungen der energischen und talentvollen Männer, einen solchen Weltdoppelwährungsbund zustande zu bringen, sind ganz vergeblich gewesen. Nicht einmal die ersten Prinzipien eines solchen Unternehmens sind klar. Alle bedauern die Silberentwertung, aber keiner weiß Rat. Und seit England deutlich erklärt hat, es werde seine Goldwährung nicht aufgeben, obwohl auch in England bimetallistische Neigungen sich stark regen, ist für den Staatsmann das ganze Projekt ins Bodenlose gefallen. Englands Handelsstellung ist so außerordentlich bedeutsam, daß ohne England kein Bimetallismusbund einen hinreichenden Druck auf die Edelmetallpreise ausüben kann. Darum ist es ganz unpraktisch, wenn bis vor kurzem Cernuschi, Arendt und andre auch ohne England die allgemeine Doppelwährung für ausführbar und wirksam genug hielten. Ob sie noch heute so denken, nachdem der lateinische Münzbund sich gewissermaßen für bankerott erklärt hat, wissen wir freilich nicht.

Auch ein andrer Punkt ist mit Unrecht in Bambergers Schrift über die lateinische Münzunion als gegen jede Münzunion sprechend aufgefaßt worden. Die genannte Union hatte sich ja nicht auf die Währungsfrage beschränkt, sondern auch die Gold- und Courantsilbermünzen gleich gemacht und ihnen Freizügigkeit gewährt. Die Mehrzahl der jetzt erst zu Tage getretenen Schwierigkeiten in der Union sind denn auch aus dem Einwandern der fremden Münzen entsprungen. Sie können also nicht vollgiltig beweisen gegen eine allgemeine Doppelwährung, die sich von der Gleichmachung der verschiednen Landesmünzen

frei hält, sondern sich, wie Soetbeer will, streng auf die Währungsfrage beschränkt.

Wenn nun auch Bambergers Kritik des so großartig gedachten lateinischen Münzbundes nicht alles trifft, was für einen universellen Doppelwährungsbund gesagt werden kann, so ist, wie gesagt, doch für jeden praktischen Mann dieser Bund ohne England ganz unannehmbar. Und wie jede pessimistische Stimmung dem praktischen Kopfe fern bleiben soll, so ist auch aus der pessimistischen Verbitterung der Doppelwährungsführer, die sie besonders seit einigen Jahren an den Tag legen, etwas zu lernen. Dahin gehört auch die Hoffnung, die Vereinigten Staaten möchten die bekannte Blandbill, welche gebietet, monatlich wenigstens zwei Millionen Dollars in Silber zu prägen, und welche dadurch den tiefsten Absturz des Silberwertes verhindert hat, demnächst aufheben. Das Elend der Silberentwertung soll so extrem werden, daß die erschreckte Kulturwelt in dem allgemeinen Doppelwährungssystem den letzten Rettungsanker finden müsse. Über die Methode läßt sich manches sagen. Beiläufig scheint man in Amerika die Dollars, die das dortige Publikum weniger liebt als das Papiergeld, noch weiterhin prägen zu wollen.

Wir werden für die Praxis daran festhalten, daß, wenn die wiederholten, von Amerika und Frankreich aus angeregten Kongresse zur Herstellung einer Weltdoppelwährung, obwohl alle großen Mächte der Anregung wohlwollend entgegenkamen, so ganz ergebnislos verlaufen sind, unüberwindliche Schwierigkeiten vorliegen. Der preußische Finanzminister, Herr von Scholz, hat dafür auch den Grund entdeckt. Er sieht ihn eben in der Vorliebe des Weltmarktes für das Gold, die sich nicht durch Gesetze unterdrücken läßt. Herr von Scholz sagt ganz richtig, es sei mit Ausnahme von England, Portugal und Skandinavien allen Nationen gestattet, wenn nicht besondre Verträge im Wege stehen, auch jetzt noch die internationalen Forderungen in Silber zu bezahlen. Warum thun sie es nicht? „Aus Furcht vor den sehr unangenehmen Folgen im allgemeinen Kredit, in der allgemeinen Wertschätzung ihrer Obligos auf dem Weltmarkte. . . . Der natürliche Zwang der allgemeinen Überzeugung ist stärker als ein Vertrag." Gewiß, wenn Frankreich oder die deutsche Reichsbank versuchen wollten, ihre Wechsel in Silber zu zahlen, so würde ein Sinken der Kurse die unfehlbare Strafe dafür sein. Ob diese Lage der Sache schön ist, ob die Macht des Börsen- und Großkapitals, die Abhängigkeit des Staates von demselben nicht auch eine beklagenswerte Seite an sich hat, ist jetzt nicht zu erörtern. Aber die Thatsache ist vorhanden, und es ist thöricht, sie zu verkennen. Der Herr Minister hat sich das Verdienst erworben, die Stellung der Regierung, man kann wohl sagen auch die der im Reiche einflußreichsten Männer, klarzulegen und die Meinung zu entkräften, als hätte die Doppelwährung die besten Aussichten.

Die großen Industriellen vertreten meist bei uns dieselben Ansichten wie der Minister. Sie sind mit der Weltmacht des englischen Handels- und Bank-

wesens wohl bekannt und denken genauer darüber nach, woher die jedesmaligen Schwierigkeiten ihrer wirtschaftlichen Lage entspringen, und wie sie sich aus der Verlegenheit herausziehen sollen.

Die landwirtschaftlichen Kreise dagegen klagen bei uns vielfach die Münzpolitik der deutschen Regierung an, obgleich der Reichstag damals fast einstimmig der Goldwährung zustimmte. Auch die letzte klare Äußerung des preußischen Finanzministers ist in den Organen der sogenannten Agrarier mit Bitterkeit aufgenommen worden. Fast alle Nöte der Landwirtschaft, die in der That nicht zu leugnen sind, sollen nach einigen Agrariern von der Goldwährung, genauer von der Silberentwertung herrühren. Wenn das wahr wäre, so würde man in den Regierungskreisen nichts eiligeres zu thun haben als die Goldwährung zu beseitigen. Denn die landwirtschaftliche Bevölkerung ist so zahlreich, ihr Gedeihen ist dem Ganzen so unentbehrlich, daß sie jedenfalls auf die größte Fürsorge rechnen kann. Aber die Meinung wird eben nicht geteilt, daß die Goldwährung, die an die Stelle der Silberwährung getreten ist — denn Doppelwährung haben wir ja nie gehabt —, die Ursache oder nur eine vermeidbare wichtige Ursache der landwirtschaftlichen Verlegenheiten sei.

Wenn man sagt, die niedrigen Getreidepreise, an denen die Landwirtschaft trotz der Getreidezölle leidet, kämen daher, daß infolge der Entwertung des Silbers zu wenig Geld da sei und dadurch das Geld gegen Waaren seltener, daher wertvoller und gesuchter geworden sei, die Waaren dagegen ebendeshalb billiger, so ist das zwar eine alte Theorie, die sogenannte Quantitätstheorie, aber diese Theorie wird jetzt stark angezweifelt. Und jedenfalls gehört sie nicht hierher, weil die behauptete Thatsache nicht vorhanden ist. Der Geldvorrat ist weder in Deutschland noch in den Nachbarreichen geringer geworden, sondern im Gegenteile gewachsen, und zwar bedeutend. Nach der Angabe eines Gegners unsrer Goldwährung liefen in Deutschland im Jahre 1870 nur 1600 bis 1750 Millionen Mark um, jetzt zwischen 3200 bis 3700 Millionen. Nach der Quantitätstheorie müßte also der Waarenpreis auf das Doppelte gestiegen sein. Was den gesamten Goldvorrat betrifft, dessen Schätzung nach den Goldbeständen in den sämtlichen großen Banken und Schatzämtern immer nur annäherungsweise geschehen kann, so betrug er nach Soetbeer in seinen „Materialien“ von 1876 bis 1884, also in neun aufeinanderfolgenden Jahren, in Millionen Mark: 3500, 3450, 3650, 3700, 4000, 4060, 4250, 4830, 4850. Das ist also ein Wachstum von 100 auf 138. Also auch hier ist die angebliche Thatsache nicht vorhanden.

Auch ist die Quantität des Geldes in den Ländern so ungleich verteilt, daß die verschiedensten Preise in den verschiednen Ländern herrschen müßten, es müßte in dem lateinischen Münzbunde alles dreimal so teuer sein, weil dort dreimal so viel Geld auf den Kopf kommt als bei uns, in Rußland nur ein Drittel mal so teuer; aber bekanntlich ist die Sache anders.

Kurz, mit der leidigen Niedrigkeit der Preise mag es stehen, wie es will, die Goldwährung kommt nicht als Ursache in Betracht.

Das geht auch aus der nähern Betrachtung der Preise und ihrem Schwanken hervor. Denn wenn es sich zeigt, daß selbst in den Getreidepreisen ganz verschiedne Bewegungen vorkommen, und erst recht in den verschiednen andern Waarenpreisen, so muß es jedenfalls mehrere Ursachen der Preisschwankungen geben, und es kann die Silberentwertung nicht die betrübende Kalamität allein verursacht haben. Über die Geschichte der Preise im großen giebt uns Soetbeer in seinen „Materialien" höchst dankenswerte Notizen aus London und Hamburg. Wir benutzen sie hier, nehmen aber nicht als Ausgangspunkt 1850, sondern 1870, um die damaligen Preise nach Prozenten mit den heutigen zu vergleichen.

Wir sehen uns zuerst nach den Produkten des Ackerbaues um. Von 1870 bis 1884 gingen die Preise:

bei Weizen	von	112	auf	100,
» Roggen	»	134	»	131,
» Hafer	»	136	»	132,
» Gerste	»	121	»	129,
» Malz	»	120	»	137,
» Erbsen	»	132	»	152,
» Kartoffeln	»	107	»	104,
» Hopfen	»	241	»	383,
» Rüböl	»	109	»	87,
» Leinöl	»	126	»	89,
» Rohzucker	»	103	»	100,
» Raffinade	»	116	»	96,
» Weizenbrot	»	85	»	85,
» Roggenbrot	»	114	»	121.

In London machten die Engrospreise in derselben Zeit bei Weizen die Bewegung von 52½ zu 32, bei Kartoffeln von 80 zu 70.

Bei Produkten der Viehzucht finden wir in Deutschland etwas andre Veränderungen. Es geht

Ochsenfleisch	von	123	auf	161,
Kalbfleisch	»	116	»	183,
Hammelfleisch	»	109	»	159,
Schweinefleisch	»	119	»	129,
Milch	»	114	»	171,
Butter	»	154	»	195,
Häute	»	130	»	141,
Fische (getrocknete)	»	159	»	186,

aber Talg, Schmalz, Kalbfelle, Leder, Thran wird billiger. In England gehen auch bei Fleisch die Preise herunter. Bei Südfrüchten ist der Durchschnitt 118 zu 137, bei Kolonialwaaren 118 zu 120, aber mit großen Unterschieden;

	Kaffee	geht von	119	auf	106,
	Thee	»	»	312	»	213,
	Reis	»	»	23	»	18;
aber	Cacao	»	»	112	»	146,
	Pfeffer	»	»	72	»	123.

Bergwerks- und Hüttenprodukte sind fast alle im Preise heruntergegangen, durchschnittlich von 99 auf 83. Ebenso alle Textilstoffe, wie Baumwolle (214 auf 96), Wolle (95 auf 70) ꝛc., durchschnittlich 130 auf 97, also sehr beträchtlich. Wer diese Preisschwankungen betrachtet, wird es absurd finden, sie aus einer einzigen Ursache abzuleiten, insbesondre nicht von der Silberentwertung, welche ja nicht überall die Preise affiziren könnte. Über die zusammenwirkenden Ursachen dieser Erscheinung zu sprechen, ist hier nicht der Ort, wir möchten aber auf die Schrift von Dr. Hans Kleser, „Preisrückgang und Geldwährung“ (Köln, DuMont-Schauberg, 1885), hinweisen, die diese Frage in ansprechender Weise erörtert hat.

Wir müssen nur noch die besondre agrarische Klage berühren, die sich auf den Getreideimport bezieht. Dieser Import sollte durch die Schutzzölle erschwert werden. Schon bei der ersten Staffel der Getreideschutzzölle befürchtete der Reichskanzler, der Zoll werde nicht imstande sein, eine merkliche Wirkung zu üben, er werde wohl nur die mehr spekulative Hereinziehung des ausländischen Getreides erschweren (L. Hahn, Fürst Bismarck, 3. Bd., S. 667). Das hat sich als richtig erwiesen, und eine zweite Erhöhung der Zölle wurde mit Majorität beschlossen. Die Getreideproduktion ist aber in neuerer Zeit besonders durch Ostindien noch so gestiegen, daß die Lage des Landwirts immer noch sehr wenig erfreulich ist. Wie begreiflich, daß sich der Landwirt auch in Bezug auf die Währungsfrage umsieht, ob sie nicht auch für ihn nachteilig geordnet und wenigstens eine von den Ursachen seiner Bedrängnis sei! Man machte es ihm wahrscheinlich, daß seine Vermutung das Richtige treffe, indem man ihm die Nachbarreiche vor Augen stellte, die bei (schlechter) Papiervaluta ihm als Getreideimporteure so viele Sorgen machen, zunächst Österreich-Ungarn und Rußland. Die allgemeine Regel, die sich dabei scheinbar ergab, sollte sein: „Die Goldrechnung Deutschlands, Englands, Frankreichs ꝛc. begünstigt die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte von den Ländern der Silberwährung (und Papierwährung) und schädigt die Ausfuhr der Manufakturen nach denselben.“ Auch hierüber spricht Kleser mehrfach, sowohl in einer frühern Schrift (Währungs- und Wirtschaftspolitik, S. 61 ff.) als in der schon genannten S. 72. An Beispielen zeigt er, daß die Goldwährung nicht der Sitz des Übels ist. „Der russische Bauer kann 100 Kilogramm Weizen für 8 Rubel nach Odessa liefern. Zu diesem Preise kann der deutsche Händler dort kaufen, weil er für die 8 Rubel (jetzt nicht 24, sondern nur) 16 Mark aufzubringen hat und in Deutschland einen Preis erzielt, der ihm noch einen kleinen Nutzen läßt. Wie wäre es nun,

wenn der deutsche Käufer nicht 16, sondern 24 Mark aufbringen müßte? Wenn die deutsche Mark im Werte so tief sänke, daß ihrer 3 für den russischen Rubel bezahlt werden müßten, so wäre die Folge davon bei uns im Inlande eine Steigerung der Preise um die Hälfte, von 2 Mark auf 3 Mark. Der Weizen, den der deutsche Bauer jetzt zu 18 Mark für 100 Kilogramm verkauft, den könnte er später, um nicht schlechter zu fahren, nur zu 27 Mark abgeben. Aus eben demselben Grunde würde der deutsche Händler bei so veränderten Geldverhältnissen mit demselben Nutzen für sich statt der 16 alten Mark jetzt 24 neue in Odessa für den russischen Weizen zahlen und ihn mit Nutzen nach Deutschland einführen können." Also der Import fremden Getreides geht bei schlechterer Valuta ungehemmt weiter. Denn daß bei uns bei schlechterer Valuta die Löhne z. B. der landwirtschaftlichen Arbeiter nicht steigen würden, meint doch wohl niemand. Wenigstens wird es niemand wünschen, der für die soziale Lage der Lohnarbeiter ein Herz hat. Der Herr Minister von Scholz hat wieder Recht, daß, „wenn wir mit Indien dieselbe Währung hätten, bei der Vervollkommnung der Straßen und Eisenbahnen der indische Weizen nach wie vor mit unserm Weizen konkurriren könnte." Es wäre daher mit einer Verschlechterung unsers Geldes, sei es durch Vermehrung des Silbers oder Papiergeldes, den Landwirten garnicht oder doch nur so lange gedient, bis die Löhne und die sonstigen Preise entsprechend in die Höhe gegangen wären.

Es ist zu bedauern, daß naheliegende Wünsche und Ansprüche der Getreideproduzenten die Vorstellung geweckt haben, als wäre nicht die Weltkonkurrenz, sondern die Währung Schuld an einem so betrübenden Druck auf die eine Hälfte unsrer Mitbürger. Vielleicht ist aber dieser natürliche Gedankengang noch zu bessern Zielen zu lenken. Es sei wenigstens erlaubt, darüber schließlich einige Andeutungen zu machen.

Einmal ist es keine Abweichung von dem richtigen Gange der Münzpolitik, wenn in wirklichen Notständen, falls es an lohnender Arbeit vorübergehend fehlt, der Staat durch „Darlehnskassenscheine" nach früherer Praxis in die Dinge eingreift.

Sodann ist es zwar unsinnig, gegen das Kapital im allgemeinen zu eifern; aber das Kapital ist in Börsen rc. jetzt so organisirt, daß es die nicht organisirten Kreise der Produzenten, namentlich die der zerstreut wohnenden Landwirte und Grundbesitzer, regelmäßig in den Preisen unterbietet. Es ist eine betrübende Erscheinung, daß die Preise nicht wirklich durch Angebot und Nachfrage regulirt werden, sondern durch die Meinung des jedesmal mächtigsten Kapitalbundes, der in seinen Herabsetzungen des Preises dem Konsumenten scheinbar eine Wohlthat erweist, während er dem Produzenten und den von ihm abhängigen den Ruin bereitet. Wenn die Produzenten dagegen sich nicht zusammenschließen und ihre direkte Verbindung mit den wirklichen Konsumenten kräftigen, so wie es manche Großindustrielle schon thun, auch die Zuckerproduzenten erstreben, so ist

der Kapitalmacht nicht zu begegnen, und der Einzelne ist widerstandslos dem Markte verfallen.

Ferner ist der Steuerreform das regste Interesse fortdauernd zuzuwenden. Lohnende Arbeit, ungeschädigt von Steuerdruck, macht die wachsende Bevölkerung kaufkräftig, und das inländische Konsumtionsgebiet ist so sehr die Hauptsache, besonders bei der Landwirtschaft, daß das Wechselverhältnis der heimischen Industrie und Landwirtschaft immer die wichtigste Sorge für uns bleibt. Die Erleichterung, die dabei möglich wird, geht weit über die untersten Steuerklassen hinaus und kommt den mittlern Bürgerschichten vielleicht am meisten zu gute. Die mehr oder weniger unausgereiften Steuerprojekte zu besprechen, die jetzt der Erörterung anheimgegeben sind, ist hier nicht am Orte. Aber das ist wohl zu hoffen, daß den jetzt schon vorhandnen Staatsindustrien, insbesondre der Post, der Telegraphie und der Eisenbahn, höhere Erträge zum Besten des Ganzen abgewonnen werden. Sie leisten schon jetzt viel, aber das Vorurteil, daß diese Institute eigentlich nur ihre Kosten decken müßten, ist doch noch zu sehr verbreitet. Es ist völlig unrichtig, daß diese Verkehrsanstalten ihre Wohlthaten allen Staatsangehörigen gleichmäßig zuwenden. Sie müssen eine Rente abwerfen, die zur Ausgleichung unnötiger Belastung der untern Schichten, auch zur Aufhebung der Salzsteuer verwendet werden kann. Hierüber hat Professor E. Witte in mehreren Broschüren vieles Beherzigenswerte gesagt. Es ist nicht nötig, daß die Erleichterung der Gemeinden hinsichtlich der Schullasten, die Erhöhung von niedrigen Beamtengehalten und ähnlicher dringender Bedürfnisse auf Anleihen und neue Steuerquellen vertröstet werden. Man könnte recht wohl die bestehenden, oben genannten Einnahmequellen ergiebiger machen. Und um zu unserm Thema zurückzukehren: man sollte die Währungsfrage aus dem Spiele lassen, bis Anzeichen bei unsern Konkurrenten uns raten, das Definitivum bei uns schneller an die Stelle des Provisoriums zu setzen, als es jetzt geboten erscheint. Unsre Reichsbank bietet für diese Beobachtung eine gute Warte, und an guten Beobachtern fehlt es uns nicht.



Die hannoversche Gesellschaft.

2. Nach der Annexion.



Bevor wir mit dem zweiten Teile unsrer Schilderung beginnen, sei es uns gestattet, einen Irrtum, auf den wir von freundlicher Hand hingewiesen worden sind, zu berichtigen; umsomehr, als es sich dabei um einen Mann handelt, dessen Name weit über die Grenzen seines engern Vaterlandes, ja weit über Deutschlands und Europas Grenzen hinaus in der ganzen zivilisirten Welt bekannt geworden

ist. Wir haben von Exzellenz Windthorst behauptet, daß er infolge der Aufhebung der patrimonialen und der städtischen Gerichtsbarkeit in den Staatsdienst gekommen sei. Es ist dies nicht der Fall, der wahre Hergang war vielmehr folgender. Bei der — übrigens seitdem wieder aufgehobnen — Vereinigung der beiden Bistümer Hildesheim und Osnabrück wurde für jede der beiden getrennt gewesenen Diözesen ein besondres katholisches Konsistorium errichtet. In Osnabrück wurde mit dem Vorsitze desselben ein Advokat katholischen Glaubens beauftragt, welcher den Titel Konsistorialrat führte, aber neben seiner dienstlichen Stellung auch als Advokat praktiziren durfte. Als nun im Jahre 1841 oder 1842 der damalige Vorsitzende dieses Konsistoriums, auf Präsentation der dazu berufenen ständischen Korporationen des Landdrosteibezirkes Osnabrück, zum Rat beim Oberappellationsgericht zu Celle ernannt wurde, kam Windthorst, welcher damals als Advokat in Osnabrück lebte, an seine Stelle. Wenige Jahre später wählten auch ihn die Osnabrücker Stände zum Oberappellationsrat und er gelangte also durch das ständische Präsentationsrecht in den Staatsdienst, dem auf diesem Wege manche tüchtige und ausgezeichnete Kraft zugeführt worden ist.

Das ständische Präsentationsrecht ist infolge der Annexion erloschen und damit eine Umwälzung vollzogen, vor welcher die hannoversche Regierung stets zurückgeschreckt war; größer aber ist die Veränderung gewesen, welche die geselligen Verhältnisse, deren Schilderung wir zum Gegenstande unsers ersten Artikels machten, seitdem erlitten haben. Infolge der Annexion wurden eine Menge hannoversche Offiziere und Beamte in altpreußische Provinzen versetzt, während andre im Königreich Sachsen ein neues Heim suchten und fanden. Ihr Abgang traf die hannoversche Gesellschaft schwer, und wenn wir auch wissen, daß man aus politischen Gründen jene Versetzung für notwendig hielt, so hat doch diese Maßregel in sozialer Beziehung nur schädlich gewirkt. Wir sind stets der Ansicht gewesen und haben sie heute noch, daß man besser gethan hätte, möglichst viele Hannoveraner im Lande zu lassen. Hätte man sich dann entschließen können, ihren Ratschlägen Gehör zu geben, so würde manche Reibung vermieden worden sein.

An Stelle derer, welche ihre Heimat verlassen mußten, traten preußische Beamte und Offiziere. Ihnen kam die erste Gesellschaft zwar nur an wenigen, speziell ostfriesischen Orten, freundlich entgegen, indes nahm man sie in den meisten Städten, wenn auch kühl, so doch mit jener Höflichkeit auf, welche der Hannoveraner Fremden gegenüber niemals verleugnet hat. Man ging hie und da sogar soweit, alt eingewurzelte Gewohnheiten aufzuopfern und die Offizierkorps der neu eingerückten Regimenter und Bataillone in corpore in den Klub aufzunehmen. Natürlich hatte man erwartet, daß dieses Entgegenkommen sofort erwiedert werden würde, man hatte in erster Linie auf die vorschriftsmäßigen „Visiten“ gerechnet. Aber, gewiß nicht aus bösem Willen, sondern aus mangelnder

Kenntnis des hannoverschen Wesens und einem gewissen Ungeschick, welches das Sichhineinfinden in fremde Verhältnisse erschwerte, wurde in den ersten Jahren nach der Annexion dieser Brauch nicht in der Weise befolgt, wie man dies zu verlangen sich berechtigt glaubte. Unter anderm wurde in einer Stadt, in dem man dem Offizierkorps des eben eingerückten Bataillons auf die angegebene Weise entgegengekommen war, der Gesellschaft dadurch gedankt, daß man einige jüngere Offiziere in einen Wagen steigen ließ, um Besuche zu machen, während der Bataillonskommandeur zu Hause blieb. Die Kunde von dieser Thatsache ging wie ein Lauffeuer durch das hannoversche Land.

Dagegen hörte man damals in Hannover zuerst den Ausdruck „Spitzen der Behörden," mit dem ein Begriff aufgestellt wurde, welcher den ältern Hannoveranern geradezu unverständlich war und auch heute noch einer Erläuterung bedürftig erscheint. Wer ist denn „Spitze"? Sicherlich haben der Oberpräsident, der kommandirende General, die Präsidenten der verschiednen Regierungen wie der höhern Gerichte Anspruch auf diesen Namen, aber die in größern Städten unter dem kommandirenden General stehenden Generale und Stabsoffiziere, die Räte bei den genannten Behörden nicht, während in mittlern und kleinern Städten schon der Bürgermeister, der Postdirektor, der Oberförster „Spitzen" sind und als solche auch betrachtet werden. Nun wird man sich aus unserm ersten Artikel erinnern, daß in Celle die letztgenannten Beamten überhaupt nicht zur ersten Gesellschaft gehörten; in ihr spielten die Räte der verschiednen dortigen Gerichte die hervorragendste Rolle. Von ihnen hatte aber der Präsident des Oberappellationsgerichts Generalsrang, die Vizepräsidenten den Rang eines Generalleutnants, jeder Rat Generalmajorsrang. Letztere wunderten sich nun im höchsten Maße, als ihnen die Ehre des Besuches nicht zu Teil wurde, während Männer mit Hauptmanns- und niederm Rang ihn als „Spitzen der Behörden" erhielten.

Dieser Fehler rächte sich in Celle. Den ersten altpreußischen Beamten, welcher sich um Aufnahme in den „adlichen Klub" bewarb, wies man zurück, er erhielt in der Ballotage überwiegend schwarze Kugeln. Infolge dessen traten selbstverständlich alle hannoverschen Beamten, welche in preußische Dienste getreten waren, aus dem genannten Klub aus und überließen ihn damit der welfischen Partei, deren Hauptquartier er seitdem geworden ist.

Es kamen andre Verletzungen der den Hannoveranern heiligen Formen hinzu. Wir erinnern uns noch genau, daß an der Festtafel, um welche sich zur ersten Feier von Kaisers Geburtstag in hannoverschen Landen die Gesellschaft einer größern Stadt versammelt hatte, ein hannoverscher Minister a. D., der damalige Präsident des dortigen Klubs, den Vorsitz führte. Er selbst hatte die Gesundheit des Kaisers ausgebracht, die Speisen wurden aber schlecht servirt und infolge dessen der Mittagstisch über Gebühr in die Länge gezogen. Dies gefiel aber den Altpreußen nicht, und lange bevor der letzte Gang aufgetragen

war und der Präsident die Tafel aufgehoben hatte, wurden die Zigarren angezündet, ein Greuel in den Augen jedes Hannoveraners.

Vor allem war es aber nun das Auftreten der Frauen mehrerer hochgestellten Preußen, welches in hohem Grade Anstoß erregte. Wir haben in unserm ersten Artikel erwähnt, daß die Damen der guten hannoverschen Gesellschaft fast ausnahmslos den bessern Ständen angehörten. In Preußen ist dies nicht der Fall, man war dort längst gewohnt, wenn nur das nötige Geld vorhanden war, über mangelnde Herkunft und Erziehung hinwegzusehen. So kam denn gleich nach der Annexion eine Schaar von Frauen ins Land, welche, ohne feinere gesellige Formen zu besitzen, Sitte und Anstand in mannichfacher Weise verletzten und doch mit Prätensionen auftraten, denen man in keiner Weise entgegenkommen wollte. Wer in jener Zeit in der Stadt Hannover gelebt hat, wird die Wahrheit unsrer Bemerkung bestätigen, und auch darin mit uns übereinstimmen, daß die geringe Sorgfalt, mit welcher man gerade in dieser Beziehung in Berlin zu Werke gegangen war, ein großer Fehler war. Dagegen führten diese Frauen großen Luxus ein und die Gesellschaft wurde zugleich durch sie mit einem Formenwesen beglückt, welches den Hannoveranern bis dahin ganz fremd gewesen war.

Wir haben nicht ohne Grund in unserm ersten Artikel zu wiederholten malen darauf hingewiesen, daß sich die hannoversche Gesellschaft zwar nach außen hin, namentlich der sogenannten zweiten Gesellschaft gegenüber, fast wie mit einer chinesischen Mauer umgeben hatte, daß aber alle diejenigen, welche ihr, sei es durch Geburt, sei es durch Stellung, angehörten, fast auf dem Fuße vollkommener Gleichheit miteinander verkehrten. Den Damen insbesondre wurde nur da der Rang ihres Mannes zugestanden, wo die Etikette, zumal bei Hofe, dies erforderlich machte; im übrigen wurde ihnen zwar stets mit der größten Höflichkeit und Aufmerksamkeit begegnet, aber kein Mensch dachte daran, den Rang ihres Mannes auf sie zu übertragen. Dem gegenüber denke man sich nun eine preußische Gesellschaft, in welcher die Plätze bei Tische nach Rang und Würden belegt sind und die Speisen zuerst den Damen, und zwar nach der Rangliste ihrer Männer, und dann erst den letztern in absteigender Ordnung servirt werden. Die Diener müssen doch wahrlich das ganze Staatslexikon im Kopfe und die ganze Rang- und Quartierliste auswendig gelernt haben — so spöttelte man damals in der hannoverschen Gesellschaft, und ahnte nicht, welches Kopfzerbrechen Wirt und Wirtin daran gewandt hatten, jedem und jeder den richtigen Platz zu geben. Ja, der liebe Platz! Wie mancher und wie manche hat sich tötliche Feindschaft um seinetwillen zugezogen!

Die im Lande zurückgebliebnen Frauen hannoverscher Beamten und Offiziere trösteten sich zwar rasch über dergleichen kleine Reibereien; schlimmer erging es aber denen, die, ihren Gatten folgend, in ferne altpreußische Provinzen verschlagen worden waren. Wir erinnern uns noch sehr wohl daran und haben oft über das Geschick gelacht, welches damals eine junge hannoversche Dame ereilte.

Sie war zu irgendeinem Kaffee eingeladen und von der Wirtin in der rechten Ecke des Sofas placirt worden. Dort blieb sie auch ruhig sitzen, als die Frau Appellationsgerichtspräsidentin erschien und sie wutschnaubenden Blickes von unten bis oben maß. Ihr Verbrechen ward ihr erst einige Tage später durch eine neue Bekannte klar gemacht, verziehen worden ist es ihr nie.

Aus allen diesen Gründen bildete sich, ganz abgesehen von den politischen Gegensätzen, eine gewisse Kluft zwischen den Resten der alten hannoverschen Gesellschaft und den neu hinzugekommenen Mitbürgern. Die zweite Gesellschaft suchte daraus Nutzen zu ziehen und kam den preußischen Beamten und Offizieren mit weit geöffneten Armen entgegen. Diese begingen den großen Fehler, der Verlockung nicht zu widerstehen und sich gleichzeitig mißbilligend über hannoversches Cliquenwesen zu äußern. Natürlich wurde hannoverscherseits mit tadelnden Bemerkungen geantwortet, und wir erinnern uns noch sehr wohl des Naserümpfens innerhalb der alten vornehmen Celler Gesellschaft, als ein preußischer Brigadekommandeur, noch dazu ein Graf, sein Quartier in dem Hause eines damals noch reichen Bankiers nahm, in welchem zu verkehren jedem hannoverschen Leutnant gewehrt worden wäre, und des Jubels und der anerkennenden Vergleiche, welche im dortigen zweiten Klub erschallten, als sich ein preußischer Regimentskommandeur herbeiließ, in seinen Räumen und vor seinen Mitgliedern Vorträge über die militärischen Einrichtungen Preußens zu halten.

Natürlich wurden die leitenden Herren der zweiten Gesellschaft für ihr Entgegenkommen belohnt. Titel, vor allem der Kommerzienratstitel, und Dekorationen ergossen sich förmlich über sie. Hie und da ward auch eine Tochter aus diesen Kreisen geheiratet und damit die gute hannoversche Gesellschaft aufs neue vor den Kopf gestoßen.

Im Laufe der Jahre hat in dieser Beziehung allerdings eine gewisse Rückbildung stattgefunden, und je mehr sich die Kluft zwischen den Alt- und Neupreußen überbrückt hat, desto vorsichtiger sind die erstern in der Wahl ihres Umganges geworden.

Übrigens stellten die Trümmer der alten hannoverschen Gesellschaft allen jenen sozialen Veränderungen nicht immer den Widerstand entgegen, welchen man von der Zähigkeit und Hartnäckigkeit der Niedersachsen hätte erwarten sollen. Nur die liebgewordnen äußern Formen rettete man aus dem Schiffbruche, der Geist, welcher sie einst belebte, ging nicht ohne eigne Schuld verloren. Die Klubs büßten ihre maßgebende Stellung ein, seitdem es vorgekommen war, daß Präsidenten derselben am Geburtstage des Kaisers plötzlich verreisen mußten und den Vorsitz an der Festtafel untern Beamten überließen, ein Vorgehen, welches umsoweniger in der Ordnung war, als sie doch die sämtlichen Mitglieder des Klubs, also auch die Altpreußen, vertraten. Infolge dessen ergeht jetzt die Aufforderung zur Teilnahme am gemeinsamen Mittagstisch von den „Spitzen der Behörden." Der im Range höchststehende Herr präsidirt, neben ihn reihen

sich seine Herren Mitveranstalter, ohne sich weiter um die Bedienung und die Unterhaltung der andern Gäste zu bekümmern.

Der Zwang, welcher zur hannoverschen Zeit jeden jungen Mann, den Geburt oder Stellung dazu berechtigte, veranlaßte, sich in den Klub aufnehmen zu lassen, ist verloren gegangen. Aus Mangel an jungen Herren haben es deswegen die meisten Klubs aufgegeben, sich um die gemeinsamen Vergnügungen der Gesellschaft, soweit von einer solchen überhaupt noch die Rede sein kann, zu bekümmern, und überlassen auch dies einigen Herren, denen es spezielles Vergnügen macht, sich in dieser Beziehung an die Spitze zu stellen.

Übrigens haben sich die betreffenden Verhältnisse in den hannoverschen Städten sehr verschieden gestaltet, in allen aber sind unter dem Einflusse der neu eingewanderten Altpreußen mannichfache Kreise entstanden, je nachdem das gemeinsame dienstliche Verhältnis der Männer sie zusammengeführt hat. Die Offiziere treffen sich in ihren Kasinos; „Wir von der Regierung" vereinigen sich, und auch die Justizbeamten folgen ihrem Beispiele, obgleich unter ihnen noch die meisten Althannoveraner vorhanden sind.

Auf diese Weise sind altbewährte Institutionen vernichtet worden, und noch hat sich nichts festes an ihrer Stelle gebildet. Aber wenn auch die althannoversche Gesellschaft fast verschwunden ist, so haben sich doch die einzelnen Familien, aus denen sie zusammengesetzt war, mehr und mehr den eingewanderten Preußen genähert. Gott Amor übernahm die Führung. Bald nach der Annexion begann er sein Spiel und führte Töchter des Adels und der Beamten, die noch kurz vorher mit gelbweißen Schleifen in den Haaren und vor der Brust paradirt hatten, in die Arme preußischer Offiziere und Beamter. Damit begann die Versöhnung zwischen Elementen, die bis dahin einander schroff gegenüber gestanden hatten.

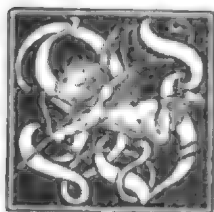
Wir haben uns in der Schilderung der hannoverschen gesellschaftlichen Verhältnisse vor und nach der Annexion jeder politischen Anspielung enthalten. Und doch ist es zweifellos, daß der Gegensatz, welcher in Hannover zwischen der ersten und der zweiten Gesellschaft bestand, während der innern politischen Kämpfe, welche der Annexion folgten, eine mächtige Rolle gespielt hat.

Mit der Auflösung der ersten Gesellschaft ging Hand in Hand die Zersplitterung der alten konservativen hannoverschen Partei, während die Mitglieder der zweiten sich überall an die Spitze der Nationalliberalen stellten, um mit ihr den Teil der erstern zu bekämpfen, welcher sich von alten Überlieferungen nicht losmachen konnte.

Doch das sind Dinge, die außerhalb des Rahmens dieser Schilderung liegen. Fänden diese Zeilen den Beifall der Leser, so wäre es möglich, daß wir auch auf diese politischen Gegensätze später einmal ausführlicher zurückkämen.



Ein realistischer Roman.



as ist es denn eigentlich mit dem Realismus? Kein Schlagwort ist heutzutage mehr verbreitet, als das Wörtchen „realistisch." Will man einen Roman, eine Schilderung besonders loben, so nennt man sie „realistisch"; dem bedeutendsten Maler der Gegenwart, dem letzthin so glänzend gefeierten Adolf Menzel, sprach man Realismus zu; Richard Wagner mit seiner virtuosen Tonmalerei soll der Realist in der Musik, Gottfried Keller der Realist in der Poesie sein. Man spricht von einem Realismus in der Wissenschaft, von einem Realismus in der Politik. Ein gelehrter Literarhistoriker hat unsre Zeit als die Epoche des Realismus schlechthin bezeichnet. Wo man hinsieht, trifft man überall auf dieses Schlagwort, und vor einiger Zeit hat sogar eine neue Wochenschrift, die einem unabweisbaren Bedürfnisse abhelfen wollte und an die Gunst eines geehrten Publikums appellirte, gleich auf dem Titelblatte den Realismus als Panier aufgepflanzt. Was ist es mit diesem proteusartigen Fremdworte, das überall willkommen ist, und womit sich schließlich alle jene zieren, die sonst keinen andern Schmuck aufzuweisen haben? Ein Wort, das so allgemein beliebt ist, kann nicht ein leerer Schall sein; etwas allgemein als wertvoll anerkanntes muß doch damit gemeint sein.

Wenn man sich nur etwas historisch zu besinnen vermag, so gewahrt man, daß jede Epoche ein solches Lieblingswort hatte, das ursprünglich seinen höchst idealen Sinn besaß, seinen ersten Prägern zu großem Ruhm gereichte, im Verlaufe der Zeit aber zur abgegriffenen Münze wurde, um einem neuen Schlagwort Platz zu machen, welches dieselben Stadien des Blühens und Verblühens durchmachte. So ein Schicksal hatte im vorigen Jahrhundert das Wort „Aufklärung." Von Thomasius, der für die Abschaffung der Folter kämpfte, und Voltaire, der sich in den Dienst der englischen Philosophen stellte, bis auf Lessing und Kant hatte dies Wort und auch sein Inhalt eine große Geltung in Europa: Poesie und Philosophie, auch die Theologie, die Politik und die Jurisprudenz, sie dienten alle der Aufklärung, bis die Romantiker dem sich überlebenden „Aufkläricht" eines Philisters wie Nicolai ein Ende machten und den allgemeinen Geschmack in eine andre Richtung lenkten. Auch der Gemeingeist ganzer Epochen pflegt ebenso einseitig wie die Begabung eines einzelnen Menschen zu sein; da ist die gesamte geistige Thätigkeit der ganzen Kulturwelt in eine bestimmte Richtung gelenkt, der auch die entferntesten Zweige der Forschung, die scheinbar einsamsten Denker dienen. Und ebenso ist es mit dem Geiste der Epoche, in der wir leben und der in dem Worte „Realismus" sein Kennzeichen gefunden hat.

Das Merkmal dieser unsrer Epoche ist der weit aufgeschlossene und immer noch begierig sich öffnende Sinn für die Wirklichkeit, für die uns umgebende Welt der Natur und der Geschichte. Die großartige Entwicklung und der mächtige Erfolg der empirischen Wissenschaften haben diesen Sinn erzeugt, genährt und geschult. Wer eine neue Entdeckung macht oder, wie der Schulausdruck lautet, wer „unsre Erfahrung bereichert," der ist der rechte Mann der Zeit, dem wird der Kranz gereicht. Groß ist der Astronom, der einen Stern zehnter Größe entdeckt, groß ist der Mediziner, der einen neuen Bacillus auffindet, groß ist der Germanist, der so glücklich war, in einem weltabgelegnen Kloster noch eine altdeutsche Handschrift zu finden, groß ist der Mann des „dunkeln Weltteils" — denn sie alle haben „unsre Erfahrung bereichert." Wir kommen uns ganz neu auf dieser alten Mutter Erde vor, und die erregte Phantasie, der so viele bisher unbekannte Thatsachen in der Natur nachgewiesen wurden, begnügt sich nicht an dem erworbenen Besitz, sondern drängt immer fort nach neuem Erwerb. Wenn irgendein Gefühl in uns vorherrschend ist, so ist es kein religiöses, kein ästhetisches, sondern bloß das einfache Wirklichkeitsgefühl, und darum bezeichnet man unsre Zeit mit Recht als die Zeit des Realismus.

Nun aber kann es beim bloßen Wissen der Thatsachen nicht sein Bewenden haben; wir würden unsre menschliche Natur verleugnen, wenn wir kein Bedürfnis hätten, Ordnung in diese so unendlich reicher gewordne Welt zu bringen. Und die Gelehrten aller Wissenschaften haben damit auch alle Hände voll zu thun. Zwar gab es einmal eine Ansicht, welche diesen Beruf, Einheit in die Welt des Wissens zu bringen, vorzüglich der Philosophie zuerkannte; aber diese Ansicht gilt für veraltet, seitdem auch die Philosophie „exakt" geworden ist, seitdem auch sie sich auf die Beobachtung und Sammlung von Phänomenen, hier natürlich psychischer Art, verlegt hat. Den Beruf, den Gebildeten eine Weltanschauung zu verschaffen, haben (vorläufig wenigstens) die heutigen „wissenschaftlichen" Philosophen von sich abgelehnt; das wäre ja wieder die verpönte Hegelei. So herrscht denn in der That der Skeptizismus überall oder, wenn man lieber will — der Realismus: mehr eine Methode als eine Lehre, mehr eine Form als ein Gehalt.

Auch in der Poesie erschallt der Ruf nach Realismus, und auch hier hat er dieselbe Bedeutung wie überall: es ist ein Ruf nach Wirklichkeit, nach Wahrheit. Neu ist dieser Ruf im Gebiete der schönen Literatur keineswegs, er wiederholt sich in jeder Epoche. Kann auch der moderne Gelehrte einer einheitlichen Weltanschauung in seinem Berufe, der einen Teil der großen wissenschaftlichen Arbeit der Zeit ausmacht, zur Not entbehren, der Dichter kann es nicht. Der Dichter muß ein ganzer Mensch sein, in sich die ganze Menschlichkeit als lebensvolle Einheit verkörpern. Allerdings auf syllogistischen Sätzen braucht er nicht seine Weltanschauung zu begründen; er fühlt ja die Welt mehr, als er sie denkt, er entscheidet nicht durch ein abstraktes Urteil, sondern durch die unmittelbare

Empfindung von Liebe und Haß über den Wert, den die Dinge für ihn haben; nur von den obersten leitenden Ideen seiner Epoche hängt die Färbung und Stimmung seines ganzen Gefühlslebens ab. Aber eben auf die allgemeine Wahrheit dieses Gefühlslebens kommt es an, eine Wahrheit, die mit jeder produktiven Zeit wechselt und ihre überzeugende Kraft nur innerhalb bestimmter Voraussetzungen besitzt. Auch Jean Jacques Rousseau erhob den Ruf nach Natur in der Zeit der Herrschaft des Rokoko und des Klassizismus. Aber wer wird heutzutage in seinen Romanen ein wahres Abbild der Welt finden? Seine Zeitgenossen jedoch jubelten über die neu entdeckte Wirklichkeit, welche ihnen der naturschwärmende Genfer entfaltete. So ist es jetzt mit dem Realismus auch. Wir empfinden die Wirklichkeit mehr, schärfer, reicher, als man sie früher empfunden hat. Die Wissenschaften haben uns gründlich über Natur und Geschichte unterrichtet. Wenn uns ein Dichter daher fesseln soll, muß er dieselbe entwickelte Empfindung für die Wirklichkeit haben wie wir selbst, sonst langweilt er uns mit seinen unwahren Gemälden. Um dieses unser Wirklichkeitsgefühl zu befriedigen, bedarf es durchaus noch nicht des Apparates der französischen Naturalisten; Realismus und Naturalismus sind noch lange nicht identisch. Der Naturalist ist vom Materialismus und Pessimismus nicht zu trennen; in dem Übel der Welt glaubt er den rechten Gehalt derselben, im Auswurf der Gesellschaft ihr Wesen zu finden; der Begründer des Naturalismus hat nicht zufällig zu Claude Bernard, dem experimentirenden Physiologen, als Vorbild für den experimentirenden Romanschreiber aufgeblickt. Die Forderung des Realismus hebt nicht ein einziges jener ewigen Gesetze der Poesie und des guten Geschmackes auf, die der malerische Naturalist fortwährend verletzt; der ästhetische Realismus steht einem sittlichen Idealismus nicht im geringsten im Wege; man denke an Jeremias Gotthelf, an Fritz Reuter. Nur die eine Forderung stellt er auf: wahr sein, aus dem Herzen der Zeit schaffen, ihr Wirklichkeitsgefühl befriedigen, das ein andres ist als das vergangner Zeiten, eine Forderung, die mit der nach echter Poesie schlechthin zusammenfällt.

Wenn der Leser nach dieser etwas lang geratenen Einleitung nun von mir einen Hymnus auf einen jener Autoren erwartet, die sich in neuester Zeit mit vielem Lärm als die wahren Realisten geberden, etwa auf den Autor des „Apotheker Heinrich" oder seine Freunde, so bedaure ich sehr, ihm dieses recht zweifelhafte Vergnügen nicht bereiten zu können, denn ich glaube nicht, daß aus der obigen Reflexion gefolgert werden könne, daß ich mich für die Poesie des Küchenzettels oder der Toilettensorgen einer kleinstädtischen Apothekerin begeistern müsse. Ein andres als realistisches Meisterwerk angepriesene Buch*) gab mir den Anlaß, über den Begriff des Realismus selbst nachzudenken, und vielleicht ist es doch nicht fruchtlos, daß ich etwas laut nachdachte.

*) Im Bruch. Eine Biographie von Heinrich Krzyzanowski. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1885.

„Die Literaturgeschichte wird seinen ungefälligen Namen nicht vergessen, und wenn er auch nur vor diesem einen Buche gestanden hat": mit dieser glänzenden Zensur versah ein wohlbestalter Professor der Literaturgeschichte an einer berühmten Universität das Buch „Im Bruch." Kann man es mir verargen, daß ich mich beeilte, es zu kaufen und mit der Gier eines Menschen, der lange der rechten poetischen Kost entbehrt hat, zu lesen? Konnte ein neues Talent verheißungsvoller in die Literatur eingeführt werden? Muß nicht der offizielle Vertreter der Wissenschaft am besten wissen, was auch zukünftig die Literaturgeschichte von dem Werke des Autors mit dem wirklich „ungefälligen Namen" denken wird? Freilich soll es vorgekommen sein und zuweilen noch jetzt vorkommen, daß einer ein sehr hübsches Kollegienheft aus einer Bibliothek von Kritiken über Schiller oder Goethe zusammenstellen konnte, selbst aber eines treffenden Urteils über literarische Erscheinungen, bei denen ihm keine Schlegel oder Gervinus die Kritik vorgedacht hatte, so ziemlich entbehrte. Es soll ein Unterschied zwischen dem Historiker und dem Kritiker bestehen, und nicht immer sollen beide Begabungen in einer Person sich vereinigt finden. Aber daran dachte ich erst, nachdem ich, auf die Autorität vertrauend, das Buch gekauft und gelesen hatte, wonach es mir als eines der krankesten und peinlichsten dichterischen Erzeugnisse erschien, die mir seit langer Zeit zu Gesichte gekommen sind. Da der Autor einen polnischen Namen trägt und ich gleich hinzufüge, daß mir sein Werk in tiefster Seele undeutsch, vielmehr recht slawisch, turgenjewisch empfunden erscheint, ohne jedoch durch des Meisters geniale Form zu befriedigen, so verdächtige man mich deswegen nicht des Chauvinismus, denn ich erkenne ebenso bereitwillig die vortreffliche deutsche Prosa der Dichtung an. Übrigens haben auch andre Kritiker, freilich von geringerer Autorität als der eines Universitätsprofessors, sich für diesen Autor als einen „deutschen Naturalisten" begeistert, sodaß es wohl gerechtfertigt erscheint, wenn ich dieses Werk hier einer unbefangenen Betrachtung zu unterziehen versuche.

In einer kleinen Landstadt lebten zwei Brüder, Michael und Gabriel Engel; so verschieden sie auch in ihren Charakteren waren, lebten sie doch als gutgeartete Menschen brüderlich liebevoll miteinander. Sie waren Söhne eines Gelbgießers, doch nur Michael betrieb das väterliche Handwerk weiter, Gabriel entschied sich früh für die Schlosserei. In diesem Berufe hatte er das Unglück, durch einen glühenden Eisenkern, der ihm bei der Arbeit ins Gesicht flog, sein rechtes Auge zu verlieren, ein Unglück, durch das der ohnedies von Jugend auf in sich gekehrte Gabriel sich noch mehr zur Einsamkeit und zur Trennung von den lauten Freuden seiner Alters- und Berufsgenossen gestimmt fühlte. Michael jedoch wurde ein Mensch, der es, ohne deswegen Beruf und Pflicht zu vernachlässigen, wie andre junge Männer trieb: er besuchte das Wirthaus, liebte Spiel und Tanz u. dergl. m. Bei einem Turnfeste, an einem schönen Sommertage, lernten beide Brüder zugleich ein schönes Mädchen kennen; sie hieß Cres-

centia. Michael, der weltmännischere, verkehrte bald vertrauter mit ihr als Gabriel, dem sie nicht minder wohlgefiel, der aber ganz unkundig des geselligen Verkehrs sich auf das bescheidene Beobachten verlegte. Als am Abend der Tanz anging, war Michael so aufmerksam, das schöne Mädchen zu dem stillsitzenden Bruder zu schicken, um auch ihn zum Tanze aufzufordern. Da aber Gabriel nicht tanzen konnte, so mußte Crescenz ihre wohlgemeinten Bemühungen, seine Tanzmeisterin zu sein, bald aufgeben. Gabriel dankte ihr im Herzen mit einer glühenden Verliebtheit, ohne seine Gefühle laut werden zu lassen. „Es trug sich einige Wochen nach jenem Gartenfeste zu, daß Michael und sein Bruder des Abends durch die Felder gingen. Der Schnitt hatte bereits begonnen, doch war noch lange nicht alles Getreide gehauen, die Flur sah noch voll und freundlich aus. Desto ernsthafter war Michael. Er, der sonst des Redens kein Ende fand und überreich an kecken Einfällen war, spazierte heute mit einer gewissen Feierlichkeit dahin und ließ seinem wortkargen Begleiter ganz allein den Vortrag. Doch war er mehrmals stehen geblieben, als ob er etwas sagen wollte, womit er aber niemals zu stande gekommen war. Er hatte nur jedesmal mit dem Knopfe des Spazierstockes an seine Zähne getippt und alsdann den Weg fortgesetzt. Endlich faßte er sich doch ein Herz und erklärte, daß eine große Veränderung nahe bevorstehe. »Die wäre?« fragte Gabriel. »Ich werde die Gießerei übernehmen,« sagte Michael. »Hast du mit dem Vater schon gesprochen?« — »Noch nicht, aber demnächst. Er wird wohl nichts dagegen haben. Und dann — dann werde ich heiraten.« Zum erstenmale dachte Gabriel an eine Vermählung des Bruders. Bei ihm hatte es sich bis jetzt von selbst verstanden, daß die Dinge so fortgehen würden, wie sie bisher gegangen waren. Zugleich fiel ihm auch ein, wer die Braut sein möge, und er erschrak ein wenig. »Und wen willst du denn heiraten?« fragte er. »Kannst du dir das nicht vorstellen?« entgegnete Michael. »Ja und nein!« war die Antwort. »Warum nein?« »Weil ich es doch nicht sicher weiß.« »Nun und an wen denkst du?« »Ich kenne niemand als Crescenz,« sagte Gabriel etwas zögernd. »Hast du vielleicht etwas einzuwenden?« fragte der Bruder. »Ich?« rief jener. »Nein, nein, heirate du nur und viel Glück dazu.«“ Trotz dieser loyalen Auseinandersetzung erhält sich nach der Verehelichung Michaels mit Crescenz das Gerücht, daß es zwischen den Brüdern wegen des Mädchens zu Streit gekommen sei. Wie dieses Gerücht entstehen konnte, weiß der Erzähler selbst nicht: es ist eben ein Gerücht. Solche unmotivirte Ereignisse spielen auch später noch eine große Rolle.

Nach kurzem Zusammenleben fühlt sich Crescenz, über deren Empfindung wir bisher nichts erfahren haben, in ihrer Ehe unglücklich. Warum? Etwa weil Michael nach den ersten Honigmonden wieder angefangen hat, die Abende im Wirtshaus zuzubringen? Da sich Crescenz selbst darüber nicht äußert und auch der Dichter es nicht erklärt, bleibt man darüber im Unklaren. Aber es wird dafür nunmehr offenbar, daß sie den einäugigen Gabriel liebt. Was sie

liebenswertes an ihm findet, wird wieder nicht gesagt: die Liebe ist nun einmal da und verrät sich zunächst darin, daß die junge Frau, während ihr Mann im Wirtshaus sitzt, an den Leseabenden der Schwiegereltern fleißigen Anteil nimmt, denn auch Schwager Gabriel ist dabei. Dieser hat seit jener Auseinandersetzung mit dem Bruder für Crescentia keine andre als brüderliche Empfindung gehabt. „Mit seinem Schicksal völlig ausgesöhnt, war er ernst, doch nicht traurig, ja er hatte das beseligende Gefühl, als hätte er an Liebeskraft gewonnen, was er an Liebesglück eingebüßt, doch war er frei von aller Leidenschaft.“ Dieser unschuldige Verkehr in Gegenwart der Eltern wird — man weiß wieder nicht warum? — im Wirtshause dem Michael verdächtigt; er nimmt dann an einigen Abenden teil, überzeugt sich von der lügenhaften Verleumdung der Gattin und des Bruders und setzt beruhigt seine frühere Lebensweise fort; auch, sagt er, verdroß es ihn, so aufpassen zu müssen. Einmal hat Gabriel in die nächste Kreisstadt zu fahren und Crescenz bittet ihn, sie mitzunehmen. So peinlich es ihm wird, kann er ihr die Bitte nicht abschlagen. Die Fahrt in der brennenden Sonnenhitze ermüdet sehr, und mitten im Wege bittet Crescenz den Schwager, eine kleine Ruhe zu halten unter einem schattigen Buchenbaume, der ihr gerade auf einer schönen Wiese ins Auge fällt. Das Gespräch, welches sich zwischen den beiden unter dem Baume lagernden entspinnt, erinnert lebhaft an die Situation des Joseph und der Potiphar. Der gewissenhafte Gabriel sucht dem ziemlich unverblümten Geständnisse ihrer Liebe auszuweichen. Crescentia weint, wirft sich ins Gras, verbirgt ihr Gesicht und will nicht weiterfahren. Gabriel steht ratlos vor der ihm neuen Erscheinung eines verliebten Weibes da, bis ein herannahendes Fuhrwerk ihn auf die Gefahr ihrer Lage aufmerksam macht und auch Crescenz zur Vernunft bringt. Ein Metzger aus ihrer Stadt war es, der vorbei fuhr, die Verlegenheit Gabriels merkte, auch daß Crescenz aufstehend sich die Kleider zurechtschob, und der sich darüber allerlei Gedanken machte. Inzwischen fahren die beiden jungen Leute ihrem Ziele zu. Ein plötzliches Ungewitter zwingt sie bei Gabriels Geschäftsfreunde, der zugleich mit Crescenz verwandt ist, zu übernachten. Sie verbirgt nur mühsam ihre Leidenschaft für den einäugigen Gabriel, indes er sich hinter seine kühle Schwagerschaft verschanzt. Crescenz bestellt ihn vor dem Schlafengehen auf ihr Zimmer. Mit bangem Herzen schleicht er zum Rendezvous und trifft Crescenz angekleidet am Bette sitzend, in Thränen aufgelöst. Sie will nicht mit ihm zurückkehren, sie bleibt einige Tage bei ihrer Verwandten. Zu Hause angekommen, wird Gabriel von den Eltern und dem Bruder unwirsch empfangen: des Metzgers Saat ist aufgegangen. Der Entschluß Crescentias verdächtigt die beiden noch mehr. Tags darauf kommt Bruder Michael in die Schlosserwerkstatt, um direkt von Gabriel Auskunft über das Verhältnis zu seinem Weibe zu erhalten: ob es wahr sei, was die Leute im Wirtshaus und selbst auf dem Grünmarkte sagen, daß Crescentia zu ihm halte? Nachdem er ihm

das Geträtsch der alten Weiber erzählt hat, sagt Gabriel: „Das ist schlimm, sehr schlimm! aber noch lange nicht das schlimmste! — Michael war hart vor ihm stehen geblieben, als wartete er, was nun folgen werde. Sein Atem ging kurz und heiß, der ganze Körper strömte eine fühlbare Wärme aus. »Das schlimmste wäre, wenn du diesem Gerede Glauben schenktest,« sagte Gabriel. »Und wenn ich nun nicht anders könnte!« erwiederte jener. Hier stieß Gabriel an die Wahrheit (sic!) und sagte: »Wenn du nicht verzeihen könntest!« — »Selbst wenn es wahr wäre?« schrie Michael und faßte den Bruder am Arme. »Selbst wenn etwas wahres daran wäre!« erklärte dieser ruhig. »Ist das dein Ernst?« brauste Michael auf. »Es ist mein Ernst!« — »Dein letztes Wort?« — »Mein letztes!« — »Gabriel! flüsterte der andre mit einer vor unterdrücktem Zorn bebenden Stimme: Gabriel! Wir haben uns lange genug gut vertragen, so wirst du es mir nicht übel nehmen, wenn ich dir sage, daß du ein grundschlechter, ehrvergessener Patron bist.« — »Es steht schlimm um dich, antwortete Gabriel, wenn du mir das sagen kannst. Versteh mich recht: Wenn etwas wahres daran ist, was nur die Leute schlecht gemacht haben!« — »Und das wiederholst du mir, Ehrenschänder?« rief jener. »Sag es noch einmal!« sprach Gabriel am ganzen Leibe zitternd. »Ehrenschänder!«“ — Der Leser erwartet nun wohl, daß Gabriel seinen Bruder aufklären und die schmählichen Anschuldigungen zurückweisen werde. Das geschieht aber nicht. Gabriel ist ein ganz besondrer Heiliger: er dreht sich einfach um, sagt kein Wort, schnürt sein Bündel und zieht in die Fremde, nachdem er in aller Eile seine Werkstatt verkauft hat.

In einem zwanzig Meilen entfernten Städtchen siedelt er sich an, und nun erst offenbart sich sein wahres Wesen. Er versteht es zunächst nicht, sich eine Existenz zu schaffen, Kunden zu erwerben, weil er, wie der Autor erklärt, nicht zu scheinen versteht. Er geht auch jetzt nicht abends in die Wirtshäuser, sondern bleibt einsam zu Hause. So sehr sein Kapital zusammenschmilzt, kann er sich doch nicht entschließen, sich von seinem alten Roß zu trennen, obgleich er es zu nichts weder braucht noch verwenden kann. Seine Muße ist ihm aber willkommen: er benutzt sie zur Vollendung einer höchst wertvollen Erfindung eines gegen jeden Einbruch sichern Schlosses. Als die Not am höchsten ist, verkauft er das Schloß, zugleich mit dessen Idee um den hundertsten Teil der Summe, den der schlaue Käufer dabei gewinnt. Zugleich führt ihm der Zufall den ersten größern Arbeitsauftrag zu, auch fällt ihm kein unbeträchtlicher Betrag als Erbe von der Mutter zu. Im Gelde schwimmend, unterstützt er reichlich ein kindisches altes Ehepaar, sorgt für sein unnützes Roß, nimmt einen Gesellen auf, weiß aber so wenig mit dem Gelde zu wirtschaften, versteht es auch so wenig, sich neue Aufträge zu verschaffen, daß er auch jetzt bald in die größte Not gerät. „Das macht, weil ich ein Sonntagskind bin und das grüne Gras so gern habe,“ sagt er sich. Er kann sich nicht entschließen, diejenigen, welche er bisher unterstützt hat, ohne Hilfe zu lassen, auch jetzt nicht, wo es ihm selbst schlecht geht.

In dieser höchsten Not kommt der Bruder Michael in sein Städtchen und besucht auch ihn. Welch ein Unterschied zwischen den beiden Brüdern! Michael ist unterdes ein Herr geworden, der auf seinen Reichtum stolz ist. Im Hotel sitzt er an der Honoratiorentafel, kaum darf er sich zusammen mit dem armen Schlossermeister zeigen. Gabriel fühlt schmerzlich seine unbrüderliche Kälte, und der Dichter erklärt dabei sein Schicksal: „Hätte er größere Einsicht und Bildung besessen, so würde er gesagt haben, er sehe es nun an einem naheliegenden Beispiele zu allererst, wie die Menschlichkeit in den meisten Menschen viel früher als diese selbst absterbe, und wie er für seine Person zu dem geringen Häuflein derjenigen gehöre, welchen sie während des ganzen Lebens unverloren bleibt, zu dem Häuflein derjenigen, welche von der Welt, vorausgesetzt, daß dieselbe guter Laune ist, große Kinder genannt werden und die echten Sonntagskinder sind, mit ihrem Sonntage jedoch kein Glück machen, da der Werktag allein schafft, was förderlich ist."

Aber die wichtigste Erfahrung muß Gabriel erst noch machen. Da er die ganze Zeit über nicht mit seiner Familie verkehrt hat, so erfährt er erst jetzt, nach zehn Jahren etwa, daß Crescenz sich von Michael hat scheiden lassen, in einem fremden Städtchen, wo niemand sie verachten konnte, sich ganz allein niedergelassen hat, und daß Michael inzwischen wieder geheiratet hat, Kinder bekommen hat und glücklich geworden ist. Gabriel ist über diese Mitteilung, die seine ganze Aufopferung lächerlich macht, so konfus, daß er sich bis zur „Majestätsbeleidigung" hinreißen läßt, wie der am Wirtstische anwesende Staatsanwalt seine Reden erklärt, und in der That wird ihm der Prozeß gemacht, und Gabriel muß einige Monate im Gefängnis sitzen. Hier lernt er durchs Gitter ein leichtfertiges hübsches Mädchen, Rosinchen genannt, kennen, in das er sich leidenschaftlich verliebt. Frei geworden, weist er jede Geldunterstützung, die ihm der Bruder hinterlassen hat, zurück, und wandert zu Crescentia. Und sonderbar: diese empfängt ihn mit Jubel! Sie hat darauf gerechnet, daß er einmal kommen werde, aber selbst sich melden mochte sie nicht, ja sie hatte der Mutter einen Schwur abgenommen, ihre Trennung von Michael dem andern Bruder nicht eher mitzuteilen, als bis Gabriel selbst nach ihr fragen würde. Und Gabriel fragte nicht! Nun sollte man meinen, es stünde der Verbindung beider nichts im Wege und das „Sonntagskind" könnte glücklich sein. Aber der Dichter will ja die These durchführen, daß die rechte Menschlichkeit, der wahrhaft sittliche Mann auf dieser Welt nicht leben könne: darum muß die unmögliche Liebe zu Rosinchen auch jetzt einer Erwiederung der Liebe Crescentias bei Gabriel im Wege stehen und nach kurzem Beisammensein sie trennen. Und da nun der Dichter nichts mehr mit seinem that- und kraftlosen Helden anzufangen weiß, so muß ihn die galoppirende Schwindsucht dahinraffen.

Ich habe nicht ohne Absicht die Handlung ziemlich ausführlich wiedergegeben, denn diese Wiedergabe enthält schon die Kritik derselben. Es ist eine

Kette von Unwahrscheinlichkeiten, und unfaßbar ist es, wie man hier von Realismus hat reden können. Zunächst: welch ein Widerspruch im Helden selbst! Schlosser und beschaulich wie ein Dichter! als ob nicht die schwere körperliche Arbeit seines Berufes allein jedes beschauliche Temperament ausschlösse! Wenn dieser Gabriel überhaupt tragisch wäre, so müßte er es durch den Zwiespalt zwischen seinem äußern und seinem innern Menschen werden, was jedoch dem Dichter nicht entfernt eingefallen ist. Sodann hat der Dichter die Kontemplation Gabriels so ausschließlich zu seinem Charakter gemacht, daß er ihn jeder Energie, zu begehren, jeder Kraft, zu handeln beraubt hat, nicht einmal in der höchsten Notwehr der beleidigten Manneswürde läßt er ihn etwas thun, und in der größten Not des gemeinen Lebens giebt er ihm nicht einmal das Streben, durch Arbeit seinem Hunger zu wehren, daß man sagen muß: so ein Mensch ist ganz undenkbar. Wenn er möglich ist, so ist er keineswegs eines jener „Sonntagskinder," das die Menschlichkeit in sich am längsten bewahrt, sondern ein pathologisches Objekt. Vor allem ist er kein sittlich wertvolles Individuum: denn die wahre Sittlichkeit besteht nicht in der absoluten Passivität des Räsonnirens, sie fordert auch die Kraft zu handeln, sie duldet nicht bloß, sondern verlangt sogar einen kräftigen Egoismus, wie selbst die traditionelle Morallehre von Pflichten des Menschen gegen sich selbst spricht. Der Pessimismus, der aus diesem Buche des Verfassers mit dem „ungefälligen Namen" spricht, ist keine ernst zu nehmende Weltanschauung, sondern krankhafte Hypochondrie. Und wie unwahrscheinlich ist Crescenz mit ihrer Liebe zu Gabriel! Man denke an die Novelle „Zwischen Himmel und Erde" von Otto Ludwig: auch da zwei Brüder, die dasselbe Weib lieben. Aber mit welchen Vorzügen hatte Ludwig jenen Bruder ausgestattet, der dem verheirateten gefährlich wird! Hier ist es schlechthin unbegreiflich, warum Crescenz den einäugigen, einsilbigen, ungelenken Gabriel dem gewiß nicht gefühlsrohen, aber lebensfreudigen Michael vorzieht. Es ist aber immer schlimm, wenn der Dichter kein andres Motiv als eben die Blindheit der Liebe anzuführen weiß. Auch die seltsame Buße, die sich Crescenz — vielleicht wegen der versuchten Verführung Gabriels? — auferlegt, will nicht recht zu ihrer ursprünglichen Leidenschaft stimmen, mit der sie den Schwager begehrt. Daß man das Buch trotz seines überidealistischen Grundgedankens als ein „naturalistisches" Produkt hat anpreisen können, dürfte vorzüglich auf diese, wenn auch noch so hübsch verschleierte, doch rein pathologische Behandlung der Liebesleidenschaft zurückzuführen sein. Ob das für den Autor ein Kompliment war, lassen wir dahingestellt.

Wir wollen aber nicht von ihm scheiden, ohne die Hoffnung auszusprechen, zu der uns seine glückliche Darstellungsgabe anregt, daß er aus gesündern Grundgedanken erfreulichere Leistungen als „Im Bruch" bieten werde, um die Prophezeiung seines akademischen Kritikers doch noch wahr zu machen.

Innsbruck. Moritz Necker.

Japanische Künste.

Von Bruno Bucher.



Mehr als einmal ist das große Inselreich im fernsten Osten für Europa entdeckt worden. Entdeckt, darf man sagen, obwohl dessen Existenz nie wieder in Vergessenheit geraten war, seitdem Marco Polo, der Venezianer, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts durch seine Nachrichten von der Insel Zipangu, wo es Dächer und Wandvertäfelungen von gediegenem Golde geben sollte, die Phantasie seiner Landsleute entzündet hatte. Selbst hatte er das Wunderland nicht berührt; er erzählte nur wieder, was ihm in China mitgeteilt worden war, und Zipangu ist auch in venezianischer Schreibart der chinesische Name des Landes: Jipang. Dieses Zipangu suchte noch beinahe zweihundert Jahre später der Genuese Columbus, als er Westindien entdeckte; und nach abermals fünfzig Jahren (1543) gelangten portugiesische Seefahrer wirklich ans Ziel. Aber der Entdeckung und der Anknüpfung von Handelsverbindungen durch die Portugiesen, dann durch die Holländer, folgte wieder eine lange, bis in die Mitte unsers Jahrhunderts reichende Periode fast gänzlicher Abgeschlossenheit des Landes.

Um den Kontrast zwischen der Zeit vor dreißig Jahren und heute recht augenfällig zu machen, muß man sich erinnern, daß im Kataloge der ersten Industrieausstellung, zu welcher alle Völker des Erdballs eingeladen worden waren, Japan nur wie ein Anhängsel Chinas erschien, und zwar alles in allem mit vier Artikeln: Kupfer, vegetablischem Wachs, Lackfirniß und einem Faserstoff, über den ich in den Berichten über jene Ausstellung von 1851 nichts finde — vielleicht war es Chinagras oder Jute, die ja eben damals bekannt geworden waren. Noch erhöht wird der geradezu komische Eindruck, welchen diese Repräsentation eines so gewerbfleißigen Landes machen muß, wenn wir hören, daß die Holländer für gut gefunden hatten, von den Exporterzeugnissen Japans nichts weiter zu zeigen als Seife. Und doch waren sie die einzigen, welche damals Faktoreien auf Dezima bei Nangasaki haben durften, freilich unter so erschwerenden Bedingungen, daß jene Faktoreien wohl Gefängnisse genannt werden konnten.

Der Zufall wollte aber, daß eben in dem Jahre der Ausstellung und ebenfalls in London ein Werk publizirt wurde, Memoirs of the Empire of Japan, welches über die Gründe der Absperrung der Japaner gegen Fremde und vor allem gegen europäische Nationen dokumentarische Auskunft erteilte. Den ersten Portugiesen, welche das Land betraten, wurde von der Bevölkerung nichts in den Weg gelegt, und auch der Mikado schützte die Fremdlinge gegen die Bonzen. Diese erhoben nämlich gegen die Zulassung christlicher Missionäre, welche den

Schiffern und Kaufleuten gefolgt waren, Einsprache im Namen der Religion. Doch da sie die Frage des Mikado, auf wie vielerlei Art das höchste Wesen in seinem Reiche verehrt werde, dahin beantwortet hatten: auf fünfunddreißig Arten, entschied er, daß dann auch die sechsunddreißigste keinen Schaden thun werde. Das Christentum verbreitete sich nun rasch, nach vierzig Jahren soll es bereits 200 000 Bekenner gezählt haben, und der Verkehr mit Europa gestaltete sich so lebhaft, daß die Ausfuhr, besonders an Gold, im Jahresdurchschnitt auf mehr als hundert Millionen holländischer Gulden geschätzt wurde. Aber die Propaganda muß sich nicht ausschließlich der friedlichen Mittel der Lehre und des Beispiels bedient und die Kaufleute müssen die gewährte Freiheit mißbraucht haben. Dies beweisen die vier Fragen, welche im Jahre 1587 von Amtswegen dem portugiesischen Provinzial vorgelegt wurden: weshalb den Japanern der christliche Glaube aufgezwungen werden solle, weshalb die Jesuiten zur Zerstörung der buddhistischen Tempel aufhetzten, weshalb sie die Bonzen lästerten und verfolgten, endlich weshalb die Christen Eingeborne raubten und als Sklaven verkauften. Diese Anklagen zu entkräften, gelang dem Provinzial nicht, und nun erfolgte das Dekret, welches im Interesse der Ruhe und Ordnung die Bekenner des christlichen Glaubens des Landes verwies. Sonach haben die Portugiesen in Japan nicht zurückgestanden gegen die Spanier in Amerika, was fanatischen Glaubenseifer, Grausamkeit und Habsucht betrifft; nur stießen sie auf ein widerstandsfähigeres Volk, ein fester gefügtes Staatswesen und eine energischere Regierung. Und es liegt sogar ein Zug von Humor in dem Falle. Die Portugiesen scheinen nämlich, um sich der Konkurrenz der holländischen Kaufleute zu entledigen, in Japan die Vorstellung verbreitet zu haben, die Holländer als Protestanten seien gar keine Christen. Dies wird, nach der erwähnten Äußerung des Mikado zu urteilen, den Machthabern vorläufig ziemlich gleichgiltig gewesen sein; als jedoch die Austreibung der Christen beschlossen war, begründete es eine Ausnahme für die Holländer, die denn auch drittehalb Jahrhunderte hindurch die einzig geduldeten Fremden im Lande blieben, allerdings stets mit dem äußersten Mißtrauen beobachtet. Wiederholte Versuche der Engländer, festen Fuß zu fassen, blieben erfolglos.

Genug, als zu Anfang der fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts die Nordamerikaner die Öffnung einiger Häfen erzwangen und andre große Staaten rasch ihrem Beispiele folgten, waren wir über die Geographie, die Verfassung, die Erzeugnisse des Landes kaum besser unterrichtet als die Jesuiten-Missionäre im sechzehnten Jahrhundert. Und trotzdem hatte der Kunststil der Japaner schon dreimal auf die Geschmacksrichtung in Europa mächtig eingewirkt, im sechzehnten, im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert. Dies geschah jedesmal durch das Porzellan. Im sechzehnten waren es die Italiener, welche sich bemühten, Gefäße aus derselben Masse herzustellen, die ihnen zuerst auf dem Landwege über Indien durch die Araber, dann auf dem Seewege durch die Portugiesen bekannt

geworden war, und die so große Vorzüge vor allen andern Thonarten besitzt; die chinesische und japanische Dekorationsweise nahmen sie als Zubehör mit in den Kauf. Wie es jetzt scheint, ist damals wirklich in Venedig und Florenz das Geheimnis der Porzellanbereitung ergründet worden, vielleicht auch an andern Orten Italiens; doch verhinderten ungünstige Umstände verschiedner Art die industrielle Ausbeutung der Entdeckung, sie geriet wieder in Vergessenheit; aber mit ihr nicht gänzlich der asiatische Stil, dem wir wenigstens in der französischen Faience, einer Tochter der italienischen Majolica, noch hie und da begegnen. Nachhaltiger beeinflußte derselbe die Kunstindustrie, als im siebzehnten Jahrhundert die Faiencefabrikation zu Delft emporblühte und allgemeine Nachahmung fand. Die Holländer nannten wohl ihr Steingut Porzellan, richteten jedoch ihr Absehen weniger auf den harten und transparenten Scherben, als vielmehr auf eine porzellanähnliche Glasur; zugleich entlehnten sie den Ostasiaten Gefäßformen und Dekor. Und zwar ist es — wie bei deren Handelsverbindungen erklärlich — Japan, an welches uns die schönsten Delfter Erzeugnisse gemahnen, auch wenn die Originalmotive in das Niederländische übersetzt, die Gefäßformen dem Zwecke angepaßt, die landschaftlichen Szenerien und die Menschentypen von Nippon durch holländische Küstenbilder mit Windmühlen und Mijnheers ersetzt sind.

Und nun brach im achtzehnten Jahrhundert die allgemeine Porzellansucht herein, wie man sagen könnte, nun kam die Mode der chinesischen und japanischen Tapeten, der Pagoden und Figürchen, der chinesischen Tempelchen und Brücken u. s. w., nun entwickelte sich, unverkennbar unter dem Einflusse dieser Mode, der Stil des Rokoko, der als eine Verschmelzung der letzten Traditionen der Renaissance mit der asiatischen unsymmetrischen Arabeske angesehen werden kann. Das wird uns recht deutlich, wenn wir bei dem Durchwandern eines der vielen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbauten oder doch im Innern dekorirten Schlösser plötzlich ein Porzellanzimmer oder ein chinesisch-japanisches Kabinet betreten: da ist es, als ob wohl eine neue Melodie anhöbe, der Charakter des Musikstückes aber derselbe bliebe.

Die Unduldsamkeit, welche wenigstens in unsrer Zeit jede Stilperiode gegen die zunächst vorhergegangenen walten läßt, hat lange genug alles, was das vorige Jahrhundert geschaffen hatte, mit Acht und Bann belegt. Demgemäß wollten wir am Rokokostil auch das nicht gelten lassen, worin er einen unwiderstehlichen Reiz ausübt, und der Ausdruck Chinoiserie wurde mit verächtlicher Betonung auf alles angewandt, was ostasiatische Herkunft verriet.

Das ist, wie wir wissen, heute ganz anders geworden. Man bewundert die japanischen Erzeugnisse, man sammelt sie und ahmt sie nach, und die Franzosen haben schon ein neues Wort für die neue Richtung erfunden: japonisme. Ist diese neue Richtung nun wirklich, wie manche meinen, nichts andres als eine Laune? Doch kaum. Und wenn sie in der That vorübergehen sollte wie

eine Tagesmode, so würde sie auch diesmal dauernde Spuren hinterlassen; denn darüber können wir uns nicht täuschen, der japonisme hat bereits einen Umschwung in unsern ästhetischen Ansichten zuwege gebracht.

Fragen wir uns zuvörderst, weshalb gegenwärtig die japanischen Arbeiten ein so großes und allgemeines Interesse erregen, da sie ihrem Wesen nach nicht etwas völlig neues für uns sind, und auch das Porzellan an sich nicht mehr etwas wunderbares ist, so dürfen wir als einen Grund wohl die Gewöhnung unsrer Generation bezeichnen, auf technische Prozeduren zu achten, bei den Dingen, die uns durch Schönheit fesseln, darnach zu forschen, wie sie gemacht worden sind. Und die japanischen Kunstarbeiten gaben und geben uns noch in dieser Beziehung gar viele Rätsel auf. Dann aber ist im Laufe der letzten Jahrzehnte unsre Kenntnis der japanischen Industrien und des japanischen Stils viel umfassender und gründlicher geworden und hat manches Vorurteil hinweggeräumt. Außer ihrem Porzellan kannte man früher vornehmlich noch Lack und Papiertapeten, und dabei wurde zwischen chinesisch und japanisch kaum ein Unterschied gemacht, was niemand zu verargen war. Denn nachdem wir gelernt haben, daß beide Völker sich in allen Dingen sehr wesentlich unterscheiden, merken wir bei noch genauerer Bekanntschaft, daß es mitunter doch sehr schwer fällt, gewisse ostasiatische Erzeugnisse, z. B. alte Porzellane, dem einen oder dem andern Volke zuzuschreiben. Den japanischen Lack hatten alle europäischen Völker nachgemacht; gänzlich ohne Aussicht auf Erfolg, da sie von der irrigen Meinung ausgingen, die noch vor etwa fünfzehn Jahren in einer französischen technologischen Encyklopädie ausgesprochen wurde, daß durch die Mischung verschiedner Harze und Farbstoffe bei dem richtigen Wärmegrade der japanische Lack überall hergestellt werden könne. Jetzt wissen wir das besser. Zuerst müßten wir die Baumarten (Rhus) bei uns akklimatisiren, deren Saft, aufs umständlichste und sorgfältigste geläutert, teils den bernsteinfarbigen, an der Luft bald braun und schwarz werdenden, teils den farblosen, aber Farbestoffe aufnehmenden Firniß liefern. Dann müßten wir Arbeiter haben, welche mit der unerschöpflichen Geduld und der peinlichen Genauigkeit das oftmalige Auftragen, das langsame Trocknen, das Schleifen des Lackes, das Bemalen mit Goldlack, das Auflegen und Ciseliren der Reliefs u. s. w. besorgten. Und nach Erfüllung dieser Vorbedingungen würde bei unsern Arbeitslöhnen die lackirte Waare vermutlich zehnmal so teuer kommen als die eingeführte japanische. Wie weit man es bei uns in der Nachahmung bringen kann, haben die Holländer gezeigt, und doch werden ihre lackirten Möbel und Teller von keinem Menschen, der echte Arbeit gesehen hat, für japanisch gehalten werden.

Von aller ostasiatischen Malerei hegten wir eine sehr geringe Meinung. Jene wunderlichen Völker kannten ja, wie wir ganz genau wußten, noch nicht einmal die Perspektive, sie wandten mit Vorliebe „schreiende“ Farben an, und auf ihren gemalten Tapeten, ornamentirten Geweben, Stickereien, Porzellan-

und Bronzevasen ꝛc. stellten sie Lebendes und Lebloses völlig flach, ohne Spur von Modellirung dar — in diese Sätze läßt sich so ziemlich das allgemein verbreitete absprechende Urteil einer Zeit zusammenfassen, welche aus Klassizismus und Naturalismus ein so merkwürdiges Schönheitsgesetzbuch fabrizirt hatte. Gegenwärtig aber schämen wir uns beinahe unsrer damaligen Vorstellung, denn gerade was das Verhältnis der Japaner zur Malerei betrifft, haben sich innerhalb zweier Jahrzehnte die Ansichten gänzlich geändert. Die Japaner beherrschen Linear- und Luftperspektive so gut wie wir — wenn sie wollen; Zeichenfehler auf wohlfeilster Marktwaare, Fächern u. dergl. beweisen nichts gegen diesen Satz, denn sie kommen ja in den entsprechenden Regionen auch bei uns vor. Was man damals schreiende Farben nannte, nennen wir jetzt kräftige, ungebrochene; unser Auge ist für deren harmonische Zusammenstellung wieder empfänglich geworden, und nur noch Sonderlinge hängen dem Dogma an, daß ein feiner Geschmack sich durch Farblosigkeit dokumentire. Und ebenso haben wir längst als einen Vorzug erkannt, daß die orientalischen Völker in der gesamten Flächendekoration darauf verzichten, durch Licht, Schatten und Reflex den Schein des Körperhaften zu erzeugen; hat doch gerade diese Erkenntnis wesentlich dazu beigetragen, in Europa das Stilgefühl wieder zu wecken.

Und hier kommen wir auf einen Punkt, bei welchem wir des neuen, und wie ich glaube, völlig berechtigten Einflusses des japonisme inne werden. Wir sind, oder besser gesagt, wir waren gewohnt, mit den Ausdrücken stilistisch und naturalistisch so zu operiren, als ob dieselben absolute Gegensätze bezeichneten. Der Naturalist in der dekorativen Kunst, sagten wir, entlehnt der Natur die Formen, wie er sie dort vorfindet, und übt an den Zufälligkeiten in der Bildung der Blumen, der Blätter, der Tiere ꝛc. nur insoweit eine Korrektur aus, als ihm diese durch den malerischen Effekt geboten erscheint. Der Stilist hingegen führt die der Natur entnommenen Formen auf ihr Ideal zurück, welches in der Natur selbst niemals erreicht wird. Der Unterschied fällt am meisten in die Augen bei der Symmetrie, welche dem Stilisten Gesetz, der Natur aber unbekannt ist, da sie niemals die zwei Hälften eines Dinges so bildet, daß sie einander decken. Die Ornamentik der alten Welt, die orientalischen oder in Europa nach orientalischen Vorbildern gearbeiteten Gewebe und Stickereien u. s. w. bieten die klassischen Beispiele der Stilisirung in ihren absolut regelmäßig gehaltenen Akanthus-, Palmen-, Epheu- und Weinblättern, Rosen, Granatäpfeln ꝛc. Aber wenn wir ganz aufrichtig sein wollen, müssen wir eingestehen, daß die Theorie, wie das den Theorien schon zu ergehen pflegt, nicht selten lebendigen Schöpfungen gegenüber in eine Verlegenheit geraten ist, aus welchen sie sich nur durch Kompromisse befreien konnte. Und solche Verlegenheit erwächst in verstärktem Maße vor der japanischen Flächendekoration. Ist die stilistisch? In strengem Sinne häufig nicht. Die Formen sind, die nachher zu besprechenden Ausnahmen abgerechnet, nicht förmlich stilisirt, nicht auf ihre Urform zurück-

geführt; vielmehr liebt es der Japaner, gerade jenen Abweichungen vom Schema nachzugehen, welche ihre Gebilde zu malerischen Erscheinungen machen. Ihm ist nicht nur die Symmetrie kein absolutes künstlerisches Bedürfnis, sondern ebensowenig jene Verteilung der Massen, welche in Ermangelung der Symmetrie uns durch ein gewisses Gleichgewicht entschädigt. Und wie er solcherart in der Anordnung des Ornaments so oft und scheinbar absichtlich gegen das verstößt, was wir Gesetzmäßigkeit nennen, so bildet er die Blume, das Blatt, die Ranke, das Insekt, den Vogel ꝛc. nicht so, wie sie sein sollten, sondern wie sie wirklich sind. Der japanische Maler bekundet dabei eine Schärfe der Beobachtung, eine so feine Empfindung für alle charakteristischen Einzelheiten, wie sie wohl nur bei einem Volke gefunden werden kann, welches mit den noch ungeschwächten Sinnen des Naturvolkes die entwickeltste Fähigkeit, seine Eindrücke wiederzugeben, vereinigt. Mit den Augen des Jägers belauscht er die Waldbewohner in jedem Moment ihres häuslichen und ihres öffentlichen Lebens, wenn ich so sagen darf, und mit sicherer Künstlerhand hält er jede Bewegung, jede Wendung fest. Für die europäische Kunst z. B. existirt für die Darstellung des Fliegens, wie für das Laufen eines Vierfüßlers u. s. w. gewöhnlich nur sozusagen die mittlere Diagonale, derjenige Moment, in welchem durch den Übergang aus einer Bewegung der Flügel oder der Füße in eine andre ein Augenblick des Beharrens eintritt, welcher sich als Erinnerungsbild bei uns festsetzt: der Japaner fixirt die verschiedensten Stadien der Bewegung wie der Photograph in einem Augenblicksbilde. Mit ebenso bewundernswerter Virtuosität geht er auf die Eigenart jeder Pflanze ein.

Mithin ist er ein Naturalist? Auch diese Frage kann nicht einfach bejaht werden, da er nicht darauf ausgeht, die Pflanzen und Tiere, mit denen er die Flächen verziert, aus der Ebene heraustreten, den Schein der Körperlichkeit annehmen zu lassen. Ob er sie auf Porzellan oder Lack malt, sie in Email ausführt, mit Silberdrähten in Metall einlegt oder auf Seide stickt — nie übertreibt er die Charakteristik bis zu einem Grade der Naturtreue, welcher auf Täuschung abzielte.

Diese seine freiere Behandlung des Ornaments ist es nun, was allgemein Anklang findet, und wollten wir dieselbe für unzulässig erklären, weil sie allerdings über die von unsrer Theorie gezogenen Schranken hinausgreift, so würde sich von allen Seiten Widerspruch erheben. Das Publikum würde protestiren, welches jede Abwechslung willkommen heißt, und nicht minder die Industrie, welche sich keine Gelegenheit entgehen lassen will und kann, dem Verlangen nach Abwechslung zu genügen. Und wir dürfen auch mit gutem Gewissen einige Konzessionen machen, da es sich nur um den Buchstaben, nicht um den Geist unsers ästhetischen Gesetzbuches handelt. Und dieses Gesetzbuch selbst ist ja nicht von allem Anfang an dagewesen, sondern ein Produkt von Jahrtausenden des Schaffens und Schauens, von Wandlungen, die durch die Be-

rührungen verschiedner Rassen und verschiedner Kulturstufen allgemach in dem Stilgefühl wie in sittlichen Anschauungen, Rechtsgrundsätzen rc. hervorgerufen worden sind. So hat sich das Abendland von den frühesten Zeiten her durch die westasiatischen und auch dann wiederholt durch die ostasiatischen Völker direkt und indirekt beeinflussen lassen. Es hat Typen der östlichen Flora und Fauna in einer Stilisirung übernommen, welche wesentlich durch die Techniken des Webens und Knüpfens bedingt war; aber schon mit derjenigen Flächendekoration, welche sich nicht in so festen Grenzen bewegt, mit der arabischen Stuckornamentik, mit der Malerei auf Thon u. s. w., zog eine viel freiere Bewegung ein. Und wenn wir nichts dagegen haben, daß durch den Faltenwurf eines Gewandes die in den Stoff gewirkten stilisirten Löwen, Adler, Palmen und Granatäpfel gefährlich verkürzt und zerschnitten werden, wenn wir dem Majolicamaler gestatten, Schüsseln und Teller mit allen möglichen Göttern, Heroen und Schönen zu bevölkern, und zwar ohne Rücksicht auf die Gliederung des Gefäßes, dann brauchen wir auch an dem farbenprächtigen Vogel Funghoang, an dem freien Schwunge der Ranken und Zweige in der japanischen Ornamentik keinen Anstoß zu nehmen. Und sollte ja das Gesetz der Geradlinigkeit und Symmetrie hie und da noch auf andern Gebieten der bildenden Künste umgangen werden, so würde das angesichts der Uniformität der modernen Städte kaum zu beklagen sein, immer vorausgesetzt, daß auch darin Maß gehalten werde.

Unbekannt ist übrigens dem Japaner so wenig die Symmetrie wie die Stilisirung in unserm Sinne. An Porzellan- und Metallgefäßen kann man die erstere recht oft beobachtet sehen, die Verteilung des Ornaments auf Bauch, Rand, Hals rc. eines hohlen Körpers entspricht nicht selten völlig unserm Stilgefühl; und in ihren Vorlagen für Weberei oder für das Patroniren auf Papiertapeten nötigt sie sogar die Rücksicht auf die Technik zu stilistischer Behandlung der Naturformen. Die Kreuzung der Fäden des Gewebes zieht dem zeichnenden Künstler Schranken, und die Patronenmalerei zwingt ihn, auf ununterbrochen fortlaufende Linien und auf ununterbrochene große Flächen zu verzichten. Unter gleichen oder ähnlichen Verhältnissen sind ja ohne Zweifel von jeher die stilistischen Pflanzen und Tiere entstanden. Nicht angestrebt wurde eine strenge Regelmäßigkeit der Figuren, sondern diese wurde durch den Stoff, auf oder in welchem das Muster auszuführen war, durch die Mittel der Ausführung und durch den Grad der Kunstfertigkeit bedingt.

Wie es zugeht, daß in den japanischen Malereien die Motive sich unzähligemale wiederholen und doch keine solche Wiederholung den Eindruck der Kopie macht, darüber sind wir erst in neuester Zeit aufgeklärt worden. Als man zuerst auf diesen Umstand aufmerksam wurde, hieß es: der Japaner ist eine Künstlernatur, es widerstrebt ihm, sklavisch nachzumachen wie der Chinese. Das ist offenbar richtig, erklärt aber noch nicht, weshalb dennoch die Ausschmückung

der japanischen Industrieerzeugnisse sich in einem garnicht großen Kreise von Motiven bewegt. Die Aufklärung hierüber verdanken wir jenem kleinen, uns durch die Vermittlung Englands zugekommenen Buche, welches wohl als Grammatik der japanischen Ornamentik bezeichnet werden könnte. Dasselbe enthält eine Zeichenschrift für den ungelehrten Maler auf Porzellan, Lack ꝛc. — Hieroglyphen, wie sie dem Shawlweber in Indien die Farben der einzuziehenden Fäden vorschreiben; nur wieder mit dem Unterschiede, daß der Indier mechanisch nach der Vorschrift arbeitet, während der Individualität des japanischen Arbeiters ein Spielraum gelassen wird. Das erwähnte Buch weist nämlich 54 Figuren auf, die durch verschiedne Kombinationen von fünf senkrechten Strichen mit wagerechten gebildet sind, und deren jede ein bestimmtes ornamentales Motiv bedeutet. Erhält z. B. der Arbeiter das Zeichen ▥, so weiß er, daß er ein Schreibepult mit allem Zubehör an Pinselbehälter, Farbenschüssel ꝛc. malen soll; ▥ bedeutet einen Kahn, ▥ eine Brücke, ▥ eine Gebirgslandschaft, ▥ einen Schwarm Vögel, ▥ blühendes Schilf, ▥ Schilf mit Libellen, ▥ Schmetterlinge, ▥ zwei Papierblätter mit Pflanzenbildern, ▥ einen Vogel über bewaldeten Hügeln, ▥ die hinter Bergen aufgehende Sonne, ▥ einen Fächer mit einer Epheuranke, ▥ die Paulowniablüte. Und so hat jede dortzulande beliebte Baum- oder Blumengattung, jedes Gerät, Gebäude u. s. w. ein bestimmtes Zeichen, und der Maler führt den betreffenden Gegenstand weder nach der Natur noch nach einer Vorlage aus, sondern konventionell, aber seine Phantasie, sein Schönheitsgefühl, sein besondres Talent, sein Naturstudium, sein Geschick, seine Routine verleihen dem Gemälde etwas Individuelles, es ergiebt sich innerhalb des, wie gesagt, ziemlich eng begrenzten Vorstellungskreises jener unendliche Reichtum der Erscheinungen, welcher die Erzeugnisse des merkwürdigen Volkes so anziehend macht. Wenn wir uns dabei erinnern, daß, wie Viollet-le-Duc in seinem Dictionnaire du mobilier mit Recht hervorhebt, die Einführung gestanzter Details für das Ornament, welche dem erfinderischen Geiste des Arbeiters einen so großen Spielraum in der Zusammensetzung der Teile ließen, die Mannichfaltigkeit der Verzierungen in der mittelalterlichen Goldschmiedekunst erklärt, so erscheint es wohl der Erwägung wert, ob und wie die Methode der Japaner heutzutage für unsre Kunstindustrie nutzbar zu machen wäre. Sicherlich paßt sie nicht für jede Nation. Aber dort, wo ein Reichtum an Talenten vorhanden ist, die vielleicht nie selbständig etwas erfinden werden, die man daher auf den Schulen zwecklos mit Kompositionsaufgaben plagt, die jedoch beweglich genug sind, um das in der unumgänglich notwendigen Schule strengen Kopirens erlernte frei umzubilden, dort wäre sie vielleicht recht am Platze.

Der Unterschied in der Begabung ist so handgreiflich, daß ich mir nicht erlauben würde, ihn ausdrücklich zu erwähnen, wenn man ihn nicht gerade in der Gegenwart übersähe und sich abmühte, Dinge zu lehren, die sich nicht

lernen lassen. Nicht jeder kann Meister werden im Sinne des Goethischen Spruches. Wir haben ja auch auf schriftstellerischem Gebiete gewandte Stilisten, die nur fremde Gedanken aussprechen, wenn auch möglicherweise in viel besserer Form, als in der sie dieselben vorgefunden haben. Und so wird jahrelanges Üben im Komponiren den nicht zum schöpferischen Künstler machen, dem die Erfindungsgabe versagt worden ist, wogegen es ihm möglicherweise Unzufriedenheit einflößen wird mit derjenigen Stellung, für welche er den natürlichen Beruf besitzt.

Wie wir einem Holzschnittwerke diesen Einblick in die Art der künstlerischen Produktion der Japaner verdanken, so haben wir durch diesen Zweig ihrer Literatur überhaupt erst eine richtige Vorstellung von ihrer Bedeutung als Kunstvolk gewonnen. Kunstgewerbliche Erzeugnisse ersten Ranges gelangen ja selten bis zu uns, das Beste befindet sich in festen Händen im Lande selbst, und dort scheint gegenwärtig das Sammeln alter Arbeiten ebenso eifrig wie bei uns als Liebhaberei und Spekulation betrieben zu werden. Davon abgesehen, hat in vielen Fällen der ausführende Künstler mit der Sprödigkeit des Materials, den natürlichen Bedingungen der Technik oder den Launen und Zufälligkeiten bei chemischen und physikalischen Prozessen zu kämpfen, kann er so oft garnicht mit Sicherheit berechnen, wie Form und Färbung aus dem Schmelzofen zum Vorschein kommen werden. Die Holzschneidekunst aber, noch in der uralten Verbindung mit dem Buchdruck von Schrift- und Bilderplatten, hat in tausendjähriger Übung eine Höhe der Vollendung erreicht, zu welcher wir bei all unsern technischen und mechanischen Fortschritten bewundernd emporblicken. Mit so feiner Empfindung, in so inniger Anschmiegung folgt der japanische Formschneider noch der Handschrift des Zeichners, daß nicht selten Zweifel aufgetaucht sind, ob wir wirklich Schnitte und nicht vielleicht Ätzungen vor uns hätten, oder ob die Farben wirklich durch den Druck oder nicht etwa durch Hand- oder Schablonenmalerei aufgetragen seien, ob nicht z. B. bei dem Herstellen farbiger Gründe, die sich allmählich verlaufen und von kleinen weißen Flecken durchsetzt zu sein pflegen, ein Schwamm zu Hilfe genommen werde. Diese Zweifel zu beseitigen, hatte man im verflossenen Jahre Gelegenheit.

Bekanntlich wurde im vorigen Jahre eine größere Anzahl von japanischen Arbeitern in der Welt herumgeführt, das sogenannte japanische Dorf, welches zuerst in London, dann in Berlin, endlich in München gezeigt wurde. Dem mit gewerblichen Verrichtungen einigermaßen vertrauten bot sich da allerdings nicht viel neues, während sich beobachten ließ, wie gering heutzutage im größern Publikum eben jene Vertrautheit ist: gewisse Prozeduren, welche an jedem Orte Europas genau ebenso vorsichgehen, z. B. das Formen eines Thongefäßes auf der Drehscheibe, erregte sichtlich das größte Staunen der Zuschauer. Früher lernte dergleichen jedes Kind kennen, aber je mehr „Weltstädte" wir erhalten, desto schwieriger wird der natürliche Anschauungsunterricht, und dafür leisten

alle technologischen Museen u. dergl. keinen Ersatz. Lehrreich war es vornehmlich, zu beobachten, mit welcher unermüdlichen Genauigkeit die Arbeiter zu Werke gehen, so die Zimmerleute und Tischler beim Zurichten des Holzes, auch wenn es sich nur um das Anpassen einer Leiste, um Nut und Feder u. dergl. handelt (was wir bereits bewundern konnten, als im Frühling 1873 die kleine japanische Ansiedlung im Wiener Prater eingerichtet wurde); so die Seidensticker, die, vor dem großen mit Stoff bespannten Rahmen kauernd, ohne Vorlage, nur nach flüchtigen Umrißandeutungen, den Faden mittels einer winzigen Nadel hinunter- und heraufführen, stets überlegend, da sie das Detail ja erst während der Arbeit komponiren; so die Formschneider und Bilddrucker. Während der eine höchst sauber eine Holzplatte schnitt, druckte sein Nachbar eines jener Farbenbilder, die zu Fächern, Schirmen, Laternen u. dergl. verarbeitet werden. Mit einem Pinsel trug dieser die Farbe auf die in seinem Schoße ruhende Platte auf, breitete das Papierblatt darüber und bearbeitete dies auf der Rückseite mit einem Ballen: mithin genau dieselbe Manipulation, welche vor Einführung der Druckpresse bei Herstellung der sogenannten Reiberdrucke gebräuchlich war. Jener Arbeiter lieferte nur ordinäre Waare, wie denn begreiflicherweise in dem „japanischen Dorfe“ nicht eben die größten Künstler vereinigt waren. Aber es leuchtet ein, daß bei diesem Verfahren, wo nicht die Farbenwalze alle erhabenen Partien gleichmäßig mit Farbe bedeckt, dem Drucker die Möglichkeit gegeben ist, durch stärkeren oder schwächeren, feuchteren oder trockeneren Farbenauftrag, durch teilweises Wegwischen u. s. w. das Kolorit sich verlaufen zu lassen, allmähliche Abtönungen und Übergänge zu bewirken. Aber es wird gleicherweise klar, welchen Zeitaufwand alle die japanischen Arbeiten erfordern, und daß deren Wohlfeilheit ungeachtet der Geschicklichkeit und des ausdauernden Fleißes der Künstler und Handwerker nur durch deren Bedürfnislosigkeit erreichbar ist.

(Schluß folgt.)



Gladstone und die irische Frage.



Der bisherige Erfolg des neuen englischen Ministeriums beruht augenscheinlich darauf, daß sein Programm keinen bestimmten Plan in Betreff der irischen Frage enthält oder auch nur andeutet. Keiner der Liberalen und Radikalen, welche das Kabinet Gladstone bilden, tritt irgendwie gebunden an die Forderung nach einem Irland ins Amt, das von einem eignen Parlamente regiert wird. Man will in Bezug auf die Ansprüche der Homeruler eine Unterstützung und Prüfung anstellen, das ist alles, was vorsichtigerweise bis jetzt versprochen wurde. Ist es möglich, dem Verlangen der Parnelliten Gehör zu geben, ohne die Suprematie des Reichsparlaments über eine Lokalgesetzgebung zu beeinträchtigen, der

wir die Besorgung rein irischer Angelegenheiten anvertrauen könnten? Das ist die Frage, welche Gladstone und seine Amtsgenossen prüfen wollen. Können sie sich dabei über ein bestimmtes Verfahren einigen, so wird es ihre nächste Pflicht sein, es dem Unterhause zur Genehmigung vorzulegen. Gladstones Hauptaussicht auf Gelingen würde darin liegen, daß er eine Idee, vielleicht schon einen grundzüglich feststehenden Plan, zur Beruhigung Irlands durch geschickte Beseitigung des Grundherrentums hätte. Bei der Lösung dieser Aufgabe wäre er unzweifelhaft vorteilhafter gestellt als sein Vorgänger Salisbury. Er ist der Führer fast der Hälfte des Unterhauses, während jener nicht viel mehr als ein Drittel hinter sich sah. Er gebietet in finanziellen Angelegenheiten über ein Ansehen und Vertrauen, welches über seine eigne Partei hinausreicht. Es würde ihm leicht fallen, sich den Beifall des Landes zu gewinnen, wenn er mit einem Plane hervorträte, der die Expropriation der irischen Gutsherren gegen eine Entschädigung, aber ohne offenbaren Verlust für den englischen Staatssäckel, bezweckte. Wenn es ihm gelänge, die irischen Bauern praktisch zu Freisassen zu machen, wenn er sie von allen Zahlungen für ihr Land, ausgenommen die an eine nationale Behörde in Dublin zu entrichtenden befreite, wenn in Zukunft weder protestantische Gutsherren noch englische Beamte ein Recht hätten, sich mit ihnen zu befassen, so würde, wie es scheint, der irische Sumpf bis zu seiner tiefsten Stelle ausgetrocknet sein.

Wie viele Millionen Pfund die Sache kosten würde, ist ungewiß. Auf jeden Fall hat man in der Summe, die vom Reichssäckel für irische Sonderzwecke gezahlt wird, ein jährliches Einkommen, mit welchem die Zinsen für das erforderliche Kapital zu bestreiten wären. Diese Summe beträgt nahezu vier Millionen Pfund. Zöge man sie zurück, so hätte die neue oberste Verwaltungsbehörde Irlands die Kosten für die Gerichte, die Polizei, das Unterrichtswesen und die öffentlichen Ämter und Arbeiten zu tragen. Um diesen Ausgaben begegnen zu können, müßte dieselbe die Stelle der Gutsherren einnehmen und in deren Rechte zum Empfange von Pachtgeldern eintreten, welche die Herren nach Belieben herabsetzen könnten. Es würde eine Art poetischer Gerechtigkeit darin liegen, wenn man auf solchem Wege die Homeruler zu den alleinigen Gutsherren in Irland machte, die vielleicht bald einer neuen Bewegung für Verminderung der Pachtzinsen ins Gesicht zu sehen haben würden.

Aber warum diese Umwandlung, diese große finanzielle Operation, diese Revolution der Verwaltung? Die Antwort lautet einfach: Der Parteigeist, die Nebenbuhlerschaft der Parteien in England, hat dem Führer der Homeruler die Macht verschafft, zu fordern, daß Irland sich selbst regiere, und dies kann ihm nicht ohne die Furcht zugestanden werden, daß es unausbleiblich zur Beraubung der irischen Gutsherren führen werde. Schnelldenker lösen die Hauptfrage mit dem Rate: So gebt den Irländern eine kanadische Verfassung. Hier tritt aber zunächst die Schwierigkeit in den Weg, daß Kanada nicht die Unabhängigkeit

vom Parlament oder von England besitzt, welche alle irischen Nationalisten beanspruchen. Einer von den Führern der letztern sagte: „Irland sollte innerhalb seiner Küsten sein alleiniger Herr sein.“ Das ist es aber niemals gewesen, auch nicht in der Zeit von 1782 bis 1800. Die Beschlüsse des damaligen irischen Parlaments erlangten nicht eher gesetzliche Giltigkeit, als bis sie die königliche Zustimmung gefunden hatten, und mußten zweimal besiegelt sein, mit dem großen Siegel von England und mit dem von Irland. Weder Kanada noch Victoria, noch eine andre englische Kolonie ist alleinige Herrin innerhalb ihrer Küsten und Grenzen. Kein Lokalstatut derselben gilt, wenn es einer Parlamentsakte widerspricht. Alle Kolonialgerichtshöfe urteilen nach Reichsgesetzen, von allen kann an das Privy Council, das oberste Reichsgericht, appellirt werden. Jedes Kolonialgesetz muß, bevor es in Kraft treten kann, zunächst vom Gouverneur, den die Königin ernannt hat, dann von der Königin selbst durch Vermittlung des Kolonialministers gutgeheißen worden sein. Die irischen Nationalisten oder Homeruler haben sicher nicht die mindeste Neigung, diese streng untergeordnete Stellung der überseeischen Besitzungen Großbritanniens für Irland anzunehmen. Praktisch freilich erfreuen sich Kanada, Victoria und andre Kolonien eines beträchtlichen Maßes von Unabhängigkeit, und die englischen Minister beschränken ihre Einmischung so weit als irgend möglich, aber der Grund hiervon liegt auf der Hand: es giebt in den Kolonien keine Fragen, welche die Ehre Englands angehen, es giebt dort keine agrarischen Schwierigkeiten, keine Garnison von Gutsherren, keine alten Wunden und Schmerzen von früherer Unterdrückung her. In Kanada zwar gab es einst Stamm- und Glaubensstreitigkeiten zwischen französischen Katholiken und englischen Protestanten, aber ehe England der Dominion praktisch Autonomie gewährte, gab es den Bewohnern Niederkanadas die Selbstregierung. Derselbe Grundsatz würde England nötigen, dem nordöstlichen Teile von Ulster, wo, wie dort in Niederkanada, die Protestanten und Engländer überwiegen, dem übrigen Irland gegenüber eigne Rechte zu verleihen.

Gladstone ist ein Sanguiniker, und so werden ihm die beruhigenden Ansprachen, welche die Führer der Nationalliga, Sexton und Davitts, in diesen Tagen an das irische Volk richteten, Vertrauen eingeflößt haben. Er wird meinen, die Mäßigung, welche die Parnelliten ihren Landsleuten predigten, werde von ihnen selbst im Parlamente beobachtet werden. Thatsächlich aber hat der Rat, den sie erteilten, eine andre Bedeutung. Sie baten die Irländer, von Gewaltthätigkeiten abzustehen, damit sie selbst einen weitern Vorwand hätten, unbeugsam zu sein, damit sie sagen könnten, das irische Volk verhält sich nur deshalb ruhig, weil es erwartet, seine gerechten Forderungen werden zugestanden werden. Nehmt ihr ihm diesen Glauben, so werden wir, seine Führer, es nicht mehr bändigen können. Die Sache ist in England nicht selten schon vorgekommen und bei liberalen Regierungen immer von bestem Erfolge gewesen. Die Parnelliten erinnern sich dessen, und so werden sie Gladstone

vermutlich mit weitergehenderen Forderungen zusetzen, als sie an seinen Vorgänger gerichtet hätten, und kein Tüpfelchen von ihrem Anspruch auf volle Selbstregierung für Irland aufgeben. So befindet sich das Gladstonesche Kabinet in einer verzweifelten Lage, die derjenigen des Mannes ähnelt, der auf der Flucht vor einem Löwen an den Rand eines Stromes gelangte, in welchem ihn ein Krokodil erwartete. Blickt es vor sich, so begegnen seine Augen einer irischen Partei, welche bereits gezeigt hat, daß sie die Macht besitzt, Ministerien zu schaffen und zu stürzen, und bei welcher Führer und Gefolgschaft gleich stark verpflichtet sind, kein Zugeständnis als befriedigend anzunehmen als die legislative Unabhängigkeit ihres Landes. Blickt es hinter sich, so gewahrt es eine englische Partei, die in ihrer Ansicht geteilt ist und durch das Band der Anhänglichkeit an einen Führer, dem die Mehrheit der Mitglieder bis jetzt noch nicht geneigt ist, so weit wie die Irländer wollen, zu folgen, nur locker zusammengehalten wird. Neben und hinter diesen beiden Parteien aber steht in Angst und Unruhe die britische Nation, die öffentliche Meinung in England und Schottland. Sie ist sich der großen Wichtigkeit der Frage, um die es sich hier handelt, vollständig bewußt, und sie hat ohne Zweifel den aufrichtigen Wunsch, daß jeder vernünftige Versuch gemacht werde, die Irländer zufrieden zu stellen, ist aber anderseits auch fest überzeugt, daß das legislative Band, welches die beiden Nationen östlich und westlich vom Georgskanal verknüpft, nicht zerschnitten werden darf, und entschlossen, selbst eine wesentliche Lockerung desselben nicht zu dulden. Niemand kann in Zweifel ziehen, daß die Ansichten und Empfindungen, die hier der liberalen Partei und dem englischen Publikum überhaupt zugeschrieben werden, auch im Schoße des Gladstoneschen Kabinets vertreten sind. Es ist auf der Basis einer Untersuchung und Prüfung der irischen Frage gebildet worden, und es hat nicht viel zu sagen, ob dieser Prozeß auf den Umkreis des Ministerrates beschränkt bleiben oder ob auch das Parlament sich daran beteiligen soll, und es hat sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich, daß unter den zwölf oder vierzehn Staatsmännern, welche sich mit der Untersuchung zunächst beschäftigen sollen, Einmütigkeit in einem Plane zu erzielen sein werde, der Parnell und allen seinen Anhängern annehmbar wäre. Viel wahrscheinlicher ist es, daß ihre Erörterungen mit hoffnungslosem Zwiespalt hinsichtlich der Hauptfrage oder, was fast ebenso verhängnisvoll für die Fortexistenz des Ministeriums sein würde, mit fast einstimmigem Beschluß, deren Lösung zu verschieben, endigen werden. Diejenigen Mitglieder des Kabinets, welche behaupten, daß die Lösung der Landfrage den Vorrang vor allem andern haben müsse, werden eine starke Stellung haben, und wenn Gladstone zu der Ansicht gelangt, daß die Frage des Home Rule jener vorgehen sollte, so kann er bei jenen auf unüberwindlichen Widerstand stoßen.

Es ist sehr denkbar, daß wir in drei oder vier Wochen den englischen Premierminister in ärgster Klemme sehen werden, zwischen einer fest geschlossenen

irischen Partei, welche Dringlichkeit für die Verhandlungen über das Verlangen nach einem besondern irischen Parlament fordert, und einer starken, auch im Kabinet zahlreich vertretenen Gruppe von Politikern, welche darauf besteht, daß nicht eher ein Schritt in der Richtung nach irischer Selbstregierung gethan werde, als bis die Landfrage auf billige Bedingungen hin Erledigung gefunden habe. Von diesen beiden feindlichen Lagern wird das der Parnelliten vermutlich das weniger zur Nachgiebigkeit geneigte sein. Es wäre ein sehr begreiflicher Verdacht, wenn man dort meinte, der seit kurzem bemerkbare Eifer, mit welchem die Liberalen auf beschleunigte Lösung der Landfrage dringen, deute nicht sowohl auf ihre Bereitwilligkeit, hinterher das Home Rule zu gewähren, als auf ihren Wunsch, sich zum Widerstande dagegen zu stärken. Gegenwärtig kann man sagen, die Nationalliga halte die irischen Gutsherren gewissermaßen als Geisel fest; jedenfalls befinde sich dieselbe ungefähr in der Lage einer belagerten Garnison, und eine Parlamentsakte zum Ankauf ihrer Gutsländereien würde hier der militärischen Operation entsprechen, die man als Entsatz bezeichnet. Dieser Operation werden die Belagerer, die Parnelliten im Parlamente, begreiflicherweise unbeugsam Widerstand leisten, und in dem Zusammenstoße, der daraufhin erfolgen muß, wird das Gladstonesche Kabinet sehr wahrscheinlich zertrümmert werden.

Setzen wir aber auch den Fall, daß es dem Premierminister, nachdem er der Forderung der Homeruler nach Priorität der Selbstregierungsfrage nachgegeben, gelinge, seine Amtsgenossen sämtlich oder wenigstens eine zur Erhaltung seines Kabinets hinreichende Anzahl derselben zu seiner Meinung zu bekehren, so bleibt noch die Schwierigkeit im Parlamente zu überwinden. Der Kampf in Downingstreet wäre, nachdem er hier mit einem Siege Gladstones geendigt, in St. Stephens wieder aufzunehmen, und auf die schwierige Aufgabe, ein Kabinet zu überzeugen, würde die noch schwierigere folgen, eine ganze Partei, die liberale, die bis jetzt in Bezug auf Irland keineswegs mit ihm zu gehen gewillt ist, für die Ansicht des Ministeriums zu gewinnen.

Nehmen wir endlich an, daß der Erfolg Gladstone selbst in diesem Punkte treu bleibe, und daß er imstande sei, einen Plan zur Selbstregierung für Irland, der Parnell und seine Gefolgschaft befriedige, im Unterhause durchzubringen, so kann über das Schicksal dieser Maßregel, wenn sie nun dem Oberhause vorgelegt wird, nicht der leiseste Zweifel obwalten. Selbst wenn der betreffende Gesetzentwurf hier mit der fast einmütigen Gutheißung der einen von den beiden großen englischen Parteien empfohlen anlangte, würden die Peers in Anbetracht der eigentümlichen Natur desselben berechtigt sein, mit ihrer Zustimmung zurückzuhalten. Die Bill, welche den Irländern ein eignes Parlament gewährte, sie zu „alleinigen Herren im Umkreis ihrer Küsten“ proklamirte, würde aber gewiß nicht unter so günstigen Umständen im britischen Herrenhause eingebracht werden können. Die liberale Partei im Hause der Gemeinen würde sich durch den Gesetzentwurf gespalten sehen, selbst Radikale würden gegen ihn stimmen, und er würde im Unterhause — das läßt sich mit ziemlicher Sicherheit prophezeien — nur durch die Stimmen der 86 Parnelliten die Mehrheit erlangen, eine starke Minorität der eignen Leute Gladstones würde mit der konservativen Opposition votiren. In diesem Falle aber würde die Verwerfung, welche den Homerule-Plan Gladstones unter allen Umständen im Oberhause erwartete, von geradezu überwältigender Bedeutung sein: die Lords würden mit einer an Einmütigkeit grenzenden Stimmenzahl jede Homerule-Bill der beschriebnen Art kläglich zu Falle bringen.



Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

amoëns' Auge richtete sich fest und hell auf das schöne Gesicht, das zu ihm emporblickte. Gewiß, Herrin, versetzte er bewegt, ich habe die Verehrungswürdige gekannt. Ihr gleicht der Unvergessenen in jedem Zug und jedem Klang Eurer Stimme so, daß mir seit einer Stunde zu Sinne ist, als wäre mir Catarina Atayde auferstanden.

Man hat mir oft gesagt, daß mir die Mutter, die ich früh verloren, ihr Gesicht vererbt habe; wollte Gott, daß auch ihre Tugenden die meinen würden! Ihr werdet sicher öfter an den Hof des Königs kommen, Ihr müßt mir viel von der Teuern erzählen, wenn Ihr mich erst länger und besser kennt.

Was braucht es der Zeit, und was könnte ich je Besseres von Euch wissen, Gräfin Catarina, als daß Ihr die wahrhaftigen Züge Eurer Mutter tragt wie ihren teuern Namen! entgegnete Camoëns. Ihr ahnt nicht, was Ihr von mir fordert, edles Fräulein, wenn Ihr von vergangnen Tagen zu hören begehrt. Seid indes gewiß, daß Eure Mutter unter den Heiligen des Himmels ist und jetzt auf Euch und mich herabblickt und sich unsrer Begegnung freut!

Es war ein Klang in den Worten des Mannes, der Catarina Palmeirim ergriff und dem sie gern weiter gelauscht hätte. Doch empfand sie, daß hier weder Ort noch Stunde sei, um mit Camoëns länger zu sprechen; das Antlitz des Königs drückte Befremden über ihr Gespräch mit dem Dichter aus, die alte Herzogin von Braganza gab ihr aus den Reihen der Damen ein Zeichen, das von ihr nicht unbeachtet bleiben durfte. Sie sann einen Augenblick nach und sagte: Ich kann hier nicht länger verweilen. Bittet Euern Freund, Senhor Manuel Barreto, Euch der Herzogin vorzustellen, welche Eure Dichtung höchlich bewundert hat, und wartet der großen Dame morgen oder in den nächsten Tagen

auf. Bei ihr dürft Ihr mir von meiner Mutter erzählen, soviel Euch und mich verlangt.

Sie hatte diesmal so leise gesprochen, daß selbst Tellez Almeida, welcher in nächster Nähe stand, mit der Absicht, sich kein Wort des Mädchens verloren gehen zu lassen, nichts als den Namen der Herzogin hörte. Als Camoëns sich dankend und zustimmend verneigte, nahm Catarina bereits ihren Sitz neben der alten Dame, deren Obhut sie anvertraut war, wieder ein und schien eilig von ihrer Unterredung mit dem Dichter zu berichten, wenigstens wandten sich ihre Blicke fortgesetzt nach diesem zurück, bis plötzlich der König aufs neue zu den Damen trat und die Herzogin einer langen Unterredung würdigte, welche ihm Gelegenheit genug gab, seine Augen an der anmutigen Befangenheit der schönen Catarina zu weiden.

Camoëns war im Begriff, sich aus dem glänzenden Gedränge um den König herauszuwinden, um wieder an Barretos Seite zu kommen, als ihn der Kaplan des Königs ansprach: Erlaubt, Senhor Luis, daß ich Euch meinen Glückwunsch zu Euern seltenen Gaben und Euerm großen Werke ausspreche. Ich hoffe, Ihr wißt es selbst, daß Eure Lusiaden ein Geschenk Gottes sind, ein Geschenk, mit dem Euch auch die höchste Verantwortung auf die Seele gelegt ward. Tragt Sorge, daß jeder Laut und Hauch in Eurer Dichtung nur Edles in den Herzen Eurer Hörer erwecke.

Und zweifelt Ihr daran, ehrwürdiger Bruder? entgegnete Camoëns ruhig. Giebt es Edleres und Erhebenderes als die ruhmreichen Thaten erlauchter Vorfahren, welche unter Gottes Schutz das, was unmöglich schien, verwirklicht und dies kleine Land zu einem Weltreich umgewandelt haben?

Ich sage nichts gegen den Hauptinhalt Euers Werkes, soviel ich davon zu erkennen vermag, flüsterte der junge Priester und legte vertraulich seine Hand in Camoëns' Arm, um ihn zu einer stilleren Ecke des Saales zu geleiten. Ihr hört, wie es um uns her von Eurer Schöpfung wiederhallt, alle Sinne sind von dem heldenhaften Schwung ergriffen, der Eure Dichtung hebt. Aber Ihr seht und hört auch, wie der König aus Eurer Schilderung irdischer Leidenschaft keineswegs klar die Mahnung vernahm, daß ein Gesalbter des Herrn die irdische Liebe vor allen Sünden fliehen müsse.

Eine Flut widerstreitender Gefühle durchschwellte bei dieser Ansprache die Seele des Dichters. Der Kaplan lenkte seinen Blick wieder auf Dom Sebastian, welcher so dicht vor Catarina Palmeirim stand, daß ihr Atem sein Gesicht umwehen mußte und, während er mit der Herzogin von Braganza sprach, fortgesetzt seine Augen in die Catarinas senkte. Zu jeder andern Zeit würde Camoëns aufwallend die mönchische Strenge des jungen Priesters zurückgewiesen haben, jetzt beschlich ihn der Wunsch, daß König Sebastian die Anschauung seines Kaplans wenigstens das einemal noch teilen möge. Mühsam brachte er den Gemeinplatz hervor: Ihr wißt, Ehrwürdiger, daß die Dichtung nicht zu allen

Stunden und auf alle Herzen gleich wirken kann! und nie war ihm Barretos freundschaftlicher Beistand willkommener gewesen als in diesem Augenblicke. Senhor Manuel hatte sofort bemerkt, daß Camoëns von dem Kaplan beiseite geführt wurde, und war einfach der Abneigung gefolgt, welche er gegen die geistlichen Umgebungen seines Königs hegte, indem er rasch an das ungleiche Paar hinanschritt.

Kommt mit mir, Freund Luis! sagte er schon von weitem. Hier im Saale sind noch manche edle Herren, die Euch gern ihre Teilnahme an Euerm Werke aussprächen. Ihr habt erreicht, daß aller Herzen höher schlagen und alle Erinnerungen an unsre alte Ruhmesstraße nach Indien lebendig wurden.

Senhor Luis vergißt hoffentlich nicht, in seinem Gedichte daran zu mahnen, daß wir ein wenig zu hastig nach Osten gedrungen sind und daß weite Länder der Heiden, die dem Kreuz gewonnen werden müssen, noch dicht vor den Seepforten Portugals liegen! versetzte Fray Tellez mit scharfem Tone, zog sich aber mit einem leichten Gruß an Camoëns zurück, ehe Manuel Barreto die erzürnte Antwort zu geben vermochte, welche sein Gesicht verhieß. So klang es, wenigstens lauter als in diesem Palast üblich war, hinter dem Kaplan drein: Diese Gesellen möchten jedermann in ihre Pläne verstricken, der Beste ist ihnen nicht zu gut, der Schlechteste nicht schlecht genug — hütet Euch vor ihnen, Luis, von heute ab seid Ihr ein Stein in ihrem Spiel. Der König wird sich bald entfernen, und wir kehren dann an unsern Bord zurück, wie Otaz sagt. Jetzt laßt Euch noch die Brüder Evora zuführen, alte Inder gleich uns; sie waren mit uns auf der Ormusflotte und erinnern sich Euer wohl. Euern Zweck hier habt Ihr ganz erreicht, Euer Name ist auf aller Lippen, Euerm Werke sieht jeder, der zu lesen vermag, erwartend entgegen, und so hoffe ich denn, wir verziehen nicht zu lange in Cintra und brechen in den nächsten Tagen nach Almocegema auf.

Sobald wir Esmah geborgen haben, entgegnete Camoëns, den die Stimme Barretos aus dem wirren Traume der letzten Stunde gleichsam erweckte.

Ihr habt Recht, das ist unsre andre Sorge, beinahe größer als die um Euer Gedicht, welche uns Dom Antonio, der Marschall, so freundlich lösen half, nickte Barreto. Lauscht einen Augenblick auf die Stimmen umher, Ihr hört, welchen gewaltigen Eindruck Eure Gesänge hinterlassen haben. Sie sprechen noch immer davon und sind freudig erregt; das ist mehr, als am Hofe, und zumal an diesem Hofe, billigerweise erwartet werden konnte.

Camoëns drückte in überwallendem Dankgefühle dem Freunde die Hand und gedachte eben Barreto von seinem Gespräche mit Catarina Palmeirim zu berichten, als ein seltsames, in diesen Räumen ganz unerklärliches Geräusch aus dem Nebensaale ihn und Barreto und hundert andre in der Gesellschaft aufschauen ließ. Ein Bußlied, in kläglichem, heulendem Tone von rauhen und rohen Kehlen angestimmt, erscholl in unmittelbarer Nähe. Die Klänge schlossen

jeden Gedanken aus, daß der König sie zur Unterhaltung seiner Gäste angeordnet habe. Kaum eine Minute später überschritt eine seltsame Prozession die Schwelle des großen Hauptsaales, stieß rücksichtslos die Hellebardiere der königlichen Leibwache zurück, die den Wallern den Eintritt wehren wollten, und teilte den schimmernden Kreis bis zum Sitze des Königs. Dom Sebastian war mit einer Miene des Unwillens aufgesprungen, aber vor seinem blitzenden Auge erhob sich die Hand des Priors von Belem und mahnte ihn, dem eintönigen Gesange zu lauschen. Derselbe ging mit einemmale aus dem Bußlied in ein altes Kreuz- und Streitlied wider die Mauren aus den Tagen des Cid über und erweckte rasch genug den Anteil des Königs. Die Singenden standen zu dichter Gruppe geschlossen, Camoëns und Barreto erkannten an ihrer Spitze sofort den Barfüßer aus Otaz' Herberge, den zanklustigen Galicier vom Abend zuvor und seine Gesellen, ja sie nahmen schließlich in der Gefolgschaft der Wackern ein paar der Seeleute wahr, welche Barreto auf dem Kreuzberge angebettelt hatten. Die kecken, verwetterten und weinfrohen Gesichter schauten wunderlich aus den frisch übergestülpten Kapuzen hervor, einer der Burschen lachte Barreto breit an und sagte: Alles nach Gelegenheit, Herr, in so frommem Palaste gilt ander Lied als auf der Landstraße, und gegen die Mohren fechten wollen wir ja doch! Er erhielt und erwartete keine Antwort und drängte sich hinter seinen Gesellen dichter an den König heran. Den Grafen Vimioso, welcher schützend vor Dom Sebastian trat, schob der Prior von Belem eigenhändig so zur Seite, wie er ihn vom Altar hinweggeschoben haben würde, die plumpen Gestalten in groben, schmutzigen Kutten standen zwischen den Edelleuten in seidenen, goldgestickten Gewändern und vertrieben die Damen von ihren Sitzen. Nur die Priester in der Hofgesellschaft schienen ihnen Ehrfurcht einzuflößen, ihnen allein gelang es auch, einen kleinen Raum vor dem Könige freizuhalten. So wie der rauhe, schlachtendurstige Gesang endete, streckte der Galicier, der sich von dem scheinbar abwehrenden Barfüßer gewaltsam losriß, seinen hagern braunen Arm aus der Kutte hervor und ließ ihn schwer auf die Schulter Dom Sebastians niederfallen. Der König stand wie gebannt und schaute fragend den Prior von Belem an, der schmutzige Bursche aber, der hier als Prophet galt, schrie mit kreischendem Tone, in schlechtem Portugiesisch, jedoch bis in die letzte Ecke vernehmbar: Ich höre die Stimmen der Engel, allergläubigster König, sie treiben uns her zu dir — niemand kann ihnen widerstehen! Der Schaum stand ihm dabei vor dem Munde, die grünlichen Augen rollten, das häßliche Gesicht des Galiciers richtete sich zur Decke des Saales empor. Die Engel befehlen mir, deiner Hoheit den Sieg zu künden, wenn du nicht durch längeres Zögern die Huld der allerheiligsten Jungfrau und aller Heiligen verscherzest, die jetzt mit dir ist. Dieser Fuß soll die Mohren von Marokko zertreten, dieser Leib soll mit dem Schwerte des Triumphes gegürtet werden, dies gesalbte Haupt soll alle Kronen Afrikas bis zur Wüste empfangen! Zeuch aus, König, zaudere

und zage nicht! Wisse, daß die Engel um dein Banner rauschen. Überhöre ihre Stimme im Munde der Armen nicht, denen sie die Pforten deines Palastes aufgethan haben.

Während diese wilden Worte dem König ins Ohr geschmettert wurden, blickten seine Augen weiter als je zuvor in die Ferne, man sah deutlich, daß sich andre Bilder in ihnen spiegelten als die teppichgeschmückten Wände des Saales und die bunten Gruppen, welche starr gebannt saßen und standen. Erst als der galicische Prophet mit seinem Munde dem Gesichte des Fürsten zu nahe kam, machte Sebastian unwillkürlich eine Geberde des Ekels, wandte sich aber dann zum Prior von Belem und sprach langsam und vernehmlich:

Sorge dafür, Dom Joao, daß diese Heiligen reich beschenkt werden, und laß ihnen in ihrer Sprache wissen, daß Sebastian von Portugal keine Mahnung des Himmels verachtet, wer auch ihr Träger sei! Ihr Herren, die ihr mit Raten und Rüsten nie enden zu können meint, euch gilt dies Zeichen mehr als euerm Könige!

Indem er so sprach und den Grafen Vimioso und andre Männer seiner Umgebung mit den Augen suchte, fiel sein Blick auch auf Comoëns, der, sprachlos und befangen wie alle Anwesenden, den Vorgang mit angesehen hatte. Auch an dich ergeht die Mahnung, Dichter! rief der König. Laß dein Gedicht von dem Geiste durchhauchen, dessen Wehen du eben verspürt hast. Portugals und unser aller Zukunft liegt in Afrika!

Camoëns schwieg ehrfurchtsvoll; eine Antwort blieb ihm umsomehr erspart, als die Wallfahrer, welche Tellez Almeida und einer seiner geistlichen Brüder aus dem Saale führten, das Bußlied, mit dem sie eingetreten waren, wiederum anstimmten. In der schwülen Befangenheit, welche in dem ganzen Kreise herrschte, schien jeder sich zu scheuen, den andern anzusehen, und doch verlor der Dichter eine Gestalt, ein Gesicht nicht aus dem Auge. Catarina Palmeirim war ruhig auf ihrem Sitze neben der Herzogin von Braganza geblieben, die alte Dame hatte mit einer gebieterischen Handbewegung ein paar der Pilger aus ihrer nächsten Nähe verscheucht. So saß das Mädchen jetzt allein neben ihr, totenblaß, mit weitgeöffneten Augen, einen Ausdruck halb tiefen Mitleids, halb zorniger Verachtung in den schönen Zügen, ihre Hände hatte Catarina ein paar mal erhoben, um die Ohren vor all dem Widrigen, Verhaßten zu schließen, und doch sanken dieselben jedesmal kraftlos in den Schoß zurück, und kein Laut der rauhen Lieder, keine Silbe von den erregten Worten des Königs entging ihr. Durch Camoëns' Seele aber schwoll es wie ein Hauch plötzlicher Hoffnung, als er deutlich erkannte, daß die Empfindungen der jungen Gräfin denen Dom Sebastians widerstritten. Neben der Entrüstung über das unwürdige Gaukelspiel, das mit dem Glauben und der kriegerischen Leidenschaft des jungen Königs getrieben wurde, lebte ein dunkles Gefühl in ihm, als ob er dennoch den ganzen Vorgang zum Glücke dieses Tages zählen dürfe! Er

atmete mit allen andern wie befreit auf, als Dom Sebastian, gleich nachdem der galicische Prophet und sein Pilgergefolge den Saal verlassen hatten, sich mit stummem Gruß und nur von dem Prior von Belem begleitet zurückzog, aber er stimmte in den Zornlaut nicht ein, der aus dem Munde Barretos kam und an mehr als einer Stelle des Saales in dem brausenden Stimmengewirr, das sich sofort nach dem Weggange des Königs erhob, Wiederhall fand. Camoëns sprach kein Wort, er starrte den Damen nach, die sich erhoben hatten, er sah mit banger Empfindung Catarina Palmeirim scheiden, ohne noch einen Gruß, einen Blick mit ihr tauschen zu können; erst der kräftige Druck der Hand Barretos auf seine Schulter brachte ihn zum Bewußtsein des Augenblickes zurück. Er hörte den Freund sagen: Kommt, laßt uns gehen, wir sind jetzt völlig überflüssig, und die Brüder Evora sprechen wir besser morgen in ihrem Hause als heute Abend und hier! Der traurige Aufzug schlug unsre Freude hart nieder, und doch ward ich durch ihn gewiß, daß es immer noch, selbst in der Umgebung des Königs, eine Zahl von echten Portugiesen giebt.

Camoëns war es lieb, die Prachtsäle hinter sich lassen zu können, die jetzt für ihn lichtlos waren. Er sah wie durch einen Nebel die durcheinander wirrenden Gestalten, von denen die meisten den Thüren beider Säle zustrebten. Rechts und links Grüße tauschend, von einem und dem andern der Edelleute, die ihre Wohnung im Palaste hatten und sich jetzt in den weiten Gängen desselben verloren, im Hinweggehen noch freundlich angesprochen, gelangte Camoëns an der Seite Barretos bis zu jenem Thore, das auf den Haupthof mündete, aus dem man nach Cintra hinabstieg. Noch unter dem Thorbogen ward in den lodernden Zorn Barretos Öl gegossen. Finstern Blickes hatte der Edelmann den Hauptmann der Trabanten angesprochen, der hier befehligte: Welcher Cherub hat Euch beiseite gedrängt, Senhor, als die barfüßigen Waller in des Königs Säle einbrachen? Der Hauptmann zuckte die Achseln: Es hat sich keiner der Himmlischen zu bemühen brauchen. Dom Joao, der Prior von Belem, hat mir drei neue Leute unter meine Abteilung gebracht, welche die Engel so gut pfeifen hören als der Prophet aus Coruña. Die braven Neulinge hatten gerade zufällig ihre Posten verlassen, als der Zug heranrückte. Ich darf natürlich nicht bezweifeln, daß dies eben Fügung des Himmels gewesen! Manuel Barreto drückte dem Hauptmann, der selbst noch vor Entrüstung zitterte, abbittend die Hand, dann aber, indem er Camoëns seinen Arm reichte, um ihn auf den rechten Weg zu leiten, brach der ganze mühsam verhaltene Ingrimm des Edelmanns los: Ihr seht, wie es steht, Luis, und mit welchem Winde wir zum Teufel fahren. So wie der König Miene macht, seinen schlimmen Beratern zu entschlüpfen, finden sie ein Mittel, ihn in den öden Gedankenkreis zurückzuzwingen, in den sie ihn erst selbst gebannt haben! Und wie armselig ist ihr ganzes Rüstzeug! In jeder schlechten Schenke wissen sie, wer diese Galicier hierher gebracht hat und wozu sie verschrieben worden sind! Und uns, die wir es ebensowohl wissen, uns schließt eine falsche Ehrfurcht den Mund, und wir schauen blöde dazu drein. Selbst der Eindruck Euers großen Gedichtes soll dazu dienen, den König in seinem Taumel zu erhalten! Sie werden schon eine Handhabe dazu finden. Ich aber wollte, wir säßen in Almocegema, und das Meer rollte zwischen dort und hier!

Der Dichter konnte den Wunsch des Freundes nicht teilen, er wußte wohl, was ihn so plötzlich an Cintra bannte, und hätte doch um nichts in der Welt seine Empfindung dem Grollenden vertrauen mögen. Die Nacht war still

und warm, der Vollmond, der über der großen Bergkette im Westen des Palastes stand, überglänzte die Straße zwischen den Gartenmauern, auf welcher die beiden Männer thalwärts schritten. Die ostwärts liegenden Terrassen und Gärten des Königsschlosses hoben sich wie dunkle Wände gegen das silberhelle Licht ab, Camoëns aber starrte von Zeit zu Zeit schweigend in das Dunkel hinein, die Gänge unter den Riesenakazien, deren berauschender Duft herüberwehte, erschlossen sich vor seinem innern Auge, obschon er sie seit einem Vierteljahrhundert nicht betreten hatte, er sah sie erhellt und belebt, traumhaft flossen die Züge Catarinas, der längst geschiedenen wie der lebenden, ineinander, eine schlanke Mädchengestalt erschien ihm zwischen dem dunkeln Gezweig. Das stumme Hinschreiten neben Barreto, das ihm eben noch wohlthätig gewesen war, erschien ihm jetzt unheimlich. Er versuchte sich äußerlich zu fassen und brach, an Barretos Worte anknüpfend, das Schweigen: Was nun auch kommen möge, Manuel, mit dem heutigen Abend hat für mich und mein Werk ein neues Leben begonnen. Seid darum nicht spröde in Euerm Stolze und laßt Euch meines Herzens wärmsten Dank gefallen!

Ich nehme ihn so gern, als Ihr ihn gebt, sagte Barreto. Wollte Gott, der Abend hätte ungetrübt für uns enden können. Da es nicht so ist, wollen wir uns zu fassen suchen, wie es alten Kriegern ziemt. Je rascher Ihr jetzt die Lusiaden hinaussendet, um so besser wird es sein — sie können noch bei manchem die Besinnung wecken!

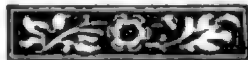
Ihr kommt immer wieder auf das eine, auf Eure Sorge über den afrikanischen Plan des Königs zurück, entgegnete Camoëns leise, gleichsam befangen. Haltet Ihr denn jeden guten Ausgang für unmöglich?

Auf einen siegreichen hoffe ich kaum — auf einen guten gewiß nicht, antwortete Barreto und legte wie beschwichtigend seine Hand auf die Schulter seines Begleiters. Aber lassen wir diese Sorge ruhen, bis wir ihr bei mir daheim ins Antlitz sehen können. Ihr hört heute in Euerm Herzen Lerchengeschmetter, und mein Rabengekrächz will schlecht dazu stimmen. Laßt uns lieber an das Nächste, an morgen denken. In der Frühe schickt Dom Antonio seinen Priester, und am Nachmittag müssen wir hinauf, um dem armen Heidenkinde zu sagen, was wir für sie zu thun vermögen.

Camoëns machte ein Zeichen der Zustimmung, dann sagte er nach längerer Überlegung: Werden wir die einzigen Taufzeugen für Esmah sein, Manuel?

Wißt Ihr noch andre Paten? fragte der Edelmann zurück. Der Comthur und sein getreuer Knappe sind zu alt, um dort hinaufzusteigen, wo Juanitas Ziegen weiden.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Deutsche Schwärmerei. In den letzten Tagen stand in einer kleinen süddeutschen, übrigens gut nationalen Zeitung folgender Aufruf zu lesen: „Als Ausdruck des allgemeinen Bedürfnisses, den Frieden zu bewahren und das Vertrauen auf denselben zu stärken, geht wie bekannt seit einiger Zeit eine Bewegung fast durch sämtliche Kulturstaaten, welche darauf abzielt, freie Vereinigungen zu gründen, die durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung dazu beitragen sollen, daß die unter verschiednen Staaten entstehenden Streitigkeiten wenn irgend möglich

durch internationale schiedsrichterliche Entscheidung beigelegt werden. Zugleich soll auch das gute Einvernehmen zwischen den verschiednen Völkern gefördert und der Gelegenheit zu Mißhelligkeiten vorgebeugt werden. Bereits haben sich zu diesem Zwecke in Amerika, England, Frankreich, Holland, Italien und Rußland Friedensvereine gebildet, und auch in Deutschland, welches man gewohnt ist beim Erstreben hoher idealer Ziele andern Nationen vorangehen zu sehen, sind in letzter Zeit in einzelnen Städten Gesellschaften ähnlicher Art gegründet worden. Das Vertrauen in die für uns alle unantastbare Machtstellung des deutschen Reiches und in die seit Jahren auf Erhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen der Reichsregierung mögen die Erklärung dafür geben, daß in Deutschland die auf Erhaltung des Friedens gerichtete Bewegung bis jetzt keinen lebhaften Wiederhall gefunden hat. Gleichwohl darf Deutschland nicht länger zögern, seine Sympathie mit einer großen zivilisatorischen Idee kundzugeben. Es darf die von den edelsten Männern andrer Nationen zu friedlichem Einvernehmen dargebotene Hand nicht zurückweisen, handelt es sich doch zur Zeit nicht mehr um utopische Ideen von Schwärmern, sondern um Ziele, die praktisch, erreichbar, maßvoll, dem bescheidnen Wirken jedes Einzelnen angemessen erscheinen." An diese schönen Sätze knüpft sich dann die Mitteilung, daß sich in der betreffenden Stadt ein Friedensverein gegründet habe, und es wird zum Beitritt und zur Zahlung von einer (!) Mark Jahresbeitrag aufgefordert. Unterschrieben ist der Aufruf im großen und ganzen von deutschen patriotischen Männern; einzelne deutsch-freisinnige Agitatoren laufen mit zwischen durch.

Als ich den Aufruf las, fiel mir sofort die jüngste Polendebatte im Reichstage ein. Deutsche Schwärmerei hier wie dort! Der Pole sucht alle Mittel und Wege, nicht immer zulässige, um das Deutschtum zu verdrängen. Deutsche Männer, verhetzt durch einzelne Agitatoren und verbissen in Parteileidenschaft, reden zum Frieden und bieten dem Feinde des Deutschtums die Hand. Aehnlich ist es mit den Friedensfreunden. Sie vergessen zunächst ganz, daß Wehrhaftigkeit, Stolz und Ehrgefühl ein Volk zu einem Kriege drängen können, und daß es nichts verderblicheres im Völkerleben giebt, als ein Unterdrücken dieser Eigenschaften. Der Krieg mag für die Völker ein Uebel sein; in den Fällen, in denen er heutzutage geführt wird, ist er fast ausnahmslos auch die Aeußerung hoher Tugenden, des Ehr- und Nationalgefühls, der Tapferkeit und — was nicht vergessen werden mag — des Gerechtigkeitsgefühls. Ein Volk, dem diese Tugenden fehlen, das in der Friedensliebe zu weit geht, wird bald aufhören, ein Volk zu sein, eine Nation zu bilden. Und nun gar wir Deutsche, die wir von lauter feindseligen Nationen umdrängt sind! Kaum haben wir in den Jahren 1870/71 gezeigt, daß wir imstande sind, feindliche Angriffe abzuwehren, daß wir auch das Schwert zu führen vermögen, da kommt deutsche Schwärmerei und sagt uns, wir sollen die uns dargebotene Hand zu friedlichem Einvernehmen nicht zurückweisen. Ist denn eine solche Hand überhaupt ernsthaft dargeboten worden? Ist es denn vergessen worden, daß vor einigen Jahren auf einem sogenannten Friedenskongresse die französischen Mitglieder erklärten, sie bemühten sich auch für den Weltfrieden, aber vorher müsse Elsaß-Lothringen wieder vom deutschen Reiche losgerissen und mit Frankreich vereinigt werden! Als ob dies, da der gesunde und tapfere Sinn unsers Volkes und glücklicherweise nicht die Ansicht der Herren Friedensfreunde maßgebend ist, ohne Krieg abginge! Doch genug. Der Zweck dieser Zeilen war nicht, die Friedensfreunde im einzelnen zu widerlegen. Es sollte nur darauf hingewiesen werden, daß im deutschen Reiche die Gefühlsduselei, die schon so manches Unheil über Deutschland gebracht hat, nach kurzer praktischer Thätigkeit des Volkes wieder auflebt, daß der Deutsche

wieder anfängt, alle möglichen Ideen und sogenannten Ideale zu verfolgen, und daß er auf dem Wege ist, darüber das höchste aller unsrer Ideale, das einige deutsche Reich, zu vergessen.

Eine neue Lessingausgabe. Die Ausgabe, welche Karl Lachmann 1838 bis 1839 von Lessings sämtlichen Schriften veranstaltete, war nicht nur in Anbetracht des herausgegebenen Schriftstellers selbst wichtig, sondern zugleich als erstes maßgebendes Beispiel philologischer Textbehandlung eines neuern deutschen Autors von weittragender Bedeutung. Schon 1853 stellte sich die Notwendigkeit einer zweiten Auflage heraus, welche W. von Maltzahn in wenig zufriedenstellender Weise besorgte. Allein auch diese, 1857 abgeschlossene Ausgabe ist gleich der Lachmannschen Arbeit selbst schon seit langem selbst in antiquarischen Katalogen selten geworden. Die Hempelsche Ausgabe kann nur in einzelnen Teilen befriedigen, die von H. Göring im Cottaschen Verlage herausgegebene ist ungenügend in jeder Hinsicht. Unter diesen Verhältnissen war der Plan der Göschenschen Verlagshandlung, eine neue Auflage der Lachmannschen Arbeit herausgeben zu lassen, freudig zu begrüßen, und wenn die folgenden Bände dieser „neu durchgesehenen und vermehrten Auflage" dem vorliegenden ersten Bande (XXIX u. 411 S.) gleichen, so darf Franz Muncker als Herausgeber Lessings ein würdiger Fortsetzer der Lachmannschen Arbeit genannt werden. Was Lachmann angestrebt hat, aber nur teilweise durchführen konnte, hat uns Muncker für Lessings Gedichte, Fabeln und die zwei Jugendlustspiele, den jungen Gelehrten und die Juden, in vollendeter Weise geleistet: eine nach allen Seiten hin erschöpfende kritische Textausgabe. Lachmanns Arbeit wurde Wort für Wort nachgeprüft, übersehene Drucke und Handschriften zu Rate gezogen, einiges ungedruckte oder außer Acht gelassene zum erstenmale in Lessings Werke mit aufgenommen. Munckers Fleiß und philologische Akribie wird zwar nur der Literarhistoriker nach Gebühr anzuerkennen wissen, die vorzüglich ausgestattete Ausgabe jedoch wird allen Gebildeten willkommen sein, die den ganzen, unentstellten Lessing kennen lernen wollen.



Literatur.

Drei venezianische Novellen von Adolf Stern. Leipzig, Elischer, 1886.

Dies ist der oft hervorgehobene Charakter der modernen Poesie: sie sieht den Menschen nicht wie die Kunst früherer Epochen abstrakt, allgemein, unabhängig von allen äußern Bedingungen, sondern aufs lebhafteste bestimmt von Klima und Landschaft, Beruf und Gesellschaft, Politik und Geschichte. Wie die bildende Kunst die Suche nach dem idealen nackten Körper aufgegeben hat, so die Poesie die Suche nach dem sogenannten Rein-Menschlichen. Denn sie weiß jetzt, daß es so wenig existirt, als je in der Natur ein Krystall genau so erscheint, wie die Krystallographie es lehrt, sondern immer vermengt und durchwachsen von andern Elementen und krystallinischen Formen. Das vielgesuchte Rein-Menschliche ist eine Abstraktion, die noch viel geringere objektive Giltigkeit hat als die ideale Krystallform; denn jeder historische Zustand verleiht ihm eine andre Färbung, und wir kennen so viel Menschenformen, als es verschiedne Kulturepochen giebt; wir kennen nur von Natur und Geschichte bestimmte Menschen, aber keine Ideale. Dies ist der Standpunkt der

modernen Poesie, auf welchem sie zu dem früher schon beherrschten Reiche der Natur sich ein zweites, das der Geschichte, erobert hat, um mit desto reicherem Reize ihre Phantasiegestalten zu schmücken. Vor zwei Jahren erschien ein (leider zu wenig gewürdigtes) Bändchen von Novellen, welches mit wahrhafter Poesie, feiner Bildung und heiterer Grazie rein menschliche Motive behandelte; aber zugleich hatte der Dichter den glücklichen Griff gethan, diese Motive in eine mit ihnen höchst harmonirende historische Atmosphäre zu stellen. Es waren dies die unter dem Titel „Im Lande der Phäaken“ erschienenen Novellen von Hans Hoffmann. An dieses Buch erinnert der neue Novellenband Adolf Sterns, nur daß hier (besonders in den ersten zwei Stücken: „Dürer in Venedig“ und „Die Schuldgenossen“) das spezifisch historische Element stärker betont ist als in den phäakischen Geschichten. Denn auch hier führen uns die drei Novellen in verschiedne Epochen Venedigs — eines Fleckes Erde, mit dem nur die ewige Stadt an Macht der historischen Stimmung sich vergleichen kann —, und auch hier ist mit großem Feingefühle und echt künstlerischem Sinne für Harmonie jede Handlung innerlich mit dem historischen Kolorit verknüpft. Im „Dürer in Venedig“ wird ein heiteres Abenteuer des großen deutschen Malers in der Dogenstadt erzählt, wo gerade damals die Malerkunst in hoher Blüte stand; das zurückhaltende, männlich klare Wesen des Deutschen ist glücklich mit italienischer Leidenschaftlichkeit kontrastirt; die ganze Lebensfreude und Zuversicht der aufstrebenden Renaissance giebt die Grundstimmung dazu ab. Diesem sonnigen Bilde folgt in den „Schuldgenossen“ ein düsteres, aber tief ergreifendes Nachtstück; die grausame Herrschaft der aristokratischen Republik, welche im „Dürer“ nur von fern angedeutet wird, ist hier das tragische Motiv selbst. Ein Jahrhundert nach Dürer, 1630, wütet in Venedig die Pest. Im Angesichte des Todes erinnert sich einer der Henkersknechte, Daniello, des Rates der Zehn an ein furchtbares Abenteuer in seinem schrecklichen Berufe. Sie waren einmal mit dem jungen Adelichen Cornaro ins Meer hinausgefahren, ihn dort in den Wassertod zu stürzen; da, im letzten Augenblicke, umklammert der Unglückliche die Kniee der Henker, seine Unschuld beteuernd, ums Leben flehend — vergebens! Dies drückt nun Daniellos Gewissen derart, daß er an Cornaros Kinde gut thun will, was er am Vater verbrochen hat; darin ist er von demselben Drange getrieben wie jener schreckliche Senator, der bei der furchtbaren Exekution damals zugegen war und kein Erbarmen bewiesen hatte; dies verbindet schließlich die so verschiednen „Schuldgenossen.“ Es gelingt ihnen, das Töchterchen Cornaros aus der verpesteten Stadt zu retten; die Schuldgenossen treten beide in ein Kloster. Die dritte Novelle „Der neue Merlin“ ist den Lesern dieser Blätter bekannt, sie ist stilistisch die vollendetste; mit Meisterschaft wird das alte Märchen vom unbesiegbaren Zauberer Merlin, den die Liebe besiegt, indem sie ihn ohnmächtig an einen Fleck festbannt, episodisch vorgetragen; die Stimmung des Venedig unsrer Tage ist hier ganz vortrefflich wiedergegeben. Die Handlung selbst ließe sich bekritteln, doch würde uns dies hier zu weit führen. Stern ist ein Erzähler, dem im ganzen mehr Bildung als Naturell eigen scheint; aber man hat immer das Gefühl, mit einem vornehmen Erzähler von wahrhaft künstlerischen Intentionen zu verkehren, was man nur von wenigen modernen Novellisten sagen kann.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Verlängerung der Giltigkeitsdauer des Sozialisten=gesetzes.

m 30. September dieses Jahres läuft nach dem Gesetze vom 24. Mai 1884 der Termin ab, bis zu welchem die Giltigkeit des Gesetzes vom 21. Oktober 1878 gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie verlängert war. Die preußische Regierung hat abermals beim Bundesrate den Antrag eingebracht, diese Dauer bis zum 30. September 1891 zu verlängern, und der Bundesrat ist ihm in der letzten Zeit beigetreten. Der Antrag des Bundesrates ist bereits dem Reichstage zugegangen, und dieser wird demnächst Stellung dazu zu nehmen haben. In der Begründung des Gesetzentwurfes ist gesagt, daß es weder den Gegnern des Gesetzes gelungen sei, in der überwiegenden Mehrheit der Nation den Glauben an die ersprießliche Wirkung des Gesetzes zu erschüttern, noch daß sich behaupten lasse, diese Wirkung mache sich bereits in dem Maße fühlbar, um definitiv auf das Gesetz verzichten zu können. Die erhebliche Vermehrung der Reichstagsabgeordneten, welche der sozialdemokratischen Fraktion angehören, sowie die Ermordung des Polizeirats Rumpff erscheinen der Begründung als Momente, welche für den Fortbestand des Gesetzes sprechen. Man wird — heißt es weiter — nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß, was die sozialdemokratische Bewegung an Breite gewonnen, sie an Intensität und revolutionärer Energie wenigstens zum Teil eingebüßt habe. Die sozialdemokratischen Wähler verlangen von ihren Vertretern heute eine ernsthafte Beteiligung an den Aufgaben der legislativen Gewalten, namentlich derjenigen, die zur gesetzgeberischen Lösung der sozialpolitischen Probleme führen. Man muß an der Hoffnung festhalten, daß vor dem Ernste dieser Aufgaben die revolutionären

Tendenzen auch bei der Parteileitung in den Hintergrund treten, oder, wenn dies nicht geschieht, daß die ihren Führern blindlings folgenden Massen zu der Einsicht gelangen, daß auf dem Wege einer gewaltsamen Änderung der bestehenden Staats- und Gesellschaftseinrichtungen kein Heil zu erwarten ist. Dieser Zeitpunkt erscheint aber den verbündeten Regierungen noch nicht gekommen, und sie wollen daher eine Verantwortung dafür nicht übernehmen, jetzt durch Verzicht auf die Fortdauer des Gesetzes den Agitationen der Umsturzpartei wieder die Wege frei zu machen.

Es ist nötig, gegenüber den in den Oppositionsblättern bereits wieder in allen Tonarten vorgetragenen Klagen über Unterdrückung der freien Meinungsäußerung und Verdächtigungen der Tendenz des Gesetzentwurfes darauf hinzuweisen, daß das ganze Sozialistengesetz überhaupt nur gegen diejenigen gemeingefährlichen Bestrebungen gerichtet ist, welche den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezwecken. Keine Handlung, keine Äußerung, kein Bestreben wird durch dasselbe getroffen, wenn sie auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung eine Änderung der bestehenden Einrichtungen bezwecken, und daß gerade die Regierung es ist, welche auf dem Boden der bestehenden Staatsordnung fußenden berechtigten Ansprüchen der Arbeiter das vollste Verständnis entgegenbringt, hat sie durch die ihrer Initiative zu verdankenden sozialreformatorischen Vorschläge deutlich gezeigt. Wer also nicht die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung mit Gewalt, d. h. durch Mord, Brand und ähnliche Mittel, umstürzen will, der kann auch unter dem Sozialistengesetze reden, schreiben, thun, was er will, ohne unter seine Strafbestimmungen zu fallen.

Was bringt nun die Opposition gegen die Verlängerung der Giltigkeit eines Gesetzes vor, dessen dauernder Bestand angesichts der oben hervorgehobenen Grundtendenz sich eigentlich von selbst verstehen sollte? Seit Jahr und Tag hat sich, wie sie sagt, nicht nur in dem europäischen Proletariat überhaupt, sondern insbesondre auch in dem deutschen Arbeiterstande eine mächtige Regung geltend gemacht, die ganze Kraft zunächst auf die Gewerkschaftsbewegung und die Fabrikgesetzgebung zu richten. Diese Regung würde nach ihrer Behauptung durch die Aufhebung des Sozialistengesetzes einen gewaltigen und voraussichtlich unwiderstehlichen Aufschwung gewinnen. Bleibe aber die Ausnahmemaßregel bestehen, dann sei die Umsturzpartei wieder oben auf; denn die politische und soziale Freiheit wollten die Arbeiter alle, und solange ihnen dieselbe versagt sei, blieben dieselben revolutionär. Solange es eine Weltgeschichte gebe, sei noch niemals der Fall vorgekommen, daß eine unter ein Ausnahmegesetz gestellte Klasse der Bevölkerung, sei es welche es wolle, gegen den das Ausnahmegesetz verhängenden Staat anders als revolutionär gesinnt gewesen wäre. Nach der Behauptung der Opposition soll die Fortdauer der Geltung des Sozialistengesetzes für die Regierung nur dazu nötig sein, um ihre Politik der

Lebensmittelsteuern und Monopole weiter treiben zu können, denn um diese mit Erfolg durchzuführen, bedürfe sie der politischen Knebelung der breiten Massen des Volkes. „Fort mit dem Ausnahmegesetz, Rückkehr zum gemeinen Recht!"

Wenn nun, wie der Fortschritt sagt, seit Jahr und Tag unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes in Deutschland die Arbeiterbevölkerung ihre ganze Kraft auf die Gewerkschaftsbewegung und Fabrikgesetzgebung gerichtet hat, so ist sie an diesem erlaubten Unternehmen durch das Sozialistengesetz eben nicht gehindert worden, und es ist nicht abzusehen, wie die Aufhebung dieses, wie wir hören, für solche Bestrebungen ganz irrelevanten Gesetzes den vorausgesagten „unwiderstehlichen Aufschwung" herbeiführen sollte und wie bei seinem Fortbestande die bisher zurückgedrängte Umsturzpartei „wieder oben auf" kommen sollte; warum nicht vielmehr im Gegenteil aus der Thatsache, daß die Bewegung diese Richtung eingeschlagen hat, mit Recht gefolgert werden dürfe, daß das Bestehen des Sozialistengesetzes die Bewegung vom verbrecherischen Wege ab und, soweit möglich, auf den erlaubten gelenkt habe. Ebenso steht es aber mit der Behauptung, eine unter ein Ausnahmegesetz gestellte Bevölkerungsklasse sei stets revolutionär gesinnt. Nicht eine Bevölkerungsklasse, die Arbeiterklasse, ist durch das Sozialistengesetz unter Ausnahmebestimmungen gestellt, sondern nur derjenige Teil derselben, welcher den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bezweckt, d. h. diejenigen Individuen, mögen sie der Arbeiterklasse oder einer sonstigen Gesellschaftsklasse angehören, welche durch Mord und Brand eine Änderung der bestehenden Zustände herbeiführen wollen.

Alle solche Einwendungen sind also faule Fische gerade wie der „politische Knebel," welcher der Regierung angeblich dazu dienen soll, ihre Politik der Lebensmittelsteuern und Monopole durchzuführen. Wo steckt denn der politische Knebel? Können die Herren nicht schreiben und reden, was sie wollen, solange sie nicht geradezu zum frischen, fröhlichen Mord auffordern? Besteht nicht das freie Vereinigungsrecht, solange es nicht zu Umsturzbestrebungen mißbraucht wird? Sind nicht auch unter dem Sozialistengesetze die Versammlungen zum Zwecke einer ausgeschriebenen Wahl zum Reichstage oder zur Landesvertretung von der polizeilichen Genehmigung selbst bei verhängtem kleinem Belagerungszustande befreit? Können die Mitglieder des Reichstages und der Landesvertretungen nicht ungestraft die Gegner in jeder ihnen zusagenden Weise beleidigen und verleumden?

Aber sehen wir uns weiter die Schlagworte vom Ausnahmegesetz und von der Rückkehr zum gemeinen Recht an. Ein Gesetz ist ein Erzeugnis des nationalen Rechtsbewußtseins eines Volkes. Es wird hervorgerufen durch das Bedürfnis desselben, eine bestimmte Frage allgemein giltig zu regeln und durch die gemeinsame Überzeugung von der Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der hierzu vorgeschlagenen Mittel. Treten im Leben eines Volkes Ausnahme-

zustände ein, so ergiebt sich das Bedürfnis, diese Zustände durch Bestimmungen zu regeln, welche diesen ungewöhnlichen Zuständen angemessen sind. So wird also z. B., wenn in einem Gemeinwesen eine Anzahl von Personen zu der Ansicht gelangt, es sei ihren Interessen am zweckdienlichsten, ihren Nebenmenschen den Hals abzuschneiden, die gemeinsame Überzeugung der letztern nach den bisherigen Erfahrungen über die menschliche Natur alsbald dahin gehen, sich dies nicht gefallen zu lassen, und sie werden demgemäß, solange sie noch die Macht dazu haben, wenn sie nicht schon ein Gesetz gegen das Halsabschneiden besitzen, alsbald ein solches für diesen Ausnahmefall schaffen, um mittels dieses Ausnahmegesetzes die andern an der Ausführung ihres Vorhabens zu verhindern. Dauern diese Zustände fort, so dauert auch das Bedürfnis nach dem Fortbestande dieser besondern Maßregeln fort, und solange die abnormen Zustände nicht aufhören, hört eben auch das Bedürfnis nach den zu ihrer Unterdrückung notwendigen Maßregeln nicht auf. Das Sozialistengesetz ist gemeines Recht gegen alle diejenigen Personen, welche sich der fraglichen Umsturzbestrebungen schuldig machen, wie der § 211 des Strafgesetzbuches gemeines Recht gegen alle Mörder ist. Was der Fortschritt mit der Rückkehr zum gemeinen Recht im vorliegenden Falle begehrt, ist die Unterstellung der sozialistischen Umsturzbestrebungen unter die übrigen reichsstrafgesetzlichen Bestimmungen, und daß diese gegen die genannten Bestrebungen sich unzulänglich erwiesen haben, geht aus der ersten Einbringung und Annahme des Sozialistengesetzes hervor. Daß diese Bestimmungen auch jetzt noch nicht für genügend anzusehen sind, das legen die Motive zu dem eingebrachten Verlängerungsantrage dar.

Welche dringenden Gründe für Aufhebung des Sozialistengesetzes vorliegen, beweisen die neuesten Vorgänge in zwei Ländern, welche sich der ungestörten Entfaltung anarchistischer Agitation erfreuen: die Ermordung des Minendirektors Watrin in Decazeville und die Plünderung der westlichen Stadtteile von London. In beiden Fällen steht außer allem Zweifel, daß die Verbrechen einen sozialistisch-anarchistischen Charakter tragen. In einer Anarchistenversammlung vom 7. Februar im Théâtre du château d'eau zu Paris unter dem Vorsitze des Deputirten Basly sprach sich Louise Michel unter lebhaftem Beifall der Teilnehmer mit großer Anerkennung über die „Gerichtsvollzieher" der „Hinrichtung" des Minendirektors Watrin aus, und auf Antrag des Redakteurs Guesde wurde einstimmig beschlossen, daß die Watrinsche Angelegenheit eine That der Gerechtigkeit sei, welche alle rechtschaffenen Leute billigten. Den Plünderungen in London ging unmittelbar voran ein Meeting der beschäftigungslosen Arbeiter auf Trafalgar Square, welches von den sozialistischen Agitatoren Hyndman und Burns geleitet und von einer großen Zahl von Sozialisten mit einer roten Fahne besucht wurde. In den von den Agitatoren gehaltenen Reden wurde empfohlen, Parlamentsmitglieder aufzuknüpfen und eine soziale Revolution hervorzurufen. Burns forderte die Arbeiter auf, der sozialen Verbindung zu folgen, welche ihnen das Zeichen

zum Angriff und zur Plünderung des Westend gebe, eine Aufforderung, die dann auch unverweilt und ausgiebig befolgt wurde.

Daß die sozialistische Partei eine Revolutionspartei ist, welche sich nur in zwei Richtungen, die ungeschminkten Anarchisten und die sogenannten Gemäßigten, teilt, im übrigen aber mit allen Mitteln auf die gewaltsame Änderung der bestehenden Zustände, sei es auf dem Wege des „Umsturzes," sei es auf dem der „Untergrabung," hinarbeitet, hat sie selbst schon so oft geäußert, daß es einer erneuten Erinnerung an diese Thatsache nicht bedürfen sollte. Zur Auffrischung des Gedächtnisses wollen wir nur auf zwei Stellen in den offiziellen Organen der Partei hinweisen, auf einen Artikel des „Sozialdemokraten" vom 20. Februar 1880, des Organs der Gemäßigten, und auf einen solchen in der „Freiheit" vom 14. August 1880, dem Organ der Anarchisten. In dem ersten heißt es: „Die sozialdemokratische Partei hat es stets betont, daß sie eine revolutionäre Partei sei, in dem Sinne, daß sie die Unmöglichkeit erkennt, die soziale Frage auf dem Boden der bestehenden Gesellschaft zu lösen, und daß sie daher nur durch eine gesellschaftliche Umwälzung zum Ziel gelangen könne... Heute wissen wir, daß nur durch einen gewaltsamen Umsturz der sozialistische Volksstaat erreicht werden kann und daß es unsre Pflicht ist, diese Erkenntnis in immer weitern Kreisen der Bevölkerung zu verbreiten." In dem zweiten ist zu lesen: „Es giebt nur ein Ziel, es giebt nur einen Weg, welchen wir einzuschlagen haben, das ist der gewaltsame Umsturz der heutigen Gesellschaft."

Wem angesichts solcher unverhüllten Bekenntnisse und dementsprechenden Thaten die Erkenntnis über die Ziele der Partei nicht zu erwecken ist, den werden wohl nur eigne Erfahrungen belehren können; von denjenigen aber, die sich der Gefahr bewußt sind, welche eine ungehinderte Verbreitung solcher Ideen für Staat und Gesellschaft zur Folge hat, zu verlangen, sie sollen die Waffe der Notwehr gegen ihren Todfeind aus der Hand legen — das kann nur einem Verbrecher oder einem deutschen Ideologen einfallen.



Rentengüter.



Die im allgemeinen segensreiche Ablösungsgesetzgebung, welche der Hauptsache nach um die Mitte unsers Jahrhunderts zu stande gekommen ist, hat in Preußen und den meisten andern deutschen Staaten auch Rechtsverhältnisse beseitigt, welche noch für die Gegenwart Berechtigung und Wichtigkeit haben, so die Erbpacht und das Erbzinsverhältnis. Nicht eine Aufhebung, sondern eine Reform dieser Verhältnisse wäre geboten gewesen. Diese Erkenntnis ist leider zu spät

gekommen. In den letzten Jahren hat man sich vielfach mit der Erneuerung der aufgehobenen Rechtsverhältnisse beschäftigt, und der preußische Minister für Landwirtschaft hat, einer Anregung der Zentralmoorkommission und des Landesökonomiekollegiums folgend, dem letztern im November vorigen Jahres eine Denkschrift über Rentengüter zugehen lassen, welche die Frage behandelt, ob und inwieweit eine Wiederherstellung erbpachtähnlicher Verhältnisse möglich sei und Erfolge verspreche. Liegt auch keineswegs ein ausgearbeiteter Gesetzentwurf vor, so ist doch das Gerippe der neu zu schaffenden Einrichtung deutlich erkennbar. Von Wichtigkeit und mit Freuden zu begrüßen ist, daß die Regierung nicht daran denkt, unbewegliche, verwickelte Rechtsformen, wie es die alten Erbpachtverhältnisse vielfach waren, wieder ins Leben zu rufen, sondern nur eine Erweiterung der Vertragsfreiheit zu schaffen, welche durch die Aufhebung der Erbpacht, insbesondre durch das Verbot unablösbarer Renten in unzweckmäßiger Weise beschränkt worden war. Wesentlich ist für das neue Rentengut nur die Zahlung einer festen Jahresgeldrente, welche auch nach festen Abgaben in Körnern berechnet werden kann, bei eigentümlichem Erwerb einer Besitzung. Das Institut kennzeichnet sich ferner dadurch, daß es den Beteiligten gestattet sein soll, innerhalb der vom Gesetz gezogenen Schranken durch freie Vereinbarung dem jeweiligen Besitzer gewisse Einschränkungen in der Verfügung über das Gut aufzuerlegen, und daß durch den Vertrag die Unablösbarkeit sowohl der Geldrente, als auch der dem rentenpflichtigen Eigentümer auferlegten Verfügungsbeschränkungen festgesetzt werden kann. Das Rentengut soll, wie wir gleich sehen werden, verschiednen volkswirtschaftlichen und sozialen, vielleicht auch politischen Zwecken dienen, und wird, wie das in einem großen Staate nicht anders sein kann, unter erheblich von einander abweichenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen errichtet werden; daher muß notwendig die Gestaltung desselben im einzelnen Falle den besondern Verhältnissen und Zwecken angepaßt werden können.

Die Verhandlungen des Landesökonomiekollegiums beschäftigten sich sowohl mit dem Inhalte, welcher dem Institut der Rentengüter bei seiner Einführung zu geben sein würde, um es lebensfähig und den gegenwärtigen Rechtsanschauungen entsprechend zu gestalten, wie mit der Frage nach dem Nutzen, welchen man sich aus dem so gestalteten Rechtsverhältnisse für die Staats- und Volkswirtschaft in Preußen versprechen könne. Sie wurden mit Ausnahme weniger Fälle in hervorragend sachlicher und sachverständiger Weise geführt, und wenn sie auch demjenigen, welcher die Entwicklung dieser Frage im letzten Jahrzehnt verfolgt hat, wenig neues bieten konnten, so ergaben sie doch die bemerkenswerte Thatsache, daß die Stimmung der sachverständigen Kreise heute weit mehr als früher mit großer Entschiedenheit dem Rentengut, beziehentlich einer reformirten Erbpacht geneigt ist. Daß sich das Kollegium in der Beantwortung der ihm gestellten Fragen vorsichtig verhielt und sich nicht für einen

durch das Gesetz zu erringenden glänzenden Erfolg verbürgte, kann niemand Wunder nehmen, da es nicht nur auf den Erlaß, sondern auch auf die Ausführung eines Gesetzes ankommt, und das Prophezeien überhaupt ein mißliches Ding ist. Es genügt, daß das Kollegium sich „entschieden für einen Versuch" erklärt hat.

Die Einrichtung des Rentengutes soll die innere Kolonisation, d. h. die Urbarmachung wüster oder ungenügend ausgenutzter Landstriche, und die Germanisirung der noch wenig kultivirten Grenzbezirke fördern, den Stand der bäuerlichen Grundbesitzer, eine der Grundlagen des preußischen Staates, stärken und erhalten und endlich die Ansiedlung und den Eigentumserwerb landwirtschaftlicher Arbeiter erleichtern. Mit dem Rentengute würde ein unentbehrliches Mittelglied zwischen dem Erwerb durch Kapitalzahlung und der Zeitpacht geschaffen werden. Der Erwerber eines Rentengutes erhält freies Eigentum an diesem Gute nicht gegen Zahlung eines dem Werte des Grund und Bodens entsprechenden Kapitals, sondern gegen eine jährlich zu zahlende entsprechende Rente, welche, wenn nichts andres ausgemacht ist, beiderseitig unkündbar ist, während nach den gegenwärtigen Gesetzen die Kündbarkeit nur für dreißig Jahre ausgeschlossen werden darf. Er braucht daher Kapital nur zur Beschaffung von Inventar und Wohnung. Den Preis für das Gut zahlt er durch die jährliche Rente mit Hilfe dessen, was er vom Gute erntet, der Anfang wird ihm also sehr erleichtert.

Beim Erwerb durch Kauf findet regelmäßig eine bedeutende Anzahlung statt, und dem Käufer bleibt die stete Sorge und Gefahr einer ungelegnen, vielleicht noch mit einer Steigerung des Zinsfußes, welche den Kapitalwert seines Gutes und damit die Beleihungsfähigkeit verringert und die Beschaffung neuer Darlehen erschwert, zusammentreffenden Kündigung der zur Deckung des Restes des Kaufschillings aufgenommenen Hypothekenschulden. Der Kreis derer, welche ein Bauerngut oder kleinere Besitzungen — größere Güter beschäftigen uns hier nicht — eigentümlich erwerben können, wächst also durch Einführung der Rentengüter erheblich. Von besondrer Wichtigkeit ist der Erwerb gegen Rente bei der Besiedlung noch nicht urbarer Moor- und Haideflächen. Darüber sagte Herr von Hammerstein in der Sitzung des Landesökonomiekollegiums etwa folgendes: „Der Kolonist besitzt regelmäßig nur wenig Kapital, genügend um dürftige Wohnung und dürftiges Inventar zu beschaffen. Sein Kapital ist hauptsächlich seine Arbeitskraft. Muß er ein Kapital zu wechselndem Zinsfuß und mit Gefahr der Kündigung leihen, so ist seine Existenz von vornherein unterbunden. Man wird auch keine Käufer finden können, da diese wegen mangelnder Sicherheit kein Leihkapital beschaffen können. Der Kolonist ist dagegen wohl imstande, eine nach dem Ertrage bemessene jährliche Rente abzugeben. Will man also Kolonisation, so darf man sie nicht dadurch hindern, daß man den Erwerb des Arbeitsfeldes von Kapitalzahlung abhängig macht." Auf dem

Gebiete der Kolonisation hat sich daher auch in frühern Zeiten vor allem die Erbpacht bewährt. Befördert aber so das Rechtsverhältnis des Rentengutes die Entstehung neuer Grundeigentümer, so trägt es anderseits auch zur Erhaltung leistungsfähiger Höfe bei, zunächst schon dadurch, daß der Erwerber wegen der auf längere Zeit oder für immer unkündbaren Rente sichern Boden unter den Füßen hat. Da ferner die Veräußerung von Teilen des Rentengutes oder die Zerteilung desselben von der Zustimmung des Rentenberechtigten vertragsmäßig abhängig gemacht und endlich in den Landesteilen, in welchen ein dem Gesetze für die Provinz Hannover vom 2. Juni 1874 entsprechendes „Höferecht“ besteht oder eingeführt werden wird, die Eintragung des Rentengutes in die Höferolle*) unter Ausschluß der Löschungsbefugnis durch Vertrag ausbedungen werden kann, so sind für die Erhaltung der als Rentengüter neu geschaffenen Bauerhöfe weitere Garantien gegeben.

Gegen die Wiedereinführung ohne Zustimmung beider Kontrahenten für längere Jahre oder für immer unablösbarer Renten sind wirklich stichhaltige Gründe nicht vorzubringen. Die immer wiederkehrenden Phrasen, daß die „ewig unabänderliche (?) Gebundenheit ein dem Erbpächter oder Rentenbauern unerträglicher Zustand werden müsse,“ daß „sein Realkredit geschädigt werde,“ sind unverständige theoretische Erfindungen solcher, welche ihre Weisheit aus lange veralteten Lehrbüchern saugen. Im Gegenteil ist das Verbot einseitig unablösbarer Renten eine gänzlich unbegründete und schädliche Begrenzung der Vertragsfreiheit. Den mecklenburgischen Domanialerbpächtern wurde 1875 die Ablösung des Kanons mit dem fünfundzwanzigfachen Betrage desselben gestattet, aber bis 1882 ist von dieser Befugnis nicht ein einzigesmal Gebrauch gemacht worden, ob später, weiß ich nicht. Auch in den alten ostfriesischen Veenkolonien ist bis jetzt nirgend abgelöst worden, obgleich hier schon der zwanzigfache Betrag der Rente genügte; dagegen haben in den dortigen Moor- und Einzelkolonien Ablösungen stattgefunden, deren traurige Folge in vielen Fällen Zersplitterung der Güter und vor allem Bedrängnis der Bauern durch kündbare Hypothekenschulden gewesen ist. Daß in dem übrigen Deutschland vielfach Renten abgelöst wurden, wo nur der achtzehnfache Jahresbetrag verlangt wurde, während der Zinsfuß für Hypotheken etwa vier Prozent betrug, ist wohl natürlich, und doch ist die Ablösung trotz der Unterstützung der Landesrentenbanken viel langsamer vor sich gegangen, als man erwartet hatte, auch in Süddeutschland, z. B. in Baiern. Der unkündbare Kanon ist für den Landwirt, der aus seinem Boden nur eine Rente zieht und keine Kapitalien aus ihm stampfen kann,

*) Die Eintragung in die Höferolle hindert den Eigentümer nicht in der freien Verfügung über den Hof bei Lebzeiten oder durch letztwillige Verfügung. Im Falle der Vererbung ohne Testament gewährt sie jedoch ein Anerbenrecht, kraft dessen der Hof unter gewissen Begünstigungen auf den Anerben übergeht, welche ihm die Erhaltung desselben in der Familie erleichtern. Die Löschung der Eintragung steht dem Eigentümer stets zu.

wenn sein Hypothekengläubiger ihm, vielleicht gar nach einigen Mißernten oder bei gestiegenem Zinsfuße, kündigt, eine Wohlthat. Öffentliche Interessen werden durch die Begründung unablösbarer Renten durchaus nicht gefährdet; liegt einem Rentenbauern im einzelnen Falle viel an der Ablösung, so wird er sie durch freie Übereinkunft mit dem Rentenberechtigten stets erlangen können. Gegen die öffentlich-rechtliche Einschränkung, daß durch Vertrag ein höherer Ablösungsbetrag als der fünfundzwanzigfache Betrag der Rente niemals festgestellt werden darf, erhebt die preußische Denkschrift mit Recht den Einwurf, „daß sie zu sehr und ohne Not das Ermessen der Beteiligten beenge." Denn diese Bestimmung könnte, wenn der Rentenberechtigte gegen Zahlung dieses Betrages die Ablösung einer einseitig unkündbaren Rente nicht gestatten wollte, dem Verpflichteten die Ablösung, welche er, was vorkommen könnte, gern teurer bezahlte, unmöglich machen.

Die vertragsmäßig auszuschließende Veräußerung eines Teiles des Rentengutes oder Zerteilung desselben ohne Zustimmung des Rentenberechtigten ist unentbehrlich. In dieser Bestimmung liegt, wie die Denkschrift sagt, vornehmlich „die politische Bedeutung des Rechtsinstituts, welche vielleicht auch über seine Lebensfähigkeit entscheidet." Hervorgehoben sei, daß man nur an eine vertragsmäßige Abmachung denkt, welche von den Beteiligten jederzeit vertragsmäßig zu ändern ist, und nicht alle Rentengüter durch öffentlich-rechtliche Vorschrift unteilbar machen will, wenn auch das Hauptmotiv dieser Beschränkung gemeinwirtschaftlichen Rücksichten entspringt. Zunächst liegt die letztere allerdings im Interesse des Rentenberechtigten, welchem es nicht gleichgiltig sein kann, ob er mit einem sichern Schuldner oder mit mehreren vielleicht weniger leistungsfähigen zu thun hat. Ferner würde aber ohne diese Beschränkung „der ausgesprochene und durchaus berechtigte Zweck, welcher bei dem Institute der Rentengüter verfolgt wird: die Stärkung des Bauernstandes, die dauernde Erhaltung eines leistungsfähigen mittleren Grundbesitzes, die Beförderung der innern Kolonisation, kaum erreicht werden." Denn, wenn sie auch geeignet sein mögen, die Errichtung leistungsfähiger Stellen zu erleichtern, so geben sie doch keine Sicherheit für ihre dauernde Erhaltung. Daß anderseits die Gebundenheit des Grundbesitzes auch wirtschaftliche Nachteile hat, ist unbestreitbar, wenn man auch heute mehr als in frühern Jahren die Schattenseiten der unbeschränkten Teilbarkeit erkannt hat. Es ist jedoch zu bedenken, daß ein sehr großer Teil unsers Grundbesitzes gegenwärtig durch Hypothekarverschuldung thatsächlich schon ebenso gebunden ist, daß ferner nach gütlicher Übereinkunft mit dem Rentenberechtigten wirtschaftlich notwendige und vorteilhafte Teilungen stets vorgenommen werden können. Da diese freie Übereinkunft zuweilen — unsers Erachtens freilich nur in seltenen Fällen — unerreichbar sein kann, so hat die Regierung in der Denkschrift für Sicherungen gesorgt. „Ist die Veräußerung oder die Zerteilung im wirtschaftlichen Interesse notwendig, so kann die versagte

Zustimmung durch die Auseinandersetzungsbehörde*) richterlich ergänzt werden. Dabei soll der Vorteil des Rentenpflichtigen allein nicht ausschlaggebend sein. Wird die Zustimmung richterlich ergänzt, so kann der Rentenberechtigte, wenn im Vertrage nicht etwas andres bestimmt ist, die Ablösung der ganzen Rente zum fünfundzwanzigfachen Betrage verlangen.“ Dieses letztere Recht des Rentenberechtigten, dessen Rente durch die Teilung vielleicht garnicht gefährdet wird, erscheint nicht ganz begründet. Man könnte hier der Entscheidung der Auseinandersetzungsbehörde wohl weiteren Spielraum gewähren, ohne das Vermögensrecht des Rentenberechtigten zu schädigen.

Entschieden zurückzuweisen ist der auch im Landesökonomiekollegium wieder erhobene Einwand, daß, wenn man die Teilbarkeit der Rentengüter beschränke, man folgerichtig im öffentlichen Interesse diese Beschränkung allen Gütern oder wenigstens Bauergütern auferlegen müsse, und daß eine solche Maßregel zu unhaltbaren Zuständen führen würde. Man vergißt aber dabei, daß die Beschränkung der Teilbarkeit nicht nur im privaten Interesse des Rentenberechtigten unentbehrlich ist, sondern auch nur durch Vertrag, nicht durch öffentlich-rechtlichen Zwang festgesetzt wird, man vergißt, daß die Rentengüter ausgesprochenermaßen zu dem Zwecke gegründet werden sollen, den Stand mittlerer Grundbesitzer zu stärken und zu erhalten.

Der Parzellirungsgefahr steht für den Bestand der Rentengüter noch eine andre gleich große Gefahr gegenüber: die Auflösung ihrer selbständigen Bewirtschaftung und das Aufgehen derselben in größern Besitzungen. Die Denkschrift bemerkt: Da diese Gefahr nicht das Privatinteresse des Rentenberechtigten, sondern nur das öffentliche Interesse bedrohe, da ferner die zur Abwehr etwa geeigneten Maßregeln ohne erhebliche wirtschaftliche Nachteile schwer zu treffen seien, da endlich vertragsmäßige Beschränkungen, welche die selbständige Bewirtschaftung eines Rentengutes oder die Einverleibung in den Verband andrer Güter ausschließen, durch die gegenwärtige Gesetzgebung nicht ausgeschlossen seien, so habe die Regierung vorgezogen, darüber keine Vorschriften zu geben. Es erscheint fraglich, ob diese Zurückhaltung der großen Gefahr gegenüber angebracht ist. Empfehlenswert wäre, daß in der zu erwartenden Gesetzesvorlage eine dagegen gerichtete Normativbestimmung, ähnlich der die Teilbarkeit beschränkenden, für die Rentengüterkontrakte eingeschaltet würde. Namentlich wäre auch hier in streitigen Fällen auf die Auseinandersetzungsbehörde zu verweisen. Wenigstens muß dafür gesorgt werden, daß Unklarheit über die Berechtigung, derartige Bestimmungen in die Rentengüterkontrakte aufzunehmen, beseitigt wird.

Man wird mit der Annahme nicht fehlgehen, daß Regierung und Volksvertretung über die eben behandelten Bestimmungen, über den Inhalt des neuen

*) Nämlich die preußischen Generalkommissionen. Von andrer Seite sind die Kreisausschüsse für dieses Amt empfohlen worden, da sie mehr mit den lokalen Verhältnissen vertraut seien.

Rechtsverhältnisses bald ins Reine kommen werden, wenn es gelingt darzuthun, daß das neue oder vielmehr reformirte Institut in Preußen notwendig sei und sich einbürgern werde. Will man sich darüber klar werden, so muß man die verschiednen Arten der Rentengüter, oder richtiger gesagt, die verschiednen Zwecke auseinanderhalten, denen das Rentengut dienen soll.

Einen Zweck, welcher durch Herstellung von Rentengütern neben der Stärkung des Bauernstandes und der innern Kolonisation erreicht werden kann, läßt die Denkschrift merkwürdigerweise außer Acht: nämlich die Vermehrung und Hebung der seßhaften Arbeiterbevölkerung. Vermutlich ist das geschehen, weil einmal der Staat praktisch hierfür kaum viel thun kann und wird, sodann weil die Erreichung dieses Zweckes am wenigsten sicher, am meisten bestritten ist. Da diese Seite der Frage jedoch im Landesökonomiekollegium wie an andern Stellen lebhaft erörtert ist, so darf sie nicht übergangen werden. Der Haupteinwand, welcher gegen die Ansiedlung von Arbeitern durch Überlassung von Rentengütern gemacht wird, ist der, daß sie dadurch an die Scholle gebunden würden, ihre Freiheit verlören und zu jedem Lohne arbeiten müßten, welchen ihnen der benachbarte Gutsbesitzer biete. „Eine neue Art von Leibeigenschaft," lautet das Schlagwort. Im Landesökonomiekollegium wurde vom Professor Miaskowski auf die hausindustrietreibenden schlesischen Weber hingewiesen, für die der Hausbesitz ein Fluch geworden sei, da er sie an Scholle und Beruf binde. Der Hinweis ist wenig zutreffend. Dort herrscht ein Massenelend, verursacht durch die Konkurrenz der Großindustrie. Hier kann es sich nicht um Massenansiedlung, sondern nur um Ansiedlung eines verhältnismäßig kleinen Teiles landwirtschaftlicher Arbeiter handeln, und gerade in der Landwirtschaft ist das Bedürfnis von Menschenhänden noch am stetigsten. Der steigenden Maschinenverwendung steht steigende Stärke des Betriebes gegenüber. Entscheidend in der Frage ist jedoch, daß gerade die Klasse der grundbesitzenden landwirtschaftlichen Arbeiter für diejenige gilt, welche sich moralisch und durch bessere materielle Lage auszeichnet, und daß die Arbeiter selbst nach der Erlangung solchen Besitzes streben. Welch ein Widerspruch, immer nach wirtschaftlicher Freiheit zu verlangen, den Arbeiter aber zu „bevormunden," indem man ihm den Erwerb eignen Grundbesitzes durch Abschaffung der Erbpacht oder Opposition gegen Rentengüter erschwert. Man verführt dadurch zahlreiche Leute, in die großen Städte oder ins Ausland auszuwandern, was ihnen bei ihrer Unerfahrenheit erst recht zum Fluche wird.

Der andre Einwand, über dessen Stichhaltigkeit nur die Erfahrung entscheiden kann, ist, daß in Deutschland kein Grundbesitzer kleine Rentengüter für Arbeiter abtrennen würde, der Staat hier aber nichts thun könne. Letzteres ist im allgemeinen richtig, ersteres aber mehr als zweifelhaft. In den dichter bevölkerten westlichen und mittlern preußischen Provinzen können sich die Arbeitgeber durch guten Lohn, durch den Bau gesunder Wohnungen u. s. w. in der

Regel genügende Arbeitskräfte sichern, aus vielen Teilen des Ostens dagegen ertönen stete Klagen über Arbeitermangel. Bezeichnenderweise haben daher auch gerade Großgrundbesitzer aus dem Osten im Landesökonomiekollegium auf die Nützlichkeit kleinerer Rentengüter für Arbeiter hingewiesen, ja sogar behauptet, daß die Grundbesitzer an vielen Orten zur Anlage solcher Güter geradezu gezwungen seien. Der Großgrundbesitzer gehe nicht nur, wie stets gesagt werde, darauf aus, sein Gut abzurunden, sondern müsse vernunftgemäßer Weise auch dafür sorgen, daß es nicht durch Vertreibung arbeitsfähiger Leute entwertet werde. Auch die Erfahrung spricht dafür. So sind in Schleswig-Holstein, solange die Erbpacht noch bestand, bis in die neuere Zeit noch zahlreiche Arbeiter als Erbpächter angesiedelt worden, und in Mecklenburg geschieht das noch heutigen Tages. Wie viel mehr muß aber dieses Verfahren heute in den östlichen Provinzen notwendig erscheinen, welche durch die Auswanderung besonders stark leiden! Übrigens wird sich für Rentengüter dieser Art ein Vorkaufsrecht kaum entbehren lassen, da es dem Rentenberechtigten nicht gleichgiltig sein kann, wem der von ihm angesiedelte Arbeiter seinen Besitz überträgt. Den Vorbehalt dieses Rechtes schließt die gegenwärtige Gesetzgebung nicht aus.

Die Erreichung eines andern Zweckes, welchen man mit der Rentengütervorlage verbindet, die Kolonisation der Moore, wüster Landstrecken u. dergl., liegt hauptsächlich in der Hand der Staatsregierung. Nach allen Erfahrungen kann bei gutem Willen über den Wert der Rentengüter für die Erreichung dieses Zweckes kaum ein Zweifel herrschen. Die Moore Ostfrieslands und Oldenburgs sind, soweit sie bekannt sind, mit Hilfe der Erbpacht oder erbpachtähnlicher Verhältnisse kultivirt. Gegenüber der Summe der hier gemachten Erfahrungen kann der Bericht, welcher über das Mißglücken der in früherer Zeit im Regierungsbezirke Königsberg mit Hilfe der Erbpacht versuchten Kolonisationen an die Zentralmoorkommission erstattet worden ist, kaum ins Gewicht fallen. Die Schuld lag da an andern Dingen, namentlich an kommunalen Verwicklungen, die der Bericht selbst anführt, die aber mit Erbpacht oder Rentengütern an sich nichts zu thun haben. Käufer, welche für ein wüstes Stück Land, das erst nach und nach Rente abwirft, im voraus zahlen, finden sich nicht. Mit der Zeitpacht sind niemals sichere, unabhängige Existenzen zu schaffen, sie ist der hier wie nirgend sonst erforderlichen Meliorationsarbeit hinderlich. Da bleibt nur das Rentengut, welches Gründung und Erhaltung solcher Wirtschaften erleichtert und fördert.

Der größte Teil der Moorflächen befindet sich in den Händen der Regierung, z. B. in Ostfriesland 35000 von 40000 Hektaren. Über die Nützlichkeit der Besiedlung dieser Flächen im Interesse des Fiskus und der Volkswirtschaft kann kein Zweifel sein, Arbeitskraft ist zur Zeit im Überschuß vorhanden. Hier bietet sich ein weites Feld zur allmählichen Bebauung durch Rentengüter. Ob die Regierung das Unternehmen mit Hilfe von Konsortien,

nach Art der frühern Obererbpächter, oder unmittelbar in Angriff nimmt, muß davon abhängig bleiben, ob sich genügende Privatthätigkeit einstellt. Private Korporationen, welche schon im Besitze von Moorländereien sind, kommen erst in zweiter Linie in Frage, sie wären durch die Thätigkeit der Regierung anzuregen.

Noch mehr Gewicht wird man auf das Vorgehen des Staates legen müssen, wenn man sich die Frage vorlegt, ob Aussicht vorhanden sei, daß der mit der Rentengüterdenkschrift verbundene Hauptzweck, Vermehrung und Erhaltung des Standes mittlerer Grundbesitzer, erreicht werde. Denn einzelne Personen, Stiftungen, Korporationen u. s. w., welche ausgedehnten Grundbesitz haben, werden mit wenigen Ausnahmen zur Erreichung solcher sozialpolitischer und politischer Zwecke die Hand nur bieten, wenn sie dabei zugleich ihr wirtschaftliches Interesse am besten wahren, was freilich in vielen Fällen zutreffen mag. Eine Vermehrung der bäuerlichen Stellen ist nicht in allen preußischen Provinzen notwendig, wohl aber in den östlichen Provinzen. Auch hier ist die Grundbesitzverteilung noch nicht überall besorgniserregend, aber die bis jetzt noch etwas unvollkommene Statistik der Güterverteilung ergiebt doch mit voller Sicherheit eine bedeutende, in einzelnen Distrikten gefährliche Abnahme der mittleren Besitzungen zu Gunsten der kleinen und großen Güter. Die Gefahren, welche aus dieser Bewegung entstehen, und welche unsre ganze Kultur bedrohen, in diesen Blättern nochmals darzustellen, ist wohl überflüssig. Ihr entgegenzuwirken, nötigenfalls mit erheblichen Opfern, ist Pflicht jedes kräftigen Staatswesens. Dem preußischen Staate wird die Erfüllung dieser Pflicht durch seinen bedeutenden Domänenbesitz erleichtert, und zwar befinden sich diese Domänen gerade in den hauptsächlich gefährdeten Bezirken: Neuvorpommern, Oberschlesien und Posen. Wenn man auch nicht daran denken darf, alle diese wertvollen Güter zu zerschlagen, so ist doch die Möglichkeit dazu in manchen Fällen vorhanden. Zu den Domänen gehört etwa ein Viertel der gesamten Waldungen des Königreiches, welche nach der Versicherung des Oberforstmeisters Danckelmann sehr vielen guten Boden enthalten, der rationeller landwirtschaftlich bebaut würde. Damit steht der Regierung wiederum ein weites Terrain für die Anlage von Rentengütern zur Verfügung. Aber das allein wird in vielen Gegenden nicht genügen. Die Regierung muß Fonds zu ihrer Verfügung haben, mit denen sie gelegentlich geeignete Güter erwirbt, welche zur Subhastation oder zum Verkauf kommen.

Noch ein andrer, bisher unsers Wissens völlig unbeachtet gebliebener Weg steht der Regierung offen, auf welchem sie in hervorragender Weise zur Erhaltung der Selbständigkeit des mittlern Grundbesitzes in allen Provinzen beitragen kann. In Holland ereignet sich oft der Fall, daß Bauern, um in den Besitz von Kapital zu kommen, ohne sich der Gefahr kündbarer Hypotheken auszusetzen, Erbpächter auf ihrem eignen Gute werden, indem sie von irgend jemand Kapital

gegen das Versprechen einer unkündbaren jährlichen Rente aufnehmen. Ob sich diese Sitte von selbst in Deutschland einbürgern würde, ist fraglich. Alljährlich jedoch geht eine große Anzahl von mittleren Grundbesitzern zu Grunde, sie verlieren ihren Hof, ohne daß dieser annähernd seinem vollen Rentenwerte nach mit Hypotheken belastet wäre, wenn der gewissenlose Wucherer die Schlinge zuzieht. Dem wäre vorzubeugen, wenn man solchen Vorgängen ein wachsames Auge zuwendete und dem Verschuldeten die Möglichkeit gewährte, sein Gut in ein Rentengut zu verwandeln, mit dem Kapital, das der aufzuerlegenden Rente entspricht, seine Schulden zu bezahlen und dem Güterjobber das Spiel zu verderben. Ebenso könnte neu antretenden Besitzern, welche infolge der Erbteilung hohe Abfindungssummen zu zahlen hätten, die gefährliche Übergangszeit erleichtert werden. Auf diese Weise würde man den Bestand manches Bauerngutes in gefährlichen Krisen und vermöge der erhaltenden Eigenschaften des Rentengutes auch für spätere Zeiten bewahren. Der Nutzen für Volkswirtschaft und Gesellschaft würde unberechenbar sein.

Besonders zeitgemäß ist die Erörterung der Rentengüterfrage in Bezug auf die politischen Zwecke, welche die Regierung in Posen und Westpreußen verfolgt, nämlich die Germanisirung, über die schon in einem frühern Artikel der Grenzboten gesprochen worden ist.*) Fürst Bismarck hat im Landtage angedeutet, daß zu diesem Zwecke Güter zerschlagen und an Deutsche verpachtet werden sollen, um nach fünfundzwanzig oder fünfzig Jahren in das Eigentum der Pächter überzugehen. Auf längere Zeit hinaus könne man doch nicht rechnen, die Erbpacht, (welche der Fürst sonst stets verteidigt und rühmt), habe man zu dem Zwecke nicht einmal nötig. Die dem Landtage soeben zugegangene Vorlage, welche die Bewilligung eines Fonds von hundert Millionen Mark zum Ankauf von Gütern und zur Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter verlangt, sagt, daß die Grundstücke zu Eigentum und in Zeitpacht überlassen werden sollen. Da das Institut des Rentengutes noch nicht geschaffen ist, kann unter Überlassung zu Eigentum nur Erwerb durch Kauf verstanden sein, welcher allerdings durch mancherlei Bedingungen erleichtert werden kann. Daß man mit der Maßregel der Ansiedlung Deutscher in jenen polnischen Gegenden sofort beginnen kann, ohne auf das Zustandekommen eines Rentengütergesetzes zu warten, ist gewiß richtig. Ebenso gewiß ist aber, daß mit Hilfe der Rentengüter besseres zu erreichen wäre. Die Anwendung der Zeitpacht scheint am wenigsten geeignet. Ein solider Bauernstand kann nicht aus Zeitpächtern bestehen, auch wenn er der wohlwollendsten Regierung als Eigentümerin gegenübersteht. Besonders klar ist das in Mecklenburg erwiesen, wo man mit ausgezeichnetem Erfolge die Domanialzeitpachtbauern in Erbpächter verwandelt hat. Auf den Zeitpachtbauern lastete das Gefühl rechtlich nicht gesicherten Besitzes und der Abhängigkeit,

*) Vergl. 1885 Bd. 1, S. 607: „Äußere und innere Kolonisation."

mangelnder Realkredit und eine weitgehende administrative Kontrole. Dabei hatte die Regierung die Unannehmlichkeit sehr schwankender Erträge, große Kosten für die zu unterhaltenden Gebäude und für die Verwaltung überhaupt. Eine Regierung übernimmt, während sie die Mühen der Verpachtung einer Anzahl großer Domänen leichter ertragen kann, mit der Verpachtung einer großen Anzahl mittlerer Höfe eine enorme Last. Leute mit mehr Kapital, als zur ersten Einrichtung nötig ist, wird die Regierung zur Ansiedlung in Posen ebensowenig finden wie zur Besiedlung der Moore. An Kauf gegen erhebliche Anzahlung, ja nur gegen Abzahlung in regelmäßigen Terminen wird kaum zu denken sein, umsoweniger als die Bodenverhältnisse in Posen und Westpreußen in den meisten Fällen großer Meliorationen bedürfen werden, wenn mittelgroße Höfe ihre Besitzer ernähren sollen. Am zweckmäßigsten würde daher folgendes Verfahren erscheinen: Die Regierung verleihe den Kolonisten Eigentum an ihrem Grundbesitze gegen Zahlung einer gemäß der bestehenden Gesetzgebung auf dreißig Jahre hinaus unablösbaren Rente mit der kontraktlichen Bestimmung, daß die Güter nach Einführung der Rentengüter in solche umgewandelt werden sollen. Sollte man hierbei auf Schwierigkeiten stoßen wegen Festsetzung der zur Sicherung der Rente nötigen Teilbarkeitsbeschränkungen oder wegen Bestimmung der künftigen Verwandlung in Rentengüter, so muß man sich mit der Zeitpacht fürs erste behelfen oder noch besser die Vorlage eines Rentengütergesetzes nach Möglichkeit beschleunigen. Die Vorarbeiten sind ja größtenteils beendigt. Gerade in Westpreußen und Posen ist ferner nicht nur eine Germanisirung, sondern auch eine Vermehrung der mittlern Güter notwendig. Nur das Rentengut mit seinen Teilbarkeitsbeschränkungen u. s. w. sichert also auch die Erhaltung neugeschaffener mittlerer Güter gegenüber der auf ihre Vernichtung gerichteten Tendenz der Zeit. Man mache die Rente auch einseitig unablösbar und unkündbar. Obwohl die Neigung zur Ablösung erwiesenermaßen sehr gering ist, könnte doch ein zeitweilig niedriger Zinsfuß dazu veranlassen und Hypothekennot herbeiführen. Gebäude wären ihrer Vergänglichkeit wegen nur gegen eine Amortisationsrente zu überlassen.

Zieht man die Folgerung aus allen obigen Ausführungen, so wird man sich der Annahme nicht verschließen können, daß die Herstellung des Rechtsverhältnisses der Rentengüter eine Notwendigkeit für Deutschland sei. Selbst Skeptiker werden mindestens zugestehen müssen, daß die Einführung keinerlei Gefahren mit sich bringe, dagegen die Möglichkeit großen Nutzens vorhanden sei. Kolonisten werden sich zur Zeit in Deutschland genug finden, welche es vorziehen, im Vaterlande ihr kleines Kapital anzulegen, als auszuwandern, insbesondre jüngere Söhne aus Bauerhöfen, die auf den ältesten Sohn übergehen. Günstige Bedingungen, vielleicht Gewährung einiger Freijahre bei unergiebigen Bodem u. dergl., werden den Zuzug verstärken.

Der Staat würde hauptsächlich auch bei der praktischen Einführung der

Rentengüter beteiligt sein. Die Schwierigkeiten, welche ihr entgegenstehen, sind nicht zu verkennen, wenn man nur an die Parzellirung großer Güter, die Herstellung neuer Gebäude, neuer Wege, Schulen u. s. w. denkt. Es wird mancher Fehler gemacht werden, mancher Verlust im einzelnen Falle eintreten, die besprochene Maßregel wird im großen erst, nachdem Erfahrungen gemacht sind, vollendet werden. Aber nur ängstliche Gemüter können darum von Versuchen abraten. Daß der Staat Verluste an Kapital zu beklagen haben werde, läßt sich ebenso wenig beweisen wie das Gegenteil, daß ihm pekuniärer Vorteil davon erwachsen werde. Wer rechnet ihm aber die Rentabilität einer neuen, Millionen verschlingenden Eisenbahnlinie, eines Kanalbaues auf Heller und Pfennig vor? Obwohl es sich dabei nur um wirtschaftliche Interessen handelt, ist der Staat doch bereit, Opfer zu bringen. Hier aber handelt es sich um weit Höheres, um sozialpolitische und nationale Ziele. Eine kräftige, selbstbewußte Staatsregierung muß daher den Versuch wagen. Wird sie mit gutem Beispiele vorangehen und dadurch zugleich eine Gewähr für den Bestand des Rechtsverhältnisses bieten, so werden Private, Korporationen, Stiftungen u. dergl., erkennen, daß auch für sie die Errichtung von Rentengütern in vielen Fällen von Vorteil, eine bequeme und „ideal sichere" Ausnutzung ihres Grundbesitzes ist.

Göttingen. W. Ruprecht.



Anzengrubers Sternsteinhof.



Der allmächtige Zug der Zeit drängt auch die dramatischen Dichter, die sich unzweifelhafter Erfolge auf der Bühne rühmen dürfen, zum Roman. Wenn wir den jüngsten Literaturweisen glauben dürfen, die alle literarischen Erscheinungen und Wandlungen auf eine Erwerbs- und Geldfrage zurückführen, so hätten wir anzunehmen, daß trotz der Tantieme die Romanproduktion sich ausgiebiger belohne als die dramatische Poesie. Da es indessen unter allen Umständen eine freche Beleidigung eines wahrhaften Talents ist, seine Vorsätze und Leistungen lediglich auf das Honorarmotiv zurückzuführen, so werden wir uns nach einem bessern Grunde dafür umsehen müssen, daß der Dichter des „Meineidbauern" und des Schauspiels „Der ledige Hof" neuerdings die Form der Erzählung und des Romans bevorzugt. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir das ästhetische Glaubensbekenntnis Anzengrubers als die Kraft ansehen, die ihn unwiderstehlich zum Roman teibt. Anzengruber ist Naturalist, er gehört zu den Bekennern des

neuesten Evangeliums von der unmittelbaren unverfälschten, unverkünstelten Wiedergabe der Natur, er teilt den tiefen Widerwillen gegen alles Konventionelle und, fügen wir hinzu, gegen alles für konventionell erklärte in der Kunst, er strebt zum Kern der Erscheinungen zu dringen, zunächst unbekümmert, ob sich Freude und Genuß an den Erscheinungen gewinnen läßt, er teilt die Losung, daß die Poesie die ganze Wahrheit, die Wahrheit um jeden Preis darstellen solle, gleichviel was darüber aus ihr selbst werde. Nun ist gewiß, daß der Roman dieser Auffassung der Dichtung besser entgegenkommt als das Drama. Eine Drama ohne künstlerische Absicht, ohne Aufbau, ohne Steigerung, ohne Konzentration, ohne Weglassung des Zufälligen, Unwesentlichen und bloß Äußerlichen kann nicht gedacht werden. Ein Drama fordert von vornherein eine so straffe Zusammennahme der Fäden, eine Beschränkung der Motive und eine Folgerichtigkeit der innern und äußern Entwicklung, wie sie nach der Meinung der Naturalisten vom reinsten Wasser aller „wahren" Menschen- und Lebensdarstellung widerstreben. Allerdings räumen die Herren ein, daß auch bei einigen dramatischen Dichtern in einzelnen Charakteren und einzelnen Zügen das zu finden sei, was sie echte Natur nennen, und nicht alle mögen den Beruf des Schriftstellers, der ein Dichter ist, mit dem des modernen Romanschreibers, des Analytikers vertauschen, der, jede Vergleichung mit den Dichtern früherer Zeiten ablehnend, ein Physiolog, ein Zootom, ein Chemiker, wenn es sein muß alles, nur kein Künstler heißen will. Wir werden demnächst bessere Gelegenheit haben, diese neuästhetischen oder vielmehr antiästhetischen Prinzipien an ihren deutschen Resultaten genauer zu besprechen oder zu prüfen, aber das hier angedeutete reicht hin, um die Bevorzugung des Romans vor allen poetischen Formen bei jedem Naturalisten zu erklären. Ob die Zolaschüler reinen Blutes Anzengruber für einen reinen und vollen Naturalisten gelten lassen, bleibt allerdings fraglich, da er weder ausschließlich noch mit Vorliebe aus den großstädtischen Kloaken schöpft, die den kastalischen Quell der unbedingt modernen bilden. Indes braucht uns das nicht zu kümmern, so weit die Geschichte der deutschen Literatur dereinst Notiz nehmen wird von den Bestrebungen des Naturalismus, so weit wird sie sicher Anzengruber als eines der frischesten, eigentümlichsten und unbefangensten Talente unter den Naturalisten ehren.

Das jüngste Werk des österreichischen Dichters, der Roman Der Sternsteinhof (Leipzig, Breitkopf & Härtel), wird zwar nicht durch eine Schutzvorrede eröffnet, aber es folgt ihm ein Nachwort, welches den Leser mit aller wünschenswerten Deutlichkeit über die Absichten des Verfassers unterrichtet. Da heißt es: „Der Leser hat eine Frage frei. Warum erzählt man solche Geschichten, die nur aufweisen »wie es im Leben zugeht«? Allerdings giebt das ein unfruchtbares Wissen, da es nichts an den Vorgängen ändern lehrt und was es lehrt doch nie, selbst von den Wissenden nicht, mit dem Handeln in Einklang zu bringen versucht wird; so bleibt es denn voraussichtlich noch lange mit allem menschlichen Treiben und

Trachten beim Alten, und eine neue Geschichte kann nur darthun, daß das, was vorging, noch vorgeht. Übrigens ist es nicht neu, von den Gefahren der Schönheit für den, der sie besitzt, wie für andre zu erzählen, es ist nicht neu zu erzählen, wie in manches Menschen Leben die Treue gegen das eigne Selbst mit dem Verrate an andern verknüpft zu sein scheint, und solche alte Geschichten von erprobter Wirkung in ein neues Gewand zu stecken, ist nur ein künstlicher Behelf, und ein andrer ist es, das letztere aus Loden zuzuschneiden; es geschieht dies nicht in dem einfältigen Glauben, daß dadurch Bauern als Leser zu gewinnen wären, noch in der spekulativen Absicht, einer mehr und mehr in die Mode kommenden Richtung zu huldigen, sondern lediglich aus dem Grunde, weil der eingeschränkte Wirkungskreis des ländlichen Lebens die Charaktere weniger in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit beeinflußt, die Leidenschaften, rückhaltslos sich äußernd oder in nur linkischer Verstellung, verständlicher bleiben und der Ausweis, wie Charaktere unter dem Einfluß der Geschicke werden oder verderben, klarer zu erbringen ist an einem Mechanismus, der gleichsam am Tage liegt, als an einem, den ein doppeltes Gehäuse umschließt und Verschnörkelungen und ein krauses Zifferblatt umgeben, wie denn auch in den ältesten, einfachsten, wirksamsten Geschichten die Helden und Fürsten Herdenzüchter und Großgrundbesitzer waren und Sauhirten ihre Hausminister und Kanzler."

Wer nach diesem langatmigen Satze noch etwas Atem hat, wird zunächst gegen die Behauptung Widerspruch erheben, daß die Dorfgeschichte eine mehr und mehr „in die Mode" kommende Richtung sei; uns scheint vielmehr, daß sie demnächst gründlich „aus der Mode" verdrängt werden wird, ohne darum an ihrer innern Berechtigung und Bedeutung zu verlieren. Doch das ist unwesentlich, der Kern des Nachworts liegt in der Erläuterung, daß der Grundgedanke des Romans „Der Sternsteinhof" der sei, daß die Treue gegen das eigne Selbst oft Verrat gegen andre scheine. Wenn man den Accent nicht scharf auf das letzte Wort legt, so steht der Satz Anzengrubers in geradem Gegensatze zu Shakespeares herrlichem:

Sei dir selber treu,
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen.

Die Landschaft, in welcher sich die Geschicke der Menschen abspielen, für die der Dichter unsre Teilnahme zu gewinnen sucht, ist die ober- oder niederösterreichische; allein, wie billig, tritt die Schilderung der Landeseigentümlichkeit ganz in den Hintergrund. Umso deutlicher steht der Sternsteinhof mit seinen Schieferdächern und blitzenden Fenstern, seinen weitläuftigen Wirtschaftsgebäuden und den Wiesen und Äckern, die weit und breit zu ihm gehören, vor den Augen des Lesers. Um den Hof und seinen Besitz handelt es sich. Dem reichen Bauernhause gegenüber wächst in armer und verwahrloster Hütte ein schlankes Dirnchen, die Zinshofer-Helen', empor. Sie steht barfuß und ein Schmalzbrot kauend

dem Sternsteinhof, der auf dem Hügel liegt wie ein Schloß, gegenüber. „Alle Märchen, von denen sie gehört oder gelesen hatte, vermischten sich in ihrem Kinderkopfe. Da war einmal eine blutjunge, bettelarme Dirne, wohl war sie bildsauber, aber das merkte ihr niemand an, denn sie hatte nur schlechte Kleider, und mit denen lag sie nachts in der Herdasche, der war es aufgegeben, auf einer glühenden Pflugschar über ein Wasser zu schreiten, einen gläsernen Berg hinanzuklettern und in dem Schlosse dort oben einem bösen, alten Weibe, das den Schlüsselbund nicht ausfolgen wollte, den Kopf zwischen Deckel und Rand einer eisernen Truhe abzukneipen, dann aber war das Schloß entzaubert, gehörte mit allem Hab und Gut innen und allem Grund und Boden außen der armen Dirne, die nun bis an das Ende ihrer Tage herrlich und in Freuden lebte. Wahrhaftig, die kleine Zinshofer-Helene war ein weltkluges, entschlossenes Kind. Sie schätzte ganz richtig, daß viel Anstrengung, Mühsal und Pein auf dem Wege nach solch einem verzauberten Schlosse liegen müsse, auf die Hilfeleistung gütiger Feen machte sie sich keine Rechnung, schöne Prinzen schienen ihr kein dringliches Erfordernis und alte Weiber mochten sich vorsehen.“ Mit dem Bewußtsein ihrer seltenen Schönheit wächst in Helene die Begier nach dem großen Gehöft, nach dem Bauernadel, welcher nur mit sicherm Reichtume gewonnen wird. Die Verehrung und Anhänglichkeit ihres Nachbars, des Bildschnitzers Nepomuk Kleebinder (Muckerl) läßt sich die Dirne mit dem Behagen gefallen, mit dem man die Treue eines Hundes entgegennimmt; ihr Dank gegen ihn erstreckt sich nicht über den Augenblick hinaus, in welchem er ihr eine Gutthat erweist, eine Erwiederung seiner unartikulirten Leidenschaft heuchelt sie im Grunde genommen nie. Aber sie bleibt sich selbst und ihrer eigentlichen Sehnsucht, vom Sternsteinhof auf die Niedrigkeit der Armut und der Alltäglichkeit herabzuschauen, nicht völlig treu. Ihre Aussichten im Leben sind so dunkel, daß sie die offenkundige Bewerbung des Bildschnitzers, der ziemlich viel Geld verdient und ihr aus ihren Lumpen heraus in die landesübliche Kleiderpracht hilft, nicht ganz zurückweisen kann. Wenigstens so lange nicht, bis es ihr gelingt, die Augen des Toni, des Bauernsohnes vom Sternsteinhofe, auf sich zu ziehen. Sie „bandelt“ mit ihm in einer Weise an, daß der Bauernjunker sogleich spürt, er müsse entweder ernste Absichten fassen, oder sich das Gelüst nach der Schönheit der Dirne vergehen lassen. Mit schärfster Einsicht, aber in stolzem Bewußtsein ihrer zwingenden Schönheit schleudert Helene dem nachschleichenden Toni ins Gesicht: „Was willst mit all dein'm Nachlaufen und Aufdringlichkeiten bezwecken, als daß ich den Burschen, der's ehrlich mit mir meint, fahren lassen sollt' dir z' Lieb, der's nit in Ehren meint, nit in Ehren meinen kann noch darf?“ Dabei aber rechnet sie richtig, daß die Eitelkeit und das leidenschaftliche Verlangen des Burschen stärker sein werden als seine Furcht vor dem Vater und dem Urteile der Welt. Indem sie ihn abstößt, zieht sie ihn an sich, verlangt ein schriftliches Eheversprechen und fesselt ihn so an sich, daß er keinen

andern Gedanken mehr hat, als sie zu erringen und zu besitzen. Schlangenklug weiß sie dabei auch zunächst das Verhältnis zu Muckerl aufrecht und den armen Bildschnitzer in den engen Schranken zu halten, welche sie ihm von vornherein gezogen hat. Nur in drei Dingen irrt sich die Kluge, Zielsichere, in der Unbeugsamkeit des alten Sternsteinhofbauern, in den guten Augen der Umgebung des Bildschnitzers und in ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Tonis Leidenschaft. Die Mutter des Bildschnitzers und eine verwandte häßliche Dirne, Josepha, welche den Muckerl mit der ganzen Wärme und Ausschließlichkeit solcher Mädchen liebt, kommen dahinter, wohin Helenes eigentliche Absichten gehen, und so gerät sie in eine Lage, aus der sie nur die Ehe mit Toni in glücklicher Weise befreien könnte. Der alte Bauer, dem der Sohn den Gehorsam aufgesagt und angekündigt hat, daß er nie eine andre als die Zinshoferdirne nehmen werde, handelt entschlossen und in seiner Weise klug: er läßt den widerhaarigen Sohn zu den Soldaten ausheben und thut keinen Schritt zu seiner Befreiung, er weist Helene und ihre Mutter, als diese mit dem Eingeständnisse vor ihn treten, daß sie sich dem Toni ganz vertraut, unbedingt ab. Er zeigt sich dabei nach seiner Weise teilnehmend und großmütig und ist bereit, für Helenen und für das Kind, das sie erwartet, zu sorgen; das erbitterte Mädchen wirft ihm freilich sein Geld vor die Füße, aber die Mutter, ein Weib, „recht auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen," nimmt es hinterdrein doch. Der Erbe des Sternsteinhofs zürnt in seiner selbstsüchtigen Verwöhnung mit der Dirne, um deretwillen er nun den Schießprügel schultern muß, und weicht ihr aus, ohne sie gerade verlassen zu wollen. Sie aber wähnt sich verlassen und führt in wilder Aufwallung ihres zertretenen Stolzes einen vollen Bruch herbei. Mit all ihrer Klugheit hat sie nichts geerntet als Schande und eine traurige Zukunft. In dieser Lage tritt der Kleebindermuckl wieder an sie heran und zeigt ihr, daß er die alte Liebe zu ihr nicht überwunden noch vergessen hat. Helene belügt ihn nicht, gesteht wenigstens sofort und mit dem ganzen ihr eignen Trotze ein, daß sie ein Kind des Buben vom Sternsteinhof erwartet. Da ihr Muckerl dennoch Hand und Herd bietet und für sie und — das andre rechtschaffen zu sorgen verspricht, fragt sie nun, ob es sein Ernst sei, schlägt ein und sagt kurz und fest: „Es gilt." „Da aber überwältigte sie die Rührung über die Gutmütigkeit des Burschen, sie drückte seine Rechte an ihr Herz, dann an die Lippen. »Muckerl, rief sie, du bist doch mein wahrhafter Helfer in der Not. Daß du mich so lieb hast und von der Schand errett'st, das vergeß ich dir in alle Ewigkeit nit.« Sie meinte es in diesem Augenblicke gewiß aufrichtig, aber ach, die kurzlebigen Menschen denken nicht, wie viel an den Ewigkeiten, mit denen sie um sich werfen, oft eine kleine Spanne Zeit ändert." Die Hochzeit wird bei bewandten Umständen ziemlich eilig veranstaltet, der brave Muckerl nimmt auch noch das Gerede der Leute auf seine verwachsenen Schultern und kann von Glück sagen, daß zur Zeit der brave Pfarrer Leopold Reitler im Dorfe

gebietet und nicht sein Kaplan Martin Sederl, der im Umgange mit der sündigen Welt fürs „Dreinteufeln" ist. Der Kleebinder Muckerl hat seinen Willen, aber sein Glück ist kurz, zuerst stirbt ihm die Mutter hinweg, die sich über die Heirat nicht zufrieden geben kann, dann fängt er an zu empfinden, daß das jugendschöne stattliche Weib für ihn in jedem Sinne nicht paßt, so umsichtig sie sich auch seines Hauses annimmt und jede Pflicht erfüllt. Er fühlt sich bald herzensmüde, und in ihrer Seele sieht es nicht besser aus. „Sie war nun allerdings unbestrittene Herrin im Hause, aber in welchem? Wer war sie? 's Zwischenbühler Herrgottlmachers Weib! Wenn sie abends mit dem kleinen Hans auf dem Arme unter die Thüre trat und hinaufsah zu dem Sternsteinhofe, der mit vom Sonnenuntergange erglühenden Fenstern vor ihr lag, wie sie als Kind oft ihn gesehen, dann hätte sie gern Steine von der Straße raffen und all die blinkenden Scheiben zu Scherben werfen mögen; aber wie weit, wie weit lag der prangende Hof, für sie wohl gar wie aus der Welt! Einmal streckte das Kind nach dem Gefunkel auf der Höhe die Ärmchen aus, sie sah es überrascht an. Weißt du auch, wo d' hing'hörst? Wo wir allzwei sollten sitzen, wenn auf Wort und Schrift untern Menschen ein Verlaß wär'? Der Fratz meint ihn nah, wie zu'n Greifen! Ob das was vorbedeut't? Mein Jesus, den Gedanken nit los zu werden, was das für ein Unsinn ist." Sie wird ihn denn auch nicht los, obschon sie dem Sternsteinhof-Toni, als er nach drei Jahren aus dem Dienste heimkommt und sie und ihr Kind auf der Straße keck anspricht, verständlich den Weg zeigt, obschon der Toni, um in den Besitz des Hofes zu kommen, die reiche Bauerntochter, die ihm früher zugedacht war, in überraschend schneller Weise heimführt und den Alten ins Auszughäuschen drängt. Der junge Bauer findet in seiner Ehe noch weniger Glück als die Zinshofer-Helene in der ihrigen: seine Frau, Sali, gebiert ihm ein Töchterchen, ein dürftig kränkliches Würmchen, und siecht selbst dahin; schon bei der Taufe seines Kindes versagt sich der Toni nicht, nach der kräftigen Gestalt des jungen Weibes des Herrgottmachers begehrlich hinzublicken und demnächst in der Hütte der alten Zinshoferin vorzusprechen, seinen Jammer und sein Elend zu beklagen und sich „auszureden darüber, wie anders alles hätte werden können." Und nun folgt naturnotwendig die verhängnisvolle Unterredung zwischen dem jungen Bauern und Helene in der Hütte der alten Zinshoferin, in welcher das junge Weib dem Sternsteinhofbauern zwar noch bitter genug vorhält, was er ihr angethan und daß er sich ihr jetzt nicht mehr nahen dürfe, ohne ihre Ehre aufs neue und schlimmer als je zuvor zu gefährden, in der aber auch das verhängnisvolle Wort fällt, daß das Kind, welches jetzt auf „eines andern Duldung" angewiesen ist, vielleicht noch einen Vater bekommen könne. Toni poltert heraus, was ihm das Herz preßt: „Wie lang kanns denn mit meiner Bäuerin währen? Vielleicht nimmt s' unser Herrgott bald zu ihm, wär ja auchs beste für sie, denn heil und nutz wird s' doch nimmer." Da hat wohl die junge Frau noch

die Kraft, dem frevelnden Träumer zu sagen, daß sie keine Ursache habe, ihrem braven Manne den Tod zu wünschen, aber unerschütterlich erklärt ihr Toni: „Er lebt auch nicht ewig!" und die rohe Zuversicht des jungen Egoisten klingt in Helenes Seele nach. Am Tage nach dieser Unterredung kommt der Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft ins Dorf und überredet mit jüdischer Zähigkeit und Zudringlichkeit den nichts ahnenden Bildschnitzer Muckerl sich in seine Gesellschaft einzukaufen und zu diesem Endzweck ärztlich untersuchen zu lassen. Das Resultat der Untersuchung ist, daß der verkrümmte, schwächliche, überarbeitete Mann nicht aufgenommen wird und von Stund an die Furcht vor seinem baldigen Ende mit sich herumträgt. Von Stund an aber gewinnt auch der Traum, nun doch noch Sternsteinhofbäuerin zu werden, immer mehr Macht über das Weib des Bildschnitzers, sie sträubt sich nicht mehr gegen den gelegentlichen Verkehr mit dem Toni, in Blicken und abgebrochenen Redensarten verraten die beiden, was ihre Seelen erfüllt. Die totkranke Bäuerin Sali vom Sternsteinhof ist die erste, die errät, was vorgeht, sie reißt unbarmherzig die Binde auch von Muckerls Augen, Helene wehrt sich in dem Bewußtsein, eine äußere Pflicht nicht verletzt zu haben, kräftig genug, aber ihr Gewissen sagt ihr, daß sie in der That auf den Tod ihres Mannes und den der jungen Sternsteinhofbäuerin wartet. In dieser Selbsterkenntnis gönnt sie dem kranken Muckerl den täglichen Verkehr mit der Sepherl, pflegt ihn so gut sie vermag und heuchelt bei seinem Tode keinen Schmerz, sagt vielmehr, als sie am Abend nach des Bildschnitzers Begräbnis in die Behausung ihrer Mutter zurückkehrt: „No, wär ich halt doch wieder da, afm Stroh — auch, nit viel besser dran wie a Bettlerin, und hätts mich getroffen, daß ich noch a Reih' von Jahr'n mit dem armen Teufel hausen mußt', ständ' ich hitzt gar als alt's Bettelweib." Das Bewußtsein ihrer Jugend und Schönheit und der feste Blick auf ihr Ziel, das ihr nun immer näher rückt, hält sie aufrecht, als sich die öffentliche Meinung gegen sie wendet. Toni, der junge Bauer, nimmt sie samt ihrem Kinde zur Pflege der kranken Bäuerin auf den Sternsteinhof, und so brutal dies vonseiten des Bauern erscheint, sie selbst läßt sich nichts dabei zu Schulden kommen und verhält sich gegen die kranke und sterbende Sali so, daß sie sich weder in der Beichte noch in ihrem künftigen Leben einen Vorwurf zu machen braucht. Sie hält den sinnlich begehrlichen Toni scharf im Zaume, und so glückt ihr nun alles, wie sie es wünscht: sie wird nach dem Tode der Sali und dem üblichen Trauerjahre Sternsteinhofbäuerin, sie bietet dem alten Sternsteinhofbauer, der zunächst ihr Widersacher bleibt, energisch Trotz, da er die dargebotene Hand zur Versöhnung verschmäht. In ihr lebt jetzt die ganze Stärke eines Menschen, der sich auf seinem natürlichen Grund und Boden fühlt. Schon bei ihrer Trauung mit Toni tritt das zu Tage. „Daß Helene schön war, das wußte man, so schön aber wie an dem Tage ihrer zweiten Trauung hatte sie noch keiner gesehen. Kein Schatten der Vergangenheit, keine Wolke, einem bangen Ausblick in die Zukunft entsteigend, trübte

dieses glücksfrohe heitere Gesicht, und der einzig lesbare Gedanke in demselben »Erreicht« zuckte auch nicht durch die Muskeln als unterdrückter Jubelschrei, sondern barg sich hinter einer stillfreudigen, selbstbegnügten Miene." Der feindliche Alte muß erfahren, daß ihm diese Gegnerin mehr als gewachsen ist, er wird durch sie tief gedemütigt und muß sich mehr und mehr eingestehen, daß in Helene die rechte Bäuerin auf dem großen Hofe sitzt, besser als der eigne Sohn geeignet, den Besitz zusammenzuhalten, zur Herrschaft geboren. Sie ist jetzt allem gewachsen, auch der Katastrophe, welche nach kurzer Zeit über sie hereinbricht. Toni, ihr zweiter Mann, ist noch Reservist, wird zum Regimente einberufen und fällt in den Gefechten mit den aufständischen Bocchesen. Rasch entschlossen legt die Sternsteinhofbäuerin dem Alten die Sorge um den Enkel aufs Gewissen. „Den Buben weis und lehr du, laß ihm's nit entgelten, was d' etwa noch von früher her gegen mich hast." Es erfolgt eine völlige Versöhnung Helenes mit dem alten Sternsteinhofbauern, und so lebt sie fortan Jahr um Jahr, wie es ihr ziemt, sie denkt nicht wieder an Verheiratung. „Ihr Unabhängigkeitssinn, der schließlich dem Anwesen und dessen Erben zu Gute kam, ihr allerdings nicht von Eitelkeit freies Bemühen, den eignen Jungen und die Stieftochter rechtschaffen zu erziehen, um als achtbare Mutter wohlgearteter Kinder vor den Augen der Welt dazustehen, ihre Bereitwilligkeit, Bedürftigen beizubringen, da ihr der Anblick der Not, die sie aus eigner Erfahrung kannte, peinlich war und sie sich gern von selbem loskaufte, ihre Freigebigkeit für gemeinnützige Zwecke, Straßen- und Brückenanlagen, Schulbauten und dergleichen — aber auch nur für solche, nie für fragwürdige, das alles waren ebenso viel Steine, die sie bei den Leuten im Brette hatte, sie galt für ein Kernweib in allen Stücken. Über dieses Kernweib vergaß man die Zinshofer-Dirn und des Herrgottlmachers Weib, man fragte nicht darnach, was die Sternsteinhoferin gewesen, noch was sie würde, man nahm sie, wie sie war."

Es ist leicht zu sehen, daß auch Anzengrubers inniger Anschluß an die Bescheidenheit der Natur, seine darstellende Wiedergabe der gut belauschten Wirklichkeit nicht frei von dem Pessimismus ist, der sich nun einmal mit dem modernen Naturalismus paart. Immerhin aber hält sich Anzengruber innerhalb jener Schranken, in denen die poetische Wirkung noch möglich ist, er analysirt nicht aus der bloßen Freude am Schlechten, Niedrigen und Gemeinen, sondern weil ihm das Rätsel des Lebens schwer auf der Seele liegt. Seine innerste Empfindung gegenüber dem Dargestellten drückt vielleicht der Pfarrer im letzten Gespräche mit dem übereifrigen Kaplan aus. Es ist klar, daß die Charakteristik der Heldin keine Glorifikation derselben sein soll, und der Dichter überläßt es dem Leser, wie er sich mit der Sternsteinhofbäuerin Helene abfinden will. Es ist ein dunkles, ja wenn man will ein furchtbares Stück Leben, das im Sternsteinhof vorgeführt wird, aber menschlichen Anteil können und mögen wir ihm dennoch nicht versagen. Auch stellt sich der Verfasser nicht

mit prinzipieller Feindseligkeit gegen das Schöne und Erhebende, die Schilderung des Seelenzustandes des jungen Kaplans nach der Beichte Helenes (Bd. 2, S. 24 ff.) gehört im Gegenteil zum Schönsten, was uns in der naturalistischen Erzählungskunst, und nicht nur in dieser, begegnet ist. Bei alledem bleibt doch auch für Anzengruber wie für die ganze Schule verhängnisvoll, daß ihr die Wahrheit des Lebens meist erst da beginnt, wo sie die Niedrigkeit und die Eitelkeit der menschlichen Natur darstellen. Die Beobachtungen sind im einzelnen meist richtig, die Schlüsse, welche der Dichter aus ihnen zieht, würden richtig sein, wenn ihnen nicht andre Beobachtungen gegenüberstünden. Doch bezieht sich das mehr auf die Reflexionen, welche Anzengruber an seine Darstellung anknüpft, als auf die Darstellung im „Sternsteinhof" selbst. Die Geschichte, die er erzählt, und die Charakteristik der Hauptgestalten sind überzeugend, er hätte es dabei bewenden lassen können. Dies umsomehr, als regelmäßig der Vortrag und der Stil Anzengrubers, welche im vollen freien Fluße der Erzählung zwar nicht tadellos, aber fesselnd und lebendig sind, stark herabsinken und geschmacklos werden, wenn er Allgemeinheiten an seine Darstellung anknüpfen will. Wenn er Bemerkungen zum besten giebt, die über den Rahmen der Erzählung hinausgreifen, gelangt er zu Stilblüten wie die nachstehende: „Toni hatte mittlerweile, was die Weiberleut anlangt, zugelernt — der Soldatenstand soll ja auch in der Beziehung eine gute Schule sein —, und wußte einen Unterschied zu machen zwischen den einen, die, schalkischen Krämern gleich, welche Schleuderwaare feilbieten, ebenso gerne betrügen, als sie das Betrogenwerden leicht verwinden, und den andern, die, nicht lecker nach Unerlaubtem, sich jeden unlautern Handel von vornherein verbieten und die Schlagfertigsten unter ihnen wohl auch dem zudringlichen Krämer als Abstandsgeld eine Münze verabfolgen, die, unter Brüdern fünf Gulden wert, selbst vor Gericht nur Kursschwankungen unterliegt und seit die Welt steht, noch nie mit falscher Präge vorgekommen ist, trotzdem aber an öffentlichen Kassen nicht an Zahlungsstatt angenommen wird, wogegen sich allerdings vorab die Steuereinnehmer höchlich verwahren würden. Ob dem Sternsteinhofer Toni je unter der Hand einer oder der andern ehrenhaften Schönen jene einseitige Schamröte aufgestiegen ist, welche nicht das Resultat eines physiologischen Prozesses, sondern das einer fremden Kraftäußerung ist, davon hat er nichts verlauten lassen, wie denn solchen Vorkommnissen gegenüber selbst die geschwätzigsten Männer sich strenger Diskretion zu befleißigen pflegen." Auch mit der Einschleppung gewisser unschönen und nachlässigen Dialektworte wie „das Kind betreuen" (für treu behüten), „serbeln" (für kränkeln) u. s. w., die nicht bloß im Munde der Bauern, sondern in der Erzählung Anzengrubers selbst vorkommen, kann man sich so wenig einverstanden erklären, als mit den oben angedeuteten Geschmacklosigkeiten. Jedoch sind das alles Mängel, die nicht schwer ins Gewicht fallen gegenüber den wirklichen Vorzügen dieses naturalistischen Romans. Es kommt eben darauf an, welchen Maßstab man an die

Schöpfungen legt. Als Lessing in „Minna von Barnhelm" und Goethe in „Hermann und Dorothea" unmittelbar aus dem Leben schöpften, fiel ihr hellerer Blick auf glücklichere Vorgänge und Gestalten, und im Vergleich mit jener Lebenswahrheit, die uns die klassischen Realisten vor Augen stellten, bleibt die im „Sternsteinhof" gebotene unerquicklich genug. Vergleichen wir jedoch Erfindung und Charakteristik der Anzengruberschen Erzählung mit den Kraftprodukten des jüngsten papiernen Sturmes und Dranges, so wird der österreichische Dichter fast zum Idealisten.

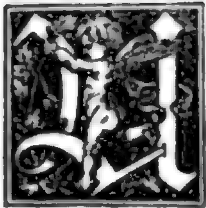
*



Japanische Künste.

Von Bruno Bucher.

(Schluß.)



Unsre genauere Bekanntschaft mit japanischen Holzschnittwerken datirt von den Expeditionen her, welche zum Abschluß von Handelsverträgen unternommen wurden (von Preußen 1859—1861, von Österreich 1868—1871 u. s. w.). Wir erhielten damals außer der vielbändigen Encyklopädie eine Anzahl von Skizzen- und Musterbüchern, deren Darstellungen zum Teil durch Naturwahrheit überraschten, zum Teil aber auch den Eindruck arger Karikaturen machten. Allerdings ist bei ihren Zeichnern die Neigung zum Karikiren ziemlich häufig, doch auch diese Sachen sehen wir jetzt mit andern Augen an. Viele solcher Bilder geben nur die phantastischen Typen oder Szenen ihrer Pantomimen, auf andern Blättern erkennen wir ihre Gymnastiker und Jongleure wieder; und da müssen wir bekennen, daß wohl ein sozusagen michelangelesker Zug zum Übertreiben vorkommt, in der Hauptsache aber wieder das treueste Naturstudium zu bewundern ist, und nicht minder die Sicherheit der Zeichnung mit ihren freilich ganz vorzüglichen Pinseln, welche bald mit der feinsten Feder wetteifern, bald flott und breit arbeiten. Vielfach ist auch das, was uns anfangs befremdete, nur die scharfe Ausprägung des Rassentypus. In alledem, auch in der Facsimilewiedergabe der Zeichnungen im Holzschnitt und in der diskreten Farbengebung, haben aber die japanischen Künstler, soweit wir nach den importirten Erzeugnissen zu urteilen vermögen, im Verlaufe der letzten Jahrzehnte noch erstaunliche Fortschritte gemacht. Um dieselben nachzuweisen, müßte man allerdings die Bücher selbst zur Anschauung bringen und in manchem Seite für Seite aufzeigen können. Indessen befinden sich solche gegenwärtig in so vielen Händen oder sind doch

so leicht zugänglich, daß ich mir wohl erlauben darf, einzelne Bilder zu erwähnen, in welchen mit einer scheinbar flüchtigen, skizzenhaften Zeichnung eine kaum zu übertreffende Wirkung erreicht worden ist.

Nehmen wir beispielsweise das dreibändige Werk mit Darstellungen von Vögeln. Da sehen wir, wie drei Wildgänse in das Schilf einfallen, alle in derselben charakteristischen Flugbewegung, aber mit verschiednem Tempo des Flügelschlages, sodaß jeder Vogel eine etwas andre Ansicht darbietet als die übrigen. Nur drei Farbentöne sind benutzt, Schwarz, Grau und ein gelbliches Rot, welche zum Teil ohne Kontur aufgetragen sind — ein Umstand, den wir uns nachher in Erinnerung rufen wollen —, und bei so geringem Aufwande sieht man garnicht ab, was ein Mehr von Farben oder ein weiteres Eingehen in das Detail noch an der malerischen Wirkung bessern könnte. Auf einem andern Blatte findet ein blutiges Gefecht zwischen zwei Sperlingen statt, zwei weitere schießen auf sie zu, offenbar um sich an dem Kampfe zu beteiligen, noch andre begleiten die Handlung wenigstens mit ihrem Geschrei; nur zwei besonders wohlbeleibte wenden derselben gleichgiltig den Rücken zu. Das lebt alles, man meint die Tierchen fliegen zu sehen und schreien zu hören. Auch da genügen die erwähnten drei Farbentöne, mit welchen überhaupt in diesen Bänden das Auskommen gefunden wird. Gedruckt sind die Farben; wir können die Eindrücke der Holzform fühlen, und hie und da zeigt sich, daß das Blatt bei dem Aufdrucken einer Farbe nicht ganz genau aufgepaßt worden ist, sodaß die betreffenden Partien ein wenig verschoben erscheinen. Manchmal ist auch, wo ein kräftigeres Schwarz für notwendig befunden wurde, mit dem Pinsel nachgearbeitet worden; das lehren die Farbenränder und der etwas fleckige Auftrag. Gehen wir zu einem Buche mit Landschaften über. Da kommt dem Schwarz und dem Weiß des Papiers lediglich ein schwaches Blau zu Hilfe, und dennoch sind die Sommerbilder mit Wald, Wiese und stillem Wasser wie die Schneelandschaften treu, sprechend, stimmungsvoll. Ein wahres Meisterstück ist die Meeresbrandung mit dem bekannten höchsten Berge des Landes, dem Fusiyama, im Hintergrunde. Es ist kaum denkbar, daß die gewaltige Strömung, das Emporschwellen und Überschlagen der Wellen, das Aufspritzen und Zerstieben des Schaumes, ja selbst das Lichtspiel auf der Flut mit größerer Wahrheit gemalt werden könnte. Und hier ist auf alle Farbenzuthat verzichtet, nur für den Schneegipfel, die höchsten Lichter auf den Wellen und die gleichsam schaumgebornen Vögel, welche die Brandung umflattern, ist das Weiß des Papiers ausgespart, alles übrige leisten Schwarz und Grau. Ebenso bescheidet sich der Blumenmaler. Mit ein wenig Gelb oder Blau oder Rot kommt die Individualität der Pflanze vollständig zum Ausdruck, und bei einem Strauche, dessen grüne Blätter rot geädert und gerändert sind und der rote Blütenrispen trägt, ist eine wahre Pracht des Kolorits ermöglicht mit nur drei Farbenplatten. Und eben bei den Pflanzen begegnen wir häufiger dem Aufdrucken einer Farbe ohne

schwarze Umrißzeichnung, wodurch das Zarte, Gefiederte, Flockige von Blüten vortrefflich zur Erscheinung gebracht ist.

Es liegt so nahe, mit dieser bescheiden auftretenden und dennoch so wirkungsvollen Malerei diejenige zu vergleichen, welche trotz eines maßlosen Farbenaufwandes noch künstlicher Beleuchtung bedarf, um sich zur Geltung zu bringen!

Auch jene Art des Kolorirens mit einigen wenigen Tönen unter Verzichtleistung auf Modellirung hat sich schon in aller Stille bei uns eingebürgert. In England bemächtigte sich zuerst Walter Crane dieser Methode, ihm folgte die Manieristin Kate Greenaway, die eine Zeit lang den Büchermarkt mit ihren puppenhaften, in ungeheuern Hüten beinahe verschwindenden Gestalten überschwemmte, und jetzt sehen wir alle Zeichner für Kinderschriften, von Fröschl und Thumann angefangen bis zu den Namenlosen, denselben Spuren folgen, namentlich auch dem Detail eine liebevolle Behandlung widmen, die von ihrem jugendlichen Publikum dankbarst anerkannt wird. Denn gerade dadurch wird jedes Blatt im neuen Bilderbuche zu einer viel reicheren und dauernderen Quelle der Beschäftigung. Und von welcher Wichtigkeit auch für die Entwicklung des Schönheitsgefühls die ersten Bücher der Kleinen sein können, das sieht in der Gegenwart jedermann ein. So dürfen, wenn wir mit Befriedigung darauf zurückblicken, wie sich in den letzten dreißig Jahren der Kunstsinn entwickelt und ausgebreitet hat, die Verdienste dessen nicht übersehen werden, der uns zuerst wirklich künstlerische Jugendschriften gegeben hat, Ludwig Richters, aber auch den japanischen Malern schulden wir, glaube ich, Dank für die neue Anregung.

Noch will ich die Bücher nicht unerwähnt lassen, aus welchen deutlich wird, auf welche Weise eben jene Maler die Natur studiren: in den Studienköpfen, in den konstruirten Darstellungen lebender und lebloser Wesen von den verschiedensten Seiten einschließlich der schwierigsten Verkürzungen bei Auf- und Untersichten. Da erscheinen ein kleines Mädchen mit einem jungen Hunde auf dem Arme, ein hockender Alter mit einer Kröte, ein Steinblock mit plastischen Verzierungen u. a. m. von vier Seiten, dann von oben, dann liegend wieder von verschiednen Seiten aufgenommen. Kennen wir ein auch nur annähernd so gründliches Studium?

Mit den Leistungen der Japaner im Porzellan und andern Arten von gebranntem Thon brauche ich mich nicht näher zu befassen, da eben diese am längsten und allgemeinsten bekannt, in Werken über Keramik vielfach behandelt worden sind, und Ausstellungen wiederholt Gelegenheit geboten haben, dieses Spezialgebiet unter verschiednen Gesichtspunkten zu betrachten.

Nicht ganz so steht es um die Bronzen, welche in frühern Zeiten durchaus nicht die gebührende Beobachtung gefunden haben, zunächst wohl, weil man im Abendlande mit diesem Stoff vertrauter war, vielleicht auch, weil die Gegenstände den Gewohnheiten und dem Geschmacke der Europäer zu fern lagen. Auch die

Gegenwart hat Zeit gebraucht, bis sie die Buddhastatuen, die mit plastischem Ornament oft überladnen Tempelvasen, die Tierfiguren unbefangen, objektiv anzuschauen vermochte. Aber sie hat es gelernt. Und diesen Ruhm dürfen wir wohl für uns in Anspruch nehmen, die wir uns sonst in Dingen der Kunst meistens der Vergangenheit gegenüber so klein fühlen, den Ruhm, daß wir an die Schöpfungen jedes Zeitalters und jedes Volkes gleich vorurteilsfrei hinantreten und uns bemühen, sie aus den geistigen und materiellen Bedingungen ihres Entstehens heraus zu begreifen. Wir sprechen keinem Stil und keiner Richtung die Existenzberechtigung ab, weil sie etwa uns persönlich nicht zusagen oder mit den Schönheitsbegriffen unsrer Zeit und unsrer Rasse in Widerspruch stehen; sondern wir vergegenwärtigen uns, so weit dies möglich ist, die Denk- und Empfindungsweise, den Glauben und die Sitte, den Volkscharakter und das Maß von Fähigkeit, welche Einfluß auf den Künstler geübt haben. Daß diese historische oder, wenn man will, historisch-ethnographische Betrachtungsart am häufigsten auf Gegnerschaft gerade bei Künstlern stößt, mag sich daraus erklären, daß bei dem Ausübenden die Kunst Glaubenssache ist und der zum Patron erwählte Heilige keine andern neben sich duldet; für ihre eignen Werke machen sie nichtsdestoweniger Anspruch auf objektive Beurteilung, falls sie nicht Fanatiker sind, die unbedingte Unterwerfung unter ihr Dogma fordern. In ganz eigner Stellung aber befinden sich diejenigen, welchen die Aufgabe zugefallen ist, die Industrie wissenschaftlich oder künstlerisch zu fördern. Sie müssen neben dem kunstgeschichtlichen Standpunkte stets den praktischen behaupten, dürfen über dem archäologischen oder antiquarischen oder ästhetischen Interesse nicht vergessen, sich die Frage vorzulegen, ob und was aus den Arbeiten vergangner Zeiten oder fremder Nationen für die Gegenwart und das eigne Volk zu lernen, was zu benutzen sei. Diese verschiednen Standpunkte vertragen sich indessen ganz gut miteinander, wie durch die Thätigkeit der kunstgewerblichen Bildungsanstalten dargethan wird.

Und die japanischen Bronzen, so absonderlich sie uns mitunter erscheinen mögen, haben gerade für uns ein ganz „aktuelles Interesse." Sie erregten, als sie zuerst in größerer Zahl herüberkamen, und erregen noch fortwährend unsre Aufmerksamkeit durch technische Eigenschaften, durch den meisterhaften Guß, die mustergiltige Ziselirung, die große Mannichfaltigkeit der Farben, den Reichtum und die präzise Ausführung der Silbereinlagen oder Tauschirungen. So wundervolles im Einlegen von Silberdrähten in andres Metall die Westasiaten und deren Schüler, die Byzantiner, die Waffen- und Harnischschmiede in Spanien, Italien, Deutschland auch geleistet haben, in technischer Beziehung reicht nichts davon an die wie mit einer Rabenfeder hingezeichneten japanischen Tauschirungen heran. Eine andre Kunst, die nämlich, die Oberfläche der Bronze und des Messings durch chemische Mittel zu färben, haben wir ihnen nach und nach einigermaßen abgelernt, und von dem Erscheinen der japanischen Vasen in

den zahlreichsten Abstufungen vom tiefsten Braun bis zum Gelb und Grün auf der Wiener Weltausstellung schreibt sich eine lange Reihe von mehr oder weniger erfolgreichen Versuchen in der Patinirung der Metalle her. Nur was die oft so krausen rundgeformten Ornamente an Vasen, Details oder Figurengruppen anbelangt, sehen wir noch nicht klar. Daß sie selbständig und aus verlorener Form gegossen sind, unterliegt wohl keinem Zweifel, dann und wann sind sie mit Haken versehen, um an Hülsen oder Ösen am Körper eines Gefäßes gehängt zu werden, und das scheint die ältere Methode zu sein. An neueren Objekten pflegen die Blumengewinde, Tiere u. dergl. m. unlösbar befestigt zu sein; nach der einen Angabe hätte das Anzusetzende einen schwalbenschwanzförmigen Fortsatz, welcher in den Gefäßkörper hineingetrieben würde, nach einer andern wäre das Verbindungsmittel ein leichtflüssiges Lot, dessen Überschuß mit größter Sorgfalt beseitigt würde; vielleicht bestehen beide Arten des Verfahrens neben einander. Wie dem aber auch sein möge, die Überlegenheit der Japaner in der Überwindung technischer Schwierigkeiten wird ganz besonders anschaulich durch Vergleichung von Originalen mit Nachahmungen, die aus den berühmtesten französischen Fabriken hervorgegangen sind.

Vollends unbestritten nehmen in der Emailtechnik die Japaner den ersten Platz ein. Sie sind der altorientalischen Art der Emaillirung, dem Zellenschmelz, treugeblieben; wenigstens erinnere ich mich nicht, von ihrer Hand jemals etwas gesehen zu haben, was an die wahrscheinlich von der Glasmalerei beeinflußte limusiner Art oder an die persische, dann nach Europa verpflanzte bunte Malerei auf weißem Schmelzgrunde erinnerte. Aber zu welcher Virtuosität haben sie es in jener Technik gebracht, wie haben sie das Gebiet derselben erweitert! Vor etwa sechzehn Jahren sahen wir zum erstenmale dieses Dekorationsmittel auf Porzellan angewandt. Diese Neuigkeit erregte allgemeines Staunen, manche Praktiker witterten eine Täuschung dabei, einer opferte sogar eins der damals noch so seltenen Stücke, ließ eine Porzellanschale zersägen, um zu ermitteln, ob etwa zwischen Porzellan und Email ein dritter Stoff zur Befestigung der Metallstege eingeschoben sei. Allein er entdeckte nichts dergleichen, und mußte sich mit der Vermutung zufrieden geben, daß das auf die unglasirte Oberfläche des Porzellans aufgeschmolzene Email zugleich das Metall mit festhalte. Damals gaben wir uns viele Mühe, die Seltenheit direkt von dem Orte her zu erlangen, wo Europäer sie entdeckt hatten, von Osaka, und auch noch 1873 kamen nur wenige Exemplare auf die Ausstellung, sodaß man glauben konnte, sie würden Rarität bleiben. Aber bald folgten sie in Menge und in allerlei Varietäten. Die ersten, offenbar Erzeugnisse einer und derselben Fabrik, waren trüb in der Farbe, wie damals die japanischen Emaile noch häufig: stumpffleischrote Päonien auf einem unreingrünen Grunde. Aber gerade die Farbengebung hat sich in der dortigen Emailtechnik im Laufe von zehn Jahren wahrhaft glänzend entwickelt. Schon die nächsten Arbeiten wiesen eine viel

reichere Palette und eine harmonischere Zusammenstellung der Farben auf, eines leuchtenden Blau in verschiednen Nüancen, eines klaren Grün, kräftigen Rotbraun u. s. w.; dann kamen Porzellangefäße, die teils glasirt, teils mit Email cloisonné dekorirt waren. Und auf der vorjährigen Ausstellung in Nürnberg konnte man von der Pracht der emaillirten Platten und Vasen förmlich geblendet werden. Nicht jede von den neuen Errungenschaften ist nach meinem Empfinden unbedingt als Gewinn anzusehen, es schleichen sich auch sogenannte süße, schwächliche Farben ein, welche die asiatischen Chemiker möglicherweise den Europäern zuliebe hergestellt haben. Aber im großen und ganzen ist nicht zu leugnen, daß, während wir uns angestrengt haben, die Neuerungen, welche die Franzosen 1878 in Paris in der Emailmalerei auf Thon darlegten, uns anzueignen, die Japaner unablässig auf ihrem Wege vorwärtsgegangen sind; und man darf erwarten, daß vermöge ihrer Anregungen die Ausstellung von 1885 sich als ebenso wichtig und folgenreich für unsre Kunstindustrie erweisen werde wie die von 1873.

Was an den in Nürnberg ausgestellten Arbeiten dieses Genres am meisten auffiel und interessirte, veranlaßt mich, noch einmal auf den Zellenschmelz auf Porzellan zurückzukommen. An Gegenständen dieser Art bemerkt man nämlich vielfach Zellen, welche mit mehr als einer Farbe gefüllt sind, sodaß die verschiednen Emaile, nicht durch Metallstege von einander getrennt, an den Grenzen ein wenig ineinanderfließen, sich vermischen, ganz ebenso wie an dem sogenannten rheinischen oder Kölnischen Email, Grubenschmelzarbeiten aus dem frühen Mittelalter. Ferner brachten die früher erwähnten Porzellanschalen eine Neuerung auch darin, daß die Metallfäden, welche die emaillirten Partien von den einfach glasirten zu scheiden haben, sich zum Teil in die Glasur hinein fortsetzen. Den Sachen kann besondre Schönheit nicht nachgerühmt werden, sie sind nur interessante Zeugnisse für das rastlose Experimentiren des arbeitsamen und erfinderischen Volkes. An beide Dinge nun gemahnen uns die neuesten Leistungen. Die Oberfläche eines Gefäßes oder einer Platte ist gänzlich mit Email cloisonné bedeckt, aber die Cloisons verschwinden stellenweise, sodaß zwei Farbenfelder einander unmittelbar berühren. Diese Berührung ist jedoch nicht die nämliche wie die obenerwähnte, die beiden Farben fließen nicht ineinander, oder doch kaum merklich. Wie war es nun möglich, das Zusammenfließen zu verhindern, da doch beide Emaile gleichzeitig in Fluß geraten, um sich durch Anschmelzen mit der Metallunterlage zu verbinden? Das erklärt sich, wenn wir entdecken, daß entweder die Metallstege ursprünglich vorhanden, aber dünn genug gewesen sind, in der Hitze der Muffel zu verbrennen, oder daß sie an den betreffenden Stellen eine geringere Höhe haben als an den übrigen. In dem einen wie in dem andern Falle erfüllen sie ihre Funktion als Scheidewand, werden aber, wenn der ganze Emailüberzug bis auf die sozusagen normale Höhe der Stege abgeschliffen ist, nicht sichtbar. Auch scheinen verschiedne Legirungen zur An-

wendung zu kommen, da die sichtbaren Drähte keineswegs immer goldgelb erscheinen.

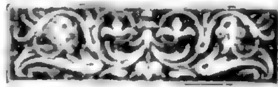
Man könnte geneigt sein, dergleichen eine müßige Spielerei zu nennen, wenn es nicht wieder mit so feinem Sinne benutzt würde. Dies wird man vor allem bei den verschiednen Winterlandschaften gewahr, z. B. bei den Vasen, von deren grauem Grunde — dem Winterhimmel, der schon reichlich Schnee gespendet hat und noch mehr verheißt — sich das Weiß des beschneiten Bodens, der belasteten Baumzweige, der fallenden Flocken und des Gefieders der reiherartigen Vögel glänzend, aber nur teilweise in scharfen Umrissen abhebt. Wo eben die feinen Drähte zwischen den beiden Tönen fehlen, hat der Umriß das Weiche und einigermaßen Unbestimmte, mit welchem in der Natur ein flockiger Körper sich auf andersfarbigem Hintergrunde abzeichnet. Bei glatten oder doch massiven Gegenständen stört es uns nicht, wenn der Maler sie durch eine (in der Natur selbstverständlich nicht vorhandne) Umrißlinie, hier also den Metalldraht, abgrenzt; während die fallende Schneeflocke, das weiche Gefieder u. s. w. durch die Umrahmung ihren Charakter einbüßen würden. Und ich erinnere hier abermals daran, daß auch bei den japanischen Farbendruckbildern die Umrißlinie nur dort angewandt wird, wo sie für die Wirkung von Nutzen ist.

Weniger auffallend, aber doch höchst beachtenswert sind andre Neuheiten auf demselben Gebiete, neue Farben, wie erwähnt, und neue Kombinationen, bei denen wir uns mitunter fragen: Weshalb sind wir nicht selbst darauf verfallen, die mancherlei opakbunten Massen, welche die Glasfabrikation seit Jahrhunderten und zum Teil schon viel länger verarbeitet, auch in Gestalt von Emailpulver zu versuchen? Da sehen wir Vasen, an denen Felder von verschiednen Marmorarten, Porphyr, Granit, goldgesprenkeltem Aventurin u. a. m. als Grund für kleine Gemälde voll entzückender Naturwahrheit dienen, während sich um den Rand ein gleichsam aus lauter Juwelen zusammengefügtes Band schlingt. Können wir denn das nicht auch machen? fragt mancher bei der Betrachtung solcher Dinge. Darauf muß geantwortet werden: Dasselbe gewißlich nicht. Und zwar stützt sich die Verneinung nicht einzig auf den alten Erfahrungssatz, daß, wenn zwei dasselbe thun, es doch nicht dasselbe ist. Wir können es nicht, weil uns gewisse Naturanlagen und die tausendjährige Kunst- und Handwerkstradition mangeln, und wenn wir diese besäßen, könnten wir es trotzdem nicht, weil unsre Lebensbedingungen so gänzlich anders sind. Die europäische Fabrikindustrie kann die nationalen Industrien andrer Länder vernichten, und das thut sie fortwährend, weil ihre Erzeugnisse wohlfeiler sind, wie z. B. englische, Schweizer u. a. Fabrikate die indischen Baumwollen- und Seidengewebe im Lande selbst verdrängen. Aber wollten wir Stoffe und Teppiche, Lack- und Emailarbeiten u. s. w. von derselben künstlerischen und technischen Vollendung herstellen wie die Araber, Inder, Chinesen und Japaner, so würden die Dinge nicht zu bezahlen sein. Denn unsre Arbeiter können nicht unter freiem Himmel

bei einer Schüssel voll Reis den ganzen Tag, und Tag für Tag, ohne Feiertagsruhe, bedächtig, aber unablässig beim Werke sein, und würden auch selten das Maß von Geduld aufbringen, um ein Holzkästchen sechs-, zehn-, achtzehnmal mit Lack zu überziehen, zu poliren, zu bemalen u. s. w. Ob die Japaner, wenn sie in der bisherigen Weise fortfahren, sich zu europäisiren, nicht auch einen Umschwung in den Produktionsverhältnissen heraufbeschwören, ob die Sendlinge, welche jetzt unsre Schulen besuchen, nicht auch andre Ansprüche an das Leben heimbringen und verbreiten werden, muß die Zukunft lehren.

Daß der Einfluß ein gegenseitiger ist, läßt sich schon jetzt wenigstens in Beziehung auf den Stil konstatiren. Da hat ein Maler in Hiogo, Mitzugoro, im Auftrage eines deutschen Buchhändlers Tuschzeichnungen geliefert, welche als Vorlagen für Holz- und Faiencemalerei u. dergl. dienen sollen und ohne Zweifel von kunstbeflissenen Damen fleißig werden benutzt werden. Und da begegnen wir schon ganz unjapanischen Zügen. Die dortigen Karikaturenbücher enthalten auch Tierzeichnungen, die zu ihrer Märchenwelt und ihren Pantomimen in Beziehung zu stehen scheinen, doch haben wir nirgends die Käferpoesie gefunden, die vor einigen Jahrzehnten in Deutschland grassirte, oder gar den leibhaften Reineke Fuchs als Beichtiger mit dem Rosenkranz, wie bei Mitzugoro, der freilich dem Reineke ein Huflattichblatt als Kutte umgehängt hat. Dieser Künstler, der übrigens ein geringeres Talent verrät als die Zeichner der bekannten japanischen Bücher, hat sich immer noch mit mehr Geschick dem deutschen Geschmacke anbequemt, als in der Regel unsre Zeichner „japanisiren." Gleichzeitig mit den Zeichnungen Mitzugoros kam uns der Prospekt eines Werkes zu: „Studien und Kompositionen" von einem in Paris lebenden Schweizer, Jean Stauffacher, der den löblichen Zweck verfolgt, zur ornamentalen Ausnutzung der heimischen Flora anzuregen. Daß ihn selbst die Japaner angeregt haben, lehrt der erste Blick auf die Proben, und ich wäre der letzte, ihm das zum Vorwurf zu machen. Aber richtig macht er jenen nach, was entweder nicht nachahmenswert oder doch nebensächlich ist. Er würfelt Abschnitzel von allerlei Verzierungen durch einander in der Manier, die man einst „Quodlibet" nannte, und die für Städteansichten u. dergl. von amerikanischen illustrirten Zeitschriften und nach diesen auch von deutschen angenommen worden ist; er läßt konsequent Blütenzweige oder Ranken über die Umrahmungen hinausgreifen (wie wohl in Barockkirchen ein geschnitzter Engel die Beine über den Rand des Bildes hängen läßt), weil die Japaner sich dergleichen Freiheiten dann und wann erlauben; dabei modellirt er aber die Pflanzen ganz naturalistisch und zwar in der peinlichsten Ausführung. Er hat also das, was wir wirklich von der japanischen Kunst annehmen können und sollten, garnicht gesehen. Und das möchte ich schließlich in drei Punkten präzisiren: erstens ihre Art, die Naturformen auf das allergründlichste zu studiren, um das Charakteristische an denselben zu erfassen, zweitens die Wiedergabe des Charakteristischen mit der äußersten Treue ohne die Absicht,

Illusion hervorzurufen, drittens das weise Maß in den Darstellungsmitteln. Das sind freilich Dinge, welche man sich nicht von heute auf morgen aneignen kann, aber sie zu erreichen, ist wohl ernster Anstrengung und des Zeitaufwandes wert. Und dabei können wir bleiben, was wir sind, können auch in der Kunst reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist, und brauchen keine verzweifelten Anläufe zu machen, japanisch zu sprechen, was uns doch niemals gelingen würde.



Die großgriechische Idee.



Von den drei Fragen, welche in den letzten fünf Monaten von der Balkanhalbinsel her den Frieden Europas bedrohten, gehen jetzt zwei einer raschen Lösung entgegen: die Pforte hat sich mit den Bulgaren über eine Art Union verständigt, Rußland, das anfangs fürchtete, das betreffende Übereinkommen könnte einst zu seinem Nachteil angerufen werden, ist jetzt befriedigt, indem es erlangt, daß dieser nun der Genehmigung der Großmächte unterliegende Vertrag der Defensivallianz zwischen der Türkei und Bulgarien nicht gedenkt und dem Sultan nicht die Befugnis erteilt, dem Fürsten des letztern Staates aus eigner Machtvollkommenheit nach fünf Jahren das Amt eines Generalgouverneurs von Ostrumelien weiter zu lassen; endlich steht jetzt fest, daß die Serben nicht mehr daran denken, gegen die bulgarischen Nachbarn von neuem das Schwert zu ziehen. Es bleibt somit nur Griechenland noch übrig. Es kann nicht mehr auf sein Offensivbündnis mit den Serben rechnen, es sieht den Fürsten Alexander mit dem Sultan ausgesöhnt, die festländischen Kabinette runzeln die Stirn über seine kriegerischen Pläne, sogar das Gladstonesche will ihm nicht beistehen, Kriegsschiffe der verschiedensten Flaggen bedrohen seine Flotte, falls sie an der Küste Kretas Unfug zu stiften versuchen sollte, mit einem kleinen Navarino. Nicht einmal die öffentliche Meinung steht seinen Velleitäten zur Seite. Zwar hat der Berliner Professor Kiepert, wie die „Akropolis" meldet, in einer Zuschrift ausgesprochen, daß er „hofft und von ganzer Seele wünscht, die Befreiung eines weiteren Teiles altklassischen Bodens zu erleben, auf welcher trotz aller Völkermischungen und trotz jahrhundertelanger barbarischer Unterdrückung das Hellenentum die dauernde Kulturmacht geblieben ist." Desgleichen hat Kollege Virchow, wie in demselben Blatte zu lesen, den Griechen geschrieben: „Wer wie ich den Hellenen Byzanz wünscht, kann nicht umhin, ihnen auch Mazedonien zu wünschen." Ähn-

lichen Wohlwollens erfreuen sich die Griechen gewiß auch bei andern deutschen Professoren sowie bei englischen und französischen Gelehrten. Aber im großen und ganzen ist der Philhellenismus längst aus der Mode gekommen wie die Begeisterung für das Polentum und seine staatliche Auferstehung, und wenn man in Athen jetzt zu drohen und zu trotzen fortfährt, so wird es sicher kaum einem von hundert Zuschauern heroisch vorkommen, wahrscheinlich aber allen übrigen sehr thöricht, wo nicht lächerlich.

Die Griechen sind sonst kluge Leute, und so sollten sie begriffen haben, daß ihr Staat mit seinen kaum zwei Millionen Einwohnern gegen die Mächte, die entschlossen sind, sie am Losschlagen zu hindern, nichts vermag; auch darf man vermuten, daß sie schon die türkische Grenze überschritten hätten, wenn sie überhaupt loszuschlagen entschlossen wären. Die Regierung handelte unter dem Banne der großgriechischen Idee, sie hat Geister gerufen, die sie nun nicht gut los werden kann, sodaß ihr die Mächte davonhelfen müssen. Jene Idee, die Hoffnung und das Bestreben, alle auf der Balkanhalbinsel und an den Küsten Kleinasiens lebenden Glieder des hellenischen Volksstammes wie bisher sprachlich und durch Religion und Sitte, allmählich auch staatlich zu vereinigen, hat eine gewisse Berechtigung, ihrer Verwirklichung stehen aber vielleicht für immer, namentlich aber gegenwärtig mehr Hindernisse im Wege, als sie Kräfte zur Verfügung hat. Die griechische Rasse ist seit geraumer Zeit durch ein gemeinsames Kulturleben, das auch Nachbarn fremden Stammes in seinen Kreis gezogen hat, verbunden, sie wohnt aber zu zerstreut, um leicht einen hellenischen Staat von erheblich größerer Ausdehnung als das jetzige Hellas zu bilden, selbst wenn die Umstände sonst einmal günstiger dafür würden als heutzutage. Sehen wir von den Inseln, den kleinasiatischen und den am europäischen Rande des Schwarzen Meeres gelegenen Küstenstrichen sowie von Konstantinopel mit seinen 500 000 Griechen ab und beschränken wir uns auf Mazedonien, das Herr Virchow den von Athen aus regierten Griechen zugesteckt, so begegnen wir hier bei weitem mehr andern als griechischen Stämmen. Von Salonik aus erstreckt sich nordwärts über Kalkasch, Doriana und Petritsch nach dem Fuße des Peringebirges, wo Melenik liegt, eine langgedehnte Kette bulgarischer Niederlassungen. Zahlreiche Bulgaren wohnen ferner östlich von dieser Linie auf der vor den Rhodopebergen liegenden Ebne bis nach Demirhissar (bulgarisch Walowischte) und Serez, ferner nach Tuzlukjöi und im Osten des Flusses Karassu auf den von der Rhodope gegen das Ägeische Meer vorgeschobnen Gestadelandschaften mit den großen Orten Kjörmürdschina und Makri bis nach Ferri, wo das Gebirge sich nach der See hin verläuft. Westlich von Salonik zieht sich die bulgarische Sprachgrenze, etwa dem Laufe des Bistritzaflusses folgend, der die natürliche Scheidung zwischen Thessalien und Mazedonien bildet, bis zur mazedonischen Stadt Kozan, wo sie jenen Fluß überschreitet, um auf dessen Südufer die Stadt Serwia einzuschließen, die in den Vorbergen des

Olymp liegt, und geht dann weiter, am albanesischen Sprachgebiet entlang, bis sie sich nordwärts in serbischen Strichen verliert. Allerdings bewohnen die Bulgaren diese Gegenden nicht allein, sondern zusammen mit Zinzaren oder Wlachen, Türken, Griechen und Juden, aber die Bulgaren überwiegen hier dermaßen, daß ihre Sprache in der Regel auch von den Zinzaren erlernt wird. Die letztern bilden nach jenen das stärkste Element der Bevölkerung; ihr Hauptsitz ist die große Ebne auf der linken Seite des untern Strumaflusses (des Strymon der Alten), wo sie über hundert Dörfer einnehmen. Griechen giebt es in starker Anzahl fast nur an den Punkten Mazedoniens, wo im Altertum hellenische Kolonien waren, wie Amphion, Eion, Neapolis, Potidäa, Abdera und hauptsächlich an der Straße von Salonik nach dem Berge Athos. Die noch jetzt rein griechische Halbinsel Chalkidike heißt heutigentages wie im frühen Mittelalter Madenochoria, Bergwerksdörfer. In der Ebene von Serez begegnet man neben hunderten von Zinzaren- und Bulgarendörfen kaum zwanzig griechischen. Türkische Dörfer trifft man auf den Ebnen von Serez und Drama (Philippi) bei Tuzlukjöi, Xanthi, Jenidsche und Kjörmürdschina. Neben denselben aber wohnen zahlreiche muhammedanische Bulgaren, und auf dem Rhodopegebirge haust der vollständig sich zum Islam bekennende slawische Pomakenstamm. Die Bulgaren Mazedoniens sind wie ihre Stammgenossen in Ostrumelien meist Feldarbeiter und Gärtner, und wenn sie sich in den Städten dem Handwerke zuwendeten, verloren sie gewöhnlich bald ihre Nationalität, d. h. sie lernten Griechisch sprechen und schlossen sich der griechischen Zunft in den betreffenden Orten an. Daneben machte früher die griechische Kirche durch ihren Gottesdienst und ihre Schulen unter den Bulgaren Mazedoniens, die ohne alle nationalen Bildungsmittel waren, für das Hellenentum erfolgreich Propaganda. Das ist aber seit etwa zwei Jahrzehnten und namentlich seit der Emanzipation der bulgarischen Kirche von der Herrschaft des griechischen Patriarchats im Fanar von Konstantinopel wesentlich anders geworden. Die Bulgaren besitzen jetzt Bischöfe und Popen ihrer Nationalität und vielfach auch Schulmeister, die nicht direkt oder indirekt für die großgriechische Idee wirken. Die letztere findet hier jetzt weit weniger Anknüpfungspunkte als früher.

Die Befreiung der Bulgaren von der Herrschaft der griechischen Geistlichkeit, die im Patriarchen von Konstantinopel ihre Spitze hat, war nicht die erste, aber die folgenreichste Maßregel zur Eindämmung der großgriechischen Idee auf der Balkanhalbinsel. Sie wurde Ursache, daß sich der Propaganda des Hellenentums, für welche der stärkste Slawenstamm der europäischen Türkei bisher nur Material gewesen war, allmählich eine Nationalität gegenüberstellte, welche die griechische Sprache und Kultur abwies, weil sie eignen geistigen Besitz gewonnen hatte oder zu gewinnen im Begriffe war. Dieser Damm war von der russischen Diplomatie aufgeführt worden. Demselben folgte 1878 in der Schöpfung Bulgariens und Ostrumeliens ein zweiter und in der spätern

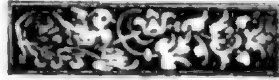
Vereinigung beider ein dritter. War bis dahin die Vorbereitung einer staatlichen Erweiterung des Königreiches Hellas durch kirchliche Einflüsse, durch die Schule und ähnliches gehemmt, so schwand alle Hoffnung auf Ausdehnung des Hellenentums als Staat, als es jetzt die Bulgaren ebenfalls zu einem Staate geeinigt sah, der auch Ostrumelien stark beeinflußte und auf die mazedonischen Bulgaren hinüberwirkte. Die großgriechische Idee hatte unter der türkischen Herrschaft im Süden der Balkanhalbinsel ihren Sieg durch Ausdehnung der neuhellenischen Kultur im Stillen anbahnen können, sie hatte dem griechischen Elemente das slawische vielfach assimilirt, man konnte in Athen hoffen, bei der Aufteilung der Türkei die Früchte dieser Arbeit zu ernten. Jetzt schob sich in den staatlich organisirten Bulgaren eine Schranke vor diese Hoffnung. Slawen, nicht Hellenen sollten, wie es schien, fortan die Erben des langsam hinsterbenden Türkentums sein. Wenigstens ist das so lange zu erwarten, als die Stellung der bei der Sache beteiligten Großmächte zu der großgriechischen Idee dieselbe bleibt, die sie mit einigen Schwankungen bisher war. Rußland hat kein Interesse an dem Erstarken des griechischen Königreiches zu einem Staate, der seine Grenzen bis tief nach Mazedonien ausdehnt. Der gemeinsame Glaube bildete einst ein starkes Verbindungsglied zwischen den beiden Völkern, aber im Ernste interessirte man sich in Petersburg für die Orthodoxen griechischer Zunge nur insofern, als sie wie die nordischen Glaubensgenossen geborne Gegner des Halbmondes in seiner staatlichen Bedeutung waren. Die Liebe und Sorge der Russen für die Griechen war immer, namentlich aber seit Gründung eines Königreichs Hellas, von ähnlicher Beschaffenheit wie die Liebe und Sorge der Franzosen für die Polen. Jetzt und seit geraumer Zeit schon erscheinen die Griechen von dem großen Vormund emanzipirte und mit ihrem Panhellenismus als Nebenbuhler. Sie sollten mit kämpfen, nach dem Siege aber nicht die Beute teilen, geschweige denn sich, wie Phantasten hofften, davon in Konstantinopel den Löwenanteil nehmen dürfen. Auch England wollte der großgriechischen Idee niemals wohl. Sie gefährdete die bequeme Türkei, und ihre Träger waren als kluge und unternehmende Kaufleute und tüchtige Schiffer im Mittelmeer, im Archipelagus und im Pontus Konkurrenten, die man in ihrem Wachstum und Gedeihen nicht fördern durfte. Eher that Frankreich das eine und das andre, was die Griechen zu Danke verpflichten konnte. Österreich endlich sah sich früher auf möglichste Erhaltung der Pfortenherrschaft hingewiesen und denkt für die Zukunft doch wohl an die Notwendigkeit eines Vormarsches aus Bosnien durch Mazedonien an das Ägeische Meer. Es kann also nicht darauf eingehen, griechische Erwerbungen im südlichen Teile seines Weges und in seiner rechten Flanke zu begünstigen. Was die deutsche Politik betrifft, so will sie, seit erreicht ist, was wir unbedingt brauchten, den Frieden, und so wird man sie nie auf Seiten eines Bestrebens finden, welches denselben bedroht. Die großgriechische Idee hat somit keine oder nur laue oder zweifel=

hafte Freunde unter den Großmächten, und allein vermag sie nichts. Sie ist geographisch und politisch eine Unmöglichkeit. Höchstens kann es einmal unter Umständen, die günstiger sind als die gegenwärtigen, zu einer mäßigen Vergrößerung des Königreiches um ein paar Quadratmeilen Landes im Norden, um Kreta und einige Sporaden im Süden, niemals aber, soweit menschliche Berechnung reicht, zu einem Staate kommen, der die gesamte Diaspora der einzelnen hellenischen Gemeinden Europas und Kleinasiens oder auch nur die am dichtesten aneinander gereihten Gruppen derselben in sich begriffe.

Sehen wir zu, was für Erfolge die großgriechische Idee in den letzten Jahrzehnten gegenüber der Türkei und den Großmächten aufzuweisen hatte, als die Träger dieser Idee an die Gewalt appellirten. Schon vor dem Krimkriege regten sich Vergrößerungsgelüste in Zeitungen und Schriften, die an sich nicht unbegreiflich waren, da der Londoner Vertrag dem neuen Königreiche zu enge Grenzen gezogen hatte, die aber sofort ins Maßlose gingen, indem dabei Konstantinopel fortwährend als Mittelpunkt der hellenischen Nationalität bezeichnet wurde. Während des Krimkrieges verpflanzten sich diese Gelüste vom Papier in Volksversammlungen und selbst in den Rat des Königs. Russische Agenten regten zum Kampfe mit den Türken auf. In den nördlichen Nachbarbezirken wurden Aufstände versucht, in Athen kam es zu stürmischen Auftritten. Halb gezwungen schickte sich der König an, den Forderungen der Parteiführer, die Gelegenheit zur Wiederaufrichtung des Reiches von Byzanz zu benutzen, nachzugeben und durch einen Krieg mit der Pforte in dieser Richtung sein Glück zu versuchen. Es wurde nach Kräften gerüstet. Aber die Sache nahm schleunig ein Ende. Jene Aufstände wurden rasch niedergeschlagen, und die hellenische Armee blieb zu Hause. Die Westmächte litten die Heldenthaten nicht, die sie sich ohne Zweifel zu verrichten vorgenommen hatte. Ein englisch-französisches Geschwader traf im Piräus ein, einige Tage nachher, am 26. Mai 1854, wurden einige französische Regimenter ausgeschifft, und in wenigen Stunden war die Ruhe wiederhergestellt, sodaß von weiterer Gefahr für das türkische Thessalien und Epirus nicht mehr die Rede sein konnte. Nun folgten sechs ruhige Jahre, die der Wohlfahrt des Landes zu Gute kamen, aber die großgriechischen Velleitäten nicht vergessen ließen. Man hatte etwas von der Unterstützung der Westmächte durch Absendung eines italienischen Hilfskorps während des Krimkrieges lernen zu müssen geglaubt, aber den Satz vergessen: Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe, und so erbot sich die Regierung in Athen, als Frankreich 1860 in seiner Rolle als Vormund und Beschützer der Katholiken im Orient die Expedition für die Maroniten im Libanon unternahm, ein Kontingent zu diesem Kreuzzuge zu stellen, während zu gleicher Zeit der Oberst Karatasso Freiwillige zur Befreiung Mazedoniens vom Türkenjoche aufrief. Das Anerbieten wurde abgelehnt, und der Aufruf des tapfern Obersten verhallte ohne Folgen. Im Oktober 1862 wurde König Otto vertrieben, großen-

teils deshalb, weil sein Charakter nicht zur großgriechischen Idee paßte. Sein Nachfolger Georg war dazu auch nicht recht geeignet, hatte aber zunächst das Glück, daß bald nach seinem Regierungsantritte England das Protektorat über die Republik der ionischen Inseln aufgab und deren Vereinigung mit dem Königreiche Hellas gestattete. Diese Morgengabe empfahl den neuen Regenten umsomehr, als man sie als Beginn einer Reihe weiterer Vergrößerungen betrachtete. Da diese aber ausblieben, sank das Ansehen des Königs bei den Parteien, welche das Land beunruhigten, bald, und ein Regiment der Volksvertretung mit häufigen Ministerwechseln führte eine Verwirrung herbei, die an Anarchie grenzte. Von Verbesserung des tiefgesunkenen Kredits, von Ordnung der Verwaltung konnte unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Auch lagen derartige Maßregeln den Parteien viel weniger am Herzen als die großgriechische Idee. Ein Rundschreiben, in welchem die Schutzmächte zur Regelung der Finanzen aufforderten, blieb fruchtlos, obwohl darin deren Einschreiben angedroht war. Die Griechen glaubten besseres zu thun zu haben. In Kreta war im August 1866 ein Aufstand gegen die Pforte ausgebrochen, und eine Delegirtenversammlung der Griechen dieser Insel hatte Georg zum König ausgerufen. Ohne Verzug trat in Athen ein Komitee zusammen, forderte zu Geldbeiträgen für die Insurgenten auf und sandte ihnen Freischaaren zum Kampfe zu. Die Regierung zog an der Grenze von Thessalien und Epirus Truppen zusammen und verlangte bei den Mächten Verwendung bei dem Sultan für die Ansprüche der Rebellen. Dieses Verlangen blieb erfolglos, vielmehr nahmen die Mächte eine wohlwollende Stellung zur Pforte ein, verhinderten dieselbe nicht, den Aufstand der Kreter zu bekämpfen und fanden die Beschwerden, die der Divan über die Unterstützung der letztern durch Griechenland erhob, gerechtfertigt. Als in Athen das Spiel fortgesetzt wurde und die dortige Regierung nichts dagegen that, ging dem Sultan die Geduld aus. Er berief zunächst seinen Gesandten am griechischen Hofe ab, schloß seine Häfen für die griechischen Schiffe, wies die griechischen Unterthanen aus der Türkei aus, sandte eine Flotte in die griechischen Gewässer und stellte am 6. Dezember in Athen ein Ultimatum, während gleichzeitig ein türkisches Heer an der Grenze von Thessalien zusammengezogen wurde, das Omar Pascha führen sollte. Der Ausbruch des Krieges unterblieb indes, indem auf Preußens Vorschlag in Paris eine Konferenz zusammentrat, welche die Forderung der Türken guthieß und den Griechen weitere Unterstützung der Kreter untersagte. Zwar weigerte man sich in Athen, diesem Verbote zu gehorchen, aber jetzt fehlte es zu einem Kriege an dem, was nach Montecuculi dreimal dazu nötig ist. Der Staatssäckel war leer, und als man eine Anleihe ausschrieb, die hundert Millionen hineinführen sollte, zeichnete die großgriechische Idee, welche den ganzen Lärm angerichtet und betrieben hatte, nicht mehr als etwa den tausendsten Teil, worauf die Sache natürlich im Sande verlief. Viel Geschrei und wenig Wolle! Besser fuhren die Griechen, als sie sich, nachdem sie 1878 bei der

Verteilung der Beute leer ausgegangen waren, 1879 aufs Bitten legten. Ein stattliches Stück Thessaliens ward ihnen zu Teil. Doch ist das und das Weitere den Lesern in frischer Erinnerung.



Deutsche, Polen und Auch-Deutsche.

Aus Österreich.



Daß die „gewaltigen Reden" des deutschen Kanzlers einen besonders großen Eindruck in Österreich hinterlassen würden, mußte jedermann sofort beim Lesen empfinden. Den Polen, wo sie auch leben mögen, kann es nicht verdacht werden, wenn sie wenig davon erbaut sind, daß ihnen ein solcher Spiegel vorgehalten wird, und am wenigsten geneigt die Wahrheit zu hören sind natürlicherweise die Galizianer, die in ihrer Provinz fast unumschränkt herrschen und auf die innere Politik Cisleithaniens einen so starken Einfluß erworben haben. Auf die Schimpfreden, in welchen sich ein Teil der polnischen Presse Luft macht, irgendwie einzugehen, ist nicht der Mühe wert, und sachlich um nichts höher steht, was im Reichsrate vorgebracht wurde. Vielleicht glaubte die polnische Fraktion einen Trumpf auszuspielen, indem sie einem Abgeordneten mit deutschklingendem Namen die Aufgabe übertrug, dem Fürsten Bismarck zu antworten, und von der deutschen Linken wurde denn auch dem Herrn Otto Hausner sein Renegatentum vorgeworfen. In dieser Beziehung scheint ihm nun Unrecht geschehen zu sein, da er jüdischer Herkunft sein soll. Das macht freilich die Figur dieses Wortführers der Sarmaten nur noch grotesker. Doch auch hiervon abgesehen, werden es diese sich in Zukunft wohl reiflicher überlegen, bevor sie ihn ins Vordertreffen stellen. Eigentlich hatte er den Antrag auf Schaffung eines Wahlgerichtshofes zu bekämpfen. Daß eine solche Behörde eine dringende Notwendigkeit geworden ist, kann unmöglich geleugnet werden, denn in dem Kampfe der Parteien ist nicht nur das Rechts-, sondern selbst das Schicklichkeitsgefühl völlig untergegangen. Was der Partei Nutzen bringt, wird gebilligt, Vergewaltigung, Bestechung und was es sonst sei; durch Richterspruch werden Vorgänge bei den Wahlen als gesetzwidrig bezeichnet — thut nichts, die unrechtmäßigen Wahlen sind anerkannt, die Gewählten behalten ihre Sitze, denn die Mehrheit will ihre Stimmen nicht entbehren. Diese Dinge sind ganz offenkundig, sind hundertmal besprochen worden; und was wenden die Hausner und Konsorten gegen den Vorschlag ein, die Entscheidung über streitige Wahlen in die Hände unab-

hängiger und unparteiischer Richter zu legen? Zu allgemeiner Belustigung vergleicht Herr Hausner die in eigner Sache urteilende Mehrheit eines Parlaments mit dem Schwurgericht! Der freiwillige Pole jammert über den Rückgang der Freiheit in Europa, und dabei scheint dem doch so belesenen Manne das Sprichwort von den Gracchen, die Verschwörung wittern, garnicht in Erinnerung gekommen zu sein. Die parlamentarische Freiheit wird überall bedrängt, natürlich durch die Gewalthaber, und doch sieht, wer Augen hat, wodurch das Ansehen des Parlamentarismus wirklich untergraben wird. In England stürzt man um einer Lappalie willen die Regierung in dem Momente einer höchst gefährlichen Verwicklung in der europäischen Politik — und das soll der Welt Bewunderung vor der Majoritätswirtschaft einflößen? In Deutschland diktirt eine Koalition der geschwornen Feinde des protestantischen Kaisertums, der natürlichen Feinde des Deutschtums, der Anarchisten und der guten Revolutionäre die Beschlüsse des Reichstags und bemüht sich, teils sehend, teils verblendet, die Fundamente dieses so lang ersehnten, mit so viel Blut erkauften Reiches zu unterwühlen — und man sollte wünschen, daß sich ein Mann wie Bismarck vor dieser Koalition beuge, beugen müsse? In Ungarn erklärt die Opposition den Zustand der Rechtspflege für heillos, verzichtet aber auf deren Besprechung (vertagt sie nicht), weil der Justizminister leidend ist: entweder ist also das Gerede von den traurigen Zuständen grundlos, oder die Volksvertreter verletzen ihre Pflicht aus Höflichkeit, als ob sie über ihre persönlichen Angelegenheiten zu verhandeln und zu verfügen hätten. Und nun diese polnisch-tschechische Mehrheit im österreichischen Abgeordnetenhause! Mit einer fast beispiellosen Offenheit (um einen parlamentarischen Ausdruck zu wählen) bekennt sie sich dazu, kraft der Mehrheit alles ersticken und „begraben" zu wollen, was dem Reiche das Bindemittel der Staatssprache gewährleisten, was der Bedrängung des Deutschtums wehren soll, was die Vergewaltigten, die Ruthenen, die Deutschen in der Diaspora u. s. w., in der Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu schützen geeignet wäre. Und in demselben Atem Freiheit und Volksrechte das dritte Wort! Mit wem rede ich denn? könnte man mit dem Grafen Appiani fragen. Irgendwer, vielleicht auch Herr Hausner, behauptet kecklich, das sogenannte Flottwellsche System habe die polnischen Aufstände von 1846/48 hervorgerufen. Den Herren scheint alles Erinnerungsvermögen abhanden gekommen zu sein. Eben in diesen Februartagen hat sich das vierte Jahrzehnt seit jener „Erhebung" vollendet, welche der Schlachta in Galizien so übel bekam. War es vielleicht das Flottwellsche System, welches den geknechteten Bauern die Waffen zu dem grausamsten Rachekriege in die Hand drückte? War der Masure Szela, gegen dessen erbitterte Schaaren endlich die österreichische Regierung selbst den aufrührerischen Adel in Schutz nehmen mußte, etwa ein Germanisator? Die Herren, welche von Verkümmerung der Volksrechte reden, wissen ganz gut, daß in dem Augenblicke, wo die Macht dieses deutschen Staates Österreich die Hand von ihnen abzöge,

das „Volk," dessen Rechte sie mit allen Mitteln illusorisch machen, dem sie Nationalität, Sprache, Religion rauben wollen, sich seiner „Herren" entledigen würde. Und wenn heute der Pole bei den Deutschen so verhaßt ist, wie er einst beliebt war, so trägt er und niemand sonst die Schuld.

Bei dem Deutschösterreicher ist die Neigung zur Sentimentalität in der Politik ganz besonders stark entwickelt. Er hat für die polnischen Freiheitshelden geschwärmt bis auf Mieroslawski, Tyssowski, ja selbst bis auf Langiewicz und seine Adjutantin Pustowojtoff hinab, und es immer noch entschuldigt, wenn im Exil die berühmte Ritterlichkeit der verschiednen Diktatoren, Generale u. s. w. so aussah, wie sie Heine geschildert hat. Aber endlich, spät, doch hoffentlich noch nicht zu spät, sind den Deutschen die Augen aufgegangen — wenigstens einem großen Teile derselben. Sie wollen so frei sein, deutsch zu sein. Dafür werden sie nicht nur von den Slaven verketzert. Während die deutsche Partei rückhaltlos dem Auftreten des deutschen Kanzlers gegen den gemeinsamen Feind Beifall spendete, drehten und wandten sich die Auchdeutschen in mitleiderregender Weise. Innerlich freuten sie sich wohl von Herzen, insgeheim gaben sie sich der Hoffnung hin, daß die Kriegserklärung gegen das preußische Polentum das Ministerium Taaffe hinwegfegen werde. Doch laut billigen durften sie unmöglich eine Politik, welche von den großen Fortschrittspolitikern in Berlin verurteilt wird, und überdies befinden sich unter den Polen bekanntlich so viele Juden, denen das Geschäft zu stören die größte Inhumanität ist! So besprachen sie denn

Mit unterdrückter Freude, so zu sagen
Mit einem heitern, einem nassen Aug',
Mit Leichenjubel und mit Hochzeitklage,
In gleichen Schalen wägend Leid und Lust

die staatsmännische Grausamkeit, welche dazu gut sein sollte, zu beweisen, daß das deutsche Bündnis eine Änderung unsrer innern Politik zur Notwendigkeit mache. Wenn es dazu nicht gut ist, wozu ist es dann überhaupt da? fragen vor allem diejenigen, welche eigentlich die Ereignisse von 1866 und 1871 noch immer nicht anerkannt haben.

Manchmal könnte man vergessen, daß solche gefährliche Menschen noch unter uns weilen, allein sie melden sich von Zeit zu Zeit. So wollte der Zufall, daß kurz vor der Polendebatte an ein und demselben Tage zwei Kundgebungen erschienen, welche den tiefen Zwiespalt unter den Deutschösterreichern viel deutlicher offenbarten, als der Zwist zwischen dem deutschen und dem deutschösterreichischen Klub des Abgeordnetenhauses wegen der Bismarckschen Reden. In Graz hatte ein jüngerer Abgeordneter eine Rede gehalten, welche nationale Gesinnung als erste und letzte Forderung aufstellt und welche nicht bloß freundschaftliche und kündbare Verbindung Österreichs mit dem deutschen Reiche als Lebensbedingung für den erstern Staat bezeichnet. Und gleichzeitig mit dem

Grazer Blatte, welches die Rede enthielt, kam uns in einem Wiener Blatte eine Besprechung von Treitschkes neuem Bande zu, in welcher von nationaler Gesinnung keine Spur, aber desto mehr grimmiger Preußenhaß zu finden war. Treitschke zu verteidigen, ist nicht unsre Sache, doch ist es nützlich zu hören, was sein erbitterter Rezensent (ein X, welches niemand für ein U nehmen wird) an ihm auszusetzen hat. Gleich der Anfang charakterisirt den Mann. „Allgemeine Heiterkeit brach los, als der (!) geistvolle Abgeordnete des deutschen Reichstages, L. Bamberger, im Hinweis auf den in der Ausweisungsdebatte hervorgetretenen Chauvinismus ausrief: Das ist der Säbel des Herrn von Treitschke!“ Was wird Herr Richter dazu gesagt haben, daß sein Freund Bamberger „der“ geistvolle &c. genannt wird, als ob es nicht noch andre geistvolle &c. gäbe? Was Herr Träger, auf dessen alten Kornbranntwein einmal in demselben Organ ein wahrer Hymnus angestimmt wurde? Doch das beiläufig. Welche Bewandtnis es mit dem Säbel des Herrn von Treitschke habe, war uns zuerst dunkel geblieben; hier werden wir daran erinnert, daß Herr Bamberger ein „geistvolles“ Zitat angebracht hat. Und nun steht ein treffliches Quartett vor unsern Blicken: der unlängst unter die Unsterblichen aufgenommene Halévy (eigentlich Hirsch Levy), der Verfasser des Textes — Jakob Offenbach, der Komponist der Operette — Herr L. Bamberger, der diese beiden verwandten Größen geistvoll zitirt, und Herr X, der ihn darob bewundert. Als der Gassenhauer: „Das ist der Säbel, den einst mein Vater trug!“ zum erstenmale in Wien erklang, sagte mein Nachbar im Theater (Heinrich Laube) zu mir: „Wohin geraten wir? Bisher hat noch jedes Volk das Schwert des Fürsten oder Anführers für etwas ehrwürdiges gehalten. Muß denn alles, was einer Nation teuer sein soll, dem gemeinen Hohne preisgegeben werden?“ Der arme Laube war hinter seiner Zeit zurückgeblieben; in Preußen beklagte sich ja neulich ein Redner ausdrücklich, daß jetzt so viel von Nationalität gesprochen werde, was allerdings den Internationalen verschiedner Färbung recht störend sein mag.

So erbost sich Herr X darüber, daß bei Treitschke das Einheitsgefühl das mächtigste sei, damit müsse „die Darstellung der deutschen Geschichte langweilig, einseitig, unbefriedigend bleiben“ (unterhaltender mag allerdings die Darstellung in der „Großherzogin von Gerolstein“ für ihn sein); er erbost sich über die Ignorirung des Herrn von Zedlitz, des Dichters der „Nächtlichen Heerschau“ und der „Totenkränze,“ dessen kulinarisch-diplomatische Episteln aus der Zeit des Staatsstreiches vom 2. Dezember, ungefähr 1859 im Stuttgarter Morgenblatte abgedruckt, einen so erbaulichen Einblick in dieses Dichtergemüt gewährten; er erbost sich über die Ansicht Treitschkes, daß die Deutschen, welche in den zwanziger und dreißiger Jahren so fleißig bei den Franzosen in die Schule gingen, in Wahrheit nur wenig von ihnen zu lernen gehabt hätten. Daß die deutsche Jugend sich kaum noch um einen Mann wie Gneisenau kümmere, findet er ganz begreiflich, „weil Gneisenau nichts mehr that, was ihre Aufmerksamkeit

erwecken könnte.“ Ist das nicht herrlich? Dabei begegnet ihm das kleine Malheur, Gutzkow und Laube als Märtyrer der Einheits- und Freiheitsidee zu bezeichnen, während es doch die Lehre von der Emanzipation des Fleisches war, die sie ins Gefängnis brachte.

„Dieser Neo-Teutonismus wäre aber nicht vollwichtig, wenn er nicht auch sein antisemitisches Kennzeichen hätte“ — und diese Sorte von Kosmopolitismus würde alles eher verzeihen, als eine wahrheitsgetreue Schilderung des zerstörenden Einflusses des „geistvollen“ Judentums. Hier wird Herr X pathetisch, wehmütig, sarkastisch, er versteht die Welt nicht mehr. „Der Wortführer der Berliner Jugend“ darf es wagen, an Börne die „geschmacklose Vermischung deutscher Sentimentalität mit jüdischer Witzelei, das haltlose Schwanken zwischen Vaterlandsliebe und Kosmopolitismus“ zu rügen, dem „kräftigen Hasse des Rheinländers (wer lacht da?) Heine gegen Preußen“ seine Verehrung zu versagen, „jene geistvollen Jüdinnen Berlins, welche jener Zeit die höchste und feinste, aber auch freieste (ei ei!) Bildung darstellten, in deren Kreise die urgermanischen Sagen lebendig, die deutschen Märchen zum erstenmale (!) erzählt wurden, die deutschen Volkslieder kursirten, die den letzten Ort boten, wo ein wahrer (!) Goethe-Kultus herrschte“ — also jene natürlich geistvollen Jüdinnen, ohne die augenscheinlich das Deutschtum elend zu Grunde gegangen wäre, zu ignoriren, und dafür bei Wolfgang Menzel trotz seines bornirten Hasses gegen Goethe das kräftige Vaterlandsgefühl anzuerkennen. Und Menzel war doch „der Urfeind Preußens.“ Merkwürdig, was man alles lernt. Der Preußisch-Schlesier, den literarische Beziehungen nach Süddeutschland führten, der Parteigenosse Paul Pfizers, der unermüdliche Publizist vor und nach dem letzten deutschen Kriege soll der Dritte im Bunde mit Heine und Herrn X sein! Letzterer kennt ihn doch wohl nur aus Börnes Schmähschrift — und welchen nationalgesinnten Deutschen ihrer Zeit hätten Börne und Heine nicht geschmäht!

Ob es der deutschen Jugend zu Herzen gehen wird, daß sie den X u. Komp. so viel Kummer bereitet? Sie ehrt die großen Männer ihrer Nation, sie hat mehr Sinn für das eigne Volkstum als für den heimatlosen „Geist,“ sie schätzt Charakter und Bürgertugend höher als die „freieste Bildung,“ mit der es verträglich war, daß deren berühmteste Repräsentantin die heimlichen Liebschaften der Frau ihres leiblichen Bruders „freundlich beschützte“ (vergl. Holteis Selbstbiographie Bd. 4). Diese Jugend ist sogar so verblendet, für die Heerführer der Deutschen höhere Begeisterung zu hegen als für Napoleon und Kosciuszko und Klapka, oder Bismarck mehr zu bewundern als Gambetta. „Geh deiner Wege, alter Hans, stirb, wenn du willst, da edle Mannhaftigkeit vom Angesicht der Erde verschwunden ist.“





Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

ch meine, daß wir der neuen Christin mit dem Sakrament den Schutz edler Frauen sichern könnten, versetze Camoëns nach einigem Zögern.

Und die erste dieser edeln Frauen heißt Catarina Palmeirim, nicht so? rief Barreto. Eure Einbildungskraft ist so lebendig wie je, sie strahlt verschwenderisch ihr eignes Licht über die gesamte Welt aus. Wähnt Ihr im Ernste, daß diese junge Gräfin freier sei als ihre Mutter, und eine Pflicht auf sich nehmen werde, die ihren Ruf, ihre Stellung bei Hofe, ihre Zukunft bedrohen könnte? Ihr vergeßt, daß wir Esmah gegen den Willen des Königs und gegen die Erwägungen der hohen Staatskunst unter den Schutz des Kreuzes flüchten wollen.

Ich weiß nur, daß auch Catarina Ataÿde, ihre Mutter, zu einer edeln That, bei welcher Gott und Menschen zugleich gedient ward, den Mut besessen hätte, erwiederte Camoëns.

Barreto konnte in diesem Augenblicke seine Züge nicht unterscheiden, aber aus dem Klange der Worte entnahm er, daß der Reizbare gekränkt sei, und gutmütig brach er das verstimmende Gespräch mit dem Ausrufe ab: Man muß an einem Tage nicht alles erleben wollen. Morgen bedenken wir Euern Vorschlag noch einmal, und Ihr werdet selbst erkennen, was ihm entgegensteht!

Camoëns antwortete nichts mehr. Er empfand die nachgiebige Güte des Freundes, aber er vermochte nicht dankbar dafür zu sein, in der Erregung seines Gefühls schien es ihm, daß Barretos Seele in Klugheit gleichsam erstarrt sei und keiner andern Stimme mehr Gehör gebe. Wie eine plötzliche Erleuchtung war ihm der Gedanke aufgegangen, das Abenteuer mit Esmah der jungen Gräfin und, wenn es sein mußte, auch der Herzogin zu vertrauen, und er hatte

an der hilfreichen Bereitwilligkeit Catarinas so wenig gezweifelt, als an der Milde der Gottesmutter. In raschem Traume hatte er an den Einfall, die Tochter des Grafen Palmeirim zur Taufzeugin Esmahs zu erwählen, unbestimmt wogende Bilder geknüpft, aus denen allen Catarina Palmeirim hervorblickte. Barretos kühler Zweifel schnitt ihm so jäh durch seine Hoffnung, als vorher die patriotischen Sorgen des Freundes durch die Stimmung, welche der Abend im Palaste in ihm erweckt hatte. Ihm war es, als sei Manuel Barreto in diesen letzten Stunden um ein Jahrzehnt älter und er um viel mehr Jahre jünger geworden — seine Seele lechzte nach Mitteilung, und doch schloß er die Lippen wie ein Jüngling, der seine heiße Empfindung väterlichem Tadel nicht preisgeben will. Barreto fühlte es, daß Camoëns jetzt lieber allein sei, doch standen sie bereits vor Otaz' Herberge, und die Anordnungen, welche gestern Abend getroffen worden waren, ließen sich nicht ändern. Auch verriet Camoëns nichts von seinem Wunsche, bei der Abendmahlzeit blieb er schweigsam, doch nicht stumm, und erbat sich von dem Freunde Mitteilungen über mehr als einen der Männer, denen er heute am Hofe begegnet war. Barreto gab bereitwillig Auskunft, schützte aber bald ungewöhnliche Müdigkeit vor und zog sich in die Kammer zurück, die ihm Bartolomeo Otaz neben Camoëns eingeräumt hatte. Die heiterer werdende Miene des Dichters zeigte, wie willkommen ihm die Einsamkeit war. Barreto bezwang den Unmut, der sich seiner bemächtigen wollte, und bot dem Freunde so herzlich gute Nacht wie am gestrigen Abend.

Camoëns hörte durch die dünne Holzwand, wie sich Barreto aufs Lager warf, er wollte es ihm nachthun und setzte sich dann doch auf den hölzernen Schemel, der vor seinem eignen Bette stand. Er hatte das Licht ausgelöscht und hielt die Atemzüge an, als wenn Barreto an diesen erraten könne, daß sein Nachbar wache. Die Bilder des Abends zogen abermals an ihm vorüber, und je länger er dem Erlebten nachsann, umso stärker empfand er die selige Unruhe, mit der er von Catarina Palmeirim geschieden war. Das erregte Blut wogte heftig gegen seine Schläfen und pochte ein heißes Glückverlangen wach, das seit undenklichen Tagen geschlummert hatte. Was sich auch in seinen Weg werfen mochte — er mußte ein neues Leben beginnen, an diesem Abend war es entschieden worden! Eine Stimme, die er nur noch im Traume, aus unnahbaren Fernen vernommen hatte, war heute wieder an sein Ohr geklungen, er vernahm sie fort und fort, und als er sich nach stundenlangem stummen Hinbrüten in die Decke seines Lagers begrub, tönte sie in ihm noch nach. Die Empfindung, daß jede ungenützte Stunde ein Raub an seinem neuen Leben sei, beschlich ihn.

Der rasche Herzschlag ungewohnter Hoffnung erweckte den Dichter nach kurzem unruhigen Schlafe noch vor der Sonne. Als er wenige Minuten später auf die Galerie hinaustrat und durch den offnen Bogen über den Hof hinwegsah, waren die Spitzen der Berge in das erste Frührot getaucht, der erblassende Mond stand noch am dämmergrauen Himmel, tiefere Stille als in der Nacht

herrschte weit umher. Als er vor Barretos Thür trat, hörte er drinnen die Atemzüge des fest schlummernden. Und so an allen Thüren, an denen er mit unhörbaren Schritten vorüberging, so im Hofe, den er über die große Treppe erreichte und in dem ein einziger halbwacher Pferdeknecht seine Tränkeimer am Brunnen füllte und dem Kavalier, der zu so früher Stunde das Gehöft verließ, wie einer Traumerscheinung nachstarrte.

Der Dichter schlug ohne Besinnen denselben Hauptweg durch den Flecken zum königlichen Schloß ein, den er gestern mit Barreto mehr als einmal gegangen war. Er wollte in der Kirche des Palastes eine Frühmesse hören und dann durch die Gärten herabsteigen, welche er und sein Begleiter in der Nacht zur Seite gelassen hatten. Eine Hoffnung, die er sich nicht eingestand, regte sich neben dem einfachen Vorsatze. Wäre es ihm nur um die Andacht zu thun gewesen, so brauchte er die steile Treppe nicht hinaufzusteigen, rechts von ihm klangen die Glocken der Kirche San Miguel, und links die des Jesuitenkollegiums und riefen zur Messe. Ihn aber zog es dem roten Lichte entgegen, das über den Bergen schimmerte. Vor zwanzig Jahren, ehe er sich nach Goa eingeschifft hatte, war es Hofbrauch gewesen, daß die Damen der Königin den ersten Morgengottesdienst besuchten; wenn der Brauch noch bestand, konnte er der Herzogin und ihrer Pflegebefohlenen bei der Pforte begegnen, die von der Schloßkirche zu den Gartenterrassen führte. Und geschah dies, so wollte er, unbekümmert um Barretos Bedenken, nur jener Eingebung folgen, die ihm riet, für Esmah Teilnahme und Hilfe bei Catarina Palmeirim zu suchen. Der kühle, stille Morgen hauchte ihm eine geheime Zuversicht in die Seele, daß er richtiger fühle als sein alter Kampfgenosse, daß sein leidenschaftliches Ungestüm besser sei als Barretos mißtrauische Weisheit! Er empfand im voraus, welches Glück für ihn darin liegen würde, wenn er die übervorsichtigen Bedenken des Freundes siegreich wiederlegen könnte. Je tiefer er dem Manne verpflichtet war, der ihm die Pforte neuer Lebenshoffnung erschlossen hatte, umsomehr drängte es ihn, auch seinerseits dem Vereinsamten eine Herzensfreude zu bereiten und die Wolken zu zerstreuen, die sich um sein Haupt lagerten.

Mit diesen Gedanken blieb Camoëns auf seinem Pfade bergaufwärts allein. Im Flecken hatte wenigstens hie und da, aus einer Thür oder über eine Hofmauer hinweg, ein Menschengesicht nach ihm geschaut, aber die große Straße zum Palast, bis an das Thor hinauf, war zu dieser Stunde völlig leer, ja selbst als Camoëns die Höhe erstiegen hatte und das Thor durchschritt, waren die Wachen, die übermüdet in das rosige Morgenlicht starrten, die einzigen lebenden Wesen. Erstaunt sahen sie einen vom Thale emporkommenden durch das Thor treten; aber da Camoëns über den Hof hinweg der Kirche zuging, hemmten sie ihn nicht.

Die Messe hatte schon begonnen und Camoëns konnte sich nur mit langsamen Schritten dem Altar nähern. Die Kirche schien so leer zu sein wie

draußen der Schloßhof, einige Gestalten in den Betstühlen zunächst dem Altarplatze vermochte er im Zwielicht des Raumes zu erkennen. Während er einige Minuten in stiller Andacht an einer der Säulen lehnte, fielen von draußen die ersten Sonnenstrahlen durch die östlichen Bogenfenster und ließen einen Teil des Altarplatzes, sowie Gesichter und Gestalten unterscheiden. Das Licht durchzuckte Camoëns wie eine freudige Verheißung; nahm er doch mit dem ersten Aufblick unter den dunkelgekleideten Frauen, welche auf den purpurnen Samtkissen links vom Altar knieten, die Herzogin von Braganza und Catarina Palmeirim wahr. Und jetzt, wo kein Prunkgewand die schlanke Gestalt umhüllte, sondern das einfache Morgenkleid ihre Glieder umfloß, wo die reinen Züge still und ernst und doch so jugendlich schön aus dem schwarzen Schleier heraustraten, jetzt ergriff ihn die Ähnlichkeit derselben mit denen der Mutter noch tiefer als gestern und überwältigte ihn fast. Um seine fromme Stimmung war es geschehen, so gern er auch seine Gebete mit denen des jungen Mädchens vereint hätte! Nur die Gewohnheit war eben mächtig genug, ihn im rechten Augenblicke niederknieen zu lassen, sein Blick glitt über Altar, Priester und Monstranz hinweg und weilte einzig auf der Gruppe der andächtigen Frauen. Er hielt selbst dem zürnenden Blick Stand, den ihm die Herzogin zusandte, ward doch die unmutige Bewegung der alten Dame zum Anlaß, daß Catarina Palmeirim emporsah und die Anwesenheit des Dichters bemerkte. Eine leichte Erregung malte sich in ihrem Gesichte, Camoëns merkte, daß dieselbe seiner Anwesenheit galt, und verwandte keinen Blick mehr von dem jungen Mädchen und ihrer erlauchten Beschützerin.

Ehe die Messe völlig zu Ende ging, näherte er sich jener Thür der Kirche, welche — dies wußte er aus alten, unvergeßlichen Tagen — zu den Gärten hinausführte. Aus diesen Gärten stieg eine besondre Freitreppe zum linken Flügel des Palastes empor, den die Königin-Witwe, Dom Sebastians Großmutter, bewohnte. Camoëns setzte voraus, daß die Frauen vom Garten aus die Kirche betreten hätten und auf demselben Wege in ihre Gemächer zurückkehren würden. Unter dem Dache der Bäume auf- und abgehend, mußte er ihnen hier begegnen, und war jetzt entschlossen für Esmah zu sprechen, wenn er auch nur einen Laut der Ermutigung vernähme. Daß ihm eine Unterredung mit Catarina, bei der sich ihre Seele erschließen mußte, vielmehr am Herzen lag als das Schicksal der Maurin, gestand er sich nicht ein. In wunderlich erhobner und zugleich zaghafter Stimmung blickte er in die thaufunkelnden Gärten hinaus und sah von Zeit zu Zeit nach der Pforte zurück, aus der das Heil dieses Morgens kommen mußte. Wenn die Herzogin und die junge Gräfin wider all sein Hoffen nicht diesen Pfad nach ihren Gemächern zurückgingen, so wollte er dies als ein Zeichen betrachten, daß Barreto im Recht, er selbst im Unrechte sei. Und so versuchte er, mit jeder verfließenden Minute unruhiger, sich zur Ruhe zu zwingen, indem er sich an den Stamm der großen Platane lehnte, welche der

Kirchenpforte gegenüberlag. In ihrem Schatten hielt er sich in dem Augenblicke verborgen, in welchem sich die Thür in der rundbogigen Nische wieder öffnete und die beiden Frauen auf den Stufen zur Gartenterrasse erschienen. Die Herzogin warf einen verwunderten Blick auf den sonnenüberglänzten leeren Raum, Catarina aber hatte sofort den Harrenden wahrgenommen und gab der Herzogin einen Wink. Diese gebot offenbar dem jungen Mädchen keinen Schritt gegen den Platanengang hin zu thun. Die alte Dame aber ging ohne Zögern dem Dichter entgegen und sagte mit ruhiger Bestimmtheit: Was begehrt Ihr von uns, Senhor Luis? Ein Mann wie Ihr treibt nicht müßiges Spiel, wie es den leichtfertigen jungen Narren dieses Hofes zuweilen beliebt, und stört die stille Andacht von Frauen nicht ohne ernsten Anlaß. Ihr habt uns etwas zu sagen?

In der That, erlauchte Frau, versetzte Camoëns, den bei dieser unerwartet scharfen Ansprache ein Zweifel beschlich, ob er den rechten Augenblick gewählt habe. Ich fühle mich nicht so rein, wie Ihr in Eurer Güte voraussetzt, und doch nicht so schuldig, wie ich Euch nach diesem Geständnis erscheinen mag. Ich bin so lange durch fremde Lande gepilgert, ohne daß ein heller Strahl heimatlicher Schönheit meinen Weg erhellt hat, daß mich dieses Licht nur allzumächtig anlockt. Eure holde Pflegebefohlene weckt mir zudem die seligsten und die schmerzlichsten Stunden, die ich durchlebt, aus dem Grabe —

Ich weiß, ich weiß davon, Senhor! fiel ihm die Herzogin ins Wort. Ihr thätet besser, ruhen zu lassen, was nach Gottes Willen vorüber ist. Und wenn es Euch durchaus drängt, meinem Kinde Eure Dichtergabe zu beweisen, so solltet Ihr für Eure Sonette eine bessere Zeit als die Stunde nach der Morgenandacht suchen. Komm hierher, Catarina, es ist Senhor Luis Camoëns, der des Glaubens lebt, daß er dir gestern Abend seine Huldigung nicht deutlich genug dargebracht habe und dies jetzt mit einem Sonett — oder ists eine Canzone, Herr Luis? — nachholen will.

Ihr irrt Euch, erlauchte Frau, entgegnete Camoëns, dessen Wangen beim Spott der alten Dame von flüchtiger Glut überhaucht wurden. Ich habe nie zu den Poeten gezählt, denen rasch auf die Lippe springt, was ihnen die Muse geschenkt hat. Ich würde Zeit und Ort schicklicher zu wählen verstehen, wenn ich Donna Catarina mit meinen Liedern zu erfreuen glaubte. Aber mich dünkt, daß es für die Bitte um ein Werk des Erbarmens keinen bessern Augenblick geben könne, als den, in welchem ich Euch nahe!

Ihr habt Recht, Senhor! sagte Catarina eifrig, ehe die Herzogin ihrer Pflegebefohlenen das Wort abzuschneiden vermochte. Was ist Eure Bitte, wem und womit könnte ich helfen? Für welchen Unglücklichen sucht Ihr Beistand und erweist mir die Ehre, dabei auch an mich zu denken?

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Das Recht der Polen in Posen.



Seit länger als drei Jahrzehnten geht durch die polnische Presse und durch die rhetorischen Leistungen unsrer polnischen Parlamentarier eine Behauptung und, damit verbunden, eine Klage, die, so gründlich und schlagend sie wiederholt schon widerlegt worden ist, immer von neuem wieder laut wird und auch bei der letzten großen Polendebatte im Reichstage nicht ausblieb. Die Wortführer der Polen in der Provinz Posen sagen direkt oder geben zu verstehen, daß die letztern dem preußischen Staate gegenüber besondre Rechte besäßen, die sich auf internationale Abmachungen und auf Ansprachen der Krone gründeten, und die trotzdem nie geachtet worden seien. Nach der Wiener Schlußakte vom 9. und 15. Juni 1815, nach dem Besitznahmepatent und der Proklamation vom 15. Mai desselben Jahres bestehe zwischen dem „Großherzogtume" Posen und der Krone Preußen eine bloße Personalunion, und außerdem seien den Angehörigen des erstern bestimmte Verheißungen erteilt worden, welche die Erhaltung ihres Volkstums und ihrer Sprache, ihrer Religion und Kirche beträfen, ihnen Zutritt zu den Staatsämtern, einen polnischen Statthalter u. dergl. m. verbürgten, aber allesamt unerfüllt geblieben seien. Betrachten wir diese Behauptungen beim Lichte der Wahrheit, so ist auf sie zunächst zu erwiedern, daß der König von Preußen das Stück des ehemaligen polnischen Reiches, das ihm 1815 zugesprochen wurde, in ehrlichem Streite erworben hatte, bei dem ihm das Recht des Siegers über Empörer und das des Eroberers gleichmäßig zur Seite stand. Nie waren die Polen geringer geachtet als damals, und nie besaßen sie weniger Rechte vor Europa, nie standen ihnen dessen Staatsmänner weniger sympathisch gegenüber. „Sie deklamiren Dramen über ihr Unglück, sagte der russische Minister Pozzo di Borgo, und doch ist ihr Loos kein andres, als was alle Völker,

die sich so betragen, getroffen hat." „Ich begreife nicht, schrieb Lord Castlereagh, weshalb Preußen nicht auf Kosten eines Feindes entschädigt werden sollte, der nach den Grundsätzen des Völkerrechts die Gesamtheit seiner politischen Rechte eingebüßt hat." „Die polnische Angelegenheit, erklärte Talleyrand, ist lediglich eine Frage der Teilung und Abgrenzung, welche die dabei interessirten Staaten unter sich abzumachen haben." In der hierdurch bezeichneten Stimmung ging der Wiener Kongreß an seine Arbeit, bei der es sich hauptsächlich und in Betreff der Polen einzig und allein darum handelte, die Modalitäten zu bestimmen, welche dem Weltfrieden möglichst lange Dauer verbürgten. Das Ergebnis dieser Arbeit liegt hinsichtlich des frühern Polens in mehreren Artikeln der Kongreßhauptakte vom 9. Juni 1815 vor uns. Es heißt da in Artikel 1: „Die polnischen Unterthanen Rußlands, Österreichs und Preußens werden eine Vertretung und nationale, nach der Weise der politischen Existenz geordnete Einrichtungen erhalten, wie sie jede der Regierungen, zu denen sie gehören, ihnen zu gewähren für nützlich und passend erachten wird." Niemand wird mit Fug leugnen können, daß diese ganz unter das Belieben jeder einzelnen der drei Regierungen gestellten Versprechen vonseiten der preußischen bereits durch Einrichtung der Provinziallandtage von 1823 erfüllt worden ist. In Artikel 2 wird das Posener Land bezeichnet als „der Teil des Herzogtums Warschau, welchen Se. Majestät der König von Preußen in voller Souveränität und mit vollem Eigentumsrechte für sich und seine Nachfolger unter dem Titel Großherzogtum Posen besitzen wird." Der 23. Artikel lautet: „Nachdem Se. Majestät der König von Preußen infolge des letzten Krieges wieder in den Besitz mehrerer Provinzen und Gebiete getreten ist, die durch den Frieden von Tilsit abgetreten worden waren, wird durch den gegenwärtigen Artikel anerkannt und erklärt, daß Se. Majestät, dessen Erben und Nachfolger von neuem wie früher (de nouveau comme au paravant) in voller Souveränität und mit vollem Eigentumsrechte die folgenden Lande besitzen werden, nämlich: den im zweiten Artikel bezeichneten Teil seiner ehemaligen polnischen Provinzen, die Stadt Danzig und ihr Gebiet, wie es durch den Tilsiter Vertrag bestimmt worden ist, den Kottbuser Kreis u. s. w." Dann beginnt der vierundzwanzigste Artikel mit den Worten: „Se. Majestät der König von Preußen wird mit seiner Monarchie in Deutschland diesseits des Rheins vereinigen" — folgen die betreffenden neuen Gebietsteile. Polnische Logik schließt hier: wenn der König in den alten Provinzen nur „wieder in Besitz tritt," während er die neuen Erwerbungen „mit seiner Monarchie vereinigt," so folgt daraus doch die reine Personalunion. Schade nur, daß bei jenem Artikel auf das posséderont de nouveau das fatale comme au paravant folgt, d. h. wie vor dem Tilsiter Frieden von 1807, vor dem sicher keine Seele von einer Personalunion geträumt hat, und daß der Schluß des dreiundzwanzigsten Artikels ganz ausdrücklich erklärt, daß der König die bezeichneten polnischen Gebiete „mit allen andern

Rechten und Ansprüchen besitzt, welche Se. preußische Majestät vor dem Frieden von Tilsit besessen und ausgeübt und auf welche er niemals durch andre Verträge, Akte oder Übereinkünfte verzichtet hat.“ Wenn Friedrich Wilhelm der Dritte sich in der Folge den Titel eines „Großherzogs von Posen“ beilegte, so war dies eine Liebhaberei, die mit dem Begriff einer Personalunion nicht das mindeste gemein hatte. Die Schlußakte giebt ihm jenen Titel nirgends, während sie ihn im fünfundzwanzigsten Artikel doch als „Großherzog von Niederrhein“ bezeichnet.

Noch vor Schluß des Kongresses nahm der König Besitz von seinem Lande, indem er am 15. Mai 1815 ein Patent erließ, das mit Weglassung der Eingangs- und Schlußworte folgendermaßen lautete: „Vermöge der mit den am Kongreß zu Wien teilnehmenden Mächten geschlossenen Übereinkunft sind mehrere Unserer früheren polnischen Besitzungen zu Unseren Staaten zurückgekehrt. Diese Besitzungen bestehen in dem zum Herzogtume Warschau gekommenen Teile der preußischen Erwerbungen vom Jahre 1722, der Stadt Thorn mit einem für dieselbe neu bestimmten Gebiet, in dem jetzigen Departement Posen, mit Ausnahme eines Teils des Powitzschen und des Peysernschen Kreises, und in dem bis an den Fluß Prosna belegnen Teile des Kalischer Departements mit Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens. Von diesen Landschaften kehrt der Kulmer und der Michelauer Kreis in den Grenzen von 1772, ferner die Stadt Thorn nebst ihrem neubestimmten Gebiete zu Unserer Provinz Westpreußen zurück, zu welcher auch, wegen des Strombaues, das linke Weichselufer, jedoch bloß mit den unmittelbar an den Strom grenzenden oder in dessen Niederungen befindlichen Ortschaften, gelegt wird. Dagegen vereinigen Wir die übrigen Landschaften, welchen Wir von Westpreußen den jetzigen Croneschen und den Kaninschen Kreis als ehemalige Teile des Netzedistrikts hinzufügen, zu einer Provinz, und werden dieselben unter dem Namen des Großherzogtums Posen besitzen, nehmen auch den Titel eines Großherzogs von Posen in Unsern Königlichen Titel und das Wappen der Provinz in das Wappen Unseres Königreichs auf. Indem Wir Unserm Generalleutnant von Thümen den Befehl gegeben haben, den an Uns zurückgefallenen Teil Unserer früheren polnischen Provinzen mit Unsern Truppen zu besetzen, haben wir ihm zugleich aufgetragen, denselben in Gemeinschaft mit Unserm zum Oberpräsidenten des Großherzogtums ernannten Wirklichen Geheimrat von Zerboni di Sposetti förmlich in Besitz zu nehmen. Da die Zeitumstände nicht gestatten, daß Wir die Erbhuldigung persönlich empfangen, so haben Wir den zu Unserm Statthalter im Großherzogtum Posen ernannten Herrn Fürsten Anton Radziwill Liebden ausersehen und ihn bevollmächtigt, in Unserm Namen die deshalb nötigen Verfügungen zu treffen.“

Daß der König zum Behufe der Organisation des neuen Gebietes einen besondern Statthalter ernennt, hat sein Seitenstück darin, daß auch die alte

Provinz Pommern einen Statthalter besitzt; daß er diesen seinen Vertreter sowie den Oberpräsidenten aus den Angehörigen der neuen Erwerbung wählt, erscheint als unverfängliche Rücksicht auf deren Gesamtheit. Wichtig ist, daß er diese Erwerbung wiederholt als Provinz bezeichnet, was trotz des Titels „Großherzogtum“ für den eigentlichen Charakter derselben als Staatsglied umsomehr den Ausschlag giebt, als er das Wappen der Provinz in das Wappen seines Königreiches „aufnimmt,“ nicht aber es demselben „anfügt,“ und als er Teile von Posen mit Westpreußen verbindet und westpreußische Landstriche mit Posen zusammenlegt — ein Verfahren, welches sich bald nachher wiederholte, indem 1818 Grechow und Schermeisel zur Provinz Brandenburg geschlagen wurden, und welches nicht daran denken läßt, daß der König sich das Verhältnis Posens zu seiner übrigen Monarchie auch nur annähernd als das einer Personalunion vorgestellt habe.

Zu gleicher Zeit mit dem Besitzergreifungspatent erging folgende Proklamation an die Bevölkerung der neuen Provinz: „Einwohner des Großherzogtums Posen! Indem Ich durch Mein Besitznahmepatent vom heutigen Tage denjenigen Teil der ursprünglich zu Preußen gehörigen, an Meine Staaten zurückgefallenen Distrikte des bisherigen Herzogtums Warschau in ihre alten Verhältnisse zurückgeführt habe, bin Ich bedacht gewesen, auch Euere Verhältnisse festzusetzen. Auch Ihr habt ein Vaterland und mit ihm einen Beweis Meiner Achtung für Eure Anhänglichkeit an dasselbe erhalten. [Das klänge doppelsinnig, wenn es nicht sogleich weiter hieße:] Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt, ohne Euere Nationalität verleugnen zu dürfen. Ihr werdet an der Konstitution teilnehmen, welche Ich meinen Unterthanen zu gewähren beabsichtige, und Ihr werdet, wie die übrigen Provinzen Meines Reiches, eine provinzielle Verfassung erhalten. Eure Religion soll aufrecht erhalten und zu einer standesmäßigen Dotirung ihrer Diener gewirkt werden. Euere persönlichen Rechte und Euer Eigentum kehren wieder unter den Schutz der Gesetze zurück, zu deren Beratung Ihr künftig zugezogen werden sollt. Euere Sprache soll neben der deutschen in allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden, und jedem unter Euch soll nach Maßgabe seiner Fähigkeiten der Zutritt zu den öffentlichen Ämtern des Großherzogtums, sowie zu allen Ämtern, Ehren und Würden Meines Reiches offen stehen. Mein unter Euch geborner Statthalter wird unter Euch residiren. Er wird Mich mit Euern Wünschen und Bedürfnissen und Euch mit den Absichten Meiner Regierung bekannt machen. Euer Mitbürger, mein Oberpräsident, wird das Großherzogtum nach den von Mir erhaltenen Anweisungen organisiren und bis zur vollendeten Organisation in allen Zweigen verwalten. Er wird bei dieser Gelegenheit von den unter Euch gebildeten Geschäftsmännern den Gebrauch machen, zu dem sie ihre Kenntnis und Euer Vertrauen eignen. Nach vollendeter Organisation werden die allgemein vorgeschriebenen Ressortverhältnisse eintreten. Es ist Mein ernstlicher Wille,

daß das Vergangene einer völligen Vergessenheit übergeben werde. Meine ausschließliche Fürsorge gehört der Zukunft. In ihr hoffe Ich die Mittel zu finden, das über seine Kräfte angestrengte, tief erschöpfte Land noch einmal auf den Weg zu seinem Wohlstande zu führen. Wichtige Erfahrungen haben Euch gereift. Ich hoffe auf Eure Anerkennung rechnen zu dürfen."

Die hier erteilten Zusagen sind mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche eine Konstitution verheißt, von Friedrich Wilhelm dem Dritten gewissenhaft erfüllt worden, und jene wurde von dessen Nachfolger eingelöst, sodaß die Bewohner der Provinz Posen sich jetzt in keiner Weise beklagen können, das ihnen in der Proklamation verliehene Recht sei unbeachtet geblieben. Die Annahme des Königs dagegen, daß „wichtige Erfahrungen sie gereift" hätten, erwies sich als unrichtig, und die von ihm gehoffte Anerkennung seiner guten Absichten blieb aus.

Kehren wir zum Jahre 1815 zurück, so wurde vom General von Thümen und vom Oberpräsidenten von Zerboni am 8. Juni eine besondre Urkunde über die Besitznahme des „an Preußen zurückgefallenen Teiles des Herzogtums Warschau" aufgenommen, in der es hieß: „Wir erklären diese Landschaften und Distrikte für einen Teil der preußischen Monarchie und ihre Bewohner für Unterthanen Sr. Majestät des Königs von Preußen."

Am 3. August fand darauf die Erbhuldigung statt, welche der Statthalter, Fürst Radziwill, mit einer Ansprache einleitete, in der er seine Landsleute dazu beglückwünschte, daß sie „nun einem Staatskörper einverleibt würden, dessen Ruhm und Macht auf einer weise beschränkten Freiheit, auf einer unparteiischen Gerechtigkeit und einer alles umfassenden Fürsorge der Regierung beruhe," und die mit den Worten schloß: „Die Vorzeit endlich hat Euch ein eigentümliches Gepräge aufgedrückt. Diese Eigentümlichkeiten bestehen in Eurer Sprache, in Euern Gewohnheiten und Euern Sitten. Diese Euch teuern Züge sollt Ihr behalten; denn Ihr ererbtet sie von Euern Vätern. Die neue Familie, die Euch unter sich aufnimmt, läßt sie Euch unangetastet. Umsomehr muß die herzliche Innigkeit, mit der Ihr zu dem neuen Beherrscher übergeht, fortwährend wachsen, weil Ihr Glieder seines Staates werden könnt, ohne die Merkmale Euers Stammes aufzugeben. Ihr kennt die Heiligkeit des Eides, kennt die Unverletzlichkeit der Pflichten, die Ihr durch ihn übernehmt. Zu diesem Eide fordere ich Euch jetzt auf. Gelobet unverbrüchliche Treue dem besten der Könige mit aufrichtigem Herzen, verhaltet Euch darnach und glaubt mit Zuversicht, daß des Königs väterliche Fürsorge niemals von Euch weichen wird."

Darauf haben sie geschworen, Beamte, Geistliche, Rittergutsbesitzer, ohne Protest und ohne irgendwelchen Vorbehalt, irgendwelche Einschränkung, genau nach der Formel des Huldigungseides von 1796, dem Jahre der zweiten Teilung, und dabei versprochen, dem Könige und dessen Erben und Nachfolgern „zu aller Zeit getreu, gehorsam, gewärtig und unterthänig zu sein, Höchstdero

Ehre und Bestes nach äußerstem Vermögen fördern, Schaden und Nachteil abwenden, die Meinigen sowie meine Untergebnen dazu anhalten und weder gegen Se. Königliche Majestät, Dero Königliches Haus, Land, Armee und sonstiges Allerhöchstes Interesse etwas Nachteiliges vornehmen, noch mit Sr. Königlichen Majestät Feinden das geringste Verständnis haben, auch nicht dulden zu wollen, daß gegen diese Verpflichtung von einem andern gehandelt werde, und auf diese Weise mich so zu verhalten, wie es treuen Vasallen und Unterthanen gegen ihre rechtmäßige Landesherrlichkeit überall gebührt. So wahr mir Gott helfe durch seinen Sohn Jesum Christum, die übergebenedeite, von der Erbsünde unbefleckte Jungfrau und Mutter Gottes Maria und alle liebe Heilige."

Nun geschah es, daß der Oberpräsident von Zerboni diesen Eid als nicht genug bindend ansah, und daß er infolgedessen sich hinsetzte und einen Revers für die polnischen Beamten niederschrieb, den sie nach Ableistung ihres Schwurs unterzeichnen sollten, und der folgendermaßen lautete:

„Ich Endesunterzeichneter bekenne hierdurch feierlich und öffentlich, daß ich ungezwungen in die Dienste Sr. Majestät des Königs von Preußen, meines Allergnädigsten Herrn, getreten bin und den mir vorgelegten Diensteid freiwillig und ohne Reservation geschworen habe. Ich erkenne Se. Majestät den König von Preußen als den einzigen rechtmäßigen Souverän dieses Landes und den Anteil von Polen, welcher durch den Kongreß von Wien dem königlich preußischen Hause wieder zugefallen ist, als mein Vaterland, das ich gegen jede Macht und gegen jedermann, wer es auch sei, unter allen Umständen und Verhältnissen mit meinem Blute zu verteidigen verpflichtet und bereit bin. Ich gelobe Sr. Königlichen Majestät von Preußen und Höchstdero Hause die unverbrüchlichste Treue, die gewissenhafteste Erfüllung der von mir übernommenen Dienstpflichten und einen unbedingten Gehorsam. Für die Erfüllung dieser Gelübde verpfände ich meine Ehre und will für einen ehrlosen Mann und für einen Verräter an meinem Vaterlande und meiner eignen Nation gelten, wenn ich dieses mein Versprechen breche."

Dieser Revers ist von einigen Beamten wirklich vollzogen worden. Er war wohlgemeint, aber überflüssig und in seiner Fassung ungeschickt, und Zerboni besaß nicht die Befugnis, mit ihm vorzugehen. Die Polen aber legten ihm hohes Gewicht bei, machten in ihrer Darstellung der damaligen Vorgänge aus dem Revers nach dem Huldigungseide den wirklichen Eid, sprachen ihre Freude aus, daß in ihm „endlich einmal klar und bestimmt erklärt sei, was eigentlich der Bewohner des Großherzogtums Posen als sein Vaterland zu betrachten habe," und wiesen der betreffenden Oberpräsidialverordnung in ihrem „Cyklus der staats- und völkerrechtlichen Urkunden, welche das Verhältnis des Großherzogtums Posen zur preußischen Krone feststellen," einen hervorragenden Platz an. Sie wissen natürlich, verschweigen aber, daß die taktlose Eigenmächtigkeit Zerbonis diesem einen schweren Verdruß zuzog und höhern Ortes ohne

Verzug ungeschehen gemacht wurde. Die Sache wurde nämlich an den Statthalter Fürsten Radziwill und an den Minister Hardenberg berichtet, diese verlangten von dem obersten Justizbeamten der Provinz, dem Oberappellationsgerichtspräsidenten von Schönermark, ein Gutachten über das Reskript mit dem unglücklichen Revers, und dasselbe, vom 20. Juni 1816 datirt, erklärte: „Die zweite Periode läßt den Unterschreibenden den Anteil von Polen, welcher dem Königlich preußischen Hause zurückgefallen ist, als sein Vaterland anerkennen. Der Begriff des Vaterlandes bezieht sich aber nicht auf einzelne Provinzen, sondern auf den ganzen Staat, dem man angehört. Das Vaterland des Einwohners des Großherzogtums ist also jetzt das ganze preußische Land, und wenn Vaterlandsliebe und Vaterlandstreue in seinem Herzen wurzeln soll, muß man ihn nicht aus dem großen Vaterlande ein kleines auszeichnen." Das Ende dieser Episode war, daß Fürst Radziwill durch statthalterliches Reskript vom 8. September dem Zerbonischen Revers das Lebenslicht ausblies.

Gleichfalls im Jahre 1816 erschienen eine Kabinetsorde (vom 20. Juni) und ein königliches Patent (vom 9. November), welche in der Provinz Posen die Gesetzgebung der altpreußischen Landesteile einführten. Am 5. Juni 1823 folgte die Verordnung wegen Errichtung von Provinzialständen für die einzelnen Glieder der preußischen Monarchie. Neufchatel, welches wirklich nur durch Personalunion mit dieser verbunden war, wurde dabei ausgenommen, Posen nicht, und das vom 3. August 1824 datirte ausführende Gesetz für letztere Provinz sowie die dasselbe ergänzende Verordnung vom 15. Dezember 1830 stimmen vollkommen mit den Gesetzen und Verordnungen überein, welche für die übrigen Provinzen in dieser Sache erlassen wurden. Das Gleiche wäre — abgesehen allein von der Gemeindeordnung des Jahres 1850, welche die Pfuelsche Demarkationslinie voraussetzt, die indes niemals praktische Geltung gewann — von allen spätern organischen Gesetzen Preußens zu sagen. Es genügt aber für unsern Zweck, wenn wir aus den ältern Kabinetsordres und Landtagsabschieden Friedrich Wilhelms des Vierten, die in unsern Zusammenhang gehören, den Landtagsabschied vom 6. August 1841 herausgreifen, worin der Monarch ganz den Standpunkt seines Vaters einnimmt, wenn er sagt:

„In Übereinstimmung mit dem Inhalte der Wiener Traktate hat das Besitznahmepatent und der Zuruf Unsers in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät vom 15. Mai 1815 die Einwohner der Provinz Posen der Monarchie einverleibt und damit dem Charakter einer vollständigen, untrennbaren und alle Verhältnisse durchdringenden Vereinigung ausgesprochen. Das Großherzogtum Posen ist eine Provinz in demselben Sinne, in derselben unbedingten Gemeinschaft wie alle übrigen Provinzen, die Unserm Szepter unterworfen sind. Mit dieser Stellung der Provinz Posen ist die Stellung der verschiednen Nationalitäten, die sie in sich schließt, ist der Gang ihrer fernern Entwicklung unverrückbar vorgezeichnet. Der polnischen Nationalität ist durch die Wiener Trak-

tate und durch den Zuruf vom 15. Mai 1815 Berücksichtigung und Schutz verheißen. Die rühmliche Liebe jedes edeln Volkes zu seiner Sprache, seiner Sitte, seinen geschichtlichen Erinnerungen auch in Polen zu achten und zu schützen, war der Vorsatz der Vollzieher des Wiener Traktates, und auch unter Unsrer Regierung soll ihr Würdigung und Schutz zuteil werden. Unsre ausdrücklichen Verheißungen wie die Anordnungen, welche ihnen gefolgt sind, haben dafür Zeugnis gegeben. Aber wie jede Gabe an die Bedingung geknüpft ist, daß sie nicht mißbraucht werde, so können auch Wir Unsre Verheißung und Unsre Absichten von dieser Bedingung nicht lösen. In der untrennbaren Verbindung mit Unsrer Monarchie hat das Nationalgefühl der polnischen Unterthanen Unsrer Provinz Posen die Richtung seiner fernern Entwicklung, die feste Schranke seiner Manifestation zu erkennen. Die Verschiedenheit der Abstammung, der Gegensatz der Namen Polen und Deutsche findet seinen Vereinigungspunkt in dem Namen des Staates, dem sie gemeinsam für immer angehören, in dem Namen Preußen."

Und wie sich das absolute Königtum in Preußen gegenüber den Polen im Posenschen nichts vergeben hat, so auch das verfassungsmäßige. Der erste Artikel der preußischen Konstitution sagt: „Alle Landesteile der Monarchie in ihrem gegenwärtigen Umfange bilden das preußische Staatsgebiet." Die polnischen Abgeordneten wollten anfangs ihre Mandate niederlegen, um nicht schwören zu müssen. Indes erschien ihnen dies bei reiflicher Überlegung bedenklich, und man hatte die Freude, sie im November 1850 auf dem „Berliner Landtage" wieder zu begrüßen. Sie wollten jetzt den Eid mit Vorbehalten leisten, um „auf dem durch die Verfassung gebotenen Wege die Rechte des Landes wahrnehmen" zu können. Natürlich wurde den Herren vom Präsidenten des Abgeordnetenhauses darauf erwiedert, wenn sie den Eid leisteten, so leisteten sie ihn bedingungslos und uneingeschränkt. So schwuren sie denn in dieser Weise, und dies geschah später auch von allen andern Landboten polnischer Zunge. Als der Norddeutsche Bund gegründet wurde, protestirte der Abgeordnete Kantak gegen ein Zustandekommen desselben mit Einschluß Posens, in Wahrheit aber, wie der Bundeskanzler ihm nachwies, gegen die verfassungsmäßige Einheit der preußischen Monarchie. „Diese Einheit anzuerkennen, bemerkte damals der Graf Bismarck, und doch dagegen zu protestiren, daß der Staat, zu dem man gehört, berechtigt sei, seine staatlichen Zwecke auch im Vereine mit den Nachbarstaaten zu erstreben, mit denen er glaubt, sie besser erreichen zu können, das kann in der That niemand, der nur einige Logik sich bewahrt hat, einfallen." Irgendwelche Folge hatte dieser Einspruch der polnischen Junker und ihres Anhanges selbstverständlich ebensowenig wie 1871 der Antrag polnischer Abgeordneten, die Provinz Posen von der Aufnahme der übrigen preußischen Lande in das deutsche Reich auszuschließen. „Ich bestreite Ihnen, sagte Fürst Bismarck bei dieser Gelegenheit, das Recht, sich auf einen Vertrag für Sonderstellung

einzelner Provinzen im preußischen Staate zu berufen. Sie haben es stets vermieden, diese Verträge ihrem vollen Wortlaute nach anzuführen. . . . Es wäre die Existenz des Großherzogtums Posens und Westpreußens im preußischen Staate, wie sie seit einem halben Jahrhunderte ist, nicht möglich gewesen, wenn etwas derartiges, wie Sie stets anführen, in den Verträgen festgesetzt wäre." Und in derselben Sitzung des Reichstages (1. April) rief der Kanzler der Schaar polnischer Abgeordneten, die sich um Dr. Niegolewski gruppirte, zu: „Die etwa zwanzig Abgeordneten, die sich hier als Volk geberden, und zwar als polnisches Volk, sind in Wirklichkeit kein Volk, auch vertreten sie kein Volk und haben keins hinter sich. Sie, meine Herren, haben nichts hinter sich als Ihre Irrtümer und Ihre Täuschungen, und zu denen gehört unter andern, daß Sie vom polnischen Volke hierher gewählt seien, um die polnische Nationalität zu vertreten. Sie sind gewählt, um die Interessen der katholischen Kirche zu vertreten, und wenn sie das thun, sobald diese Interessen in Frage kommen, werden Sie Ihre Schuldigkeit gegen Ihre Wähler erfüllen. Die polnische Nationalität zu vertreten, dazu hat Ihnen kein Mensch ein Mandat gegeben und das Volk im Großherzogtum Posen und in Westpreußen am allerwenigsten. Es teilt nicht die Fiktionen, die Sie verteidigen: daß die polnische Herrschaft gut gewesen wäre. Bei aller Unparteilichkeit und bei aller Neigung, gerecht zu sein, kann ich Ihnen versichern, sie war herzlich schlecht, und darum wird sie nie wiederkommen."

Also: die Krone Preußen besitzt den Teil des ehemaligen Polenreiches, welcher der Monarchie der Hohenzollern in den Provinzen Posen und Westpreußen einverleibt ist, vollkommen rechtmäßig. Diese Provinzen sind nicht bloße Anhängsel, sondern Glieder des preußischen Staatskörpers. Die Einsprüche dagegen, die aus Verträgen und Proklamationen hergeleitet werden, sind null und nichtig, grundlos und unlogisch, und die Abgeordneten, die sie erheben, haben dazu von ihren Wählern keinen Auftrag.



Die Durchführung eines Systems von Handwerks-Genossenschaften.



Unsre gegenwärtige Reformgesetzgebung bewegt sich auf den verschiednen von ihr betretenen Gebieten mit einer gewissen Zaghaftigkeit, welche von den Gegnern ihrer Zeit keineswegs an den Tag gelegt wurde. Es ist dies freilich insofern sehr erklärlich, als es im Wesen konservativer Bestrebungen und so auch der von dieser Seite entfalteten gesetzgeberischen Thätigkeit liegt, nicht anders als mit Vorsicht und selbst mit einiger Ängstlichkeit an Gebiete, die noch nicht recht übersehbar

sind und auf denen sich nicht ohne weiteres erkennen läßt, welche tiefergreifenden Wirkungen die beschlossenen Maßregeln haben können, heranzutreten, während dagegen eine gewisse leichtherzige Gleichgiltigkeit hinsichtlich dessen, was möglicherweise mit dem besten Willen von der Welt angerichtet wird, zum Wesen des Liberalismus gehört. Kurzum, die Reformgesetzgebung hat sich bis heute sorgfältig gehütet, über den genau umschriebenen Kreis dessen, was zunächst erreicht oder angestrebt werden sollte, hinauszugehen. So ist denn u. a. wohl im allgemeinen gesagt, daß auch die Errichtung wirtschafts-genossenschaftlicher Verbände innerhalb der Innungen oder Gewerbsgenossen zu den Aufgaben der Innung gehöre, aber diese Errichtung selbst ist weder näher präzisirt, noch sind hierfür weitere Hilfsmittel an die Hand gegeben. Hier wirkte außer dem obigen allgemeinen Grunde noch ein besondrer mit: es ist dem Liberalismus (wie in verschiednen ähnlichen Fällen) gelungen, in den weitesten Kreisen die Meinung zu verbreiten, für das Genossenschaftswesen sei auf absehbare Zeit die einzig mögliche und dabei als praktisch bewährte Form geschaffen, und alles, was auf diesem Gebiete neu anzubahnen sei, müsse sich dieser Form entsprechend gestalten. Und doch ist diese Meinung vollständig irrig, und eine zeitgemäße, auf die Innungen basirte Neugestaltung des Genossenschaftswesens wird von ganz andern Grundgedanken als denen des jetzigen Genossenschaftsgesetzes auszugehen haben, einfach weil das letztere wirkliche „Genossen" weder im Auge hat noch eine Ausbildung von wirklichen „Genossen" fördert.

Das Wort „Genosse" ist eines der ursprünglichsten und volkstümlichsten, über die unsre Sprache verfügt. Es bedeutet Leute, die einunddemselben Interessenkreise angehören und durch diese gemeinsame Angehörigkeit auf treues und festes Zusammenstehen angewiesen sind. Die Mitglieder eines Wald- und Weidenutzungsrechts, die Mitglieder eines Deichverbandes, die Teilnehmer eines Meiereibetriebes, die Angehörigen irgendeiner Form gemeinsamer produktiver Thätigkeit — das sind Genossen. Auch die Mitglieder einer Innung können und sollten nach unsrer Überzeugung Genossen sein. Ganz und gar unzulässig aber sollte die Anwendung dieses Wortes auf Leute sein, deren ganze „Genossenschaftlichkeit" darin besteht, daß sie alle einem Vereine angehören, der irgendeinen, wenn auch vielleicht für jedes Mitglied noch so wesentlichen, kein Mitglied als solches aber den andern Mitgliedern näherrückenden Einzelzweck verfolgt. Dies gilt ganz besonders von den sogenannten Volksbanken, von denen man wirklich sagen kann, daß auch nicht eines der Kennzeichen, an denen eine wirkliche Genossenschaft zu erkennen sein sollte, auf sie zutrifft. Weder haben die Mitglieder ein andres als ein rein abstraktes gemeinsames Interesse, noch ist auch nur diese abstrakte Gemeinsamkeit für die Mitglieder eine gleichartige (wie unversöhnlich und bei jeder Gelegenheit schroff zu Tage tretend ist nicht der Gegensatz zwischen den dividendelustigen Stammanteilsinhabern und den nach billigem Zins rufenden Kreditbedürftigen!), noch nimmt die Masse der Mitglieder

an den Geschäften selbst ein ernstliches Interesse oder hat auch nur ein genügendes Urteil über dieselben. Niemand, der jemals die Generalversammlungen unsrer bedeutenderen Volksbanken, diese zu einem reinen Dekorationsstücke herabgesunkene Farce, zu besuchen und zu studiren Gelegenheit hatte, wird den letzten Satz bestreiten. In Wahrheit sind ja die Vorstände, Direktoren rc. der größern Volksbanken längst allmächtig geworden, und die angeblichen „Genossen“ bilden nur noch den aus einer Art von Pietät festgehaltenen Unterbau, auf dem sich das Gebäude eines weitverzweigten Großbankbetriebes erhebt. Eine Grundlage aber, auf der der Begriff des „Genossen“ sich so verflüchtigen konnte, daß er nur noch ein Scheindasein führt, kann nicht die richtige sein. Es war somit ein Irrtum, von der Richtigkeit und Sachgemäßheit des jetzigen Genossenschaftsgesetzes auszugehen, als man den ersten schüchternen Schritt that, die Genossenschaftsidee in unsre Innungen zu verpflanzen. Man hätte vielmehr von vornherein zugestehen sollen, für diese Verpflanzung müsse eine ganz neue rechtliche Grundlage geschaffen werden, das künftige Genossenschaftsgesetz müsse, mit einem Worte gesagt, nicht Leute künstlich zu Genossen stempeln, die es garnicht sind, sondern wirklichen Genossen ein an ihre Verhältnisse sich naturgemäß anschließendes Genossenrecht verleihen. Soll die Innung zur Genossenschaft werden oder soll sie aus ihrem Schoße genossenschaftliche Bildungen entwickeln, so ist das heutige Genossenschaftsgesetz ganz unbrauchbar, schon weil es viel zu umständlich ist und überdies (wie weiterhin gezeigt werden soll) zu hohe Anforderungen stellt. Es muß davon ausgegangen werden als von einer im Rechtsbewußtsein des Volkes vorhandenen Sache, daß die Innungsmitglieder von Haus aus natürliche Genossen sind, und daß, wenn einem von ihnen zu begründenden genossenschaftlichen Betriebe die hierzu erforderlichen Rechtsformen gegeben werden sollen, man sich hierbei an die natürlichen Formen und Gliederungen des Innungswesens zu halten hat. Woran sowohl Innungen wie jetzige sogenannte Genossenschaften (letztere jedoch ungleich mehr) leiden, das ist die Teilnahmlosigkeit der Mitglieder; nur hat diese sehr verschiedne Ursachen: bei den sogenannten Genossenschaften wurzelt sie darin, daß die Masse der Mitglieder von Art und Umfang der Geschäfte weder Kenntnis noch Verständnis hat, bei den Innungen darin, daß das gegenwärtige Wirksamkeitsgebiet derselben zu klein, einseitig und geringfügig, und darum das Interesse der nicht gerade für die Innungsidee als solche begeisterten Mitglieder an der Innungssache zu schwach ist. Wenn demnach das Innungswesen wirklich neu belebt werden soll, so müssen die Innungen eine wirkliche Aufgabe bekommen, über deren Wichtigkeit kein Mitglied der Innung einen Augenblick im Zweifel sein kann. Ein genossenschaftlicher Betrieb, der sich durchaus auf die „Genossen“ (die Mitglieder) beschränkt, würde ohne Zweifel in diesem Sinne wirken; und die Übertragung dieses neuen Thätigkeitsgebietes auf die Innung würde also nicht nur wirkliche

Genossenschaften begründen und damit einer künftigen vollen Wirksamkeit der genossenschaftlichen Idee die Wege ebnen, sondern auch den Innungsgedanken selbst erst lebendig und wirksam machen. Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß die erste Voraussetzung für zeitgemäße Entfaltung eines mit dem Innungswesen verschmolzenen Genossenschaftswesens darin besteht, den Innungsgenossenschaften eine den Innungseinrichtungen angepaßte Rechtsgrundlage zu geben, und sich hierbei keineswegs an die leitenden Gesichtspunkte des heutigen Genossenschaftsgesetzes (die ja in einem wesentlichen Punkte, der Zulassung von jedermann, für unsre Zwecke gänzlich unbrauchbar sind) zu binden.

Auch noch in einem andern, kaum minder wesentlichen Punkte sind die Grundsätze des heutigen Genossenschaftsgesetzes nicht allein keineswegs als unerschütterliche Axiome zu betrachten, sondern sogar eher schädlich, mindestens über das erforderliche Maß hinausgehend. Wir meinen die solidarische Haftbarkeit. Gewiß, diese solidarisch von allen Mitgliedern übernommene Verbindlichkeit giebt der Sache ein Gepräge von Solidität und Gemeinnützigkeit, welches auf gar keinem andern Wege zu erreichen ist; aber trotzdem ist sie 1. gefährlich, 2. der Entwicklung nachteilig, 3. unnötig. Es ist leicht, diesen dreifachen Tadel zu begründen. Daß es für die Mitglieder eine gefährliche Sache sei, mit ihrem ganzen Vermögen für die Verbindlichkeiten eines gemeinsamen Betriebes zu haften, ist natürlich nichts neues; es ist dieses Bedenken von Anfang an geltend gemacht worden, und man wird uns siegreich entgegenhalten, daß trotzdem dieses Prinzip seinen Weg gemacht und Hunderttausende zahlungsfähiger Leute nicht am Beitritte verhindert, ja dieselben erst recht zum Beitritte geneigt gemacht habe. Aber die Sache sieht doch etwas anders aus, wenn man sie im Lichte der wahrhaft beängstigenden Menge von Volksbankzusammenbrüchen betrachtet, die in letzter Zeit stattgefunden haben. Mag es noch so wahr sein, daß unzählige wohlhabende und selbst reiche Leute in allen Teilen Deutschlands Volksbankmitglieder geworden und bis heute geblieben sind, und mag auch das noch so sehr zutreffen, daß die Solidarhaft nicht mehr so zu verstehen ist, als ob jeder solidarisch Haftbare ohne weiteres für jeden beliebigen Anspruch angefaßt werden könnte (ist doch durch besondres Gesetz die Art und Weise, wie die Haftbarkeit praktisch gemacht und wie insbesondre bei Konkursen verfahren werden soll, nämlich unter gewissenhafter Verteilung der Schuld unter sämtliche Haftbare, längst geregelt), so bleibt es doch eine harte und gefährliche Sache, daß ein Mann gleichsam seine ganze bürgerliche Existenz der „Genossenschaft" zum Pfande setzt; sobald die Gefahr ernsthaft wird, kann dieses volle Eintreten für die gemeinsame Sache den Leuten wirklich nicht mehr zugemutet werden. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, die Zustände in der Nähe zu beobachten, welche da herrschen, wo eine Volksbank in Konkurs geraten ist (und diese Gelegenheit haben in letzter Zeit viele, viele Leute in Deutschland gehabt!), der weiß, wie grausig dieselben sind. Es ist nicht anders, als ob in

einem solchen Orte oder einer solchen Gegend die Pest ausgebrochen wäre. Alle Geschäftsthätigkeit stockt, alles Interesse an bürgerlicher Arbeit ist ertötet; weiß doch niemand, was der furchtbare Eintreibungsrundgang, der sich in aller Ordnung und Gesetzlichkeit so lange vollzieht, bis alles bezahlt ist oder bis keiner der Haftbaren mehr einen Pfennig besitzt, ihm übriglassen wird. Die gesetzlichen Vorschriften hierüber sind ja durchaus sachgemäß, aber der Fehler liegt in der unbeschränkten solidarischen Haftbarkeit selbst, und da die Verteilungsvorschriften streng im Sinne derselben gehalten sind, so kommt eben statt eines billigen und kulanten ein hartes und grausames Verfahren heraus. Aber die Solidarhaft ist nicht nur für diesen möglichst schlimmen, jedoch am Ende nicht gerade wahrscheinlichen Fall gefährlich, sondern sie hat auch für den ganzen Betrieb eine sehr bedenkliche Seite. Bei allen Geschäften kommt es doch wesentlich auch darauf an, daß sie sich innerhalb eines bestimmten, dem Zwecke und dem vorhandenen Maße von Leistungsfähigkeit angepaßten Rahmens halten; die heutigen Genossenschaften werden aber durch die Solidarhaft mit einer Art von Gewaltsamkeit über diesen Rahmen hinausgetrieben. Es ist ja wahr, daß die Solidarhaft ihnen einen kolossalen, in gewissem Sinne fast grenzenlosen Kredit verschafft; aber ist dies ein Segen? ja ist es auch nur wünschenswert? Zu ihrem Betriebe bedarf die Genossenschaft doch keines nahezu unbegrenzten, sondern nur eben des für den Geschäftsumfang erforderlichen Kredits, und schon für manche Volksbank ist es geradezu zum Fluche geworden, daß sie mehr Kredit hatte, als nötig war. Denn wenn ihr über das erforderliche Maß hinaus Gelder angeboten wurden, so hatten Direktoren und Verwaltungsräte (die ja alle vom Reingewinn ihre Tantiemen bezogen) selten den moralischen Mut, solche Beträge zurückzuweisen oder das Angebot derselben zu weiter nichts als zum Herabdrücken des von der Bank gezahlten Zinses zu benutzen, sondern gewöhnlich wurde genommen, was zu erhalten war, und wenn sich dann hinterher die Frage erhob: „Wohin mit dem Gelde?“ — nun, da gab es Verwendungen, und zwar anscheinend sichere und jedenfalls sehr lukrative Verwendungen die schwere Menge, zu denen die reichlichen Baarmittel der Bank dienen konnten. Unzählige Zusammenbrüche sind auf nichts andres als auf diesen strotzenden Überfluß der betreffenden Volksbank an verfügbarem Kapital zurückzuführen, und dieser Überfluß wiederum hat keine andre Quelle als die unbeschränkte Solidarhaft. Endlich aber ist die Solidarhaft auch keineswegs erforderlich. Es kommt doch, wie schon oben gesagt, nicht auf Beschaffung beliebiger, sondern nur auf Beschaffung der für den voraussichtlichen reellen Geschäftsumfang erforderlichen Mittel an; hierfür aber genügt ein kleiner angesammelter Fonds und etwa die persönliche Haftbarkeit weniger Personen, ja unter Umständen eines einzigen als solid und geschäftskundig bekannten Mannes. Allerdings ist selbst diese bescheidne Sicherheit nicht ganz leicht zu beschaffen, und außerdem ist es erforderlich, ein lebendiges persönliches Interesse der Mitglieder an dem ganzen Betriebe zu er-

zeugen und wach zu erhalten. Darum ist längst die beschränkte Haftbarkeit als ein Mittel, den genossenschaftlichen Betrieb zu ermöglichen und dabei doch die schweren Mißstände des gegenwärtigen Systems zu vermeiden, anerkannt worden. Jedes Mitglied verpflichtet sich bis zu einer gewissen Höhe und stellt für diesen Betrag eine Sicherheit, über deren ungeschmälerten Bestand zu wachen eine Hauptaufgabe der Genossenschaftsvorstände ist. Der Kredit der Genossenschaft wird dann genau bis zur Gesamthöhe dieser Sicherheiten, einschließlich des von der Genossenschaft angesammelten Fonds und des besondern Vertrauens, welches die Leitung derselben sich erworben hat, reichen; und das wird auch für alle soliden, aus einem reellen Diskontbedürfnisse der Mitglieder fließenden Ansprüche genügen.

Wir bedürfen also zweier durchgreifenden gesetzlichen Reformen: einer Anpassung der herkömmlichen oder durch unser Innungsgesetz geregelten Formen des Innungswesens an diejenigen eigenartigen Bedürfnisse, welche aus einer Einfügung des Genossenschaftswesens in die regelmäßigen Aufgaben der Innung entstehen, und einer Ermöglichung des Überganges zur Teilhaft statt der Übernahme solidarischer Gesamthaft. Diese beiden Punkte bilden die Voraussetzung dafür, wenn das genossenschaftliche Prinzip in großem Umfange auf die Innung angewendet und der letztern hierdurch die einzige ernsthafte Möglichkeit dargeboten werden soll, die Konkurrenzfähigkeit und damit den gesicherten Bestand des Handwerkes zu retten oder wiederherzustellen. Aber damit ist nicht gesagt, daß bis zur Verkündung dieser (nicht ganz leichten und darum nicht aus dem Ärmel zu schüttelnden) gesetzgeberischen Reformen die Arbeit, aus den Innungen neue, dem wirklichen Wesen der „Genossenschaft" entsprechendere Gestalten hervorwachsen zu lassen, unterbrochen werden müsse. Vielmehr scheint es uns, daß diese Reformen umso eifriger betrieben werden würden, je mehr der Druck des Bedürfnisses schon bestehender und eigentlich auf die künftigen Gesetze gegründeter Vereinigungen der abstrakten Überzeugung von ihrer Notwendigkeit zu Hilfe käme, und selbst für die den neuen Gesetzen zu gebende Form und die in sie aufzunehmenden Vorschriften könnte eine Anzahl schon in Thätigkeit befindlicher Innungsgenossenschaften schätzbare praktische Winke geben.

Es befällt uns, wie wir offen gestehen, eine gewisse Mutlosigkeit, indem wir vorstehendes schreiben und uns doch gleichzeitig sagen müssen, daß so verzweifelt wenig Aussicht auf Erfüllung dieser unsrer Hoffnung ist. Denn an und für sich liegt der Gedanke, den großen Krethi- und Plethigenossenschaften einmal eine Genossenschaft der Fachgenossen in kleinerm Kreise entgegenzusetzen, so nahe, und die Vorteile einer solchen sind so handgreiflich, daß, was die Handwerker sich in dieser langen Zeit nicht selbst gesagt haben, auch unser bescheidnes Wort ihnen nicht sagen wird. Ist es nicht handgreiflich, daß eine derartige Form der Genossenschaft die Verwaltungskosten außerordentlich ver-

ringern und Geschäftsverluste so gut wie gänzlich in Wegfall bringen würde? Ist es nicht weiterhin handgreiflich, daß, sobald man weiß, daß der Geschäftsbetrieb sich auf eine bestimmte Anzahl von einander bekannten Gewerbsgenossen beschränkt, auch die Formen desselben dem Einzelbedürfnis in ungemeinem Grade angepaßt werden können, und damit eine der bittersten Beschwerden zumal der kleinen Handwerker gegen die heutigen Volksbanken, „man schließe sie wohl nicht geradezu aus, aber man nehme keine Rücksicht auf sie und dulde sie gewissermaßen nur, während große, umfangreiche, für die Masse der Mitglieder aber ganz undurchsichtige Beziehungen für die ganze Geschäftsgebahrung und die eingeführten Usancen maßgebend seien," beseitigt würde? Und darf nicht endlich auch das als handgreiflich bezeichnet werden, daß gerade die Vielseitigkeit der Geschäftsbeziehungen und Geschäftsformen, welche den heutigen Volksbanken durch die bunte Zusammensetzung ihrer Mitgliedschaften aufgezwungen wird, dazu geführt hat, die Direktoren allmächtig und den Verwaltungsrat, die Generalversammlung ꝛc. zur bloßen Dekoration zu machen, während bei einem Bankbetriebe unter wirklichen „Genossen," für den die sämtlichen Bedingungen und Formen sich leicht im voraus feststellen lassen, auch bei einer zur Anstellung besoldeter Beamten nötigenden Ausdehnung des Betriebes dies doch immer nur die Beamten und nicht, wie heute nur zu vielfach, die unumschränkten Herren des ganzen Bankgeschäftes sein würden? Bei letzterm Punkte kommt noch ein Nebenvorteil in Betracht. Mögen die Direktoren und sonstigen Angestellten einer Volksbank noch so ehrenwerte und wohlmeinende Leute sein: sie sind meist Kaufleute, und als solche haben sie gewisse Anschauungen und Gewöhnungen, welche an und für sich ganz berechtigt sein mögen, welche aber für ein Kreditinstitut kleiner Handwerker mindestens nicht unerläßlich sind und sich sehr vielfach von Haus aus in eine Art Widerspruch mit den geschäftlichen Gesichtspunkten setzen, welche die Handwerker, von ihrem Standpunkte wiederum mit Recht, für sich beobachtet wissen möchten. Natürlich wird der ganze Liberalismus aus der Haut fahren wollen, wenn jemand bezweifelt, daß „kaufmännische" Anschauungen und Gewöhnungen irgendwo unangebracht sein könnten, denn nach liberaler Ansicht ist ja der Handel das Lebensblut aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, und das kaufmännisch geleitete Komtor ist nach ihr der ideale Zielpunkt, nach dem in allen dem Menschengeschlechte dienlichen Einrichtungen zu streben ist; aber wir sind verstockt genug, andrer Meinung zu sein, und die ausschließliche Geltung kaufmännischen Wesens bei Handwerksangelegenheiten — auch wo dieselben die Kreditbefriedigung und ähnliches betreffen — nicht nur nicht für notwendig, sondern nicht einmal für wünschenswert zu halten. Aus den angeführten Gründen könnte und müßte es also, wie uns scheint, den Handwerkern längst eingefallen sein, daß sie von dem Genossenschaftsgesetze auch in andrer als in der durch die liberale Schablone vorgeschriebenen Weise Gebrauch machen könnten. Es ist wahr, daß hierbei immer

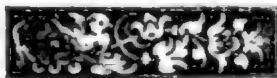
zwei Schwierigkeiten im Wege stehen: einmal das gottlob immer noch vorhandne hartnäckige Festhalten der Handwerker an dem Gedanken, daß gemeinsame Veranstaltungen für sie innerhalb der Innung oder doch durch Vermittelung derselben stattfinden müßten, während die Innung gegenwärtig zwar berechtigt ist, auch diese Angelegenheit in ihr Bereich zu ziehen, ihr aber die bestimmten Rechtsbefugnisse und Organe hierfür mangeln, und zweitens die zur Zeit in Deutschland bestehende Unerläßlichkeit der obligatorischen Haftbarkeit; aber bei gutem Willen sollten sich diese Schwierigkeiten doch in vielen einzelnen Fällen überwinden lassen. In vielen Gewerben giebt es doch eine Menge von Personen, welche hinlänglich gut situirt sind, um über die ersten Schwierigkeiten der Gründung eines Geschäftes (welches sich ja doch immer in bescheidenem Umfange halten soll) hinweghelfen zu können, und welche auch hinlänglich weiten und freien Blick und genügende Erfahrungen und Geschäftskenntnisse haben könnten, um die Richtigkeit unsrer obigen Darlegung zu begreifen und sowohl die Sammlung einer Anzahl Genossen wie auch die einstweilige Leitung mit Erfolg in ihre Hand zu nehmen. Sowie eine Anzahl von Gewerbsgenossen, groß genug, um einen Vorstand und eine Kontrolbehörde aus ihrer Mitte bilden und das Material für einen kleinen Geschäftsbetrieb darbieten zu können, und wenigstens zu einem Teile zahlungsfähig genug, um einigen gemeinsamen Kredit zu repräsentiren, sich zusammenthäte, so würde die Gründung einer Genossenschaft keine weitern Schwierigkeiten haben und nur sehr wenig Kosten verursachen. Allerdings müßten diese Leute sich zur Übernahme solidarischer Haftbarkeit verstehen, denn bei ihrer Innung würden sie einstweilen keine andre als eine moralische Unterstützung finden können; aber mit welchem Nachdrucke würde eine Anzahl solcher, wenn auch kleiner Vereinigungen dafür einzutreten imstande sein, daß nunmehr die Gesetzgebung so gut den neuen Innungsgenossenschaften wie früher den sogenannten Volksbanken ꝛc. zu Hilfe komme, und welche Stütze würden nicht im Reichstage zu stellende Anträge an diesen Vereinigungen finden!

Warum bilden sich solche Vereinigungen nicht, trotz aller auf sie hindrängenden Zeitumstände und aller schwer empfundenen Schattenseiten des jetzigen Zustandes? Und warum steht man auf konservativer Seite, obwohl man das hier obwaltende Bedürfnis wohl empfindet (wie dies seinerzeit der Mirbachsche Antrag auf fakultative Einführung der Teilhaft bewies), dieser ganzen Sache sowohl nach ihrer gesetzgeberischen wie nach ihrer geschäftlichen Seite so gleichgiltig gegenüber? Die Antwort lautet: Wegen der ungeheuern Bedeutung und des ungeheuern Einflusses, den die Volksbanken gewonnen haben. Nur ist zu bemerken, daß, wenn die Handwerker sich hiermit ausreden, sich hiergegen nicht viel sagen läßt, wenn aber die Konservativen als Partei dies thun, so bedeutet das gerade soviel, als daß sie, der Volksbanken wegen, ihre Sache verloren geben. Man gebe sich über folgende, unsrer Überzeugung nach unwiderleg-

lichen Sätze und über den schweren, ja verhängnisvollen Kern, der in ihnen steckt, keinen Täuschungen hin: so lange die Volksbanken auf die bessern Teile des Handwerkerstandes ihren bisherigen Einfluß ausüben, so lange bleibt die ganze Handwerkerbewegung ein Gefecht mit stumpfen Waffen, bei dem niemals recht Ernst gemacht wird, und bei dem an das Schlußresultat, die Handwerker als wirklich geschlossene und ihr Standesinteresse mit Bewußtsein und Energie in den Vordergrund stellende Masse aufrücken zu sehen, nicht zu denken ist; die Handwerker aber den Volksbanken abwendig zu machen, ist nur möglich, wenn eine andre, ihnen die nötige Kreditgewährung sichernde Veranstaltung getroffen wird; und eine solche Veranstaltung in einer die Handwerker wirklich alsbald heranziehenden Weise zu treffen, ist nur möglich, wenn man sich auf die Innungen stützt, und wenn zugleich an die bisherigen Formen angeknüpft, denselben gegenüber jedoch eine jedermann einleuchtende Besserung erzielt wird. Diesen drei Sätzen ist aber, um sie in ihr volles Licht zu rücken, noch der vierte hinzuzufügen, daß die Volksbanken in ihrer heutigen Gestalt einen der festesten Ringe in der Kette bilden, welche das Kapital um die Kleinproduktion geworfen hat und mit welcher es dieselbe allmählich erwürgen wird, und daß, so lange diese Anstalten ungeschwächt ihre heutige Thätigkeit entfalten, der Prozeß der Zerstörung und Aufsaugung des handwerklichen Kleinbetriebes trotz aller Innungen und Handwerkertage seinen Gang gehen wird. Ich weiß nicht, ob man spöttisch von Kassandra-Rufen sprechen und über meine Worte gleichgiltig hinweggehen wird; aber meiner festen Überzeugung nach liegt in diesen vier Sätzen der Schlüssel zu unsrer Handwerkerfrage und zu deren möglicher Lösung oder zum weitern Fortgange der bisherigen Entwicklung. Dixi et salvavi animam meam!

Findet sich niemand, der die Sache, der wenigstens irgendeinen Anfang zu derselben einmal in die Hand nehmen will? Dann laßt euch mit eurer Handwerkerbewegung begraben. Jetzt noch ist eine große Menge von Handwerkern mobil und zu einem energischen Feldzuge gegen das ganze bisherige System zu bekommen; und selbst der Gesichtspunkt, daß die einseitige, wesentlich dem Großbetriebe dienliche Gestaltung unsers — staatlichen wie privaten — Kreditwesens einen wesentlichen oder selbst den entscheidendsten Teil des gegnerischen Prinzips ausmache, ist vielen geläufig oder liegt ihnen doch nicht fern. Hier muß angesetzt werden. Zunächst muß ein größeres Bankunternehmen ins Leben treten, welches den sich bildenden Innungsgenossenschaften seinen Beistand leistet und als Mittelpunkt derselben dient; auch dieser Gedanke ist nicht neu, sondern wurde im Jahre 1882 in Berlin lebhaft erörtert, und die Begründung eines derartigen Unternehmens scheiterte damals nur daran, daß die dafür sich interessirenden Leute selbst kein verfügbares Geld hatten. Um rasch voran gehen zu können, wird heute nicht daran vorbeizukommen sein, daß diese Zentralbank vorher begründet und genügend dotirt werde. Dann vorwärts mit der Gründung von Innungsgenossenschaften; kann man den Leuten Geld zeigen, so

wirds jetzt noch gehen — über ein paar Jahre wahrscheinlich nicht mehr, weil die Leute bis dahin in vergeblichem Abzappeln Vertrauen und Mut verloren haben werden. Dann, wenn eine Anzahl Innungsgenossenschaften im Betriebe ist, an die „Klinke der Gesetzgebung," um eine durchgreifende Entfaltung der Sache zu ermöglichen!



Die Deutschen in Newyork.



Jeder, der es unternimmt, über die Stellung des Deutschtums in den nordamerikanischen Freistaaten ein Urteil abzugeben, darf zwei Dinge vor allem nie aus den Augen lassen: einmal daß jeder Einzelne, welcher drüben Grundeigentum erwerben will, amerikanischer Bürger werden muß, daß also jeder Landwirt, der selbständig wirtschaften, und jeder Städter, der sich zu einem eignen home aufschwingen will — mag es ihm nun schwer ankommen oder nicht —, den verhängnisvollen Schritt der Bewerbung um jenes Bürgerrecht thun muß; zweitens, daß jeder Deutsche, den sein Ehrgeiz in das öffentliche Leben hinaustreibt, und wenn er auch nur seinen eignen Landsleuten in weitern Kreisen zu nützen wünscht, vor allem lernen muß, die amerikanischen Verhältnisse zu beherrschen, und daß es, vielleicht mit Ausschluß einiger Plätze im Westen, ganz undenkbar für ihn ist, auch nur den bescheidensten Einfluß zu gewinnen, wenn die Amerikaner, die überall den Ton angeben und die leitenden Stellen innehaben, ihn nicht als einen der ihrigen betrachten.

Somit kann sich nur derjenige erlauben, seinem Deutschtum auch äußerlich politisch treu zu bleiben, welcher, von Hause aus mit reichlichen Mitteln versehen, weder die Landwirtschaft noch überhaupt den Erwerb von Grundbesitz zu seinem Gedeihen nötig hat, und ferner derjenige, der mit gründlichen Kenntnissen und vollkommener Bildung ausgestattet, nicht erst der schweren Schulung des amerikanischen Lebens bedarf. Der erste Fall wird nicht häufig sein; die allermeisten Deutschen bringen bestenfalls ein kleines Anlagekapital mit, und das Ansinnen, auf Prosperität zu verzichten, um ihrem frühern Staatsverbande treu zu bleiben, würde gerade diejenigen außerordentlich befremden, welche um materieller Rücksichten willen ihr Vaterland verlassen haben; der zweite Fall aber wird womöglich noch seltener sein, denn abgesehen allein von den Jahren 1848 bis 1851 gehörten und gehören noch heute mindestens 99 Prozent der deutschen Auswandrer den weniger gebildeten Volksklassen an; es sind Bauern, Hand-

werker und Arbeiter, welche viel zu schwerfällig sind, um nicht so ziemlich alles von ihrer heimischen Art einzubüßen, während sie sich dem großen Umdenkungsprozeß unterziehen, sich dem amerikanischen Leben und besonders dem politischen und kommunalen Leben anpassen. Es sind nicht immer die besten, im Gegenteil vielfach gerade die minderwertigen und stupideren Elemente, welche ihr Volkstum länger festhalten, namentlich die ganz Unfähigen, welche das Englische nie erlernen.

Die praktische Folge, die sich unweigerlich aus dem Hineinziehen des Deutschen in die amerikanische Interessensphäre ergiebt, ist eine Teilnahme an den Geschicken der neuen Heimat, die, wenn auch im Anfang noch so lästig, schließlich wohl immer spontan wird, und nun kommt zu den erwähnten Schwierigkeiten noch eine weitere. Dies ist die außerordentliche nationale Eitelkeit und Reizbarkeit der Herren des Landes, die in dieser Beziehung den Spaniern und Franzosen gleichstehen, die Engländer noch übertreffen. Abgesehen davon, daß der trennende Ozean nur einem Bruchteil Begüterter ermöglicht, den Kontinent zu sehen, sind es doch allein die wenigen Hochgebildeten, die etwas beschämt und in sich gekehrt nach Hause kommen; das Gros mit seinem unhistorischen, unphilosophischen Sinn, der über nichts nachdenkt als über das geliebte money making, rennt stumpfsinnig und verständnislos an den reizvollsten Stätten unsrer alten Kultur vorüber; der zurückbleibende Rest aber ist vollends geneigt, uns ernsthaft zu fragen, ob wir in Deutschland Eisenbahnen und Telegraphen hätten (do you have telegraphs in Germany? You won't say that!), und hält irgend einen shop keeper vom Lande für ein viel höher organisirtes Wesen als einen festländischen Minister. Nirgends in der Welt trifft man eine so hoch entwickelte Fähigkeit, über dasjenige abzuurteilen, was man nicht versteht (common sense wird es drüben genannt), und dies alles im Verein mit dem beklagenswerten Götzendienst des Mutterlandes, welches fast ein Jahrhundert lang vor dem „jungen Riesen“ urteilslos auf den Knieen lag, haben einen derartig beschränkten Dünkel erzogen und das Selbstgefühl des Amerikaners in einer Weise hinaufgeschraubt, daß er nahezu unfähig geworden ist, der Eigenart einer andern Nationalität gerecht zu werden. So haben denn vor allem das Mißtrauen und die unverhohlene Verachtung, mit der die Klasse, welche das Heft in den Händen hielt, von Anbeginn auf die Deutschen herabsah, dem Aufsaugungsprozeß außerordentlichen Vorschub geleistet. Nur wenige fühlten, besonders in früherer Zeit, den Halt in sich, standhaft den bloody Dutchman zu spielen. Ganz schweigen wollen wir von den Kindern, den little Dutchies, den ewigen Opfern von Hänselei und Spott auf der Straße und in den Schulen.

Neuerdings ist nun mit der steigenden Wohlhabenheit des deutschen Elementes und besonders mit dem konstatirten Rückgange der anglo-amerikanischen Rasse in Bezug auf die Fortpflanzung, das Mißtrauen gegen unsre Stammesbrüder in politischer Beziehung noch gewachsen. Die amerikanischen Volkswirte

werden vielfach von schweren Träumen geängstigt, welche das Übergewicht und die einstige Herrschaft des deutschen Elementes in den United States zum — leider nur allzu schemenhaften — Inhalt haben, die Presse betet nur zu gerne solche Einflüsterungen nach, und eines steht fest: daß man unsern Landsleuten keinen schlechtern Dienst erweisen könnte, als wenn man vom Mutterlande aus eine Vertretung heimischer Interessen von ihnen verlangte, als ob diese Interessen auf beiden Seiten einunddieselben und vereinbar seien.

Und doch — wir bitten noch um einen Augenblick Geduld —, mag sich jeder Einsichtige noch so klar sein, daß wirtschaftlich und politisch unsre deutschen Brüder jenseits des Ozeans für uns verloren sind, daß jeder uns verloren ist, der ihnen folgt, wir dürfen uns hierbei nicht beruhigen; wir dürfen das dorthin versprengte deutsche Element nicht gleichgiltig sich selbst überlassen; wir dürfen nicht aufhören, es in seiner Entwicklung mit dem lebhaftesten Interesse zu verfolgen, denn die Augen aller Nationen sind auf dieses Element gerichtet; man mißt den Deutschen nach der Art, wie er sich in einer so ausgesetzten Stellung behauptet, und trotz jedes Verzichtes sind wir im höchsten Maße dabei beteiligt, wie sich in nationaler Beziehung, in Beziehung auf das Fortleben der Rasse die Zukunft der Deutschen jenseits des Ozeans gestaltet. Wird dieses Deutschtum zertreten, eingestampft, aufgesogen, verdaut, so ist dies für uns ein Schlag ins Gesicht, das Deutschtum ist nichts wert, sagt die Welt, man sieht es in Amerika! und die nationale Bewegung in unserm eignen Herzen erleidet eine schwere Niederlage. Gelingt es dagegen, den Rassenstolz in unsern deutschen Brüdern jenseits des Ozeans zu kräftigen, gelingt es, dort ein Deutschtum zu erhalten, wie emanzipirt es auch immer sei — so bedeutet dies eine Stärkung des nationalen Gedankens, die einem untergeordneten Praktiker vielleicht wertlos, dem idealeren Politiker jedoch vonungemessener Bedeutung sein muß.

Und nun, nachdem wir die Hauptschwierigkeiten gewürdigt und die Hauptgesichtspunkte hervorgehoben haben, die wir bei dem Folgenden gleichsam als Unterton hie und da mitschwingen zu lassen bitten, wollen wir uns zu unserm Thema wenden, zu den Deutschen von Newyork.

Wer in Hoboken von einem Hamburger Packet- oder Bremer Lloyddampfer auf amerikanischen Boden tritt, fühlt sich aufs eigentümlichste berührt, weil überall heimische Laute an sein Ohr schlagen. Das Städtchen Hoboken, welches, am rechten Hudsonufer Newyork gegenüber gelegen, die Docks für jene Schiffe birgt, mag zur Zeit etwa 30000 Einwohner zählen, wovon nach oberflächlicher Schätzung zwei Drittel Deutsche sind. Die Schiffsoffiziere bringen uns dort in einen vollkommen deutschen Gasthof, sie führen uns dann in eine Kneipe, wo deutsches Bier mit deutschem Gelde bezahlt wird, und landen wir an einem Winternachmittage, so ist die „deutsche Oper“ unvermeidlich, ein etwas feuchter Kunsttempel, der sich freilich nicht über „Köck und Juste“ und ähnliche „Musik-

dramen" erhebt. Ist unsre Ungeduld nicht länger zu zähmen, so fahren wir mit der Fähre über den Hudson hinüber „nach Amerika."

In Newyork selber nun scheint es nicht viel anders. In jedem Wagen der Pferde- oder Hochbahn, in jedem Restaurant und vollends auf der Straße kann man Deutsch reden hören in allen Mundarten; man kann dreist jeden Schutzmann und jeden Vorübergehenden auf Deutsch anreden, der zweite Mann versteht es; vollends in „Kleindeutschland" muß man ebensosehr darauf gefaßt sein, auf Englisch eine Fehlfrage zu thun, und dieser etwa zwischen der zwölften und der Canal-Street einerseits und der dritten und der Avenue A anderseits auf der Ostseite gelegene Stadtteil birgt ein Ragout von Dialekten, wie es an keinem heimischen Platze in solcher Vielfältigkeit und Durchmischung anzutreffen ist. Der Eindruck steigert sich, wenn man große Vergnügungslokale besucht, wo hauptsächlich Deutsche verkehren, wenn man die Unmasse deutscher Namen an den Ladenschildern, wenn man die endlosen Lagerbier-Saloons, wenn man die Menge deutscher Zeitungen sieht, wenn man vollends erfährt, daß in Newyork und den umliegenden Schwesterstädten Brooklyn, Hoboken, Jersey-City schlechtgerechnet ganze 400 000 Landsleute leben! Man ist dann geneigt, Newyork wirklich nach dem Vorgange gewisser Deutschamerikaner für die „zweitgrößte deutsche Stadt" zu halten, bis man — jene Zeitungen liest und anfängt, sich mit diesen 400 000 auszusprechen, bis man langsam, aber sicher dahinterkommt, welche Stellung unsre Brüder in der amerikanischen Welt einnehmen und mit welchen Augen sie angesehen werden.

Ja, die Zeiten, wo man nur einen Vollbart zu tragen brauchte, um vom Gassenpöbel verhöhnt zu werden, wo man am Neujahrstage auf der Straße nur Deutsch zu reden brauchte, um Beschimpfungen, zu gewärtigen ja sein Leben zu wagen, diese Zeiten klingen noch immer nach und sind erst entschwunden mit den Tagen von Sedan, Metz und Paris. Als im Sommer 1871 bei Begehung des Friedensfestes zum erstenmale eine endlose Menge mit Musik und schwarzweißroten Fahnen zur Stadt hinauszog, merkten die verblüfften Newyorker, welch ein gewaltiger Klumpen fremden Volkstums hier mitten unter ihnen stecke; es war die erste achtunggebietende deutsche Demonstration, und sie that eine tiefgehende Wirkung. Der bloody Dutchman machte seit jener Zeit dem zwar immer noch geringschätzigen, aber doch schon mehr gemütlichen queer German Platz, und eine humanere Auffassung unsrer Landsleute begann als natürliche Nachwirkung des ruhmreichen Krieges Platz zu greifen, wenn unsre Siege auch nur deshalb von uns gewonnen worden waren, weil ein amerikanischer Major im deutschen Hauptquartiere hospitirt hatte!

Hätten die Deutschen jene Strömung zu benutzen gewußt, hätten sie die Überzeugung gehabt, daß ihre Nationalität ihnen ein Einigungsband zur Erlangung politischer Macht abgebe, wie es ein besser geschulter Volksstamm nie unbeachtet gelassen hätte — eine Überzeugung, die vorläufig noch vollkommen

fehlt und von keiner Seite angebahnt wird —, so würde das Deutschtum wahrscheinlich heute das Zünglein an der Wage im Newyorker Kommunalleben bilden. Dieses Leben wird jedoch nach wie vor von einem Bataillon korrumpirter irischer Politiker für ihre habgierigen Taschen ausgebeutet; die Stellung, welche unsre Landsleute als solche einnehmen, ist von äußerster Bedeutungslosigkeit, und es ist an den 400000 Deutschen lediglich das erstaunlich, wie sie ihre Kräfte politisch verzetteln und sich von einem brutalen und verhaßten, nicht einmal amerikanischen Pöbel nach wie vor vergewaltigen lassen! Wo immer man bei einer Wahl in den Straßen eine Fahne sieht mit der Inschrift: Hauptquartier der deutschen Republikaner der dritten Ward, oder der deutschen Demokraten der vierten Ward, da ist der Antrieb zu dieser Einigung nicht aus dem Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit gekommen, sondern die leitenden Republikaner und Demokraten erinnerten sich plötzlich — immer nur vor der Wahl —, daß es so etwas wie Deutsche in den Vereinigten Staaten gebe, und diese Deutschen einigten sich auf Befehl des Amerikaners zu amerikanischen Parteizwecken, um nach der Ausnutzung dieses Manöuvers wieder die angefeindeten, aber nichtsdestoweniger gleichgiltigen immigrants zu werden, denen man bei jeder Gelegenheit ins Gesicht sagt, daß sie besser von diesem gesegneten Boden ferngeblieben wären, und die das auch ruhig einstecken.

Dieser politisch ohnmächtigen Stellung entspricht die Stellung im bürgerlichen Leben. Zwar giebt es Deutschfreunde, doch sind sie vollkommen vereinzelt. Die wohlwollende Anerkennung unsers Nationalcharakters durch den trefflichen White (den frühern Gesandten in Berlin und Mitbegründer der bekannten Universität von Utica) wird mehr belächelt als verstanden, und es giebt ohnehin kein Land in der Welt, wo der reichste, gebildetste und rechtschaffenste Teil des Volkes so wenig Einfluß auf die Politik übt oder auch nur beansprucht, wie die Vereinigten Staaten. Äußert sich daher der Widerwille gegen den deutschen Einwanderer und deutschen Abkömmling auch nicht mehr so offen und roh wie früher: in den breiten und maßgebenden Schichten der amerikanischen Bevölkerung ist er vorhanden nach wie vor, und der Deutsche, als Deutscher, ist im besten Falle geduldet. Es ist das natürlich eine Erkenntnis, gegen die man sich als Neuling lange sträubt. Man möchte sich so gerne einreden: der Amerikaner fürchtet die deutsche Tüchtigkeit, die deutsche Konkurrenz. Doch kommt man leider bald dahinter, daß diese Konkurrenz nur deshalb so gefürchtet ist, weil der Deutsche den Amerikaner unterbietet, und schließlich überzeugt man sich, daß jener Widerwille nicht einmal unverdient, ja daß die Verachtung eines Stammes durchaus berechtigt ist, welcher auch nicht eine Spur nationalen Selbstgefühls zur Schau trägt. Der Yankee, der in dieser Beziehung selber eine so große Empfindlichkeit besitzt, versteht es nicht, wie jemand eine Ehre darein setzen könne, seine Nationalität wegzuwerfen, zu verleugnen und zu bespeien, und wie man den patzigen Irländer gewähren läßt, der unter aller Augen

seine nationale Propaganda treiben darf, weil das zähe Stammesgefühl dieser sonst so mißliebigen Rasse Respekt verschafft, ebenso trat man den Deutschen mit Füßen und tritt ihn noch, der regelmäßig schon zu schreien anfängt, was für ein ausgezeichneter Amerikaner er sei, während ihm der Michel noch aus allen Nähten platzt.

Die Beschwerden über diese Stumpfheit sind so alt wie die Geschichte des Deutsch-Amerikanertums. Sie sind häufig genug von weiterblickenden Landsleuten wiederholt worden, aber ebenso regelmäßig wieder verklungen.

Als im Jahre 1863 der niederträchtige Versuch gemacht wurde, die durch das Ungeschick der nördlichen Führer verschuldete Niederlage bei Chancellorsville und Fredericksburg den „feigen“ deutschen Truppen in die Schuhe zu schieben, schrieb Friedrich Kapp am 11. Mai in sein Tagebuch folgende Worte: „Dieses Ereignis ist vortrefflich geeignet, den Deutschen ihre Stellung in Amerika klar zu machen. Sie mögen thun, was sie wollen, sie werden immer nur als brauchbare Arbeiter geduldet, nie und selbst dann nicht als Gleiche anerkannt sein, wenn sie sich auch durch ihre Thaten und ihre Hingebung an die Interessen des Landes eine wohlberechtigte Anerkennung gesichert zu haben glauben.“ In der Versammlung, welche der endlich einmal aufschäumende Unwille unsrer Landsleute dann im Cooper Institute zusammenrief, ergriff derselbe Friedrich Kapp das Wort und mahnte mit eindringlichem Pathos: „Wer politisches Recht haben will, der muß Macht haben, und wer diese Macht ausüben will, der muß organisirt sein! ... Organisiren wir uns!“

Diese Organisation war wohl in demselben Augenblicke schon vergessen, als sie verlangt wurde; es ist nie ein Versuch gemacht worden, sie ins Leben zu rufen; man nahm die amerikanischen Fußtritte geduldig hin, verleugnete sein Deutschtum nur umso stärker, und Kapp selber bemühte sich in einer Reihe nach jener Zeit entstandener Schriften, den Nachweis zu führen, daß der Gedanke des Zusammengehens von Deutschen eine Utopie, daß ihr Aufgehen in die amerikanische Nationalität ein notwendiger Naturprozeß und es vornehmlich die Aufgabe des Deutschtums sei, durch Klavierklimpern, Quartettsingen und Bierbrauen („gemütliche Ausgestaltung des Lebens“ ist der Euphemismus dafür) anregend und befruchtend auf die angloamerikanische Rasse zu wirken.

Wir wollen gerade diesem Manne keinen Vorwurf machen, der vielleicht weniger gelitten, aber sicher auf seine Weise so redlich und uneigennützig wie nur irgend ein andrer sich angestrengt hat, um die Stellung seiner Blutsbrüder im Lande zu heben, dessen viel zu wenig gekannte Schriften im übrigen eine wahre Fundgrube der allermerkwürdigsten Dinge bilden, so merkwürdiger und im Munde eines Liberalen so befremdlicher Dinge (wir kommen noch darauf zurück), daß sie sogar von seinen eignen Parteigenossen gelegentlich als „burschikos,“ d. h. als nicht ganz zuverlässig, verschrieen wurden.

Wir wollen ferner nicht vergessen, daß eigentlich alle Deutschen, welche vor

1866 in die United States einwanderten, für den Kampf um das nationale Dasein so mangelhaft ausgerüstet waren wie nur möglich; daß sie aus einem durchaus noch schwachen, eben erst zu selbständigem politischen Leben erwachenden Lande kamen, daß die Allermeisten verdrossen und mißmutig, ungeduldig und erbittert der Heimat den Rücken gekehrt hatten, daß sie an großen Erinnerungen keinen Halt hatten, dagegen ein äußerst selbstbewußtes Volkstum vorfanden, daß die Zeiten in Amerika damals noch gut, der Verdienst reichlich, die Wirtschaft aus dem Vollen noch im Gange war, und daß der Geldgewinn besonders bei Leuten von geringer Bildung vollends dem Faß den Boden ausschlagen mußte. Trotzdem zeugt die Art, wie die allermeisten ihr Deutschtum achtlos und unbedenklich fahren ließen, von soviel Charakterschwäche, der Deutsch-Amerikaner, besonders der ältere, verleugnet auch heute noch die Beziehungen zu seiner Abkunft und die Pflichten, die sie ihm auferlegt, mit solcher Lust, seine Gleichgiltigkeit ist so verblüffend, er antwortet dem Amerikaner sein: I don't care for Germany — I don't care for politics so fließend und so ohne Scham, daß uns die peinlichsten Eindrücke nicht erspart bleiben und man schweren Herzens immer wieder zu dem einen Gedanken zurückkehrt: Was alles haben wir daheim noch zu leisten, damit andre Menschen unser Vaterland verlassen!

Unter den vielen, mit dem der Schreiber dieser Zeilen jenseits des Ozeans Meinungen ausgetauscht hat, steht ihm besonders ein Veteran aus dem Sezessionskriege in lebhafter Erinnerung, ein Mann von vielseitiger Bildung, reifster Lebenserfahrung, fähig, jede Regung eines menschlichen Herzens mitzufühlen, wohl bewandert in heimischer und fremder Geschichte. Dieser Mann war ein begeisterter Offizier, der mit voller Überzeugung für jene Kämpfe eintrat, in welchen über 400000 Menschen allein auf nördlicher Seite gefallen waren, für eine politische Machtfrage (denn der Krieg wurde geführt, um die Union zu retten, und die Sklavenemanzipationsfrage wurde erst gegen Ende des Krieges brennend), und er sprach von seinen Feldzugserinnerungen mit solchem Feuer und mit so wenig Sentimentalität, daß man in ihm wenn auch nicht einen skrupellosen, so doch einen derben und praktischen Soldaten vermutete. Sobald aber das Gespräch auf unsern Krieg von 1866 kam, ein Umschlag, der überraschend war! Dieser Krieg, der in sieben Tagen mit den allergeringsten Opfern eine jammervolle, verwirrende Geschichte beendigte, ein großes Volk der langersehnten Einigung näher brachte und Millionen von Existenzen endlich eine gesündere und kräftigere Entwicklung ermöglichte, dieser Krieg: ein Bruderkrieg, eine Schmach, unnütz, verderblich, garnicht darüber zu sprechen! Derselbe Mann dann wieder (selbstverständlich von deutscher Abkunft und schon im Mannesalter ausgewandert) wohl vertraut mit jeder Schattirung des amerikanischen Charakters, unermüdlich, die Eigenheiten und Vorzüge seiner neuen Landsleute herzuzählen, ihnen so ähnlich in allem und, ohne es zu wissen, gewappnet mit einem so strammen amerikanischen Nationalgefühl, daß es bei

jedem andern eine Freude gewesen wäre, es zu sehen, und dann, sobald die Rede auf Deutschland kam: ein Kosmopolit, ein Verächter des Nationalitätsprinzips; Vaterland: Unsinn; Gefühl der Zugehörigkeit zur Familie: nichts als Gewöhnung; Rasse: Humbug! Man traute seinen Ohren nicht! Und wenn dann die ganze Stufenleiter der Dialektik hinauf und herunter abgewandelt war, wurde zuletzt der große Trumpf ausgespielt: es würden ihn keine zehn Pferde dazu bringen, wieder in den deutschen „Unterthanenverein" einzutreten, und dabei merkte der gute Mann nicht, daß er etwas viel schlimmeres geworden war: der Unterthan einer fremden Nationalität.

Die deutsche Presse, welcher die Aufgabe zufiele, Wandel zu schaffen, versagt hier. Wir sprechen dabei nicht von der Presse des Westens, die wir nicht genau genug kennen, aber die Newyorker Presse zu lesen ist für einen Freund und Bekenner des Deutschtums eine fortgesetzte Pein. Wir haben das angesehenste und am besten redigirte Newyorker deutsche Blatt bereits im Frühjahr 1885 in diesen Heften charakterisirt, und trotz der endlosen Reihe von Erwiederungen, die jener kleine Aufsatz hervorrief, halten wir unsre Vorwürfe in allem wesentlichen aufrecht. Wir können hier unmöglich auf die plumpen Schimpfereien eingehen, welche die gegnerische Polemik gezeitigt hat, und wollen nur Scherzes halber unsern Lesern mitteilen, daß wir mit Entrüstung unter anderm auch „eine Reptilie" genannt wurden, was in der Wortbildung wenigstens die „Unabhängigkeit" des verehrlichen Blattes der unsrigen weit überlegen erscheinen läßt. Wir haben aber gegen das Blatt den Vorwurf der Abhängigkeit garnicht einmal erhoben. Wir sind nach wie vor der Überzeugung, daß es aus lauterm und persönlichem Egoismus die Interessen des großen Judensäckels vertritt und die Interessen des Deutschtums verleugnet, denn sein Besitzer und Leiter ist mehrfacher Millionär. Daß er diese Millionen verdient hat durch ein deutsches, auf dem Boden des Deutschtums entstandenes und gediehenes, von Deutschen gelesenes und bezahltes Blatt, hindert nichts. Das Amerikanertum ist die stets bereitstehende Ofenbank, auf die sich Michel fauchend zurückzieht, sobald irgendeine nationale Anforderung an ihn herantritt; sollte diese Zuflucht dem vornehmsten deutschen Organ in Newyork verschlossen sein, weil es Pflichten hat? Man irrt sich: die Ofenbank ist die nationale Pflicht des Deutschamerikaners. Von dort aus läßt sich die Sache des Deutschtums ja so tapfer verhöhnen, lassen sich seine Interessen mit solcher Schläfrigkeit vertreten, lassen sich die Rohheiten des Amerikaners so lakaienhaft hinnehmen, lassen sich die Anforderungen an die Deutschen so niedrig stellen und so wacker vergessen. Von dort her wurde uns ja auch zugeschrieen, die Newyorker Staatszeitung sei ein „von Amerikanern für Amerikaner" geschriebenes Blatt, wir sollten das doch endlich wissen. Gesetzt, die Irländer hätten eine eigne Sprache, und das stimmführende irische Organ von Newyork antwortete auf die Ermahnung, sich doch etwas besser über die Heimat zu unterrichten, mit dem eben zitirten amerikanischen Refrain, Paddy würde dieses

Blatt „boycotten“ und vom Boden vertilgen in no time. Dem Deutschen aber erscheint dergleichen nur natürlich, und trotz allem, was geschehen ist, sind ihm die Anschwärzungen des „Soldatenkaisers“ Wilhelm und des „General Bismarck“ eine Wonne. Wie oft mag schon der Yankee verächtlich gelächelt haben, wenn die Staatszeitung ihren Lesern weiß macht, Bismarck sei ein „Feind“ des amerikanischen Volkes, weil ihm die Berliner und Hamburger vor den Newyorkern, weil ihm die 45 Millionen „Deutschländer,“ die seiner Fürsorge anvertraut sind, vor den 10 Millionen Deutschamerikanern kommen, die auf ihn pfeifen, weil er mit einem Worte deutsche Politik treibt. Das darf ein Deutscher doch nicht. Ein Deutscher hat die Verpflichtung, französische oder römische oder amerikanische oder irgendeine andre fremde Politik zu treiben, besonders aber, wenn er deutscher Reichskanzler ist.

Man darf sich nach diesen (und frühern) Proben der Polemik gegen „deutschländische“ Verhältnisse und Staatsmänner nicht wundern, wenn die Verstocktheit selbst bei gebildeten Newyorker Landsleuten maßlos ist. Von den Schwierigkeiten, die ein Volk mit einer tausendjährigen unglücklichen Geschichte auf seinem Rücken, überall mit gegebnen, überlieferten Verhältnissen vor sich, eingekeilt in drangvoller Enge zwischen übelwollenden Nachbarn, mit den komplizirtesten Aufgaben im Innern, auf seinem Wege findet, von diesen Schwierigkeiten weiß niemand und will niemand etwas wissen. Eine Schätzung derselben würde Gerechtigkeit bedeuten, und Schimpfen ist doch Pflicht! Als der Schreiber dieses Aufsatzes im Januar 1884 den amerikanischen Boden betrat, war es mit das erste, was ein Freund ihm, mit großer Erbitterung, entgegenhielt: „Was, was hat denn Deutschland geleistet? Sage mir doch bloß irgend etwas Hervorragendes, Nennenswertes, was ihr in letzter Zeit drüben zu Wege gebracht habt!“ Und als ich ihm erwiederte, daß wir u. a. die Staatsbahnen zu Wege gebracht hätten, welche unsre wichtigsten Verkehrseinrichtungen wieder zu dem gemacht hätten, was sie sein sollten: gemeinnützig — während in Nordamerika in dieser Hinsicht eine Bereicherung Einzelner, ein Interessenkampf, eine Ausbeutung, eine Spekulation, eine Einschüchterung, Beeinflussung und Korruption bis in die fernsten Kanäle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens hinein zum Himmel schreit, da hatte dieser Mann von den Staatsbahnen, von ihrem Wesen und Werte keine Ahnung! Er hatte noch weniger Ahnung von unsrer kaiserlichen Botschaft und unsrer sozialen Gesetzgebung, die sich auf dieser Botschaft aufbaut, aber seit fünf Jahren hatte die Newyorker Staatszeitung auf seinem Frühstückstisch gelegen, und es war das einzige Blatt, welches er las! Verhöhnung monarchischer Institutionen, Verleumdung unsrer Armee, die stets nur als eine vollkommen unproduktive Einrichtung dargestellt und, wo sie etwas geleistet hat, immer zum „Volksheer“ gemacht wird (es soll etwa bedeuten, daß die untüchtigen Offiziere von dem herrlichen Volke mit fortgerissen worden seien), Anpreisung der alleinseligmachenden Demokratie und Liebäugeln

mit unsrer unfruchtbaren Opposition, das sind die Grundlagen, von welchen aus man dort unsern Zuständen nähertritt. Alles andre paßt nicht in den Kram. Man findet sich mit oder ohne Zitirung deutscher Blätter damit ab, und Entfremdung vom Deutschtum um jeden Preis, das ist das Ziel des verdorbenen Instinkts, welcher sich, so lange wir in Amerika weilten, in der deutschen Newyorker Staatszeitung äußerte, und welchen sie immerhin ihre „nationale Gesinnung“ nennen mag, wenn es ihr beliebt.

Das erwähnte Blatt bietet übrigens noch insofern eine interessante Erscheinung dar, als es uns die Presse veranschaulicht, wie sie vielleicht auch in Deutschland ohne Bismarck geworden wäre. Man kann eigentlich nicht sagen „ohne Bismarck,“ denn die Persönlichkeit dieses Mannes ist so mächtig, daß sie auf viele wirkt, welche lieber zur Lüge greifen als diese Wirkung zugestehen würden, und der Einfluß dieses „Generals“ ist in hundert Wendungen und in hundert Anschauungen auch in der Newyorker Staatszeitung zu erkennen; vorherrschend und maßgebend ist jedoch nach wie vor der alte 48er Grundton. Wir wollen die 48er nicht unterschätzen; sie führten dem Deutsch-Amerikanertum jenen so unentbehrlichen geistigen Gehalt zu, ohne den es noch widerstandsunfähiger geworden wäre, als es ohnehin schon ist. Sie allein haben auch die in Betracht kommende deutsch-amerikanische Presse gegründet und emporgebracht, und mag man über diese Presse denken, wie man will, sie könnte jedenfalls noch mangelhafter, noch verrannter und noch undeutscher sein; dies ist immerhin ein Lob, mit welchem wir nicht zurückhalten wollen. Der Fehler ist nur, daß die 48er Ideen in Amerika einen Boden fanden, auf welchem sie ins Kraut schießen und aufhören mußten, Früchte zu zeitigen. Verbissenheit und Verblendung sind das einzige, was hier noch gedeiht, und wer hören will, was alles auch nach 1870/71 an Haß gegen das Mutterland geleistet wird, der gehe in die Newyorker Weinstuben und höre die Alten vom Hecker und vom badischen Feldzuge erzählen, der belausche, wie sie dasitzen mit weißen Haaren und roten Gesichtern, schmälend und scheltend, Essig trinkend (denn der Wein in Newyork ist nicht vom besten), Essig sprechend und, wenn sie nur könnten, auch alles zu Essig machend. Sie haben ihre Zeit gehabt, die guten 48er, aber sie sind auch mehr als überlebt! Es giebt neuen und bessern Sauerteig im Lande genug.

(Schluß folgt.)



Schiffsnamen.



Die erste Probe seiner Schaffenskraft gab das deutsche Reich nach seiner Neugestaltung durch die Schöpfung einer Flotte. Da eine kräftige Unterlage in dem, was Preußen geschaffen und gepflegt hatte, bereits vorhanden war, so stieß die Schöpfung auf keine Schwierigkeiten; die Unterlage bedurfte nur der Erweiterung und des Ausbaues, beides kam in energische, des Kriegsgeschäfts wohl kundige Hand, und nach kaum einem Jahrzehnt war die Zahl der Schiffe wie der Männer, aus denen ihre Besatzung bestand, zu einem Umfange und einer Rüstigkeit herangewachsen, daß der Weltverkehr davon Notiz zu nehmen hatte.

Eine andre Probe seiner Kraft bethätigte aber das deutsche Reich in einem nicht unerheblichen Beitrage zur Erhaltung des Friedens, und wer ein Interesse empfand für den kriegerischen Beruf der Flotte, der konnte das beklagen. Seekriege sollten aber dem neuen deutschen Reiche fürs erste noch nicht beschieden sein, und wer dies für ein Unglück hält, wird sich doch damit abzufinden haben. Daß es an unsern Seeküsten und in den großen Stapelplätzen des überseeischen Handels am wenigsten als ein Mangel empfunden wird, versteht sich von selbst. Ein Beweis, wenn es eines solchen bedürfte, ist der mächtige Aufschwung, den Handel und Schifffahrt, namentlich aber der Schiffsbau seit dem Erstehen des deutschen Reiches genommen haben; wir haben von Werften sprechen hören, deren ziemlich zahlreiche Hellinge im Laufe ein- und desselben Jahres zwei- bis dreimal mit Schiffsbestellungen in Anspruch genommen waren.

Seit Einführung der sogenannten neuen Wirtschaftspolitik lieben es die Freihändler und ihre Fahnenträger, von der Verödung der Handelshäfen zu sprechen. Vom Gebiete des Schiffsbaues kann dies nicht gelten, und wer heute, im tiefen Winter, als unbefangener Beobachter eisfreie Hafenstädte besucht, kann auch jetzt nicht einmal über Mangel an Leben und Thätigkeit klagen.

Aber erst in Verbindung mit der Kolonialpolitik sind im deutschen Reiche die weitesten Kreise in ihrem Interesse und in ihrer gespannteren Aufmerksamkeit hingelenkt worden auf jenen äußern, ferngelegenen Meeresbetrieb, auf dem die ihnen noch unbekannte Schifffahrt ihr Wesen treibt. Die riesige Entfaltung der Verkehrsmittel bringt es jedem nahe, und jedermann fängt an, einen Hauch zu verspüren von dem, was wir den „maritimen Genius“ nennen möchten.

Haben wir auch unsre Betrachtung mit der Kriegsflotte angefangen, so ist es doch der Friedensgenius, der uns jetzt vorzugsweise beschäftigt, und ein Teil seiner Thätigkeit, die der Kriegs- wie der Handelsflotte gemeinsam ist.

Auf jedem Gebiete spielen Äußerlichkeiten eine gewisse Rolle, und es ist nicht immer richtig, sie — weil es eben Äußerlichkeiten sind — mit Nichtachtung zu behandeln, ihnen diejenige Aufmerksamkeit zu versagen, die sie wohl verdienen. So hat auch das Leben und Treiben, welches mit dem Bau, der Vollendung und der Bestimmung der Schiffe verbunden ist, gewisse Äußerlichkeiten, die nicht allein mit Wohlwollen, sondern bei den hauptseefahrenden Nationen sogar mit einer gewissen Poesie behandelt werden.

Man spreche dem deutschen Volke den Reichtum an irdischen Gütern, man spreche ihm — und es geschieht nicht selten, selbst von hervorragender Stelle — den nationalen Sinn, den Geist des Zusammenhaltens ab, die dichterische Denkungsart, einen romantischen, der Phantasie folgenden Hang wird man ihm sicher nicht absprechen können. Fast auf allen Gebieten tritt er zu Tage; ja es läßt sich sogar behaupten, daß er auf Gebieten, die lediglich praktischer Natur sind und ihn wohl entbehren könnten, zuweilen hindernd in den Weg tritt. Dagegen giebt es Gebiete, wo er recht eigentlich hingehört, und es scheint seltsam, daß man ihn auf solchen Gebieten doch manchmal zu vermissen hat.

So lange es seefahrende Nationen giebt, so lange war es Sitte und Gebrauch, teils aus praktischen, teils aus sentimentalen Gründen, den Schiffen Namen zu geben. Das Feierliche, Stille, die gewissermaßen geisterhafte Bewegung, die dem am weiten Seehorizont erscheinenden Schiffe anhaftet, macht es zum lebenden Wesen. Auch die rohesten Völker haben sich dieser Poesie zugänglich gezeigt und haben vorzugsweise ihren Schiffen die Namen von Personen beigelegt. Daß man auch Länder-, Städte-, Flußnamen wählte, war erst einer neueren Zeit vorbehalten. Früher hatten für solche Zwecke Männernamen für das Große und Starke, Frauen- und Mädchennamen für das Zierliche und Leichte in der Hauptsache den Vorrang. In monarchischen Staaten nahmen selbstverständlich die Namen des Herrscherhauses einen Hauptplatz ein, und wo die Landeskirche eine lange Liste von Heiligennamen bot, da pflegte man diese Vertreter des frommen Glaubens mit Vorliebe in den auf Kampf und Zerstörung ausgehenden Flotten und in den Namen ihrer Schiffe wiederzufinden. Im Punkte der Fürstennamen suchte man auch die Größe und Macht des Fahrzeuges in Einklang zu bringen mit der Erhabenheit des Namensträgers. Zur Zeit Heinrichs VIII. war es der Great Harry, zur Zeit Ludwigs XIV. der Soleil Royal, zu der des zweiten Georg die Queen Charlotte, die auch in den Seeschlachten ihrer Zeit den ersten Rang und die Hauptbedeutung in Anspruch nahmen. Wo immer das monarchische Regiment sich am kräftigsten ausdrückte, da standen die Namen der Fürsten, und nächst ihnen die Namen berühmter Helden in See- und Landschlachten, sodann auch die Namen der Plätze, wo diese geliefert wurden, im Vordergrunde; dagegen glänzten die Heiligen- und die Apostelnamen überall da, wo die Kirche Roms, des östlichen wie des westlichen, und ihre Vertreter mit den dynastischen Namen den gleichen Rang beanspruchten.

Eine ergiebige Quelle der Namengebung war überall die Mythologie, und sie hat sich als solche bis auf die neuesten Zeiten erhalten. Nur das deutsche Reich macht darin eine Ausnahme; die Namen der heidnischen Götter und Göttinnen erscheinen bei den Schiffstaufen nicht mehr, und man hat nie etwas davon verlauten hören, was diese doch sicher poesievollen Namen denn eigentlich so in Mißkredit gebracht hat. „Hertha" und „Mars" sind in der Flotte, so viel uns bekannt, ihre einzigen Vertreter, aber die Benennung dieser beiden Schiffe stammt aus weit zurückliegender Zeit.

Auch die jeweilige Zeitgeschichte hat nicht ermangelt, auf die Benennung der Schiffe einen gewissen Einfluß zu üben. In Frankreich verschwanden mit der Revolution alsbald die monarchischen und alle an die Monarchie erinnernden Namen, die Republik verschmähte Personennamen überhaupt, weil sie an den verdächtigen Servilismus des monarchischen Wesens erinnerten; an die Stelle des Dauphin Royal trat der Sansculotte, Lys wurde zum Tricolor, Couronne zum Ça ira, Souverain zum Souverain Peuple, Auguste zum Jacobin. Auch die neue Republik jenseits des Ozeans verfolgte solche Grundsätze, und dort war es, wo in der Benennung der Schiffe die Vorliebe für die Geographie in ausgedehnter Weise zur Geltung kam. Auch in England hatten schon vorher die Britannia, Hibernia und California eine Rolle gespielt, ganz wie in Frankreich die Bretagne, Gironde, Auvergne und Normandie. Aber in Amerika erhob man die Benennung der Schiffe mit geographischen Namen zum System. Die Linienschiffe erhielten die Namen von Staaten, wie Ohio, Vermont, North-Carolina und andre, die Fregatten dagegen wurden mit Flußnamen getauft, sodaß es sich ereignete, daß eine stolze Fregatte von sechzig Kanonen, ein Musterschiff seiner Zeit, den — soll man sagen bescheidnen oder unbescheidnen — Namen „Branntwein" erhielt, denn Brandywine ist ein Fluß, der durch die ruhmreichen Feldzüge George Washingtons eine geschichtliche Bedeutung erlangt hat.

Dasselbe Verfahren hat neuerdings auch im deutschen Reiche Anklang gefunden, in der Flotte wie in der Kauffahrtei, denn in beiden finden wir den hauptsächlichsten Schiffen geographische Namen beigelegt. Die Namen berühmter Feldherren kommen erst in zweiter Linie zur Anwendung, denn in der Flotte z. B. findet man „Moltke" und „Gneisenau" erst unter den Namen der Korvetten. Wenigstens waren die betreffenden Schiffe Korvetten, als sie getauft wurden. Wie es scheint, hat man die Bezeichnung für zu gering erachtet, und wenn wir recht unterrichtet sind, nennt man sie jetzt Fregatten, ein Verfahren, über dessen Zweckmäßigkeit man in Zweifel sein kann, weil es eine Aufbauschung des Begriffes ohne solide Grundlage ist. Für die Zukunft wird ein Schiff, welches den Namen einer Korvette trägt und sich zu der Leistung einer Fregatte aufschwingt, bessere Dienste thun, als ein Schiff mit größerem Namen, dem aber nur die kleinere Leistung zuzumuten ist. Jedem Kenner der Seekriegsgeschichte ist es bekannt, welchen Ruhm sich United States und Constitution erworben haben, weil sie

nur „Fregatten“ hießen, für die damalige Zeit aber mit Recht von den Engländern line-of-battle-ships in disguise genannt wurden.

Aber nicht allein die Flotte, sondern auch die großen Rhedereien der Hansestädte benutzen in der Benennung ihrer Schiffe mit Vorliebe geographische Namen. „Germania,“ „Saxonia,“ „Silesia,“ „Rugia“ und wie sie alle heißen, scheinen dazu bestimmt, die politische Geographie des deutschen Reiches dem Auslande näher zu bringen, und man fragt sich unwillkürlich, warum nicht durch ein Verfahren in umgekehrtem Sinne einmal eine wohlthuende Abwechslung hineingebracht werden könne. Wie die Zeitungen berichten, sollen die neuen Postdampfer des Norddeutschen Lloyd abermals deutsche Ländernamen erhalten. Patriotisch ist das gewiß, nur fragt man sich, ob denn der nationale Sinn beeinträchtigt werde, wenn er der Poesie und Phantasie etwas mehr Spielraum gönnt. Daß man die Gefahr einer Verwechslung heraufbeschwören sollte, wenn man die neuen Postdampfer, ganz wie die Panzerschiffe, „Preußen,“ „Sachsen“ und „Baiern“ nennt, darin liegt gerade keine Gefahr; wenigstens drängt sich einem zur Vermeidung einer solchen unwillkürlich das etwas triviale Mittel auf, die Flottenbenennung S. M. S. (Sr. Majestät Schiff) etwa durch des Norddeutschen Lloyd Schiff N. N. oder S. W. (Sr. Wohlgeboren Schiff, d. i. Herrn H. H. Meyers) zu ersetzen. Aber giebt es denn zur Bethätigung des nationalen Sinnes und unbeschadet desselben nicht noch andre Namen? Wird nicht dem nationalen Sinne ebenso Genüge gethan, wenn man den Schiffen statt der Namen der Abgangsländer in diesem Falle die der Bestimmungsländer oder Inseln beilegt? „Singapore,“ „Hiogo,“ „Osacca“ und „Hakodadi“ thun, wenn sie sich als Schiffsnamen in Deutschland einbürgern, dem nationalen Sinne nicht den geringsten Schaden und geben der Bestimmung der Schiffe nützlichen Ausdruck. Für den nationalen Charakter eines Schiffes bürgt die Flagge, die es trägt, möge man doch in dem Namen, den man ihm beilegt, auch seiner Bestimmung gerecht werden. Wenn man das verschmäht, so giebt es doch hundert Wege, um in den Namen der Schiffe ihre Bedeutung und ihre, sei es idealen, sei es wirklichen Eigenschaften auszudrücken.

Übersieht man das ganze Namensregister der Schifffahrt des deutschen Reiches, so kann man sich des Gefühles einer gewissen Einseitigkeit kaum erwehren. Wir reden hier vor allem von den großen Schiffen, denen des Staates sowohl wie denen der großen Rhedereien. Daß in der Flotte die „Blücher,“ „Gneisenau“ und „Moltke“ sich am deutlichsten hervorthun, ist gewiß erfreulich; daß die Namen des Monarchen und der ihm am nächsten stehenden Mitglieder des Fürstenhauses sich in erster Linie bemerklich machen, ist selbstverständlich, obwohl es nicht jedermann einleuchtet, daß man in den den Korvetten beigelegten weiblichen Vornamen, wie „Luise,“ „Carola,“ „Sophie,“ „Marie,“ „Olga,“ „Alexandrine,“ ohne die beigefügten Worte: Königin, Großherzogin, Prinzessin die Namen bestimmter deutscher Königinnen und Fürstinnen zu erkennen habe.

Wenn in Großbritannien ein Dreidecker den Namen „Victoria" erhält, so weiß jedermann, daß damit der Name der Königin gemeint ist; nicht ganz so nahe liegt es, auf Königinnen zu raten, wenn von zwei Korvetten die eine den doch ziemlich allgemein gewordnen Namen „Luise" hat und die andre „Olga" heißt, und man darf nicht übersehen, daß die Allgemeinbedeutung desto mehr hervortritt, je mehr solcher Namen in gleicher Bedeutung und Anwendung nebeneinander stehen.

Daß in den großen Rhedereien der Hansestädte beim Taufen der Schiffe die Staaten des deutschen Reiches, die Provinzen, die Inseln, die hauptsächlichen Ströme, die Städte, die Namen berühmter Dichter und Philosophen mit Vorliebe Anwendung fanden, ist gewiß zu billigen. Man soll nur nicht behaupten wollen, daß damit der Vorrat erschöpft sei, und daß man, am Ende angelangt, wieder von vorn anfangen müsse. Das geschieht aber unzweifelhaft, wenn die neuerbauten Postdampfer wieder mit „Preußen," „Sachsen," „Baiern" anfangen, obwohl „Borussia," „Saxonia," „Bavaria" in denselben Rhedereien schon vertreten sind oder vertreten waren, und obwohl dasselbe Namensregister systematisch auch in der kaiserlichen Flotte zur Anwendung kommt. Warum macht man nicht auf dem Gebiete der alten deutschen Göttersage einen Versuch?

Der Gegenstand scheint zu einer so eingehenden Erörterung vielleicht nicht angethan, aber man wolle berücksichtigen, daß es sich im deutschen Reiche bei solchen Dingen fast immer um Neuerungen handelt. Postdampfer hat es zwar auch früher schon gegeben, aber sie befanden sich meistens im Besitze und in der Fürsorge des Staates, und zu dieser Fürsorge gehörte auch die Namengebung. So ist es nicht in dem jetzt vorliegenden Falle, wo eine Privatrhederei eine ganze Reihe stattlicher Dampfschiffe mit Reichsunterstützung und teilweise für Reichszwecke in entfernte Gegenden schickt. Vielleicht geschieht es nicht ohne Absicht, daß die vorgeschlagnen Namen „Preußen," „Baiern" und „Sachsen" durch die Zeitungen bekannt gemacht werden. Vielleicht fühlt man ein leises Sehnen nach dem „Pulsschlag" der öffentlichen Meinung in dieser Sache, sofern es in solchen Dingen überhaupt eine öffentliche Meinung giebt.

Der Hauptzweck eines jeden Namens ist die Unterscheidung; der Zweck ist derselbe bei toten wie bei lebenden Wesen, nur daß die letztern vermöge ihres Lebens oder dem Leben ähnlichen Zustandes dem Namen größere Bedeutung geben, und daß die Phantasie dieser Bedeutung gerecht werden muß. Länder, Provinzen, Städte, Dörfer, Plätze, Straßen, Häuser haben Namen erhalten, so lange über das Treiben der Welt eine Chronik besteht. Aber indem man solchen Dingen Namen beilegte, hat man sich nicht an dem bloßen Zweck der Unterscheidung genügen lassen, sondern es hat bei solchen Namen vielfach auch ein Beisatz von Phantasie, Allegorie, Pietät und Personenkultus eine Rolle gespielt. Nur wo eine mehr materialistische Richtung Platz griff, hat man sich solcher Elemente zu entledigen gesucht und an die Stelle der Namen sich mit

Beilegung einfacher Buchstaben oder Zahlen oder der Verbindung beider beholfen. So ist man in Amerika mit Straßennamen, und so ist man auch an verschiednen Orten mit Schiffs- und Fahrzeugsnamen verfahren. Buchstaben und Zahlen genügten dem nüchternen Elemente des einfachen Merkmals und dem Zwecke der Unterscheidung.

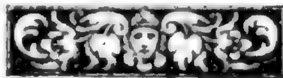
Ähnlich verhält es sich, wenn man das Namensregister von Schiffen auf ein national-geographisches System stellt. Das Gedankenspiel wird außer Kraft gesetzt; man fängt im vorliegenden Falle mit „Preußen" an, und wenn das Glück dem Schiffsbau hold ist und Schiffe genug gebaut werden, so ist man sicher, auf einer klar vorgezeichneten Namensstaffel bis zu „Reuß" und „Lippe" zu kommen. Aber das System ist einfach und erfordert nicht viel Kopfzerbrechens; man hat es mit geläufigen Namen zu thun, und wenn nur dafür gesorgt ist, daß die Individuen im Alleinbesitz ihrer Namen sind, so ist dem Zwecke der Unterscheidung genügt. Leider ist dies bei den größern Postdampfern, die jetzt im Bau sind und ihrer Namen warten, nicht der Fall, sie treffen im Namen mit ihren Flottenschwestern zusammen, es wird also mit ihrer Taufe auch nicht einmal der Nützlichkeitszweck der Unterscheidung erreicht.

Dem Vernehmen nach sollen die kleinern Dampfer die drei Städtenamen „Lübeck," „Stettin" und „Danzig" erhalten. Was bei den größern Schiffen nicht der Fall war, kommt hier zur Geltung, dem Zwecke der Unterscheidung wird genügt; wo aber, fragt man sich, bleibt der allegorische, bildliche Zusammenhang zwischen dem Charakter, der Bestimmung und dem Namen der Schiffe? Denn eine solche herzustellen, ist doch sicherlich auch ein wünschenswertes Erfordernis des Namens. Wollte man behaupten, Rentabilität werde durch eine phantastische Bezeichnung nicht erhöht, so ließe sich dagegen nichts einwenden. Aber es geschieht doch auch nicht das Gegenteil. Wenn ein pommerscher Kahnschiffer seinen Torfkahn „Iduna" nennt, so leidet doch dabei die Einträglichkeit seines Geschäftes gewiß nicht den mindesten Schaden; höchstens schädigt er die Poesie damit. Aber eine über dem Trivialen so erhabene Göttin kann das schon ertragen.

Nennt eine englische Rhederei einen ihrer Dampfer Kaisar-i-Hind, so ist unter hundert Menschen kaum einer, der die Bedeutung des Namens kennt; man weiß nur: es ist eins der stattlichen Schiffe im Verkehr mit dem hindostanischen Reiche, das Fabelhafte des Namens giebt ihm die Weihe, hat aber in zweiter Linie den Nutzen, einen unbekannten Namen des indischen Reiches dem englischen Volke vertraut zu machen. Et prodesse volunt et delectare kann man auch von solchen Namengebungen sagen. Einen ähnlichen Standpunkt möchten wir auch bei der Taufe der neuen deutschen Postdampfer eingenommen sehen.

Stettin und Danzig sind gewiß bedeutende Handelsstädte, aber ihre Beziehungen zum ostasiatischen, zum Südsee- zum australischen und afrikanischen Verkehr sind — das werden die dortigen Handelsherren nicht in Abrede

stellen — vorläufig noch verschwindend klein; Namen wie „Gardafui,“ „Bagamoyo,“ „Witu,“ „Malacca,“ „Si-kiang“ oder „Huon“ sind sicher geeigneter; mit ihnen würde man dem Zweck der Unterscheidung, in bescheidenem Grade auch dem Bedürfnis der Phantasie gerecht werden, und dem Publikum würde durch Erweiterung seiner geographischen Kenntnis ein Dienst erwiesen. Vor allem aber wären solche Namen kein so trauriges Armutszeugnis für den maritimen genius nomenclaturae des deutschen Reiches.



Zur Prachtwerksindustrie.



usammenfassende Darstellungen der Geschichte der römischen Kaiserzeit sind, wenn man von frühern ungenügenden Versuchen absieht, uns Deutschen erst in den letzten Jahren geschenkt worden. Leopold von Rankes geistvolle und in großartigen Zügen entworfene Darstellung darf in ihrer Art als das vorzüglichste Werk der einschlagenden Forschung bezeichnet werden. Hervorragend ist auch die umfassende Bearbeitung der Geschichte der Kaiserzeit von Hermann Schiller, namentlich durch die erschöpfende wissenschaftliche Verwendung des gesamten literarischen wie inschriftlichen Materials, ein Umstand, der dem genannten Werke deshalb einen besondern Vorzug verleiht, weil durch den steten Hinweis auf die Quellen und deren Wert überall der historische Thatbestand geprüft werden kann. Der Vollendung des Werkes dürfen wir hoffentlich binnen Jahresfrist entgegensehen. Dann ließe sich noch — d. h. mehr der Vollständigkeit halber — Hertzbergs römische Kaisergeschichte in der Onckenschen Sammlung (Berlin, Grote) anführen; doch weist der eigenartige Charakter des mehr für ein größeres Publikum bestimmten Werkes, als dessen Vorzug ein geschicktes Referat über den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft bezeichnet werden kann, demselben notwendigerweise eine Ausnahmestellung an.

Der Grund dafür, daß auf dem genannten Gebiete keine besondre literarische Überproduktion zu verzeichnen ist, dürfte in zweierlei Ursachen zu suchen sein. Th. Mommsen bemerkt im Vorworte zum fünften Bande seiner „Römischen Geschichte,“ daß „das monarchische Regiment in seiner Eigenart und die Fluktuationen der Monarchie, sowie die durch die Persönlichkeit der einzelnen Herrscher bedingten allgemeinen Regierungsverhältnisse oftmals zum Gegenstande der Darstellung gemacht worden seien,“ sodaß hier eine summarische Behandlung wohl zweckmäßig,

nicht aber notwendig erscheinen könnte. Gerade das Gegenteil gilt von den spätern Epochen; für sie fehlt es im großen wie im kleinen vielfach an Einzel- und Vorarbeiten, wie sie für eine erschöpfende, alles umfassende Darstellung die notwendige Grundlage bilden.

Unbestritten ist ein großer Anteil an der Erforschung der römischen Kaiserzeit der ausländischen Wissenschaft einzuräumen. Die einzelnen, zum Teil noch in das siebzehnte Jahrhundert zurückreichenden Arbeiten auf diesem Gebiete namhaft zu machen, entspricht nicht dem Zwecke dieser Zeilen. Am bekanntesten und deshalb hier allein zu nennen ist gegenwärtig wohl Duruys Histoire des Romains,*) durch deren Übersetzung augenblicklich die deutsche Literatur bereichert wird.**) Aber die Ansprüche, mit denen die deutsche Übersetzung vor das Publikum tritt, die freundlichen Geleitsbriefe, die man ihr mit auf den Weg gegeben hat, wie nicht minder der Umstand, daß das Werk dem „sogenannten antiquarischen und namentlich auch dem archäologischen Elemente einen sehr ausgedehnten Raum gewährt," müssen bei dem Standpunkte, den die deutsche Wissenschaft gegenüber der ausländischen einzunehmen berechtigt ist, die Kritik notwendigerweise herausfordern.

Der seiner Zeit von der Verlagsbuchhandlung herausgegebene Prospekt klärte das Publikum darüber auf, daß „eine im großen Stile geschriebene ausführliche Geschichte der römischen Kaiserzeit in Deutschland noch fehle," was natürlich das Erscheinen einer deutschen Ausgabe des französischen Werkes rechtfertigen mußte. Wir wollen nun nicht darüber rechten, ob eine derartige Empfehlung im Hinblick darauf, daß Hertzberg vor einigen Jahren selbständig eine ähnliche Darstellung (ebenfalls mit zahlreichen Illustrationen) verfaßt hat, für den Herausgeber schmeichelhaft sei oder nicht; wir wollen nicht darnach fragen, was man unter einer „im großen Stile" geschriebenen Geschichte der Kaiserzeit zu verstehen habe und ob nicht gar die deutsche Literatur eine solche schon besitze, wir wollen an diesem Orte auch nicht den Gang der geschichtlichen Entwicklung und die Frage nach der Kritik und Vollständigkeit des benutzten Quellenmaterials prüfen. Wir wollen das Werk nur nach einer Seite hin untersuchen, die ihm einen eigentümlichen Charakter verleihen soll. Wir meinen das „archäologische Element," den erstaunlichen Reichtum an Illustrationen „jeder Art" (sic!), die in „ausgiebigster Weise zur Illustrirung des reichen historischen und kulturgeschichtlichen Stoffes vereint" sind.

Bei der seit dem letzten Jahrzehnt bis zur wahren Manie gesteigerten

---

*) Erst ohne Abbildungen, dann in vergrößertem Formate mit zahlreichen Illustrationen erschienen.

**) Geschichte des römischen Kaiserreiches von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Ägyptens bis zum Einbruche der Barbaren. Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Dr. Gustav Hertzberg. Mit etwa 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. (Leipzig, Schmidt & Günther.)

Illustrationswut unsrer Verleger und bei dem hierdurch wiederum bei einem großen Teile des kaufenden Publikums hervorgerufenen Verlangen nach illustrirten Büchern war es zu erwarten, daß auch die Geschichte der römischen Kaiserzeit dieser Manie ihren Tribut würde bringen müssen. Es ist auch dagegen so lange nichts einzuwenden, als die geschichtliche Darstellung selbst den Maßstab für die Auswahl der Abbildungen an die Hand giebt, so lange die letzteren interessante Erzeugnisse der Kunstthätigkeit darstellen oder so lange sie Denkmäler mit geschichtlichem Hintergrunde oder geschichtliche Ereignisse selbst vergegenwärtigen. Gerade die römische Kaiserzeit spricht durch ihre großartige Trümmerwelt an den Stätten klassischer Kultur wie durch die unabsehbare Menge von Denkmälern in den verschiednen Museen so deutlich zu uns, daß eine umfassende Darstellung sie ebenso wie die Zeugnisse alter Schriftsteller und die Inschriften berücksichtigen muß. Bildliche Darstellungen dieser Denkmäler werden deshalb, wenn die Auswahl mit richtiger, durch archäologisches, überhaupt kunstgeschichtliches Wissen gereifter Kritik, mit Geschmack und mit Sinn für das Wichtige und das Nebensächliche geschieht, immerhin eine angenehme Ergänzung des Textes bilden.

Im allgemeinen kann man nicht leugnen, daß unsre Verleger in der Prachtwerksliteratur der letzten zehn Jahre eine Fülle vorzüglicher Holzschnitte geliefert haben; teilweise ist ganz außerordentliches geleistet worden. Umsomehr ist es nun zu verwundern, wenn man bei der gegenwärtigen Vollendung des deutschen Holzschnittes dem Publikum Produkte französischer Technik aufzutischen unternimmt, die selbst den billigsten Anforderungen eines nur nach Abbildungen hungrigen Lesers Hohn sprechen. Dieser Vorwurf trifft aber, von gewissen Ausnahmen abgesehen, besonders Duruys Kaisergeschichte. Die Ausnahmen bilden die Illustrationen, die, Kleinpauls „Rom“ entnommen, zwar auch Erzeugnisse französischer Technik, aber doch nach guten photographischen Aufnahmen angefertigt sind. Die übrige Masse aber ist nach Zeichnungen geschnitten, denen man entweder a priori Unvermögen in der Auffassung plastischer Formen zusprechen muß, oder die in der Reproduktion durch den Holzschnitt einen sehr zweifelhaften Charakter angenommen haben. Besonders sind es die Porträtköpfe (Büsten und geschnittene Steine) und Porträtstatuen, die eine unglaubliche Rohheit der Technik zeigen. Die Übertragung von Porträts in den Holzschnitt ist keine handwerksmäßige Sache, sondern es bedarf dazu der Hand eines geschickten Künstlers, der in seinem Gefühle für das Charakteristische und Individuelle Porträtähnlichkeit erzielt, ohne dabei die durch künstlerische Gesetze gezogenen Schranken außer Acht zu lassen. Eine feine Linienführung in Längen- und Kreuzlagen, Sinn für wirksame Kontraste, feine Abtönung und geschickter Übergang vom Licht zum Schatten sind es, welche dann den Holzschnitt zum Kunstwerke machen können. Ob Porträtstatuen und Büsten aus Marmor nach dem genannten Verfahren herzustellen seien und ob nicht eine Reproduktion

durch bloße Umrißlinien zweckmäßiger gewesen wäre, ist eine Frage, auf deren Entscheidung wir hier verzichten wollen. Die Abbildungen bei Duruy sind weder nach dem einen noch nach dem andern Verfahren hergestellt, sondern nach jener leichtfertigen Manier, die mit einigen am unpassenden Orte angebrachten Linien und Strichen ein übriges gethan zu haben meint, für die eine richtige Wirkung von Licht und Schatten unbekannt ist, die meist das Gegenteil von dem künstlerisch Wirksamen giebt und so Gestalten zustande bringt, denen der Mißmut über ihre Verunglimpfung förmlich im Gesichte zu lesen ist.

Noch gewichtiger aber als die eben ausgesprochenen Bedenken sind die, welche sich an die Auswahl der Abbildungen knüpfen, besonders insofern, als diese doch die Berechtigung ihres Vorhandenseins durch Andeutungen im Texte beweisen müssen. Wir wiesen oben in Kürze darauf hin, welche Grundsätze für die Auswahl von Illustrationen wie überhaupt für die Berechtigung derselben maßgebend sein müssen. Es kommen gewiß oft, sehr oft Ausnahmen von dieser Regel vor. In keinem Falle aber ist — es sei denn in Jugendschriften — unsers Wissens so Unerhörtes, so Unglaubliches geleistet worden wie bei Duruy. Wir lassen zum Belege hierfür und — wie wir hoffen — zur Warnung für die Fortsetzung des Werkes einige Beispiele folgen.

Bei der Erzählung von Claudius' Tode heißt es (I, S. 643) im Anschlusse an die satirische Apokolokyntosis (Verkürbisung) des Seneca: „Claudius lag im Sterben, aber seine Seele konnte noch immer den Ausweg aus diesem verunstalteten Körper nicht finden. Da holte Merkur, der immer an dieser drolligen Persönlichkeit sein Vergnügen gehabt hatte, eine der Parzen aus ihrem Gemach und sprach u. s. w." Man fragt, was denn hieran zu illustriren sei? Der Vorgang natürlich nicht; aber wenn man Monumentenkenntnis besitzt, und wenn man durchaus „illustriren" will, so läßt man die Götter und Göttinnen Revue passiren, und da fällt denn das Auge auf die Parzen. Man bildet also die Parzen ab. Aber welchen Typus? Nur immer klassisch! Man erinnert sich, daß die drei herrlichen Gewandstatuen aus dem östlichen Parthenongiebel auch als Moiren, mithin als Parzen, aufgefaßt worden sind. Man läßt sie also anrücken, aber nicht ihrer drei, auch nicht nur die eine, die Claudius den Lebensfaden abschnitt, sondern zu zweien, und bezeichnet sie recht ansprechend als ein „verstümmeltes Fragment vom Parthenon." Armer Phidias! Deine Göttinnen nach fünfhundert Jahren Vollstreckerinnen eines Todesurteils! — Weiter, ein andres Beispiel. Die kleinen attalischen Weihgeschenke auf der Akropolis von Athen sind jetzt, wo die pergamenischen Funde im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses stehen, auch weitern Kreisen bekannt. Kein Wunder, denn die schöne Brunnsche Entdeckung, welche die fraglichen Weihgeschenke in erhaltenen Statuen in Venedig, Neapel und an andern Orten nachwies, war epochemachend genug, um selbst dem Historiker nicht unbekannt zu bleiben. Schreibt man aber eine römische Kaisergeschichte und hat man — so vermuten wir — jene Statuen in einer Auswahl von Ab-

bildungen auf Lager, nun dann kann man sie ja ins Gefecht führen. Freilich müssen sie zu diesem Zwecke ihre Nationalität verleugnen. Es sind eben Mietstruppen. Da erscheint denn der jüngere gallische Krieger in Venedig als „besiegter Athlet," der alte gallische Krieger ebenda als „überwundner Gladiator," und zwar im Hinblick auf die Erwähnung von Neros Gladiatorenspielen. Selbstverständlich figurirt dann auch der sterbende Gallier im kapitolinischen Museum als „sterbender Athlet." — Ein drittes Beispiel. Dem Historiker ist der Gnadenakt eines der römischen Kaiser (Trajan oder Hadrian), die Erlassung rückständiger Steuern, nicht unbekannt. Der Akt ist auf einer der auf dem forum Romanum befindlichen sogenannten Rednerschranken dargestellt: auf Befehl des auf der Rednerbühne sitzenden Kaisers legt ein Beamter die Fackel an einen von Soldaten zusammengetragenen Haufen von Akten. Allein bei Duruy werden wir über die Deutung des Monuments eines bessern belehrt. Kein Gnadenakt ist dargestellt, sondern vielmehr die „Abstimmung der Italiener," welche „ihre Stimmtäfelchen den Beamten geben, die die Aufgabe haben, zu Rom die Ergebnisse der in den Städten der Halbinsel vollzogenen Zählung zusammenzustellen." Bei der Wahl scheint jedoch ein Formfehler untergelaufen zu sein; sie wird wahrscheinlich für ungiltig erklärt, da die Stimm-„Täfelchen," welche, beiläufig gesagt, ein Drittel Mannshöhe erreichen und so schwer sind, daß einige Soldaten sie auf den Schultern tragen, verbrannt werden. — Auf S. 536 ist von einer Gesandtschaft der Stadt Halikarnassos an Tiberius die Rede. Dabei erinnert man sich natürlich unwillkürlich an das berühmte „Weltwunder," an das etwa im Jahre 340 vor Christi vollendete Mausoleum. Dieses freilich wird nicht abgebildet, aber dafür — pars pro toto — eine Platte seines schönen Frieses: zwei mit Amazonen kämpfende griechische Krieger. O heilige Logik! — Bd. 2, S. 51 ist u. a. von Bädern die Rede. „Die Bäder, die Schenken, die Bordelle waren insgesamt geöffnet und mit Gästen gefüllt. Das allgemeine Unglück (nämlich in den Wirren nach Neros Tode) erschien wie eine Art neuer Würze." Die Abbildungen hierzu zeigen in durchaus genrehafter Auffassung zwei Vasengemälde des rotfigurigen, dem vierten Jahrhundert v. Chr. angehörigen Vasenstils: nämlich „Szene aus einem Frauenbade" (an einem Becken steht rechts und links eine Frau, auf dem Becken Eros) und „Szene aus einem Männerbade" (vier Athleten, die sich vom Staube der Palästra reinigen). Die eine weibliche Figur ist nur mit dem ärmellosen Chiton bekleidet, die andre, ebenso wie die vier Jünglinge — unerhört! — sind nackt. Was könnte also die „neue Würze des Vergnügens," die Ausschweifungen in den römischen Bädern besser versinnlichen als die beiden, übrigens nach der schlechtesten existirenden Vasenpublikation angefertigten griechischen (!) Vasenbilder! — In dieselbe Kategorie wie diese beiden Bilder gehört auch die Statue eines Hirten mit seinen Ziegen — bei Besprechung der Virgilschen Bucolica. Da möchte man freilich mit Duruy in die Worte Virgils ausbrechen: Felix qui potuit rerum cognoscere causas!

Nach alledem sollte es uns nicht wundern, wenn die Wissenschaft eines Tages durch die überraschende Neuigkeit beglückt würde, daß der archaische sogenannte Hermes Kriophoros (Widderträger) einen römischen Fleischergesellen, die Eirene des Kephisodot eine Amme mit einem Imperatorensäugling vorstelle oder daß zur Veranschaulichung des römischen Zirkusrennens sehr gut der Parthenonfries zu brauchen sei. Vielleicht würde sich für die Georgica Virgils der den Augiasstall reinigende Herakles der olympischen Metope entweder schlechthin als „römischer Bauer" oder als mythologischer Vorgänger des alten Cato verwenden lassen.

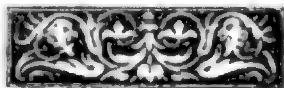
Die beigebrachten Beispiele kritiklosen Zusammenstellens ließen sich vermehren, wenn das Gesagte nicht schon den Charakter des Werkes hinreichend kennzeichnete. Es ließe sich z. B. noch ein ernstes Wort sagen gegen den Unfug, Figuren aus der griechischen Mythologie, die in dem römischen Kult weder Analogien noch Parallelen haben, in den Text einzuschmuggeln, wenn man dabei nicht fürchten müßte, wiederholt aus dem Ton ernster Kritik in den der Satire zu verfallen.

Wie in der Auffassung der kunstgeschichtlichen Stellung und in der Erklärung der einzelnen Monumente, so herrscht aber endlich auch in technologischen Fragen, in der Terminologie, in der Museographie die größte Unklarheit. Statt von der alten Pinakothek hören wir von einem Münchener Museum; die bekannte Germanin, die sogenannte Thusnelda, soll im „Museum von Florenz" aufgestellt sein. Die Loggia de' Lanzi gehört freilich zu den weniger bekannten Florentinischen Bauten! Behauptungen wie die, daß eine Lyoner Merkursstatue aus „dunkelgrüner" Bronze bestehe, daß ein Altar in Mainz die „Darstellung aller seiner Frontflächen in derselben Ebene" zeige, daß eine gallische Gottheit in „buddhistischer Haltung" dargestellt sei, daß der schöne bronzene sogenannte Senecakopf in Neapel (Porträt eines alexandrinischen Dichters?) eine Büste „von zweifelhafter Echtheit" sei, fallen nach allem Gesagten nach gerade nicht besonders auf.

Die Bedenken, die wir an das gekennzeichnete Illustrationsverfahren geknüpft haben, wiegen schwerer, als man auf den ersten Blick vielleicht meint. Es handelt sich einmal um eine fahrlässige Täuschung des Publikums. Es ist außerordentlich bedauerlich, daß man den Mangel einer „im großen Stile geschriebenen" römischen Kaisergeschichte durch die Übersetzung eines fremdländischen Werkes beseitigen will, das wenigstens nach der Seite hin, nach der es originell sein will, oftmals an ein Bilderbuch für den Anschauungsunterricht erinnert. Wie ein so feiner Kenner der römischen Kaisergeschichte wie H. Schiller das Werk namentlich wegen seiner gelungenen Auswahl der Münzen, Statuen ꝛc., und noch dazu Schulbibliotheken empfehlen konnte, ist uns ein Rätsel. Wir sind überzeugt, daß auch in den maßgebenden Kreisen der französischen gelehrten Welt — obgleich Herr Duruy früher Unterrichtsminister war — ähnliche Wider-

sprüche werden laut geworden sein, und man wird sich dort nicht wenig wundern, daß la savante Allemagne dem Import dieser ausländischen Waare keine Hindernisse bereitet hat.

Wenn wir des öftern angedeutet haben, daß die Hauptschuld dem französischen Original beizumessen ist, so kann damit der deutsche Herausgeber nicht als entschuldigt gelten. Wir können uns hier nicht auf Auseinandersetzungen einlassen, ob und inwieweit ein Übersetzer selbständig verbessernd Hand anlegen dürfe; es wird immer mehr oder weniger von dem Namen und der Stellung des Autors abhängen, ob man sich ihm kritiklos in die Arme wirft oder nicht. Aber Dinge, wie wir sie oben berührt haben, sollten doch wenigstens einem deutschen Gelehrten nicht begegnen, denn er verleugnet damit im eignen Vaterlande die deutsche Wissenschaft und ihre Vertreter, wenn er ihre durch jahrelange, ernste Arbeit erzielten wissenschaftlichen Ergebnisse geflissentlich ignorirt, wenn er da, wo Licht verbreitet ist, uns französische Dämmerung vorsetzt. Wir sagen: geflissentlich ignorirt. Denn die Entschuldigung, daß ein Historiker nicht zugleich Archäolog sein könne, lassen wir nicht gelten, da es sich im vorliegenden Falle nur um die Kenntnis der elementarsten Dinge handelt, wie sie durch jeden Abriß der Kunstgeschichte oder Bilderatlas erworben werden kann. Verzichtet man aber auf diese, nun dann: Manum de tabula!



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

15.



In der Polendebatte ist wieder einmal Mephistopheles zu Ehren gekommen: wenn die Not an Begriffen am höchsten war, dann stellte zu rechter Zeit ein Wort sich ein. Ich müßte befürchten, zur Sache gerufen zu werden, wenn ich alle neuen Erwerbungen unsers parlamentarischen Sprachschatzes hier aufzählen wollte, und begnüge mich daher, zwei herauszuheben, welche unstreitig die bedeutendsten sind und auch genau in meine heutige Rede hineinpassen: „Ist das landesväterlich? Nein, unsittlich!“ und: „Assimiliren.“

Ja, meine Herren, unsittlich ist das Vorgehen der preußischen Regierung gegen Posen immer gewesen, wenigstens bis in die vierziger Jahre. Die Regierung bewies keine Achtung vor den berechtigten polnischen Eigentümlichkeiten, schonte keine. Sie führte eine geordnete Verwaltung und Rechtspflege ein, baute

Straßen, kultivirte und meliorirte. Und Sie verlangen, daß sich eine Nation nicht wehren soll, wenn solcherart die Bedingungen ihrer Existenz langsam vernichtet werden? Oder ist es etwa nicht wahr, daß man jetzt an vielen Orten gute deutsche Gasthäuser findet anstatt der gemütlich-romantisch-nationalen schmutzigen Judenschenken? Und dieses verabscheuungswürdige System der Germanisation will man jetzt mit verstärkter Kraft wieder aufnehmen. Ist das landesväterlich? Nein, unsittlich!

Wenn einer, um den Schmerz wegen des verlornen Vaterlandes zu betäuben, sich nach Paris flüchtet, und wenn während dessen seine Angelegenheiten in Unordnung geraten, so wäre es die Pflicht einer christlichen Regierung, ihm die Mittel zu gewähren, daß er seine Schulden in Paris und zu Hause bezahlen und in Zukunft ohne Sorgen leben kann. Sie aber wollen ihn auskaufen! Ist das landesväterlich? Nein, unsittlich!

Die Schlösser, in welchen seit Jahrhunderten die Mazurka erklang und der Champagner aus dem Schuh der Dame getrunken wurde, von denen so oft ausgezogen wurde zum Reichstage, zur Konföderation, zur Insurrektion, die sollen künftig von plumpen Deutschen bewohnt werden, vielleicht von Bürgerlichen, ja — ich schaudere! — von Protestanten. O, meine Herren, das ist tief unsittlich. Vergessen Sie doch nicht, daß Polen schon einmal in der höchsten Gefahr schwebte, protestantisch zu werden, und daß es nur dem energischen Wirken einer frommen Königin und der Jesuiten gelang, das Land vor diesem Unglück zu bewahren, als gerade durch den westfälischen Frieden das Prinzip der Glaubensfreiheit leider zur Anerkennung gekommen war. Vergessen Sie nicht, daß vor hundert Jahren keine akatholische Kirche in Polen existirte, kein Dissident im Lande geduldet werden sollte — natürlich mit Ausnahme der Glaubensgenossen der schönen Esther König Kasimirs. Wollen Sie denn, daß Luise Marie Gonzaga sich im Grabe umdreht, und am Ende mit ihr zugleich die schöne Esther? Wissen Sie denn nicht, wieviel eben die Bevorzugung des Judentums und die Ausrottung des Protestantismus dazu beigetragen haben, Polen auf jene Höhe zu heben, auf welcher es vor der ersten Teilung stand? Und nur jene Höhe streben die heutigen Polen wieder an, sie sind so bescheiden, nicht einmal die alte Lehenshoheit über Preußen wieder zu fordern, wenigstens vorläufig nicht; und diesen Bestrebungen den Weg zu verlegen, ist unsittlich, meine Herren, höchst unsittlich.

Glauben Sie ja nicht, daß es uns an Patriotismus, an Nationalgefühl gebreche. Sollten die Polen es sich beikommen lassen, Berlin zu belagern, so werden wir wie ein Mann auf die Wälle eilen — ich meine: wir würden, wenn noch Wälle vorhanden wären, auf dieselben eilen und nötigenfalls zur Verteidigung dieser Stadt unsre letzten Reden halten. Aber wo ist denn die polnische Armee? Sie wollen Dämme aufführen, weil der Strom einmal über die Ufer treten könnte: warten sie doch, bis er übergetreten ist! Wollen sie dem un-

schuldigen Knaben, der mit einem Stein in der Hand vor einer Spiegelscheibe steht, den Stein wegnehmen? das ist Gewaltthätigkeit, das ist Raub, das ist Eingriff in das Eigentum und die persönliche Freiheit. Er will vielleicht Mineralogie studiren, und Sie verhindern ihn daran, ein großer Gelehrter zu werden, eine Zierde der Menschheit. Sie sagen freilich, der böse Bube habe uns schon mehr als einmal die Fenster eingeworfen. Gut, ich leugne das nicht, und wenn er den Stein abermals schleudern und die Scheibe wirklich zertrümmern sollte, so werde auch ich für seine Bestrafung stimmen. Allein Sie können nicht wissen, ob er nicht auf dem Wege der Besserung ist, und Sie ihn durch das Mißtrauen in seine guten Absichten wieder irre machen.

Also germanisiren wir nicht, am wenigsten zwangsweise, sondern assimiliren wir. Man hat gesagt, bei diesem Ausdrucke könne sich ein jeder denken, was ihm gefalle. Ganz recht, aber ist es denn nicht die höchste staatsmännische Weisheit, solche Ausdrücke zu wählen, mit denen sich alle Parteien zufrieden geben können? Ich z. B. denke mir die Sache so, wie sie sich in der Geschichte von einem Breslauer Judenknaben, die Ihnen wohl bekannt sein wird, darstellt. Der jüdelte in einem Grade, daß er sogar seinen Angehörigen unangenehm wurde, und um ihn zu heilen, schickte man ihn auf längere Zeit in ein Dorf im Riesengebirge. Und was war der Erfolg? Nach einem halben Jahre jüdelte das ganze Dorf. Die höhere Kultur hatte gesiegt, der Knabe hatte die einfachen Gebirgsbewohner sich assimilirt. Ebenso assimiliren die polnischen Geistlichen, Lehrer, Ärzte, Zeitungsschreiber sich die deutsche Bevölkerung in Posen, Westpreußen und Oberschlesien, und das ist die einfachste Lösung der polnischen Frage in diesen Provinzen.

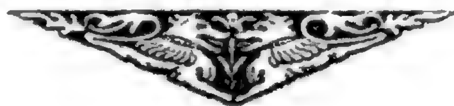
Ich eile zum Schlusse, indem ich mich vollständig der Ansicht des verehrten Abgeordneten Windthorst anschließe: Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica. Das heißt auf Deutsch:

> Bewahrt das Feuer und das Licht,
> Damit der polnischen Republik kein Schade geschicht —

oder auf Französisch:

> Étoignons la lumière et rallumons les feux.

Die Konsuln, meine Herren, sind wir. Und wir werden unsre Schuldigkeit thun. So lange die Kollegen Windthorst, Hänel und ich auf dem Wachtposten stehen, darf ruhig gesungen werden: „Noch ist Polen (von 1772) nicht verloren!“





Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)



Catarina stand Camoëns gegenüber, und der Blick des bewegten Mannes verweilte mit Entzücken auf dem schönen Gesicht, das mit dem Ausdrucke mitleidiger Teilnahme und eines kleinen Trotzes, welcher der Herzogin galt, noch lebendiger und reizvoller erschien, als er es gestern gesehen. Er vergaß, daß er nicht zu der jungen Gräfin allein sprach, und rief: An Euch allein habe ich gedacht, Herrin, an Euch allein konnte ich denken. Fände ich bei Euch nicht die Milde und das Erbarmen, die ich für eine Unglückliche erflehe, so wüßte ich nicht, wo in der Welt ich sie suchen sollte!

Und nun, angefeuert durch den Blick, den ihm Catarina schenkte, hub Camoëns an, seine Geschichte zu erzählen und schilderte die Lage des schönen Maurenkindes, das sich bei der Hirtin auf dem Kreuzberge verborgen hielt, in immer ergreifenderen Worten. Er verhehlte im heißesten Eifer zu helfen die Gefahr nicht, welche mit jeder Hilfeleistung an Esmah verbunden sei. Er sah wohl, daß durch die Züge des Mädchens ein Schatten der Befremdung flog, als er mit Barretos Worten von den politischen Plänen König Sebastians sprach, aber da er nur Catarinen im Auge behielt, so blieb ihm der Eindruck des zürnenden Unmuts erspart, mit welchem die Herzogin seiner Erzählung folgte. Hätte er das Gesicht der stattlichen Dame, die finster zusammengezogenen Brauen, die dicht geschlossenen Lippen gesehen, so würde ihm der Mut zu der Bitte gefehlt haben, mit der er seinen erregten Bericht schloß: Und nun Ihr alles wißt, Herrin, nun ermeßt Ihr auch, wie not der jungen Maurin nicht nur eine christliche Taufzeugin, sondern eine Freundin und Beschützerin thut! Wollt Ihr der Stimme Euers Herzens Gehör geben, wollt Ihr die fremde Blüte aufrichten und mit dem Thau Euers Mitleids erquicken, Donna Catarina?

Ihr thut dem Könige schweres Unrecht, wenn Ihr ihm zutraut, daß er der armen Esmah, die sich zum wahren Glauben wenden will, seinen Schutz versagen werde, rief Catarina, ehe die Herzogin zu Worte zu kommen vermochte. In mir sollt Ihr Euch nicht irren, Senhor Luis, ich bin bereit, mit allem, was ich vermag, der Unglücklichen beizustehen. Hättet Ihr und Senhor Manuel gleich besseres Vertrauen zum Könige gehabt, so würdet Ihr meiner nicht bedürfen! Doch laßt mich wissen, wann und wo die Maurin die heilige Taufe erhalten wird —

Catarina, was willst du zusagen? fiel jetzt die Herzogin ein. Seit wann verfügst du über dich, ohne den Rat deiner mütterlichen Freundin einzuholen?

Wann hat mich meine andre Mutter je gehindert, eine Christenpflicht zu üben? rief Catarina. Du würdest mich selbst antreiben, wenn ich zu zögern vermöchte — und vor Senhor Luis, der auf den Grund der Herzen schaut, brauchen wir keine Masken! Ich will die Patin Esmahs sein, und du, meine Mutter, wirst mir sagen, was außerdem in meinem Vermögen steht!

Sie hatte sich der Herzogin leidenschaftlich genähert und lehnte ihr Gesicht an die Wange der stattlichen Frau, welche sich umsonst mühte, eine kalte und strenge Miene zu zeigen und endlich mit Rührung auf das schöne Mädchen und mit einer Art zürnender Teilnahme nach Camoëns schauend sagte:

Ihr gefährdet mir Glück und Frieden meines Kindes und ruft sie vor der Zeit zu Wagnissen auf, Senhor! Wenn Ihr übrigens fortfahrt, Geschick und Heil andrer, die Euch zufällig in den Weg kommen, so auf Eure Schultern zu laden, so werdet Ihr daneben an Euerm eignen Glücke nicht schwer zu tragen haben, Senhor!

Ich wollte ihr und mir wünschen, daß die junge Esmah einen mächtigern und glücklichern Helfer gefunden hätte, als mich und selbst als meinen Freund Manuel Barreto, daß sie zum Beispiel Eure Kniee schutzflehend umfaßt hätte, hohe Frau! antwortete der Dichter, dessen Stimmung sich in dem Maße hob, als er die junge Gräfin seinen Wünschen und Bitten sich zuneigen sah. Ihr werdet zugeben, fuhr er fort, daß keiner, dem die Verfolgte vor Augen kam, sich des Mitleids und der Teilnahme entschlagen konnte, zu denen ich mich bekenne! Auch Ihr werdet Gräfin Catarina nicht hindern, der Regung ihres Herzens zu folgen und sich des armen Mädchens anzunehmen, das durch meinen Mund ihre Milde anfleht!

Sie hat einen beredten Sprecher gefunden, Senhor Luis! entgegnete die Herzogin. Ich zweifle nicht, daß die junge Heidin, die Ihr in den Schoß der Kirche flüchten wollt, wunderbar schön ist, sonst würden Eure Worte sparsamer sein.

Camoëns antwortete nur mit einer stumm abwehrenden Geberde, die von der alten Dame und dem schönen Mädchen gleich gut verstanden wurde, und die Herzogin lächelte vor sich hin, sie las besser in Camoëns' Zügen, als er ahnte, sie wußte, daß er um Catarinas Willen ihren Spott so ernst abwies.

Sie erachtete es für gut, einen weitern Wortaustausch zwischen der Pflegebefohlenen und dem Dichter zu verhüten und schloß:

Wenn Ihr darauf besteht, Senhor Luis, und Catarina auf die Thorheit nicht verzichten will, bei der Taufe dieser Heidin als Pate zu dienen, so laßt uns im Laufe dieses Tages wissen, wo die Handlung vollzogen werden soll und wer der Priester ist, den Euch Dom Antonio senden will. Catarina hat sich seit einiger Zeit, im Geleite ihres alten Ehrenkavaliers, in der Falkenjagd geübt, es wird also nicht zu sehr auffallen, wenn sie einen Morgenritt in die Berge unternimmt. Inzwischen wollen wir überlegen, was für Euern heidnischen Schützling weiter geschehen kann, wir werden dem edeln Manuel Barreto und Euch noch heute mitteilen, was in unsern Kräften steht! Für jetzt lebt wohl und seid nicht zu stolz auf Euern gelungnen Überfall, ich füge mich Eurer thörichten Bitte nur, um mein Kind nicht allzusehr zu kränken, sie wird bei dieser Gelegenheit zum erstenmale erfahren, was es in der Welt auf sich hat, den Wallungen des Mitleids zu folgen.

Ihr wißt das freilich, Herzogin, denn ich lese in Euerm Gesicht, daß Ihr es tausendmal gethan habt und immer wieder thun werdet! rief Camoëns. Ich aber flehe zu allen Heiligen und bin gewiß, daß die helfende Hand gesegnet sein wird, welche Gräfin Catarina mir bietet.

Er küßte ehrfurchtsvoll die Hand der alten Dame und die Catarinas, die ihm mit einiger Verwirrung dargeboten ward. Er tauschte noch einen Blick mit dem schönen Mädchen, die von dem unerwarteten Erlebnis dieses Morgens tief bewegt erschien, in ihren Augen las er die feste Zusicherung, daß keine Vorstellung, welche ihr die Herzogin vielleicht noch machen könne, sie an der Erfüllung ihres Versprechens hindern werde. Dann schlugen beide Frauen den Rückweg in die Wohnung der Herzogin ein. Voll freudiger Empfindung sah ihnen der Dichter nach, die Stunden schienen seit dem gestrigen Abend, ja seit dem Mittag, an dem er auf der Höhe des Kreuzberges Barreto begegnet war, nur Glück und ungewohntes Gelingen in ihrem Schoße zu bergen.

Sobald er Catarinas Gestalt nicht mehr erblickte, trat er aus dem Platanengange heraus und wandte sich zu einer freien Stelle, an der er Palast und Gärten neben und unter sich sah. Noch hing der Thau in tausend Tropfen funkelnd an den Büschen und Blumen der Terrassen, noch spielte ein letzter Morgenhauch in den Laubkronen der riesigen alten Bäume, aber schon war es voller Tag, und das leuchtende Blau des Frühhimmels weissagte einen schwülen Mittag. Dem einsamen Manne aber war morgenfrisch zu Mute, er empfand es kaum, daß die Sonnenstrahlen ihm schon brennender aufs Haupt fielen, sein Blick glitt wie trunken über das unveränderte Bild der Prachtgärten, und er knüpfte im wachen Traume wiederum vergangne Tage mit den gegenwärtigen zusammen. Er hatte vergessen, wie vergrämt und müde er noch zwei Tage zuvor aus den Vorzimmern des prangenden Schlosses dort nach Cintra hinab-

gegangen und nach dem Kloster zum heiligen Kreuz aufgebrochen war. Die Warnungen Barretos hielt er durch die letzte halbe Stunde für siegreich widerlegt, und wie ein Mann, der nach langer, schwanker Fahrt wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlt, schritt er durch die Königsgärten nach Otaz' Herberge hinunter, um dem Freunde zu berichten, was ihm der Morgen schon gebracht habe.

—— ——

Fünftes Kapitel.

Über dem Hochthal der Mutter aller Gnaden ward es Morgen, die höchsten Bergspitzen glänzten von Frührot umflossen, während die Weiden und Wälder an ihrem Fuß noch in das dämmernde, lichtlose Grau getaucht erschienen, mit dem die kurze Sommernacht scheidet. Durch den Korkeichen- und Ulmenwald, welcher die Schlucht gegen la Pena hin erfüllte, stiegen um diese Stunde Camoëns und Barreto empor, von Jayme Leiras, dem ehemaligen Matrosen, geführt und von dem braunen algarbischen Burschen aus Otaz' Herberge begleitet, welcher ein mächtiges Pack auf seinen Schultern trug. Je näher sie dem Aufgange zu der Trift kamen, auf der die Strohhütte Joanas der Ziegenhirtin stand, umso schnellere Schritte machte Camoëns und ließ sich durch die Spottworte nicht halten, mit denen der ältere Freund seine Eile zu mäßigen suchte. Beide Männer waren wie zur Jagd gerüstet und hatten in der That unter dem Vorwande einer Fuchsjagd Otaz' Herberge vor Thau und Tag verlassen und einen nähern, aber beschwerlichern Weg zu dem Hochthal eingeschlagen als jenen Pfad, welcher sich von der Straße nach dem Kloster zum heiligen Kreuz abzweigte. Jayme Leiras, der Führer, war am gestrigen Tage durch den gleichen Wald zweimal zu der Zufluchtsstätte des fremden Mädchens hinaufgestiegen und jedesmal mit guter Botschaft nach Cintra zurückgekehrt. Er hatte noch vorhin, als Camoëns den felsigen Abhang, der die Waldschlucht und die Fläche des Hochthals schied, hastiger aufwärts zu klimmen begann, ruhig den Bericht wiederholt, den er gestern am Spätabend abgestattet hatte: Ihr braucht nicht zu eilen, Senhor. Den ehrwürdigen Pater Henriques habe ich noch vor Sonnenuntergang zu der jungen Heidin geleitet, und da er ihre Sprache versteht, hieß sie den weißhaarigen Alten tausendmal willkommener, als mich mit meinen paar Worten. Seid unbesorgt um die Kleine, er wird sie nicht allzu scharf ins Gebet genommen haben!

Camoëns aber beachtete die freundliche Mahnung nicht, sondern wandte sich zu Barreto, welcher die rüstige Kraft einsetzend auch jetzt neben ihm blieb und sagte: Ich bin unruhig, Manuel, in diesen beiden Tagen hat uns das Glück so anhaltend gelächelt, daß ich in der letzten Stunde seinen Unbestand fürchte.

Gott verhüte diesen Unbestand, um Esmahs und Euertwillen, versetzte Barreto, und Camoëns sah trotz des Dämmerlichts und seiner Hast recht wohl,

wie ernst die Züge des Freundes wurden. Ihr habt wider unsre ursprüngliche Absicht mehr Menschen ins Geheimnis gezogen, als gut ist, und würdet Euch schwer beruhigen können, wenn wir noch im Hafen selbst scheiterten. Ich hoffe jedoch, daß wir guten Mutes von Joana und ihren Ziegen scheiden werden.

Sie standen jetzt, einen Augenblick Atem schöpfend, am Südrande der Thalmulde, an deren Nordende sich die Eichen und das Strohdach der Hirtin erhoben; der Dichter spähte nach diesem Ziele hinüber, von dem sie noch durch eine Viertelstunde Weges getrennt waren, und antwortete dann erst auf den leisen Vorwurf, der in Barretos Worten lag: Ihr habt Recht, Manuel, meine Sorge ist thöricht. Wenn Ihr der Umgebung Dom Antonios, des Marschalls, und seines Pater Henriques sicher seid, so bin ich noch viel gewisser, daß die Herzogin von Braganza und die Gräfin Catarina unser und ihr eignes hilfreiches Vorhaben mit keinem Laut gefährdeten!

Es sei so, Gott gebe es! entgegnete der Edelmann. Ich kann nur wünschen, daß alles glücklich vorüber und unser Häuflein auf dem Wege nach Almocegema sei. Mit Bartolomeos Hilfe habe ich alle Einrichtungen so getroffen, daß unser Aufbruch morgen in der Frühe erfolgen kann.

Und Ihr glaubt noch immer, daß das maurische Mädchen bei Eurer Base Uracca in besserer Obhut sein wird als bei Donna Catarina, die sich ihrer annehmen will?

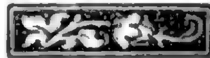
In besserer Obhut wage ich aus schuldiger Ehrfurcht vor der edeln jungen Dame nicht zu sagen, erwiederte Barreto. In größerer Sicherheit unbedingt und — Euer Wort in Ehren, Luis — ich glaube, daß die Herzogin die neue Christin niemals ohne Sorge an der Seite ihrer Pflegebefohlenen erblicken würde. Niemals wenigstens, so lange der Mohrenprinz in Portugal verweilt.

So müssen wir den Damen von Zeit zu Zeit Nachricht vom Ergehen Esmahs geben, sagte Camoëns, den der Gedanke, Cintra morgen verlassen zu müssen, mit tiefem Unbehagen erfüllte. So viel ich weiß, liegt Eure Besitzung nicht zu weit von Cintra, um einem oder dem andern von uns einen Tagesritt hierher zu gestatten.

Einen Tag hierher und den nächsten zurück, antwortete Barreto mit einem leichten Lächeln. Meine Pferde stehen immer zu Eurer Verfügung, auch Otaz wird sich stets freuen, wenn Ihr eine Nacht zu ihm an Bord steigt. Und dort kommt Joana uns entgegen, ihr Gesicht glänzt heller als der Morgen, also steht alles wohl, und wir dürfen uns des Tages freuen.

Die Ziegenhirtin, welche beinahe den ganzen schmalen Pfad durch das Hochthal zurückgelegt hatte, um sich vom Herannahen der Freunde zu überzeugen, bekundete in der That schon von fern ihr Entzücken. Sie riß das rote Kopftuch herab, mit welchem sie ihre langen schwarzen Haare umhüllt hatte, und schwang es den Männern entgegen, zugleich vernahmen sie ihren jauchzenden Ruf, welcher besser als alles andre den guten Stand der Dinge bezeugte.

Camoëns hatte Barretos Hand gedrückt und stürmte jetzt voraus, um der erste zu sein, der aus dem Munde des Mädchens genaueres erführe. Joana nickte ihm freundlich zu, antwortete auf seine ungestüme Frage, ob schon eine Dame mit ihren Dienern von Cintra herauf zu der Strohhütte gelangt sei. Nein, Herr, nur der gute Pater ist seit gestern Abend bei uns, und betet mit Esmah; blickte dabei aber nach Barreto, als wolle sie ihren weitern Bericht durchaus bis dahin verschieben, wo Senhor Manuel sie hören konnte. Zum Glück war der wackere Fidalgo so rasch zur Stelle, daß Camoëns die absichtliche Zögerung des Mädchens kaum bemerken konnte. (Fortsetzung folgt.)



Notiz.

Roggenzoll. Die freisinnigen Redner des Reichstages haben mit ihren Trugschlüssen in Fragen des Kornzolles ein so leichtfertiges Spiel getrieben, daß ein Wasserstrahl der Wahrheit auf ihre Zahlenangaben wohl angebracht ist. „Wir sind 3 Mark über dem Weltmarkt — rief Herr Dr. Barth ins Land hinaus —, hebt den Zoll auf, damit wir auf das Niveau des Auslandes kommen." Die Wirkung der Zollaufhebung scheint er aber nicht überlegt zu haben; die würde notwendig sein, daß das Ausland auf unsern Preis stiege. Wo bliebe da unser Vorteil? „Die Preisdifferenz von Roggen zwischen Amsterdam und Berlin, früher nur 8 Mark, ist nunmehr — rief Herr Brömel — auf 34 Mark gestiegen, das ist eine Folge unsers Zolles!" Den Beweis aber, daß Berlin um die Differenz gestiegen und nicht vielmehr Amsterdam, wegen unsers Zolles, gefallen sei, ist er schuldig geblieben. Daß in dem Augenblicke, wo unsre Zollschranke plötzlich aufgehoben würde, die Preise des Roggens in Amsterdam, in Rußland, also auf dem Weltmarkte, bedeutend, und wohl mehr als unser Zoll beträgt, steigen würden, unterliegt für Erfahrene keinem Zweifel, denn Deutschland ist ein so starker Verbraucher von Roggen, daß unsre Maßregeln entscheidend auf das Ausland einwirken. Nur infolge unsers Zolles, nochmals sei es gesagt, sind draußen die Preise gefallen, und so wie der Zoll fällt, steigt natürlich in Amsterdam der Roggen bis über den Stand von Berlin. Dies ist praktischen Leuten ganz klar. Alle Folgerungen, welche die Freisinnigen an ihre Zahlen knüpfen, vom teuern Brot des armen Mannes u. s. w., laufen daher auf Täuschung hinaus. Nur den einen Beweis liefern sie mit ihren Anführungen, daß des Reichskanzlers früher von ihnen so bitter verhöhnte Behauptung, das Ausland zahle den Zoll, sich bewahrheitet hat. Es giebt eine Preisgrenze nach unten, über welche hinaus die Erzeugungskosten nicht mehr gedeckt werden; diese scheint bei manchem Produkt des Ackerbaues erreicht zu sein, die natürliche Folge, Abnahme der Zufuhr und ein Steigen des Preises, wird nicht ausbleiben. Teureres Brot hat der Kornzoll nicht gebracht, wenn aber dadurch der Landmann wieder zum Anbau ermutigt wird, ist der Zoll das Mittel, uns das Brot billig zu erhalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die wirtschaftliche Lage der Arbeiter Großbritanniens und Irlands.



Die groben Ausschreitungen, welche Anfang Februar dieses Jahres in London stattgefunden haben, waren mehr noch für England als für den Kontinent und besonders für Deutschland überraschend. Namentlich in Deutschland hat man in den letzten sieben Jahren einerseits den Bedürfnissen der arbeitenden Klasse die größte Sorgfalt vonseiten des Staates zugewendet, anderseits auch das Wesen der Sozialdemokratie zu ergründen verstanden. Die Führer der letztern fühlen sich bedroht, wenn die Unzufriedenheit in den Kreisen der Arbeiter vermindert wird, und bieten alles auf, um die wohlwollenden Absichten der Regierung zu verunglimpfen und durch eine neue Saat von Haß den Kampf zu schüren. In Deutschland gingen die sozialpolitischen Vorlagen zum Wohle der Arbeiter mit den Maßregeln des Sozialistengesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Volksverführer Hand in Hand. Anders in England. Hier lebte man eigentlich in dem Wahne, daß sozialistische Unruhen geradezu für die nächste absehbare Zeit zur Unmöglichkeit gehörten. Es soll hier nicht näher untersucht werden, worauf sich dieser Wahn gründete. Es mag nur erwähnt werden, daß die manchesterliche Lehre von dem Selbstausgleich der Kräfte auf politischem und ökonomischem Gebiete eine nicht unwesentliche Rolle spielte. Die Überraschung über die Arbeiterunruhen des letzten Monats ist daher erklärlich, und noch mehr der Eifer, mit welchem die Frage erörtert wird, ob diese sozialistischen Erscheinungen nur vorübergehend und zufällig waren, oder ob sie Anzeichen tiefer liegender Krankheiten sind. Noch ist die Aufregung zu groß, als daß von einer ernsten Untersuchung die Rede sein konnte. Dagegen sind gerade in

der letzten Zeit verschiedne Berichte veröffentlicht worden, welche die wirtschaftliche Lage zum Gegenstande haben, so besonders der Bericht der Kommission, welche zur Untersuchung der Handelsstockung eingesetzt war, und des sogenannten Mansionhouse-Komitees, welches im März 1885 zur Untersuchung der andauernden Not in London zusammentrat. Dazu kommen noch Berichte der verschiednen Handelskammern. Dieses gesamte Material läßt uns eine Übersicht über die gegenwärtige Lage der arbeitenden Klassen in England gewinnen. Dasselbe ist nicht bloß zur Beurteilung der englischen Zustände lehrreich, sondern dürfte auch geeignet sein, die Aufmerksamkeit unsrer eignen Landsleute auf sich zu ziehen. Was aus dieser Darstellung zu folgern sein wird, bedarf keiner Erörterung.

Die bis jetzt vorliegenden Ergebnisse der Untersuchungen, welchen die wirtschaftliche Lage der Arbeiter in Großbritannien und Irland und insbesondre der Arbeiterbevölkerung Londons seit ungefähr Jahresfrist von verschiednen Seiten unterzogen worden ist, schließen hinsichtlich des Zeitraumes, auf den sie sich erstrecken, zum großen Teile schon mit dem Jahre 1883 oder 1884 ab. Sie reichen in keinem Falle und nach keiner Richtung hin über den Schluß des Jahres 1885 hinaus. So natürlich und selbstverständlich dies an und für sich erscheinen muß, so bieten doch die gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse besondre Veranlassung, diesen Umstand ausdrücklich und gleich in erster Reihe hervorzuheben, und zwar aus folgenden Gründen.

Es kann füglich nicht mehr bezweifelt werden, daß die in dem öffentlichen Leben Englands neuerdings hervorgetretenen, demselben bisher lange Zeit hindurch fremd gewesenen revolutionären Erscheinungen ihrer wahren Entstehung nach nicht auf die Lage der Arbeiter, sondern wesentlich nur darauf zurückzuführen sind, daß die Leiter der Sozialdemokratie die von ihnen verfolgten Umsturzbestrebungen äußerlich mit den aus der Arbeiterlage hervorgegangenen Agitationen in Verbindung zu bringen und hierdurch Erfolge zu erzielen gewußt haben, welche — so kurz ihre Dauer auch gewesen ist — doch gewissermaßen als eine Probeleistung der sozialistischen Kräfte eine überraschende Wirkung geübt haben. Ebenso wenig aber kann in Abrede gestellt werden, daß die in Wirklichkeit aus der Arbeiterfrage hervorgegangne Bewegung seit dem Beginne des Jahres 1886 eine erhebliche Verstärkung und Verschärfung erfahren hat, und mit Bezug hierauf ist zu konstatiren, daß für die Erforschung der Ursachen dieser Erscheinung durch die vorliegenden, in ihrer weitesten Ausdehnung bis gegen den Schluß des Jahres 1885 reichenden Ergebnisse der über die Lage der Arbeiter angestellten Untersuchungen Anhaltepunkte von entscheidender Bedeutung nicht geboten werden.

Bis zu Anfang dieses Jahres hat die Lage der Arbeiter für befriedigend gegolten. Von der Freihandelspartei ist sogar ziemlich einstimmig die Meinung verteidigt worden, daß die zur Zeit bestehende Handelsstockung für den Volks-

wohlstand im ganzen kein Nachteil sei. Die Zeit der großen Verdienste sei vorüber, dafür trete aber eine gerechtere Verteilung des Gewinnes ein. Insbesondre wurde hierbei ausgeführt, daß die Lage der arbeitenden Klassen überhaupt besser geworden sei als je zuvor.

Wenn diese Meinung auch, was die angebliche Quelle der Besserung betrifft, auf leicht zu entdeckenden Trugschlüssen beruht, so läßt sich doch anderseits nicht verkennen, daß die Lage der Arbeiter Ende 1885 im Vergleiche mit frühern Zeiten in der That erheblich besser gewesen ist.

Zunächst ist der Bedarf an Arbeitern im Vergleich mit frühern Jahren, wenn die einzelnen Erwerbszweige auch in dieser Beziehung verschiedne Resultate zeigen, im allgemeinen eher gestiegen als gefallen. In dem am 11. vor. Mts. erschienenen Jahresberichte der Handelskammer von London sind folgende Tabellen, betreffend die in den verschiednen Industriezweigen beschäftigten Arbeiter, veröffentlicht worden. Es wurden verwendet:

In der Baumwollen-Industrie:

1850	330924,
1862	451569,
1871	450090,
1881	487777,
1883	513084.

In der Wollen-Industrie:

	England und Wales	Schottland	Irland	Zusammen
1875 . . .	105371	27728	1506	134605,
1879 . . .	109702	22667	1975	134344,
1885 . . .	108634	27546	3136	139316.

In der Kammgarn-Industrie:

	England und Wales	Schottland	Irland	Zusammen
1875 . . .	131830	10255	12	142097,
1879 . . .	117866	13012	47	130925,
1885 . . .	132549	5479	202	138230.

In der Jute-Industrie:

	England und Wales	Schottland	Irland	Zusammen
1862 . . .	107	5418	442	5967,
1870 . . .	1932	14911	727	17570,
1874 . . .	4933	30893	2094	37920,
1878 . . .	4961	30404	922	36354,
1885 . . .	4444	36269	961	41674.

In der Leinen-Industrie:

	England und Wales	Schottland	Irland	Zusammen
1875 . . .	22327	45816	60316	128459,
1879 . . .	14988	37476	56342	108806,
1885 . . .	11002	39086	61749	111827.

In der Seiden-Industrie:

	England und Wales	Schottland	Irland	Zusammen
1875 . . .	44419	740	400	45559,
1879 . . .	40216	617	152	40958,
1885 . . .	42134	861	—	42995.

In andern Textil-Industrien:

	Shoddy	Hanf	Haar	Elastics	Spitzen	Hosiery
1875 . . .	3431	5211	1211	5324	10373	11980,
1879 . . .	5079	4780	1731	4438	10209	14992,
1885 . . .	4709	9946	2239	3824	15886	19536.

Die Zahl der Kohlenarbeiter in den Jahren 1883 und 1884 im Vergleich zu der im Jahre 1871 wird durch die folgende Tabelle nachgewiesen.

Distrikt:	1883:	Im Vergleich zu 1871: Vermehrung in Prozenten	Im Vergleich zu 1871: Verminderung in Prozenten	1884:	Im Vergleich zu 1871: Vermehrung in Prozenten	Im Vergleich zu 1871: Verminderung in Prozenten
Newcastle	49782	38,28	.	52306	45,29	.
Durham	57077	32,72	.	56575	31,57	.
Manchester . . .	33438	28 06	.	32844	25,79	.
Liverpool	41720	29,49	.	41905	30,06	.
Yorkshire	63248	63,88	.	64046	65,92	.
Midland	52118	67,84	.	53278	71,60	.
Staffordshire N. .	24689	16,46	.	22277	5,08	.
» S. . .	23782	23,29	.	23816	23,15	.
South Western . .	33737	25,50	.	34913	29,88	.
South Wales . .	58495	54,09	.	60779	60,11	.
Scotland E. . . .	37666	37,97	.	39124	43,31	.
» W. . .	16670	.	14,73	16732	.	14,47
Zusammen:	492422	32,77	.	498595	34,33	.

Auch der Bericht der königlichen Kommission zur Untersuchung der gegenwärtigen Handelslage legt hinsichtlich der ermittelten Verwendung von Arbeitern im ganzen kein ungünstiges Zeugnis ab. Wie bekannt, waren die Handelskammern und die bedeutendsten Commercial Associations aufgefordert worden, sich über diese Frage zu äußern. Von den achtundvierzig Handelskammern, deren Antworten in dem ersten Berichte der Kommission aufgeführt sind, haben vierundzwanzig bekundet, daß innerhalb ihres Bezirkes die Arbeiterverwendung im allgemeinen den Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre überstiegen habe oder demselben wenigstens gleich geblieben sei; sechzehn haben sich über die Frage garnicht ausgesprochen, und nur von der noch verbleibenden geringen Zahl ist bekundet worden, daß die Zahl der Arbeiter in einzelnen Industriezweigen ihres Bezirkes sich vermindert habe. Zu diesen letztgedachten Zweigen gehören namentlich die Kohlenindustrie in Barnsley, die Leinenindustrie in Belfast, die Wollenindustrie in Dewsbury, die Zuckerindustrie und der Schiffbau und die Schifffahrt in Greenock, die Tagelöhnerarbeit (unskilled labour) in Liverpool, die Kohlen- und Wollenindustrie in Ossett, die Salzwerke in Portsmouth. Die Anworten der Commercial Associations zeigen ein ähnliches Ergebnis.

Die Arbeitslöhne können, wenn sie auch gegen das Jahr 1877 durchweg zurückgegangen sind, für die Zeit bis Ende des Jahres 1885 nicht als niedrig bezeichnet werden. Jedenfalls steht fest, daß sie sich gegen die fünfziger und sechziger Jahre wesentlich gehoben haben.

Gewöhnliche Arbeiter (common labourers) wurden im Jahre 1857 mit 15 bis 17 Schillingen, im Jahre 1884 mit 20 bis 22 Schillingen wöchentlich bezahlt. Der Lohn für Landarbeiter ist von 8 bis 10 Schillinge im Jahre 1857 auf 13 bis 15 und sogar auf 18 Schillinge wöchentlich im Jahre 1884 gestiegen. Dienstboten, die in den fünfziger Jahren 9 bis 10 Pfd. St. jährlich

erhielten, bekamen 1884 14 bis 16 Pfd. St. Die Heuer der Seeleute hat sich in dem bezeichneten Zeitraume von 50 auf 80 Schillinge monatlich gehoben.

Als bezeichnend für die Lohnverhältnisse sind im folgenden einige Tabellen*) aufgeführt, welche wie die vorstehenden Lohnangaben dem im Jahre 1885 erschienenen Buche des Professor Leone Levi: Wages and earnings of the working classes entnommen sind. Darnach betrugen in Manchester die Wochenlöhne für:

Bauhandwerker.

	1850:	1860:	1870:	1877:	1883:
	s. d.	s. d.	s. d.	s. d.	s. d.
Schreiner (joiners) . .	24 0	26—28 s.	32 0	38 7	36 4
Tischlerarbeiter . . .	17 0	17 0	18 0	21 8	22 8½
Maurer (bricklayers) .	26 0	30 0	32 0	43 1½	38 7
Mauerarbeiter . . .	17 0	18 0	20 5	23 10	25 0
Maurer (masons) . .	24 0	27 0	30 0	37 1½	32 8
Mauerarbeiter . . .	17 0	18 0	20 5	22 8	20 5
Pflasterer	26 0	28 0	32 0	38 0	36 4
Pflasterarbeiter . . .	17 0	20 0	22 0	24 0	22 9
Durchschnittl. Zunahme in Proz., vergl. mit 1850:	. .	10 12	23 11	48 21	39 76

Spinner und Weber.

	1850:	1860:	1870:	1877:	1883:
Strippers u. Grinders**)	10 0	12—13 s.	17—18 s.	21 0	21 0
Rovers	6 8	8 0	16 0	17 0	16 0
Minders	43 0	34 6	40 0	47 0	46 0
Winders	9 0	10 0	9 0	11 0	11 6
Weavers . (per loom)	4 7	5 2	4 9	5 9	5 6
Mechanics	25 0	24—26 s.	28—30 s.	35—38 s.	35—38 s.
Tacklers	29 0	32 0	37 0	30 3	35 6
Durchschnittl. Zunahme in Proz., vergl. mit 1850:	. .	unverändert	15 13	37 72	35 16

Bleicher.

	1850:	1860:	1870:	1877:	1883:
Dressers or Singers .	31 6	37 3	42 11	37 2	39 1
Hand Crofters . . .	27 5	28 9	31 9	29 8	32 1
Bleaching Madina Foreman	21 9	27 8	22 1	34 6	34 0
Minders	7 0	7 10	12 0	13 0	9 3
Pumpers	6 0	6 8	8 6	8 5	6 10
Plainters	5 2	5 8	6 10	7 2	5 11
Stiffeners	29 8	39 7	51 4	69 10	75 9
Assistant do. . . .	23 0	33 9	22 10	32 2	25 0
Manglers	21 11	30 8	25 1	34 1	28 8
Calenderers	22 2	38 2	36 3	39 10	30 9
Driers	19 8	26 7	24 0	34 8	27 9
Makers up	18 5	26 9	21 10	26 10	32 8
Hookers	5 7	6 5	7 0	9 2	12 3
Packers	19 7	26 1	28 4	28 11	28 3
Durchschnittl. Zunahme in Proz., vergl. mit 1850:	. .	32 06	31 40	56 60	50 00

*) Dieselben sind aufgestellt von Mr. Lord, Direktor der Handelskammer zu Manchester.

**) Bei den folgenden Tabellen sind die englischen Ausdrücke beibehalten, weil eine mit dem englischen Begriffe sich vollständig deckende Übersetzung zu großen Schwierigkeiten begegnet und für das Verständnis der Sache selbst ohne Bedeutung ist.

Kohlenarbeiter.

	1850: s.	d.	1860: s.	d.	1870: s.	d.	1877: s.	d.	1883: s.	d.
Colliers	19	6	25	8	24	5	28	7	26	3
Engineers	18	5	22	0	23	9	35	8	32	6
Smiths	23	6	24	3	27	7	31	1	29	4
Joiners	21	3	22	10	24	6	34	9	30	5
Carters	15	4	16	8	17	1	21	9	18	2
Drayman	14	3	16	5	18	6	23	11	21	2
Dischargers	16	4	17	2	15	9	18	10	20	2
Bricklayers	18	10	36	0	32	2	34	10	33	7
Durchschnittl. Zunahme in Proz., vergl. mit 1850:	. .		22	78	24	64	55	64	43	53

Auch von den 48 Handelskammern, deren Äußerungen dem Berichte der königlichen Kommission zur Untersuchung der gegenwärtigen Handelsstockung beigefügt sind, haben 28 bekundet, daß die Arbeiterlöhne in ihren Bezirken über dem Durchschnitte der letzten zwanzig Jahre stehen; 12 haben sich über die Frage garnicht ausgesprochen, und nur wenige haben sich dahin geäußert, daß die Löhne in einzelnen Industriezweigen unter den Durchschnitt der letzten beiden Jahrzehnte heruntergegangen seien. Zu diesen Zweigen gehören: in Belfast die Leinenindustrie, in Cleckheaton die Maschinen-, Leder-, Kohlen-, Chemikalien- und Bauindustrie, in Birstall die Wollenindustrie, in Dundee die Flachs-, Hanf- und Maschinenindustrie, in Dudley die Kohlenindustrie, in Greenock der Schiffbau. In Birmingham endlich sind die Löhne für Tagelöhnerarbeit (unskilled labour) heruntergegangen.

Von besonderm Interesse ist die Antwort der Handelskammer in Manchester, welche außer den bereits oben angeführten noch weitere, gleichfalls von Lord zusammengestellte Tabellen über die Arbeiterlöhne in den verschiednen Industriezweigen enthält.

Sehr bemerkenswert ist auch die in dem Separatberichte des genannten Direktors der Handelskammer von Manchester festgestellte Thatsache, daß seit dem Jahre 1883 nur in einzelnen Industriezweigen eine Lohnverminderung eingetreten ist, welche sich vielleicht auf 5 Prozent belaufen mag.

Von den industriellen Vereinigungen haben die Linen Merchants, die North of England Iron Manufacturers und die Shropshire Ironmasters Association ein Sinken der Löhne unter den Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre nachgewiesen, nach den Berichten der übrigen Vereinigungen ist der Stand der Löhne über diesem Durchschnitt.

Der Kaufwert des Geldes hat sich in den letzten Jahren entschieden erhöht. Nach dem bereits erwähnten Buche von Professor Leone Levi kosteten:

		1867:	1883:
Butter	cwt.	Lst. 5,13	Lst. 5,04,
Weizen	»	s. 14,42	s. 9,81,
Käse	»	Lst. 2,82	Lst. 2,72,
Kaffee	»	» 3,55	» 3,51,

		1867:	1883:
Schweinefleisch . . .	cwt.	s. 46,83	s. 40,43,
Reis	»	» 14,64	» 8,20,
Zucker	»	» 21,80	» 20,10,
Thee	℔	d. 18,87	d. 12,46.

Es kosteten ferner

		1869:	1883:	Preisabnahme in Proz.:
Baumwollen-Stückgüter . . .	per yard einfach	d. 3,79	d. 2,61	31,
» » . . .	» gedruckt	» 4,91	» 3,62	26,
» gemischtes Material	»	» 9,68	» 5,81	39,
Wollenstoffe	»	» 14,52	» 9,94	31,
» Flanelle 2c.	»	» 17,68	» 14,82	16,
Stiefel und Schuhe für das Dutzend Paare . .		s. 60,82	s. 60,10	1.

Allerdings sind die Preise der Mieten gestiegen, und ebenso verhält es sich mit einer Anzahl von Lebensmitteln. Es wurden bezahlt für:

		1867:	1883:
Speck und Schinken . .	per cwt.	s. 51,86	s. 53,08,
Rindfleisch	» »	» 50,52	» 52,91,
Eier	» Dtzd.	d. 7,16	d. 8,37,
Fische	» cwt.	s. 22,06	s. 35,53,
Kartoffeln	» »	» 5,78	» 6,16.

Im allgemeinen ist es aber nicht zu verkennen, daß dem Arbeiter wenigstens die Gelegenheit geboten ist, billiger zu leben als früher. Wenn auch die obigen Zahlen nur bis zum Jahre 1883 reichen, so trifft das Bild, welches dieselben geben, doch für die Zeit bis Ende 1885 insoweit vollständig zu, als die Preise der Lebensmittel seit 1883 durchweg nur noch weiter heruntergegangen sind.

Daß die Lebensweise der Arbeiter sich gegen frühere Jahre im allgemeinen nicht verschlechtert haben kann, dafür spricht folgende Tabelle, betreffend den Konsum von Lebensmitteln im Vereinigten Königreiche. Auf den Kopf der Bevölkerung wurden verzehrt:

	1867:	1883:
Speck und Schinken	1,92 ℔	10,96 ℔,
Butter	4,19 »	7,18 »
Käse	3,32 »	5,51 »
Weizen	141,06 »	250,77 »
Eier	13,19 Dtzd.	26,40 Dtzd.,
Kartoffeln	5,10 ℔	16,17 ℔,
Reis	5,85 »	12,45 »

Auch abgesehen von dem Werte, welchen man den vorstehenden Zahlen beimessen will, fehlt es nicht an sonstigen Anzeichen, aus welchen — und zwar insbesondre, wenn man noch die zweifellos auch bei dem Arbeiterstande eingetretene Erhöhung der Ansprüche an das Leben mit in Rechnung zieht — mit einer gewissen Sicherheit gefolgert werden kann, daß die finanzielle Lage des Arbeiterstandes sich im allgemeinen verbessert haben muß.

Im Anschluß hieran mögen hier die weiter zurückgehenden, von den dort aufgeführten etwas abweichenden Tabellen Platz finden, welche in dem Rapport der königlichen Kommission on Depression of Trade veröffentlicht worden sind.

		Betrag der Einlagen in den Savings banks	Zahl der Deponenten
1865—1869	Durchschnitt:	47100000	2254348,
1870—1874	»	58900000	2855649,
1875—1879	»	72300000	3331366,
1880		77700000	3704777,
1881		80300000	4140098,
1882		83600000	4411959,
1883		86800000	4671826,
1884		90600000	4916149.

Aus öffentlichen Mitteln wurden unterstützt:

	in England u. Wales:		in Schottland:		in Irland:	
	Zahl der Personen	Prozentsatz der Bevölkerung	Zahl der Personen	Prozentsatz der Bevölkerung	Zahl der Personen	Prozentsatz der Bevölkerung
1865—1869 . Durchschnitt:	962075	4,5	131009	4,3	66140	1,1
1870—1874 . »	951699	4,2	123413	3,7	72377	1,3
1875—1879 . »	752976	3,1	103176	2,9	78855	1,5
1880	808030	.	103916	.	95323	.
1881	790937	.	103471	.	116065	.
1882	788289	.	100358	.	110783	.
1883	782422	.	98386	.	110827	.
1884	766000	.	95454	.	108865	.
1880—1884 . Durchschnitt:	787135	3,0	100317	2,7	108372	2,1

Auch die Kriminalstatistik erscheint insoweit hier von Bedeutung, als eine Vermehrung der Verbrechen vielfach auf Verschlechterung der Erwerbsverhältnisse zurückgeführt werden kann. Sie hat im ganzen in den letzten Jahren bessere Ergebnisse aufzuweisen gehabt als in frühern Zeiten, wie nachstehende, aus dem Berichte der Londoner Handelskammer entnommene Tabelle zeigt. Es wurden strafrechtlich verurteilt Personen:

	in England:	in Schottland:	in Irland:
1868	15033	2490	2394,
1872	10862	2259	2565,
1876	12195	2051	2343,
1880	11214	2046	2383,
1881	11853	1832	2698,
1882	11699	1943	2255,
1883	11347	1916	1740,
1884	11134	2077	1546.

Während nun bis gegen Ende des Jahres 1885 — abgesehen von den Schilderungen über das fortdauernde Elend im Eastend und von vereinzelten Meldungen über Einschränkung der Arbeiterbeschäftigung — die Berichte über die Lage des Arbeiterstandes durchweg günstig lauteten, werden seit etwa zwei Monaten von allen Seiten Klagen erhoben.

Anfang Januar wurde aus Brighton und Canterbury berichtet, daß eine große Masse von Arbeitern beschäftigungslos sei. Fast gleichzeitig wurde aus Manchester gemeldet, daß die Vereinigung der Eisenindustriellen (the Iron Trade Association) die Löhne ihrer Arbeiter um 7½ Prozent herabgesetzt habe, und

ferner wurde berichtet, daß die Schiffbauer im Wear- und Tynedistrikt eine Lohnverminderung von 10 bis 12½ Prozent beabsichtigten. Aus Liverpool kam die Nachricht, daß eine große Anzahl englischer Seeleute stellenlos sei, und daß Ausschreitungen derselben gegen die ausländischen Matrosen, welche in Liverpool Stellen suchten, befürchtet würden. Am lautesten aber erschallten die Klagen aus der Hauptstadt selbst.

Das im März 1885 zur Untersuchung des andauernden Notstandes in London eingesetzte Mansionhouse-Komitee hat in seinem im Dezember 1885 an den Lord-Mayor erstatteten Berichte bekundet, daß die Lage im Eastend zwar nicht so akut sei wie im Jahre 1879, aber sich gleichwohl verschlimmert habe, weil immer weitere Kreise der Verarmung anheimfielen. Die Handelskammer von London sagte in ihrer jetzt erst (in ihrem Jahresberichte) veröffentlichten Antwort auf die Anfrage der königlichen Kommission on Depression of Trade, daß die Tagelöhner (unskilled labourers) der Hauptstadt sich zur Zeit in weit schlechterer Lage befänden als während der letzten zwanzig Jahre, und daß ihre Verhältnisse ein besondres Studium der Kommission verdienten. In einer Reihe von Zuschriften an die Londoner Zeitungen wurden die Verhältnisse der Arbeiter als höchst traurig geschildert, die unemployed bildeten eine ständige Rubrik in der Tagespresse und auf unzähligen Meetings wurde die Lage des Arbeiterstandes erörtert.

Es ist schwer, zur Zeit ein sicheres Urteil darüber zu gewinnen, ob in der That, wie es nach den Reden in den Arbeiterversammlungen den Anschein gewinnen muß, mit einemmale eine Wendung in der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter eingetreten ist, welche eine allgemeine Notlage derselben zur Folge gehabt hat. Die Arbeiter bejahen die Frage. Sie berufen sich auf den allgemeinen Rückgang des Handels und der Industrie im Vereinigten Königreiche und stellen ihre angebliche Notlage als dessen selbstverständliche Folge hin. Sie führen aus, daß der Arbeitgeber weniger verdiene, und halten damit den Beweis, daß es dem Arbeiter an allem fehle, für erbracht. Auf der andern Seite fehlt es nicht an Stimmen, welche die Notlage der Arbeiter verneinen und die Klagen derselben als durchweg unbegründet bezeichnen. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen.

Nach den Berichten des Board of Trade hat sich im Vereinigten Königreiche im Jahre 1885 gegen das Vorjahr der Wert der Einfuhr um 15940235, der Wert der Ausfuhr um 19993835, der Wert der Wiederausfuhr um 5038813 Pfd. Sterl. vermindert. Im Monat Januar d. J., verglichen mit dem gleichen Monat vorigen Jahres, ist der Rückgang des Wertes der Ein- und Ausfuhr ein noch weit auffälligerer. Für diese einmonatliche Periode zeigt der Wert der Einfuhr einen Ausfall von 6804527, der Wert der Ausfuhr einen solchen von 896744 Pfd. Sterl. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine solche Abnahme des Handelsverkehrs eine Rückwirkung auf die Lage

der arbeitenden Klassen in gewissem Maße bereits geübt hat, und daß eine weitere Rückwirkung bei längerer Dauer der Handelsstockung nicht ausbleiben wird. Aber es ist zu weit gegangen, wenn man in obigen Zahlen ohne weiteres einen Gradmesser für die gegenwärtige Lage der Arbeiter erkennen will. Es ist dies schon um deswillen unrichtig, weil die wirkliche Beschäftigung der Arbeiter in weit geringerem Maße aus den umgesetzten Werten als aus den ganz anders gestalteten Umsätzen der Waarenmenge zu ersehen ist. Überdies kommt in Betracht, daß bei einer Depression des Handels und der Industrie die Lage der Arbeiterklassen nie früher und immer nur insoweit in Mitleidenschaft geraten kann, als durch die Handelsstockung thatsächlich die Einstellung oder Einschränkung von Betrieben oder die Herabsetzung von Löhnen herbeigeführt wird. Thatsächlich sind solche Folgen bisher nur in einzelnen Zweigen des Handels und der Industrie, nämlich in der Eisen- und der Zuckerindustrie, dem Schiffbau und dem Schiffsverkehr, eingetreten. Von einer allgemeinen Notlage des Arbeiterstandes kann daher für jetzt noch keine Rede sein. Zuzugeben ist dagegen, daß die Verhältnisse der Arbeiter sich an einzelnen Orten, wo die gedachten Industriezweige ihren Hauptsitz haben, verschlechtert, und daß sie besonders in der Hauptstadt infolge des Zusammentreffens jener allgemeinen Gründe mit besondern lokalen Umständen sich besonders ungünstig gestaltet haben.

Es ist bekannt, daß Armut und Elend im Eastend von London chronisch sind. Wie bereits erwähnt, hat das Mansionhouse-Komitee berichtet, daß die Armut dort im Jahre 1885 zwar nicht so akut wie 1879 gewesen sei, daß sie aber an Ausbreitung gegen frühere Jahre zugenommen habe. Als Ursachen der traurigen Zustände werden angegeben: 1. der Mangel, die Unregelmäßigkeit und die geringe Bezahlung für die Arbeit. Insbesondre wird angeführt, daß 7000 bis 8000 Dockarbeiter ohne Beschäftigung seien; 2. der Rückgang einzelner Handelszweige und die Verlegung einzelner Etablissements in andre Stadtgegenden; 3. die unrichtige Verwendung und Verteilung der Unterstützungen; 4. die hohen Mieten; 5. die Zunahme der Einwanderung nach London; 6. der Charakter eines großen Teiles der Arbeiter, insbesondre ihre Trägheit und ihr Mangel an Sparsamkeit.

Die Gründe dafür, daß die Zustände seit Ende 1885 sich in London noch weiter verschlechtert haben, dürften in folgendem zu finden sein. Es darf angenommen werden, daß die in der letzten Zeit erfolgten, oben erwähnten Betriebseinschränkungen und Lohnreduktionen sich im Eastend nicht nur unmittelbar, sondern auch dadurch fühlbar gemacht haben, daß sie eine große Anzahl von beschäftigungslosen Personen in die Hauptstadt getrieben haben. Bezüglich der Seeleute wird dies durch eine kürzlich von Sir Thomas Brassey in einem Meeting in London gehaltene Rede bestätigt. Als ein Beleg hierfür mag auch die steigende Eifersucht der hiesigen Arbeiter gegen den Zuzug fremder und namentlich ausländischer Arbeitskräfte gelten. Der Hauptgrund ist aber der ganz

ausnahmsweise kalte Winter und der lang anhaltende Frost, welcher die Einstellung der Bauten und vieler andrer Unternehmungen herbeigeführt hat. Wenn auf den Meetings allein von 30000 beschäftigungslosen Bauhandwerkern die Rede war, so mag das übertrieben sein, jedenfalls ist ihre Zahl aber sehr beträchtlich.

Nicht ohne Bedeutung für die herrschenden Zustände mag auch ein von vielen Seiten bezeugter Charakterzug der englischen Arbeiterbevölkerung sein, nämlich der, daß ein sogenannter skilled labourer oft durch die äußerste Not nicht zur Verrichtung von Tagelöhnerarbeit, und daß ein Tagelöhner nur schwer zur Ergreifung einer andern als derjenigen Arbeit zu bewegen ist, an welche er sich gewöhnt hat. Hierdurch dürfte die Thatsache ihre Erklärung finden, daß in den im Bau begriffenen Tilbury Docks, wie von zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, ständiger Arbeitermangel herrscht. Freilich wurde in einem Arbeiter-Meeting behauptet, viele hätten sich um die schwere Arbeit in den Tilbury Docks beworben, zur Leistung derselben hätten aber ihre durch die Not erschöpften Kräfte nicht mehr ausgereicht.

Zur Abhilfe der Not ist von dem Lord-Mayor eine Sammlung von Geldspenden eingeleitet, deren bisheriger Erfolg verschieden beurteilt wird.

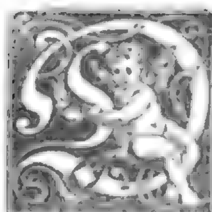
Von den Vorschlägen zur Abhilfe, welche übrigens gemacht wurden, sind am bemerkenswertesten folgende: 1. Unternehmung von öffentlichen Bauten; 2. Beförderung der Auswanderung; 3. Beseitigung der im Auslande gewährten Bounties, um den darniederliegenden Handel wieder zu beleben und so indirekt auch den Arbeitern Hilfe zu bringen.

Lord Salisbury hat der Arbeiterdeputation, welche ihm den letztgedachten Vorschlag unterbreitete, ähnlich geantwortet wie seiner Zeit der Deputation von Zuckerinteressenten, indem er darauf hingewiesen hat, daß die Beseitigung der ausländischen Ausfuhrprämien nur durch Repressalien zu erreichen, und daß hierzu ein Wechsel in dem wirtschaftlichen System des Landes nötig sein würde.

Daß das neue Kabinet dem Vorschlage unter dieser Bedingung seine Unterstützung gewähren werde, läßt sich im Hinblick auf die Stellung, welche dasselbe früher dem Vorschlage gegenüber bethätigt hat, mit Berechtigung nicht erwarten.

Bemerkenswert ist das offene Bekenntnis des Mansionhouse-Komitees, daß der untersten Klasse des Eastend — dem sogenannten Residuum — in ihrer jetzt lebenden Generation überhaupt nicht zu helfen sei. Wirtschaftlich ist diese nach vielen Tausenden zählende Masse somit nur noch eine Last, ob sie eine politische Bedeutung hat, darüber soll hier kein Urteil gefällt werden. Immerhin mag aber die Thatsache konstatirt werden, daß dieses sogenannte Residuum, dessen Zahl von Jahr zu Jahr wächst, diejenige Klasse der Bevölkerung ist, welche von den Sozialdemokraten mit Erfolg beeinflußt wird, und welche London eine Woche in Panik gehalten hat.

Beaumarchais.

er Dichter des „Tollen Tages“ hat schon vor dreißig Jahren in Louis de Loménie einen vortrefflichen Biographen gefunden. Wie sehr sich dieser aber auch bemühte, ganz unparteiisch zu sein, so geriet ihm doch das Bild seines Helden ein wenig zu ideal. Dies haben auch französische Kritiker längst erkannt und ausgesprochen so Taine in der Lobrede, die er vor einigen Jahren dem hingegangnen Loménie in der Akademie hielt: das Werk über Beaumarchais, sagte er da, würde als eine abschließende Leistung gelten können, wenn nicht darin gewisse, weniger sympathische Züge desselben zu sehr im Dunkel geblieben wären. Umso schärfer treten gerade diese Züge in einer vor kurzem erschienenen deutschen Beaumarchais-Biographie hervor,*) deren Verfasser Anton Bettelheim in Wien ist. Der Mann, den Goethe im Clavigo zu einem Urbild kräftiger Ritterlichkeit, zu einem kühnen Verteidiger gekränkter Frauen- und Familienehre gemacht hat, erscheint hier vor allem als ein gewissenloser Spekulant und Geldmacher, ein politischer Agent von zweifelhaftem Charakter, ein Lebemann von weitem Gewissen und sehr anrüchigen Sitten. Dabei haben nicht etwa Voreingenommenheit oder Sucht nach Originalität die Feder des neuen Biographen bestimmt. Seit dem Abschluß von Loménies Werk ist viel neues Material für die Lebensgeschichte von Beaumarchais bekannt geworden, und diesem konnte sich Bettelheim nicht verschließen. Wenn er nur zusammenfaßte, was Arneth über die Wiener Abenteuer des „Herrn von Ronac“ aus dem Staatsarchiv veröffentlicht und Edouard Fournier in seiner Beaumarchaisausgabe aus Akten der Comédie française mitgeteilt hat, so mußte sich ihm schon die Notwendigkeit einer Korrektur der Loménieschen Zeichnung ergeben. Er hat sich aber die Mühe nicht verdrießen lassen, in den Archiven von Paris, London, Wien, Alcala und Karlsruhe alles, was er an Schriftstücken von und über Beaumarchais erreichen konnte, ob es nun bereits gedruckt war oder nicht, durchzusehen, und da fand er zuletzt, wenn er es auch nicht geradezu sagt, daß von dem Beaumarchais, wie ihn Loménie gezeichnet hat, sehr wenig übrig blieb. Glänzende, ja gute Eigenschaften muß er ihm freilich immer noch zugestehen, aber er konnte sich nicht verhehlen, daß der Dichter des „Figaro“ von einem Helden nichts, von einem Glücksritter alles, von einem Schelm nicht wenig besaß.

---

*) Beaumarchais. Eine Biographie von Anton Bettelheim. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten und Loening, 1886.

Bettelheim gehört, wenn wir nicht irren, jener Gruppe von Wiener Journalisten an, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, die Korruption der Gegenwart zu bekämpfen; ihr Organ ist die von Friedjung redigirte „Deutsche Wochenschrift.“ Mußte es da nicht einen eignen Reiz für ihn haben, einmal an einer Größe der Vergangenheit, die in die Korruption ihres Zeitalters so tief verstrickt war, das Richteramt zu üben? Denn das große Talent des Dichters entschuldigt ihn in seinen Augen nicht, kann ihm den Mangel an starker Gesinnung nicht ersetzen, er bekennt sich nicht zu jener Lehre Schellings, die für das Genie eine eigne Moral aufstellt. Aber er giebt auch nicht zu, daß in der versinkenden Welt des ancien régime dem Talent, das in den niederen Regionen der Gesellschaft aufsproßte, keine andre Wahl freigestanden habe als die Weltflucht Rousseaus oder das Laster Figaros. „So beengt und bedrängt auch das Dasein des Kleinbürgers in jenen Tagen war, meint er, Beaumarchais hätte sich aus dem Glasverschlag der Uhrmacherwerkstatt dank seiner künstlerischen Begabung befreien, dank seinem Geist, Witz und Talent zum verehrten und reichen Liebling der Nation emporarbeiten können; ihn lockten aber andre Lebenswege: die Pfade des Glücksritters.“ Und so stimmt Bettelheim selbst dem furchtbarsten Verdammungsurteil, das jemals über Beaumarchais gesprochen worden ist, bei, jenem Worte Besenvals: Beaumarchais und Madame Dubarry würden vielleicht die beiden Persönlichkeiten sein, die in den Augen der Nachwelt ihr Jahrhundert am besten kennzeichneten.

Sollen wir nun das alles aufzählen, was Beaumarchais in so üblem Lichte erscheinen läßt? Wie kurz wir uns auch fassen möchten, es würde den Raum, der uns hier vergönnt ist, weit überschreiten. Denn es handelt sich immer um sehr verwickelte Angelegenheiten. Wir können aber nur ganz flüchtig auf einige Momente dieser merkwürdigen Lebensbahn verweisen, die Loménie entweder ganz übergangen oder nur angedeutet hat, die aber nach der Darstellung Bettelheims sich als höchst bedeutsam für die Charakteristik des Dichters herausstellen.

Gleich die Geschichte seiner ersten Heirat zeigt, wie er von Haus aus mit recht zweifelhaften Rechtsbegriffen ausgestattet in die Welt eintrat. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, als er die kurz vorher verwitwete Madame Franquet, deren Galan er schon bei Lebzeiten ihres Mannes gewesen war, heimführen wollte. Herr Franquet hatte zwei Hofämter bekleidet, eines davon trat er kurz vor seinem Tode an Beaumarchais ab, das andre, einträglichere — es war die Stelle eines Kontroleurs bei der Hofkriegskasse — ebenfalls zu erlangen, war dem jungen Streber unmöglich, es fiel den Erben des Verstorbenen zu. Mit dieser Stelle waren aber heimliche Nebeneinkünfte verbunden, was bei einer so korrupten Heeresverwaltung, wie die französische von 1756 war, leicht zu erklären ist. Herr Franquet hatte diese jedoch während der letzten Jahre seiner Amtsthätigkeit nicht ausgezahlt erhalten, Beaumarchais trieb

nun die Witwe an, die Rückstände zu verlangen, er ging ihr dabei mit Rat und That an die Hand, schrieb — unter dem Namen eines Abbé Arpajon de S. Foix, der sich als „Gewissensrat" der Frau Franquet bezeichnete — Drohbriefe an die schwierigen Kassenbeamten und wußte ihnen zuletzt solche Furcht vor einer Entdeckung ihres unerlaubten Gebahrens mit Staatsgeldern einzujagen, daß er das Geforderte wirklich erhielt. Loménie hat diesen Figarostreich nicht einmal angedeutet, obwohl er davon hätte wissen können, denn die betreffenden Aktenstücke sind schon 1789 von den damaligen Gegnern Beaumarchais' im Prozeß Kornmann publizirt worden. Bettelheim hat übrigens die Originale, die sich im Britith Museum befinden, eingesehen und legt sie uns auch im Anhang seines Buches vor.

Die in Deutschland bekannteste Episode aus dem bewegten Leben Beaumarchais' ist unstreitig die von Madrid: wird man doch in jeder größern Stadt alljährlich durch die Clavigovorstellungen daran erinnert. Beaumarchais — so meint man und so stellt es auch Loménie dar — ging 1764 nach Spanien, um seine Schwester an einem treulosen Liebhaber zu rächen. Aber dies war nur Nebensache. Er trat vielmehr die Reise, wie Bettelheim sagt, „als Gründer großen Stiles" an. Zunächst wollte er von der Madrider Regierung das Monopol des Negerhandels in die spanischen Kolonien für eine französische Gesellschaft erlangen; in dem „Verwaltungsrat" dieser Gesellschaft wäre er gewiß die maßgebendste Persönlichkeit geworden. Indes war das Monopol auf geradem Wege nicht zu bekommen. Beaumarchais war deshalb nicht verlegen; er machte nun der spanischen Regierung den Vorschlag, das eben erst erworbene Louisiana, mit dem sie ohndies nichts anzufangen wußte, einer Gesellschaft abzutreten, die er ins Leben zu rufen sich gleichfalls erbot. Welcher Nutzen aus diesem Erwerb zu ziehen wäre, führte er in einem Schriftstück aus, das uns erhalten ist: die Gesellschaft würde Louisiana leicht zum Stapelplatz des Schleichhandels, der von Europa in die spanischen Kolonien hinüberging, machen können, außerdem würde sie die „Benefizien" des Vizekönigs von Mexiko an sich ziehen können; diese flossen nämlich aus der Unterschlagung eines Teiles von dem Solde und den Lieferungsgeldern für die an der Grenze von Texas stationirten Truppen; daß aber alle Lieferungen und Zahlungen für diese Truppen in Zukunft viel besser über Louisiana gehen würden, wollte Beaumarchais den spanischen Ministern schon begreiflich machen, ja dies als Bedingung in den abzuschließenden Vertrag aufnehmen lassen. Gegenleistungen müsse man natürlich versprechen: die Befestigung des Landes, die Hebung der Kultur u. dergl.; zu erfüllen aber brauche man sie nicht, es könnten fünfzehn Jahre hingehen, bis man in Madrid nur darauf kommen würde, daß die Gesellschaft in Louisiana nur ihren Sonderinteressen nachgehe. Dies alles steht zu lesen in den Instructions secrètes sur le ministère d'Espagne relativement à l'affaire de la concession de la Louisiane, die Beaumarchais seinen Auftraggebern in

Paris durch einen Privatcourier zugehen ließ und die sich jetzt im Archiv der Comédie française befinden.

Aber die saubern Pläne, die übrigens an dem Widerstande des „indischen Rates“ scheiterten, erschöpften die Thätigkeit Beaumarchais' auf spanischem Boden noch nicht. Aus einer Denkschrift, die er an den Minister Choiseul richtete, erfahren wir, wie sehr er sichs auch angelegen sein ließ, eine politisch einflußreiche Stellung zu erlangen: er wollte der geheime Vermittler zwischen den beiden bourbonischen Höfen werden. Aber wie eigentümlich sind die Mittel, die er dazu in Bewegung setzt! Bettelheim bemerkt mit Recht, daß ihre naive Schamlosigkeit selbst im Zeitalter der Pompadour überraschen müsse. Er führt in jener Denkschrift, die — ebenfalls im Archiv der Comédie befindlich — bruchstückweise schon im Jahre 1876 von E. Fournier in seiner Ausgabe von Beaumarchais' Werken veröffentlicht worden ist, aus, daß dem französischen Hofe sehr viel daran gelegen sein müsse, den König von Spanien durch eine Mittelperson dauernd zu beherrschen: eine solche hat er aber bereits ausgefunden, es ist seine eigne Geliebte, die Marquise de la Croix, die, wie er von dem königlichen Leibkammerdiener Piny erfahren habe, dem verwitweten Karl III. wohl gefalle, die Dame sei aber auch eine patriotisch gesinnte Französin, welche die zugedachte Rolle gewiß gern übernehmen werde. „Man muß gestehen, ruft Bettelheim aus, der Plan überbietet Figaros keckste Anschläge: Spanien unter Karl III., Karl III. unter seinem Leibkammerdiener Piny, beide unter der Marquise de la Croix, und die Marquise in der Gewalt von Beaumarchais, man sieht, er hat seinen Gil Blas gut gelesen.“

Unmittelbar nach Beendigung des Prozesses Goezmann (1774), der Beaumarchais die größten moralischen Triumphe seines Lebens brachte, begab er sich als geheimer Agent Ludwigs XV. nach London, um die Veröffentlichung eines Pamphletes gegen die Dubarry, betitelt: Mémoires secrètes d'une fille publique, zu verhindern. Der Volksheld, der soeben in bewunderungswürdigen Denkschriften die Mißbräuche des französischen Staatswesens bloßgelegt, verspottet und gegeißelt hatte, fand diesen Auftrag ehrenvoll genug, er hatte sich selbst darum beworben, nicht nur um der vom Parlamente über ihn verhängten Strafe zu entgehen, sondern um sich durch Hofgunst wieder materiell zu rehabilitiren. Denn der moralische Erfolg allein galt ihm nichts, er wollte mit dem Ruhme des Volksmannes, wie sein neuester Biograph sich ausdrückt, nicht auch dessen Martyrium auf sich nehmen. Obwohl er nun aber in London alles aufs beste zu ordnen wußte, kam er zunächst doch um seinen Lohn, denn Ludwig XV. starb. „Ein andrer, schreibt Beaumarchais an einen Freund, würde sich wegen solcher Schicksalstücke aufhängen.“ Freilich seine unverwüstliche Schnellkraft verwand bald auch diesen Schlag, er heckte wieder neue Pläne aus. Er wußte dem neuen Minister Sartines, der ihm wohlgewogen war, einzureden, daß man in London auch eine ganze Reihe von Libellen in Prosa und in Versen

gegen Marie Antoinette vorbereite, daß Sartines' ganze Zukunft davon abhänge, ob er den Druck derselben hintertreiben könne; er erbiete sich aber, auch diesmal die nötigen Schritte zu thun. Sartines ist mit allem einverstanden, giebt ihm Geld und Vollmachten, und Beaumarchais geht wieder nach London, von da, ohne einen Auftrag dazu zu haben, über Amsterdam, Köln und Frankfurt nach Wien, um sich als beglaubigter Vertrauensmann des Königs bei Maria Theresia einzudrängen und die Gunst der Kaiserin durch seine angeblichen Bemühungen um ihre Tochter zu gewinnen. Einen ganzen Roman ersann er sich zu diesem Zwecke: er sei dem betrügerischen Drucker Angelucci, der ihm nicht alle Exemplare einer Schmähschrift gegen die junge Königin abgeliefert habe, nach Nürnberg gefolgt, in der Nähe dieser Stadt habe er ihn eingeholt, ihn gezwungen, sein Felleisen zu öffnen und die unterschlagnen Exemplare der Schandschrift auszuliefern, den Elenden selbst habe er laufen lassen. Unmittelbar nach diesem glücklichen Abenteuer sei er von Banditen überfallen und verwundet worden, doch habe er sich ihrer erwehrt und sei nun nach Wien geeilt, um die Kaiserin von dem allen in Kenntnis zu setzen und sie zu bitten, jenen gefährlichen Angelucci verfolgen zu lassen; man müsse ihn ein- für allemal unschädlich machen. Daß dies alles plumpe Erfindungen waren, hat schon Fürst Kaunitz erkannt, und darum endigte Beaumarchais' Wiener Reise mit einem kläglichen Fiasko. Der Staatskanzler meinte sogar, Beaumarchais habe jene Schmähschrift, die er der Kaiserin vorlegte — ihr Titel war Avis à la branche espagnole —, selbst verfaßt; Arneth, der die Aktenstücke über diese Episode zuerst veröffentlichte — in der 1868 erschienenen Schrift „Beaumarchais und Sonnenfels" — schloß sich dieser Meinung an, Bettelheim dagegen kann sie nicht teilen: der Stil des Avis sei von dem der Mémoires gegen Goezmann gar zu sehr verschieden. Aber wie sich das auch immer verhalten mag: in welchem Lichte erscheint uns hier abermals der Dichter des „Figaro," der heldenhafte Bruder in Goethes „Clavigo"! Der Staatskanzler sandte ihm acht Grenadiere auf sein Zimmer und verhängte einen sehr unangenehmen Hausarrest über ihn, der 31 Tage dauerte. Auf Verwendung des Versailler Hofes, die Beaumarchais' Gönner Sartines ausgewirkt hatte, wurde er dann freigelassen, ja Kaunitz ließ ihm 1000 Dukaten als Gnadengeschenk oder Schmerzensgeld anweisen, die Beaumarchais zwar zuerst hochtrabend zurückwies, schließlich aber doch einsteckte. Kaunitz aber traf das Richtige, wenn er an den österreichischen Botschafter, den Grafen Mercy in Paris schrieb: „Der lockern Moral Sartines' gesellt sich in diesem Falle noch sein höchst persönliches Interesse, ein Subjekt wie Beaumarchais, den er selbst dem Könige als Vertrauensmann empfohlen hat, nicht nur zu entschuldigen, sondern zu verteidigen." Beaumarchais selbst nannte er einen drôle, der im Grunde genommen die Galeere verdient habe und von Glück sagen könne, daß er mit der Heimsuchung von ein paar Grenadieren davon gekommen sei. Wir können dem Staatskanzler auch hierin nicht so Unrecht geben.

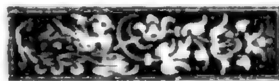
In Versailles war Beaumarchais aber darum nicht in Ungnade gefallen, der König nahm die Erzählung seiner Abenteuer zwar nicht gläubig, aber doch humoristisch auf, er erhielt auch die Reisekosten, die sich nach Beaumarchais' Rechnung auf 72 000 Franks beliefen, ausgezahlt, und bald darauf ging er in einer vertraulichen Sendung nach London. Diesmal hatte er mit dem berüchtigten Chevalier d'Eon zu verhandeln, daneben diente er seiner Regierung als politischer Agent und bediente sie besser und schneller als die akkreditirten Gesandten. Außerdem trat er nun in zahlreichen Briefen und Denkschriften als Sachwalter der Amerikaner auf und suchte die französische Regierung zu bewegen, diese mit Geld und Waffen zu unterstützen. Diese Unterstützungen sollten natürlich durch seine Hände gehen. Wirklich erreichte er seine Absicht. Am 10. Juni 1776 erhielt er vom Minister Vergennes die erste Million ausgezahlt, der im August eine zweite folgte, damit er mit den geheimen Sendungen beginnen könne. Sogleich eröffnete er mit diesen Kapitalien ein großes Rhedergeschäft unter der Firma Rodrigue Hortalez u. Komp. Daß es ihm dabei weniger darum zu thun war, die gute Sache Amerikas zu fördern, als vielmehr sich selbst wieder zum vermögenden Manne zu machen, dürfen wir nach dem, was wir sonst von ihm wissen, getrost annehmen. Nach den Reden seiner Neider hätte er auch wirklich nur durch die schamlose Ausbeutung der Amerikaner sowohl als ihrer Gönner den kolossalen Reichtum erworben, dessen er sich in den folgenden Jahren erfreute. Nach Bettelheims Darstellung allerdings hätte er zunächst nur Verluste gehabt, und 70 000 Franks, die ihm ein gewonnener Prozeß einbrachte, sollen ihn eben damals aus arger Verlegenheit gerissen haben. Indes widerspricht sich Bettelheim, wenn er dann behauptet, Beaumarchais habe zu derselben Zeit die großartige und kostspielige Kehler Voltaireausgabe vorzüglich deshalb unternommen, um seine so günstig veränderten Vermögensverhältnisse durch einen redlichen Geschäftsgewinn erklären zu können. So war er also doch damals schon — 1779 — in guten, ja glänzenden Umständen? Wie war denn dies gekommen? Durch jene 70 000 Franks doch nicht. Allerdings hatte er im Jahre 1778 von der Regierung 400 000 Livres erhalten. Doch diese konnten ihn kaum für einen großen Verlust entschädigen, den er soeben erlitten hatte: in der Schlacht von La Grenade war ihm das Kriegsschiff Le fier Rodrigue, das er auf seine Kosten ausgerüstet hatte, zusammengeschossen worden, mehrere beladene Kauffahrteischiffe aber, die der Rodrigue hätte geleiten sollen, fielen in die Hände der Engländer. Eine ausgiebigere Entschädigung — rund $1\frac{1}{2}$ Millionen — erhielt er von der Regierung erst im Jahre 1785.

Um die Mitte der achtziger Jahre finden wir Beaumarchais als Aktionär einer Pariser Wasserversorgungsgesellschaft, die 1777 gegründet worden war. Die Aktien, welche man zu 1200 Franks in Umlauf gesetzt hatte, standen damals bereits auf 3600. Gegen diese Gesellschaft und ihr ungemessenes Haussespiel trat nun Mirabeau, als Wortführer des konservativen Bankhauses Clavière, in

einer Flugschrift auf. Beaumarchais nahm die Verteidigung auf sich und führte sie nicht ungeschickt. Aber nun wandte sich Mirabeau in einer zweiten Schrift gegen ihn: in sehr ungeschminkten Worten warf er ihm darin Habsucht, Charakterlosigkeit, gemeines Intriguenspiel vor und rief ihm zuletzt die Worte zu: „Trachten Sie fortan nur noch, vergessen zu werden!“ Beaumarchais antwortete mit keiner Silbe auf diese furchtbare Zornrede, und vier Jahre später, als Mirabeau eine Persönlichkeit geworden war, dessen Fürwort unter Umständen Millionen eintragen konnte, nahm er keinen Anstand, ihm in einer Geschäftsangelegenheit auf halbem Wege entgegen zu kommen. Kein rechter Mann, bemerkt Bettelheim dazu, hätte ohne vollwichtige Genugthuung nach dem Geschehenen mit Mirabeau verkehren können. Aber wie weit war Beaumarchais von solchen Gesinnungen entfernt!

Wir brechen hier ab. Wie sich uns nun das Leben dieses merkwürdigen Mannes darstellt, können wir ihm keine Sympathien mehr entgegenbringen, nur noch ein psychologisches Interesse. Und wenn ihn Bettelheim dennoch einen großen Wohlthäter der Menschheit nennt, weil er ein echter Humorist war, so müssen wir dagegen einwenden, daß sein Humor schon der heutigen Generation gegenüber die rechte sorgenlösende Kraft nicht mehr besitzt; wer ohne historische Voraussetzungen an die Lektüre seines „Barbiers,“ ja seines „Figaro“ geht, wird sich hie und da belustigen, bisweilen aber auch langweilen, jedenfalls den ungeheuern Erfolg nicht begreifen, den sich ihr Autor einst damit errang. Dem schönen Schlußwort Bettelheims müssen wir aber freilich zustimmen: Beaumarchais’ Name wird doch bei uns Deutschen so lange leben als die deutsche Literatur, hat doch Mozart „sein Unsterbliches längst in die reine Welt des Wohllautes emporgehoben,“ Goethe das Wunder vollbracht, seinen Namen bei uns „zum Sinnbild männlich kräftiger Ritterlichkeit zu erhöhen.“

Eugen Guglia.



Plattdeutsche Humoristen.



In einer Charakteristik Fritz Reuters machte Julian Schmidt 1871 gelegentlich die Bemerkung: „»De Reis’ nach Belligen« ist der Anlage nach eine Burleske der derbsten Art. Wir haben durchaus keinen Grund, uns über dieses Genre geringschätzig auszusprechen. In keiner Gattung der Poesie ist unsre moderne deutsche Literatur so arm als in der echten Komik, unsre Dichter sind alle viel zu studirt, sie haben zu sehr das Ganze der Welt und den Bruch dieses Ganzen im Kopf,

um bei den Kontrasten des Einzelnen mit Behagen zu verweilen. Und doch liegt gerade diese Gattung so recht in unsrer Art." Seither ist allerdings auch in der hochdeutschen Literatur der Humor etwas häufiger aufgetreten; zu der allgemeinen pessimistischen Verdrossenheit, die über uns lagert, ist er ein notwendig erscheinender Gegensatz; und anderseits hat sich seither auch eine neue literarische Schule gerade auf die Darstellung der eng beschränkten Einzelnen verlegt, die Schule des Realismus, nur leider ohne dieses Einzelne im Kontrast mit dem Allgemeinen humoristisch anzuschauen, sondern mit dem langweilig nüchternen Ernst des Photographen der Alltäglichkeit, des mikroskopisch untersuchenden Pedanten. Die Kritik hat daher umsomehr die Pflicht, die seltenen gelungnen Versuche in der echt komischen Dichtungsart nach jenem gesunden Prinzip Julian Schmidts zu ermuntern und zu unterstützen. Freilich muß sie diese Versuche meist in den abseits liegenden Werkstätten der Dialektpoesie des deutschen Südens und Nordens aufsuchen, wo sie kräftiger auftreten als in der hochdeutschen Literatursprache. In der letztern giebt es Werke, welche für humoristisch gelten wollen, z. B. die jeanpaulisirenden Schriften Heinrich Steinhausens. Was ist das aber für ein Humor, bei dem man kaum die Lippen verzieht, kaum schmunzelt? Das ist ein akademischer Literaturhumor. Die Dialektdichter scheuen vor der kräftigeren Art nicht zurück und unterhalten jedenfalls mit ihrer keck naiven, rückhaltlosen Erfindung und Darstellung mehr als die säuerlichen Nachahmer eines Klassikers.

Einen solchen Humoristen von rechtem Schlag lernten wir in dem Plattdeutschen Johann Segebarth*) kennen. In der launig bescheidnen Vorrede zu seiner Erzählung sagt er u. a.: „De lütten Dams ward mine Geschichte all so wie so nich ansprekeu, wil sei taumeist ut Lächerlichkeiten un am wenigsten ut Leiwlichkeiten tausam sett is"; und hierauf bezeichnet er jene Menschen, welche ihm die liebsten sind: „dat sünd de »videlen Hüser« un zworst sone, de nich all tau vel lihrt heww'n. Ja, wenn de ok in ehre infältige, lustige Gemäutlichkeit manch dummes Stück anrichten un utführen, so weit ick doch, sei dauhn dat nich ut bösen Harten, sei beabsichtigten recht was Gaudes tau dauhn, dorüm heww ick Vergewung för alle ehre Streich, sei sünd mi an de Seel wossen... Mine fröhliche Sippschaft nimmt allens up de lichte Schuller, jackelt und jökelt hen un her, will bald hüh, bald hott, un wil sei in de Schaul taurügg blewen sind, kamen sei — von jemand upgerutscht — licht in Gährung, weiten äwer sülwst ni, wat sei will'n." Mit diesen Worten charakterisirt Segebarth seine humoristische Eigenart. Er ist ein Humorist ohne sentimentale „Leiwlichkeiten" und ohne weitere satirische Tendenz; ein Dichter, der eine behagliche Freude an

*) Ut de Demokratentid. Erzählung in niederdeutscher Mundart von Johann Segebarth, Verfasser der „Darßer Smuggler." Berlin, H. Th. Mrose, 1885. (Das Buch hätte eine bessere Ausstattung verdient.)

seinen harmlosen Narren hat, der mit ihnen lacht über die heitern Situationen, in die sie durch ihre Narrheit geraten, der sich selbst nicht genug thun kann an den Expektorationen ihrer eignen eingebildeten Weisheit, deren aufmerksamster und dankbarster Zuhörer er selbst ist, besonders wenn sie sich in dem köstlichen, das Hochdeutsch radebrechenden „Missingsch" ergehen; kurz ein Erzähler, der seine glücklich beobachteten Gestalten herzlich liebt, ohne sie entfernt verschönern zu wollen oder sich für ihre Fehler blind zu stellen: ein realistischer Humorist. Nur ist zu bedauern, daß er die Kunst der Komposition noch nicht beherrscht und, wiewohl er in einzelnen Szenen Zeugnis dafür ablegt, daß er auch edlern und tiefern Humor als den der burlesken Situation kennt, doch mit Vorliebe die letztere häuft. Er kennt genau seine Charaktere; aber da er sie nicht nach und nach sich entfalten läßt, sondern sie gleich anfänglich fertig einführt, so beraubt er sich selbst eines der wertvollsten Reize dichterischer Darstellung; die Narretei als solche ermüdet schließlich auch den lachlustigsten Leser, und durch die überhäufte Fülle des Details geht die Plastik der Figur verloren. Es fehlt seiner Erzählung an rechter Einheit der Handlung, sie zerflattert in Episoden. Es fehlt den meisten Szenen an innerer Beziehung zum humoristischen Grundgedanken der Dichtung, weshalb man nur schwer zur Übersicht des Ganzen gelangen kann.

Letzthin warf ein geistreicher Mann die Frage auf, wie es denn komme, daß unsre in allem übrigen so historisch denkende Zeit gerade für ihre nächste Vergangenheit, für die Jahre vor 1848 kein Gedächtnis bewahrt habe? Die Frage ist sehr interessant, und um sie zu beantworten, müßte man sich tief in politische Verhältnisse einlassen, was nicht Sache dieses Aufsatzes sein kann. Eine bemerkenswerte Thatsache jedoch ist, daß in der poetischen Literatur der Gegenwart die Epoche vor 1848 immer mehr in komischer Beleuchtung geschildert wird. Die Belletristen lieben es, den Gegensatz der alten patriarchalischen Gemütlichkeit zu den aus Frankreich eingeführten Umsturzideen darzustellen, die dem Volke auf dem Lande und in den kleinen Städten nur äußerlich angeflogen waren, ohne einem innern, in den realen Verhältnissen des Volkes begründeten Verständnisse zu begegnen. Hermann Presber schilderte in einer seiner rheinischen Novellen eine Revolution in Wolkenkukuksheim, die der Landesfürst durch ein paar billige Phrasen wieder vollkommen beruhigte; Fritz Lening in seiner plattdeutsch geschriebenen Geschichte „Dree Wiehnachten" ergriff auch dieses Motiv und schilderte sehr humoristisch die berauschende Wirkung der Revolution auf die Schneider- und Schusterseelen eines abgelegnen stillen Dorfes, und auch Segebarths „Ut de Demokratentid" führt uns in die Zeit, wo der Ruf nach „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" viele Köpfe verdrehte.

Er erzählt von einem Aufruhr in Stettin, wo Weiber und Männer mit Knitteln und Steinen bewaffnet unter dem Rufe „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" sich an die Plünderung der Kähne machten, welche mit Lebensmitteln angefüllt am Ufer lagen: es sollten die Reichen mit den Armen teilen.

Er selbst, der Erzähler, wäre damals beinahe ums Leben gekommen. Denn, als Schiffsjunge auf den geplünderten Schiffen beschäftigt, wollte er durch Losschneiden der Landungsstricke und Wegrudern der Boote die Waaren vor dem Pöbel retten, das bekam ihm aber übel. Man warf Steine auf ihn, er fiel ins Wasser, und nur sein glückliches Schwimmen rettete ihn vor dem Tode. Inzwischen waren aber Soldaten ausgerückt, „de ehr de blanken, spitzen Bajonnette vörhullen un obglik die Wiwer schrigten, »ob sei up Vadder un Mudder scheiten un steken wull'n,« dat hülp ehr nicks, Buntrock blew sin'n König un Eid tru ... un drew dese feige Gesellschaft as ne Haude Schap weg. So lang se Wehrlosen gegenöwer stahn, hadden s' Kurag' hadd, äwer de Ketteli up de spitzen, dreikantigen Bajonnette, de wull'n s' sick doch nich utsetten." So schlimm nun war es in des Erzählers Heimat, in Wieck, zugleich dem Schauplatz der Heldenthaten seines Demokratenvereins, lange nicht. „Ein Gemisch von gaudmödige Roheit un Bildung swarwelte dor ein dörch'n annern, letzteres bröchten de Seefohrn, de doch in vele Länner kam, so bi brockenwis' mit tau Hus. Zeitungen kennten wi dunnmals dor nich, wat man Nigs erfohrt, bröcht de Fährmann so stückwis' un düchtig utsmückt mit von de negste Stadt »Borth« her. Man kann sick woll denken, dat mitunner schöne Läuschens tau Platz kem'n."

In jener unruhigen Zeit kam nun ein Krämer, eine Jude Aron, ins Dorf und siedelte sich an. Um seinem Geschäfte aufzuhelfen, verfiel er auf den Gedanken, einen Demokratenverein zu gründen, dessen Zusammenkünfte, bei einem halben Groschen Eintrittsgebühr, in seinem Hause stattfanden; natürlich bezog man auch Getränke und Tabak in diesen Versammlungen von ihm. „Sine Demokraten säd'n alltausam, dat hei eine furchtbore Gelihrsamkeit in sine Beredsamkeit tau entwickeln wüßt, un hei allein in de ganze Welt man de richtige In- un Ansicht hadd. Sei meint'n, de leiwe Gott hadd'n Mißgriff dahn, as hei ut em ein Verköper makt hadd. De Frugenslüd säden, hei künn allens dod un dal unnern Disch snack'n; denn wat sei so von buten [sie hatten nämlich keinen Zutritt zum Verein] tau dorvon hürt hadden, flascht as wenn't ut'n Spundlock kem. »As wenn de Tappen ut de Birtunn treckt würd,« säd Jochen Mullsch, un weck säden, »as wenn't ut 'ne Fijaul (Violine) kem,« wil he hei sonen Sington hadd." Selbstverständlich ermangelt dieser neue Verein auch nicht der Statuten, der „Direktor" trägt sie in seinen allabendlichen Vorträgen vor. „»Artikel 1 in sine Statuten, säd hei, bestünn dorin, dat wi von nu an all justement lik vel wir'n, wurut hervör gung un wat sine geehrte, hochlöbliche Tauhürerschaft« — (»Ja«, säden s', wenn sei nach Hus gungen, »geihrte, hochlöbliche Tauhürerschaft, titulirt hei uns ordentlich; is vör desen och nich Mod' west«) — »ok sülwst inseihn kün'n, dat de Riken de Armen so vel afgewen müßten, dat sei akkurat lik stiw wurden, d. h. lik vel hadden, an Geld un Gaud« — wurmit, as ick glöw, äwer de Riken woll nich ganz inverstahn sinn müggten; na, vel rik Lüd wiren ok, Gott sei Dank, nich in't Dörp, de müßt

man bi de Lamp as ne Knöpnadel seuken. — »Artikel 2, säd hei, gew Erlaubnis, dat alles, was losbännig herümmer lep oder swemmt, sik ein jeder gripen, infangen un upsammeln künn, de Lust hadd, wurut tau sluten wir, dat sick jeder, war man jichens müggt, so vel von de virbeinige Inwohnerschaft, de sick im Holt herümmer drew, Hirsch, Hasen, Reh', Föss' u. s. w.« — ok »tweibeinige« rep hei noch hinnenher, as hei gewohr würd, dat hei de vergeten hatt, »ick mein Vägel« — gripen künn, as hei vertehren müggt, un wat sick nich gripen let, künn sick jeder scheiten.« ... »Artikel 3, lihrt de Direktor, besäd: Wenn ein den annern den Puckel vull prügelte, so kamm dor nu gornicks mihr nah, denn dat wir ganz in de Ordnung, as Bräuder müßten sei Fred holl'n — wurut tau sluten, dat man ok den Herrn Oberförster mitsamt sine Forstgehülfen eins afpuckeln künn, wenn s' kein Fred' hüll'n [d. h. die Wilddiebe stören]. Em äwer, ehren Herrn Direktor, müßten sei mit so wat in Rauh laten. — Gericht un so 'nen Kram bruft'n sei nu ok nich mihr tau liden, ebensowenig den Schulten un Schangdarm un dat süll ok gor so lang nich mihr duren, dann güng't ok ahn König. Dat Stürenbetalen müßt nu ok vörbi sinn, denn dorvon lewten blot de groten Herrn.«"

Die versuchte Durchführung dieser alle soziale Ordnung auf den Kopf stellenden neuen Grundsätze durch eine Anzahl gutmütiger, aber auch feiger Gesellen und die drolligen Situationen, welche sich bei den entstehenden Konflikten im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit allen Obrigkeiten des Dorfes ergeben, bildet nun den Inhalt der folgenden Erzählung. Der Direktor oder Präsident des Vereins tritt von jetzt an ganz von der Szene ab, und diese wird beherrscht von dem erfinderischen alten Nichtsthuer „Unkel Jakob," der trotz seiner sechzig Jahre noch immer ans Heiraten denkt, trotz seiner halbblinden Augen noch immer als guter Schütze gelten will und mit seiner auf einem abenteuerlichen Wanderleben erworbenen Bildung im kostbarsten „Missingsch" großartige Reden hält; „Varder Michel," ein nicht minder alter Kauz, aber besonnener und gutherziger, muß ihn immer vor dem schlimmsten Thun zurückhalten; ein feiges Schneiderlein mit einem Ziegenbart und geläufigem Maulwerk ergänzt das Kleeblatt. Dieses bringt mit seiner revolutionären Gesinnung das ganze Dorf in Unordnung, bis sich schließlich die resoluten Frauen desselben der öffentlichen Zustände annehmen und ihre Männer, die über der Politik alle Arbeit vernachlässigen, durch kluge Streiche zur Räson bringen. Dem Demokratenverein, zu dem sie keinen Zutritt haben, machen sie eine gräuliche Katzenmusik, die ihm ein lächerliches Ende bereitet.

Schwänke im Auszug wiederzugeben ist immer eine mißliche Sache, und ganze Szenen hier probeweise einzuschalten würde auch zu weit führen. Der Freund des plattdeutschen gesunden Humors möge sich durch diese Skizzirung des Geistes von „Ut de Demokratentid" angeregt fühlen, die Helden mit den schwarz-rot-goldnen Kokarden selbst aufzusuchen. Es müßte ein arger Kopfhänger

sein, wenn sie ihm nicht ein und das andre mal ein herzhaftes Gelächter abnötigten.

Einen diesem Naturburschen Segebarth ganz entgegengesetzten Charakter, den der bewußten Kunst sowohl in der Behandlung des Dialekts als in der Form der Komposition, besitzen die Schriften eines andern plattdeutschen Dichters, Heinrich Burmesters, mit dessen vortrefflicher „Harten Leina" die Leser der Grenzboten schon im vorigen Jahrgange bekannt gemacht wurden. Auch Burmester verschmäht, als echter Plattdeutscher, nicht die Erzählung der Schnurre, die Darstellung der burlesken Situation, auch er weiß die ergiebige Quelle des Humors, welche im „Messingsch" fließt, mit Vorteil zu benutzen. Aber im ganzen ist sein Humor nur die Lichtseite eines tiefen, ja strengen Ernstes; er bleibt nicht beim harmlosen Spaß, bei der sich selbst genügenden Komik stehen, sondern spitzt sich gern zur Satire zu; er will nicht bloß lächerlich machen, sondern auch strafen, züchtigen. Burmesters in schwerem Lebensgange erworbene Anschauung von den Menschen neigt gern zum Pessimismus hin. Er betont sogar mit Nachdruck die angeborne Schlechtigkeit einzelner Menschen, an denen keine Erziehung etwas besser machen kann, und die sich ihrer Bosheit prahlerisch bewußt sind. Zwischen seinem Humor und seinem Ernste ist's bei Burmester zu keiner rechten Ausgleichung gekommen, was einer der Nachteile seines neuesten Buches ist.*) Seine Erzählungen sind daher eigentliche Dorfgeschichten im Sinne der süddeutschen Literatur, und der „Hans Höltig" ist auch eine solche nach der Seite ihrer Schwächen, nämlich dem immer wiederkehrenden Motive von dem hartköpfigen Bauernvater, der die Heirat seiner Tochter mit dem Großknecht seines Hofes nicht zugeben will, obgleich dieser Großknecht die schönsten Tugenden in sich vereinigt, und von dem Unglück, welches dieses altbäuerische Standesvorurteil immerfort anrichtet. Auch in Fritz Lenings „Dree Wiehnachten" kommt dieses Motiv vor. Burmester hat es in seiner Erzählung mit andern, an Auerbachs „Sträflinge" und ihre Tendenz erinnernden Motiven verbunden, die ihm Gelegenheit zu einigen satirischen Bildern gaben. Wie er in „Harten Leina" die Leiden des Dorfschulmeisters (und zwar hier mit der gesteigerten und poetisch wirksameren Bitterkeit der eignen Erfahrung) darstellte, so satirisirt er in seiner neuesten Erzählung die Schwächen der ländlichen Justiz und des Armenwesens und schildert die Leiden eines Mannes, der schuldlos unter schwerer Anklage gestanden hat und, obgleich freigesprochen, die Vorurteile seines Heimatsdorfes gegen sich hat.

Meisterhaft sind die ersten Kapitel der Erzählung: ländliche Idyllen. Der Bauer Knaak in Nählstörp sitzt mit seiner Familie an einem Winterabende zu Hause, raucht gemütlich sein Pfeifchen und will auf allseitige Anforderung

*) Hans Höltig. 'ne Geschicht ut plattdütschen Lann' von Heinrich Burmester. Berlin, Eduard Rentzel.

wieder mal eine seiner Geschichten erzählen: „Dor wer mal vör langen Jahren,“ da tritt der Schneider Wittfaut zur Thür herein, mit der für den Sohn Lurwig fertigen Jacke und Hose. „»Guten Abend«, sed' de Snieder ub Hochdütsch, denn he har dat mit de Bildung, un wenn he ok sünst nich alltauvel in de Melk tau kräumen har, so glöv he doch von sik, dat he hiermit bie sien Buern, as he's nenn, sik jummer en witten Faut meuk. He har freuher lang' Jahrn ub Reisen gah'n, wer nah't Riek rinwest, har de Ungarn, Slowaken un Kroaten besöcht, un har ok de Afsicht hatt, bet noch Jerusalem vörtaudringen. »Aberst warum thäte ich dieses nicht? Weil ich es nicht könnte«, sed he, »indem daß der Terke eine lebensgefährliche Kreatur ist und an der Vielweiberei festsäße. — As he hier nu also gun' Abend seggt har, leut he sik erst en Swewelsticken geben, um de Asch in sien Piep, de he mitbröcht har, noch mal werre antausteken. »Brennte sie? Nawer«, sed' he tau Knaak, »sie brennte nicht mehr.« Nur wüß Buer Knaak Bescheid, wat he tau daun' har. »O Anna«, sed' he tau sien Dochter, »lang' Meister Wittfaut mal den Tabakskasten her.« Anna, de bie't Strümpstobben wer un grad ein farrig har, ded', as ehr heiten würd und sed': »Hier Meister.« »Meister«, sed' Buer Knaak, »stobben's en Frischen an.« As Meister Wittfaut so vel den »Meister« tau hörn kreig, würd he heil hellhörig utseihn', stobb sik recht wollgefällig sien Piep, leut sik von Lurwig en tweiten Swewelsticken geben und sed' denn: »So, nun könnten wir mal sehen«, wormit he dat Anpassen mein. As de beiden Sähns denn middewiel eher niegen Kledaschen anpaßt harden un sik Allens gehörig utwies', sed' Meister Wittfaut: »Mit dem Paß is mich das ümmerst gegangen, da hätte ich nie nich was mit gehabt.«“ Meister Wittfaut ergeht sich dann in Lob über sein eigen Werk, denn er liebt es, das Sprichwort umzukehren. „»Nawer, seihn's«, sed' he, denn dat passer em heil oft, dat he liegweg ut sien Rull füll' un mit dat gesünnst Plattdütsch tau Ruhm keum, »Nawer, seihn's«, sed' he also, »dat is mit ne Büx grad so as mit jedve anne Sak.« As he dat seggt har, dunn verfehr he sik äwer sik sülben, füll in sien Rull werre rin un har't werre mit de Bildung, he sed' also noch mal: »Das ist mit die Hos' grad so as mit jede andere Sache, hat sie es mit ihrem richtigen Ackie, dann hat sie es auch mit ihrem Aweck, wie die Franzosen sagen. Hat sie es nun mit ihrem Aweck, dann ist sie in der Richtigkeit bewandt und in der Bewandtnis richtig.«“ Hier hat man ein köstliches Beispiel von Schneider Wittfauts Messingsch-Reden, das eine Weile noch so fortgeht, und nun wollen wir kurz die Handlung skizziren.

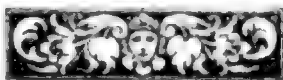
Auf dem Hofe des Bauers Knaak ist Hans Höltig Großknecht, ein äußerst geschickter und treuer Mann. Des Bauers ledige Tochter Anna, ein schönes, rehäugiges Mädchen, liebt ihn, und sie versprechen sich im stillen einander. Da wird dem Bauer durch ein übelberüchtigtes Individuum, den „Haidkäther“ Wölker, eine sehr passende Partie für seine Tochter angetragen, und als sie den Freier und dann noch andre Freier rundweg ablehnt, kommt ihr Verhältnis zu Höltig

an den Tag. Knaak macht kurzen Prozeß, zahlt seinem Großknecht Knall und Fall den Jahreslohn aus und schickt ihn weg. Darob allgemeine Trauer im Hofe. Höltig findet beim Förster Anstellung, aber seine Existenz ist ruinirt. Es soll aber noch ärger werden. In der Sylvesternacht wird der Bauer Knaak auf offener Landstraße erschlagen; der eben vorbei wandernde Sohn des Schneiders Wittfaut, ein junger Musiker, kommt gerade noch dazu, den Mörder zu verjagen, vermag ihn aber in der Dunkelheit der Nacht nicht zu erkennen. Die gerichtliche Untersuchung findet im Wagen, auf dem Knaak vom Markte heimfuhr, das blutige Beil des Mörders, welches als Eigentum Höltigs erkannt wird. So wird der Verdacht auf ihn gelenkt: er habe aus Rache Knaak erschlagen. Die Rechtfertigung Höltigs ist erfolglos, der den Prozeß leitende Amtsrichter, ein Streber, der hierbei seine das Avancement befördernde cause célèbre gefunden zu haben glaubt, ist gegen Höltig eingenommen. Mit Mühe gelingt es dem rührigen Advokaten, den unschuldigen Mann bei einer zweiten Gerichtsverhandlung zu retten. Aber die Geschwornen haben nur mit Stimmengleichheit Höltig freigesprochen, und die Leute halten sich seither fern von ihm. Er findet auch beim Förster keine Arbeit. Da läßt er sich ins Armenhaus aufnehmen. Aber da ist das Leben eine Hölle. Trotz der reichen Stiftung wird im Unterhalt der Armen abscheulich geknausert. Gegen das Gesetz werden auch Wahnsinnige dort untergebracht. Höltig, der gut mit der Feder umgehen gelernt hat, setzt einen anklagenden Bericht an die Behörden über die desolaten Zustände im Armenhause auf. Aber die Folge ist, daß ihm das Leben darin nun erst recht unerträglich gemacht wird, sodaß er sich entschließen muß, ganz von der Heimat, an der er mit bäuerlicher Zähigkeit hängt, auszuwandern. Zum Glück findet er ein Unterkommen bei einem Eisenbahnbau in Mecklenburg, wo er bald zum Aufseher aufrückt. Auch hier muß er sich mit den städtischen Behörden von Krähwinkel herumschlagen, die trotz der gesetzlich ausgesprochenen Freizügigkeit von jedem Gaste ihres Ortes einen Tribut in verschiednen Trinkgeldformen eintreiben, den Höltig natürlich verweigert, was zu drolligen Konflikten führt. Indes er in der Fremde sein Glück macht, ist es seiner geliebten Anna daheim sehr schlimm ergangen. Sie war zur Heirat mit einem ungeliebten Vetter gezwungen worden. Ihr Mann, ein Trunkenbold und roher Geselle, hatte ihr Leben verbittert, bis sie sein früher Tod von ihm befreite; auch das Kind aus der Ehe ist bald gestorben. Der Urheber all des Unheils, der Haidköther Wölker, wird auf seiner Wilddieberei endlich ertappt und angeschossen. Auf dem Totenbette gesteht er dem Pastor, daß er den Bauer Knaak ermordet habe, am Berauben des Opfers hat ihn die Dazwischenkunft des jungen Wittfaut gehindert. Nun ist natürlich das ganze Dorf voll Mitleid für den unschuldigen Höltig, von dessen Schicksalen man nichts mehr erfahren hat. Und wieder ist der junge Musikus der gute Geist der Handlung. Auf seiner Wanderschaft trifft er Höltig, erzählt ihm von der Entdeckung des wahren Mörders

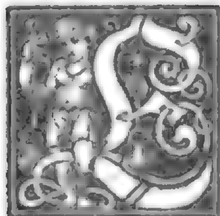
und der Wandlung der öffentlichen Meinung, und Hans Höltig hat nichts andres zu thun, als auf der Stelle seinen Abschied vom Bauunternehmer zu nehmen und spornstreichs in die Arme seiner treuen Anna zu eilen, mit der er sich endlich post tot discrimina rerum verbinden kann.

Man sieht, die Erfindung dieser neuen Erzählung Burmesters ist nicht eben originell. Der Reiz liegt aber in der saubern Zeichnung der Gestalten, in dem Wechsel von Ernst und Humor und vor allem in der Sprache, die mit ihrem Reichtum an Sprichwörtern und originellen Wendungen durchaus volkstümlich erscheint. Hier weniger als je folgt Burmester Fritz Reuters Spuren, aber seine Individualität bricht umsomehr in ihrer Eigenart durch.

Innsbruck. Moritz Necker.



Aus dem goldnen Prag.



Ein längerer Aufenthalt in der Hauptstadt des Kronlandes Böhmen wird für jeden, der sich mit Geschichte und Politik der Gegenwart oder Vergangenheit beschäftigt, überaus lehrreich sein. Denn hier sieht er geschichtliche Mächte, die den Gang der Ereignisse in unserm Jahrhundert zum großen Teile recht eigentlich bestimmten, aber anderwärts bereits zu wirken aufgehört haben, noch immer in Thätigkeit. Wer das dumpfe Grollen der sozialistischen Bewegung recht in der Nähe hören wollte, müßte nach Paris oder Lyon gehen; hier aber sieht er die nationalen Ideen in das tägliche Leben einer tüchtigen und arbeitsamen Bevölkerung, die fürwahr Sorgen genug hat, aufs elementarste und verhängnisvollste eingreifen. Kein größerer Gegensatz ist da zu denken als der zwischen Prag und Wien! Die Hauptstadt des Reiches wird von der tiefgreifenden Bewegung, welche Prag nun schon seit Jahren durchzittert, fast garnicht berührt: die Arbeiterschaft und die Kleinbürger kümmern sich garnicht um sie, ihnen liegen ganz andre Dinge im Kopfe. Die Stadt- und Gemeindeangelegenheiten, die Lohn- und Dienstverhältnisse, die Gewerbefragen, dies beschäftigt sie vollauf, und wer wollte sie darum tadeln? Höchstens daß sie an den Bestrebungen der „Antikorruptionspartei" — denn eine solche giebt es im Reichstage und im Gemeinderate — oder auch an denen der Antisemiten lebhafteren Anteil nehmen. Die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes, das ja kein Vernünftiger in Österreich für die nächste Zukunft wird ernstlich befürworten wollen, würde denn auch von Wien und Umgebung gewiß Kandidaten in unsre Ver-

tretungskörper bringen, die von nationalen Gesichtspunkten weit entfernt wären. Doch dies nur beiläufig und unter ausdrücklicher Verwahrung, als wollten wir den breiten Bevölkerungsschichten Wiens damit einen Vorwurf machen; es kann ja nicht anders sein. Aber anders stehen die Dinge in Prag. Freilich der Deutsche, der mit der Befürchtung hierher kommt, auf Schritt und Tritt Beschimpfungen oder doch wenigstens Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sein, wird angenehm enttäuscht werden. Und wenn er in Varnhagens Tagebüchern unter dem Jahre 1857 liest, die Stadt habe damals ein vorwiegend tschechisches Gepräge gehabt — auf den Straßen habe man mehr Tschechisch als Deutsch gehört —, so wird er — sofern er sich, wie Neuankommende gewöhnlich pflegen, nur auf dem Graben, in der Obst- und Ferdinandstraße aufhält — gegen den Zustand vor dreißig Jahren eher einen Fortschritt als einen Rückgang des Deutschtums wahrzunehmen glauben. Denn in diesen Straßen hört man in der That viel mehr Deutsch als Tschechisch; nicht nur daß es die Offiziere hier ausschließlich sprechen, man mische sich einmal unter die Spaziergänger, die da zwischen zwei und sechs Uhr die Straßen füllen, und man wird erstaunen, wie selten einem ein slawisches Wort an das Ohr klingt: erst wenn wir uns dem Nationaltheater nähern, werden wir stärker daran gemahnt, daß wir uns in der Hauptstadt des österreichischen Slawentums befinden. Die Aufschriften an den Läden sind aber fast durchwegs zweisprachig, die Droschkenkutscher laden den Vorübergehenden meist mit dem in Wien üblichen „Fiaker gefällig," nur selten mit dem slawischen „Droschka" zur Benutzung ihrer Wagen ein. Und tritt man in eine der Restaurationen oder Caféhäuser ersten Ranges, so wird man — Petzold und Café Slawia ausgenommen — von den Kellnern deutsch angesprochen, hört auch ringsum fast nur Deutsch; bei Nürnberger, Dreher und Geißler — den beliebtesten Bierquellen — giebt es nicht einmal tschechische Speisekarten. In den vornehmen Hotels kann man wohl häufig Französisch und Englisch, Tschechisch aber nur ausnahmsweise hören. Bleibt man also nur ein paar Tage, so findet man alles in bester Ordnung und nennt Prag eine Stadt, in der sichs für den Deutschen ebenso gut leben lasse als in Wien oder Graz oder Dresden.

Läßt man sich jedoch für längere Zeit nieder, schließt man sich an irgendeinen Abendzirkel an, wird man in Gesellschaft eingeführt, so fühlt man bald, daß man in einer andern Welt ist. Tschechen wird man da niemals begegnen, diese haben ihre eignen Kreise, für die Deutschen existiren sie gesellschaftlich nicht, und umgekehrt. Es ist keine Berührung als höchstens die geschäftliche, und auch die wird von beiden Teilen möglichst vermieden. Kein Kommerzium, kein Konnubium. Niemals vereinigt ein gemeinschaftliches Vergnügen die beiden Lager, kaum die Andacht in den Kirchen. Allerdings gilt dies nur von den bürgerlichen Kreisen, die Aristokratie ist zwar hier sehr exklusiv, aber sie kümmert sich nicht um Nationalität und politische Meinung, nur um Geburt und Her-

kunft; ob man aus dem Lande Böhmen sei, wird da vor allem gefragt. Ganz im Gegenteile heißt es in der bürgerlichen Welt, in den Salons der Großindustriellen, der Juristen, Professoren und Ärzte — weniger allerdings in denen der deutschen Beamtenschaft — nationale Farbe bekennen: eine kühle, ja nur eine gemäßigte Ansicht zu äußern, ist hier gewagt, sie würde das erstemal vielleicht scherzhaft aufgenommen werden, ein zweitesmal verstimmen; zuletzt den, der sie immer wieder ausspräche, unmöglich machen. Bei den Tschechen ist das nun ganz ebenso, ja die Deutschen haben es erst von ihnen gelernt, denn bis vor kurzem galten die Prager — bei den Nordböhmen wenigstens — als ziemlich lau in nationalen Dingen.

Als erfreulich können wir diesen Zustand nicht bezeichnen. Denn wohin soll es führen, wenn Bürger desselben Staates, ja derselben Stadt einander so feindlich gegenüberstehen? Besser ist es unter den Kleinbürgern, die ihrer überwiegenden Majorität nach Tschechen sind, aber zum Teil aus Erwerbsrücksichten, zum Teil aus angeborner Gutmütigkeit mit beiden Nationalitäten auszukommen suchen. Freilich haben auch hier die Zeitungsschreiber bereits viel verdorben, namentlich unter der jüngern Generation: die ältern nehmen an dem neuen Wesen gleichsam nur aus der Ferne Anteil, halten an gemäßigten Ansichten fest und loben kopfschüttelnd bisweilen die gute alte Zeit. Der eigentliche Chauvinismus ist vorzüglich unter dem Anhang des jungtschechischen Evangeliums zu Hause, der sich meist aus Studenten, jüngern Ärzten, Technikern und dergleichen rekrutirt. Ein tschechischer Handwerker erklärte uns einmal den Unterschied zwischen den beiden großen Parteien seiner Nation dahin, daß der Alttscheche einen Cylinderhut tragen und Deutsch sprechen dürfe; beides sei den Jungtschechen untersagt. Diese Charakteristik ist freilich nicht ganz erschöpfend, bei den letztern gesellen sich zu der extremen nationalen Richtung allerlei unverdaute radikale Lehren. Daß fast die ganze studirende Jugend zu diesem Lager schwört, ist eines der bedenklichsten Zeichen der Zeit, aber ähnliche Erscheinungen zeigen sich ja auch unter den andern Nationen. Wenn Holtzendorff einmal ausruft: Welch andres Ideal könnte heute den Jüngling erfüllen, wenn nicht der Staat? — wir in Österreich finden leider nur zu oft, daß er diesen als etwas Gleichgiltiges hinnimmt und ihm keine Begeisterung entgegenbringt. Aber daß wir nur nicht zu düster malen! In Gegenden, die von nationalem Hader unberührt geblieben sind, wachsen noch Geschlechter heran, denen der Name Österreich ebenso heilig ist wie unsern Vätern, die das nationale Banner nicht höher hängen wollen als die schwarzgelbe Fahne des Reiches. Und vieles darf von dem Fortschritte wissenschaftlicher Bildung erwartet werden, der nun auch bei den nichtdeutschen Nationalitäten größere Kreise ergreift und in diesen wenigstens dem Chauvinismus Boden entzieht. So ist — um ein naheliegendes Beispiel anzuführen — durch die emsige Pflege der geschichtlichen Studien unter den Tschechen bereits mit so manchem nationalen Märchen aufgeräumt worden, und erst vor kurzem

hat Professor Gegenbauer im „Athenäum“ — dem Organ der tschechischen Universität — auf die Notwendigkeit einer Nachprüfung der Königinhofer Handschrift hingewiesen, nachdem sich bereits die literarische Abteilung der Umelecka Beseda fast einstimmig zur deutschen Ansicht bekannt hatte, daß diese Handschrift eine Fälschung sei; vor dreißig Jahren war es einem tschechischen Gelehrten, dem verstorbenen Sembera, noch sehr übel angerechnet worden, daß er es wagte, eine solche Ansicht zu äußern.

Aber kehren wir zur deutschen Gesellschaft Prags zurück, der diese Zeilen ja vorzüglich gewidmet sein sollen. Es giebt da wieder drei oder vier Kreise: der eine umfaßt die Großindustriellen, der andre die Universität, ein dritter die höhere Beamtenschaft, dem sich auch viele Offiziere zugesellen. Die ersten beiden finden sich im Kasino vereinigt, das heißt, sie sind Mitglieder, zahlen ihren Jahresbeitrag und lesen vielleicht ihre Zeitungen dort, an den Unterhaltungsabenden nehmen sie aber nicht teil, da gehört das Terrain den wohlhabendern jüdischen Familien, die so wieder ihren eignen Zirkel bilden. Die Beamtenschaft hat ihren Mittelpunkt auf der Kleinseite in der „Austria,“ wo am flottesten getanzt und am gemütlichsten geplaudert wird, wo man sehr viele hübsche Mädchen und sehr viele „fesche“ Leutnants trifft. Wie in allen kleinern und mittlern Städten — oder um uns vorsichtiger auszudrücken, wie in allen Städten, die nicht Großstadt sind — wird dem Fremden in allen diesen Kreisen etwas spröde begegnet, er wird in die Privatzirkel nicht so bald Zutritt erlangen, wenn er nicht mit gewichtigen Empfehlungen herkommt. Auf den Elitebällen findet man viel großstädtische Eleganz, und in ihren Komitees macht sich zumeist eine ebenfalls ganz großstädtisch angehauchte blasirte und arrogante Jugend breit, der das Geld der Väter jenen Amplomb des Auftretens giebt, unter dem sie die innere Leere verstecken. An gesellschaftlichen Ressourcen bietet das deutsche Prag nicht wenig; an musikalischem Sinn soll das Publikum, so versichern uns Sachverständige, sogar den Wienern überlegen sein: es soll sich nicht so leicht etwas weismachen lassen. Wallnöfer ist der Liebling der Opernbesucher, er ist nicht nur als Tenorist bedeutend, sondern auch ein guter Liederkomponist. Das Theater ist gut, und in strengem Regiment und weisem Haushalt mit den Geldmitteln kann die jetzige Direktion wohl als Muster dienen. Sie huldigt nicht dem Irrtum, dem wohl Laube zuerst weitere Geltung verschafft hat, als müßten Schauspielerleistungen, wenn sie sich nur über das gewöhnlichste Mittelmaß erheben, höher bezahlt werden als wichtige Ämter im Staate. Im Wiener Burgtheater giebt es heute noch Schauspieler — die jetzige Direktion ist ja unschuldig daran —, die Hungers sterben müßten, wenn man sie entließe; sie beziehen aber 3000 Gulden Gehalt, andre, die mit 900 Gulden genug bezahlt würden, haben 4000. Mit einem solchen Unfug gründlich aufzuräumen ist der Direktor des Prager Landestheater der richtige Mann: er hat mehrere junge Damen von recht hübschem Talent, die erste Partien singen oder sprechen, mit 12—1500

Gulden engagirt, und Kenner des Terrains versichern, die Tugend dieser Damen leide nicht unter dem niedern Gehalt, sie entsagten eben dem unsinnigen Toilettenprunk. Unter den Schauspielern ist unstreitig der bedeutendste Löwenfeld, der zur Zeit der Mitterwurzerschen Direktion am Wiener Karltheater engagirt war und sich damals mit seinem Chef nicht gut vertrug. Dies ist leicht begreiflich, denn er hat einen Funken von dessen Genie. Dabei leidet er nicht an den Absonderlichkeiten, die jenen in der Schauspielerwelt so berüchtigt gemacht haben, er sucht auch in seine Rollen nichts hinein zu geheimnissen, er weiß, was er will, und führt einen Charakter konsequent bis zu Ende. Fräulein Bognar, die einst als tragische Liebhaberin des Burgtheaters Triumphe feierte, ist noch eine stattliche Elisabeth und beherrscht im Konversationsstück den Ton der großen Welt, aber ihre Glanzzeit ist doch vorbei. Pettera, ein tüchtiger Regisseur und sehr brauchbarer Schauspieler, der vor etwa fünfzehn Jahren am Burgtheater sogar den Faust spielen durfte, sich dann im Wiener Stadttheater in einen bescheideneren Rollenkreis zu finden wußte, glänzt hier namentlich durch seine Tochter, die wirklich sehr schön ist; ihr Talent freilich reicht für größere Aufgaben nicht aus. Ein treffliches Komikerpaar sind Schlesinger und Thaller, ersterer bisweilen an den unvergeßlichen Matras erinnernd, dieser mit dem glücklichen Naturell Girardis begabt. Das Repertoire ist sehr reichhaltig und macht dem modernen Ungeschmack nur die notwendigsten Konzessionen. Daß man zuweilen auch Stücke zu sehen bekommt wie Theodor Löwes „Königstraum," der trotz seines tiefen, wahrhaft poetischen Gehaltes doch von vornherein einen Kassenerfolg als unwahrscheinlich erscheinen lassen mußte, ist sehr erfreulich. Und so macht Prag seinem Rufe als alte deutsche Theaterstadt auch heute nicht Unehre. Hoffen wir nur, daß die deutsche Bühne bald ein Heim erhalte, das sich neben dem ihrer tschechischen Schwester sehen lassen kann; sie ist noch immer in dem 1781 durch Anregung des kunstsinnigen Grafen Nostitz von einer Anzahl böhmischer Adelsgeschlechter erbauten, längst unzureichenden Gebäude auf der Altstadt untergebracht.

Auf dem literarischen und wissenschaftlichen Gebiete herrscht in Prag Leben genug — dafür sorgt schon die Universität, die in zahlreichen Fächern ausgezeichnete Kräfte besitzt. Hier wollen wir nur des „Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen" gedenken, der, vor vierundzwanzig Jahren gegründet, nun bereits über 1600 Mitglieder aus allen gebildeten Kreisen der böhmischen Bevölkerung zählt. Von den Publikationen des Vereins darf man nebst den periodisch erscheinenden „Mitteilungen" die „Bibliothek der mittelhochdeutschen Literaten in Böhmen" und die „Deutschen Chroniken aus Böhmen" als besonders schätzbar bezeichnen. Das von dem Grafen Sternberg, dem Freunde Goethes, gegründete „Museum" dagegen ist völlig in den Besitz der Tschechen übergegangen.

Deutsche Dichter wie Alfred Meißner und Moritz Hartmann beherbergt das alte Prag nicht mehr. Und gerade die schönen Gedichte, in denen die

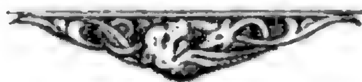
beiden das heimische Land besungen haben, sind unsrer Generation nicht mehr recht verständlich. Wer möchte dem tschechischen Volke heute mit dem Sänger der „Böhmischen Elegien" zurufen:

> An Deutschlands Halse wein' dich aus,
> An seinem schmerzverwandten Herzen;
> Geöffnet steht sein weites Haus
> Für alle großen, heil'gen Schmerzen.

Und wenn Hartmann das „stille Prag" mit einem Bilde auf Sarkophagen vergleicht, es ein „slawisches Jerusalem" nennt, so trifft das heute auch nicht mehr zu. Prag ist eine lebhafte Stadt, und trotz der vielen Denkmale aus längstvergangnen Jahrhunderten, trotz des Hradschins und des Judenfriedhofes fühlt man sich hier ganz in einem modernen Gemeinwesen, das fröhlich aufblüht und sich durch rasch entstandene Vorstädte immer mehr ins Freie hinaus verbreitet.

Die bildenden Künste haben in dem „Rudolfinum" am rechten Moldauquai eine prächtige Stätte gefunden. Hier vereinigen sich noch Deutsche und Tschechen, die Aufschriften sind in beiden Landessprachen gehalten. Abgesehen von einer Galerie einheimischer Künstler der letzten zwei Jahrhunderte — einer Sammlung von großem historischen Interesse, die ihres Beschreibers noch harrt — birgt das Rudolfinum eine nicht unbeträchtliche Zahl älterer Meister, namentlich der niederländischen Schule. Am meisten Anziehungskraft übt aber eben jetzt Dürers Rosenkranzfest auf den Besucher; es gehört dem Stifte Strahow auf der Kleinseite und ist um die Mitte unsers Jahrhunderts nicht ungeschickt restaurirt worden. Den Werken der jetzt lebenden Prager Bildhauer und Maler beider Nationen bringt das Publikum ein lebhaftes Interesse entgegen, weniger den kunstgewerblichen Erzeugnissen; doch ist zu hoffen, daß die eben eröffnete, in großartigem Stile eingerichtete Staatskunstgewerbeschule hier über kurz oder lang eine Wendung zum Bessern herbeiführen werde.

Die Umgebungen von Prag haben für den, der von Wien hierher kommt, keinerlei Reiz. Ringsum ist eine öde Hochfläche, und man muß stundenlang gehen, bis man auf Waldungen stößt. Den Fremden, der sich da hinauswagt, ergreift bald ein Gefühl trostloser Vereinsamung; die Dörfer, durch die er kommt, sind unfreundlich und schmutzig — nirgends hört er ein deutsches Wort, dafür begegnet er manchem feindseligen Blick. Um wie viel schöner ist es, in der Stadt den Laurenziberg, das Belvedere oder den Hradschin zu ersteigen. Da thun sich Städtebilder vor unsern Augen auf, wie es wenige in Europa giebt. Alexander von Humboldt zählt Prag der Lage nach zu den vier schönsten Städten Europas; nur Neapel, Konstantinopel und Lissabon setzt er darüber.



Englische Sorgen in Nordindien.



Nächstens wird General Roberts, der Oberbefehlshaber des anglo-indischen Heeres der Königin Victoria, der jetzt eine militärische Studienreise durch die neue englische Eroberung Birma macht, sein Gesicht nach Westen kehren, um eine Tour mit ähnlichen Zwecken durch die Lande zwischen dem Indus und Kandahar zu unternehmen, wo England, wie schon die Wahl seines besten indischen Feldherrn zu dieser Untersuchung zeigt, noch immer seine schweren Sorgen hat. Die nordafghanische Grenzfrage scheint im wesentlichen vorläufiger Lösung nahe, aber die nordindische ist bis jetzt ein Problem und eine Verlegenheit geblieben, und Roberts ist der Mann, der hier am besten geeignet sein dürfte, Rat zu erteilen. Er kennt bereits große Strecken der Grenzgegenden, um die sichs handelt, da er ein Heer durch den Kurampaß nach Kabul und ein zweites zunächst von hier nach Kandahar und von dieser Stadt durch den Bolanpaß nach Indien zurückgeführt hat, und man darf annehmen, daß er mit den Erfahrungen, die er während dieser Feldzüge gesammelt haben wird, einen scharfen Blick für die Erfordernisse verbindet, welche zu beachten sind, wenn England sich für die Zukunft im Norden seines asiatischen Hauptbesitzes endlich einmal sicher fühlen soll. Nach seinem Charakter und seiner bisherigen Wirksamkeit erwartet man, daß er die Sache rein geschäftsmäßig behandeln und versuchen wird, entweder nach neuen Plänen die Gefahr, die hier droht, zu beseitigen oder die Ausführung der alten möglichst zu beschleunigen. Von Lord Dufferin aber hofft man, daß er, überzeugt, Rußland habe die Verwirklichung seiner Absichten nur vertagt, Vorschläge weitgehender Art kräftig unterstützen werde. Dünkel, Unklarheit, Unentschlossenheit, Empfindsamkeit und Parteigeist haben bisher in dieser Frage viel gesündigt und manches geopfert. Man hat jetzt eine Pause zum Atemholen, sich zu besinnen und, Versäumtes nachholend, sich bis an die Zähne zu waffnen für den Entscheidungskampf, der doch nicht ausbleiben, ja wahrscheinlich nicht sehr lange auf sich warten lassen wird. Rußland hat seine Grenze durchweg bis an die afghanische vorgeschoben, es hat Stellungen eingenommen, von welchen aus es sein Gebiet einerseits auf dem linken Ufer des Oxus stromaufwärts und auf der andern Seite nach Chorassan hinein ausdehnen kann, es steht nur noch wenige Tagemärsche von Herat, und es besitzt jetzt eine Eisenbahn, welche den Kaspisee und seine Uferlandschaften, die kaukasischen und die südrussischen Provinzen, mit dem Waffenplatze Askabad verbindet und vor Ablauf des nächsten Jahres bis nach Merw und Sarachs

weitergeführt sein wird. Das sind Gewinne hochwichtigster Art, von denen man mit Fug und Recht behaupten kann, daß mit ihnen die Möglichkeit gegeben sei, einen erfolgreichen Angriff auf Indien zu wagen, wenn englischerseits nicht rechtzeitig zweckentsprechende Vorkehrungen zu einer Abwehr im größten Stile getroffen werden, und zwar so schleunig, als irgend möglich. Ist Chorassan erst vollständig unter russischen Einfluß gebracht und das afghanische Turkestan trotz der Grenzsteine, die jetzt in dessen Steppen eingegraben werden, um den Sieg Komaroffs bei Penschdeh zu markiren, mehr oder minder aufgesaugt — was der russische Polyp, nach frühern Leistungen in Zentralasien zu urteilen, verhältnismäßig bald zu stande bringen wird —, so wird jene Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit werden, immer vorausgesetzt, daß England weiter versäumt, der kommenden Flut hinreichend starke Dämme entgegenzubauen.

Die wesentlichen Stellungen zur Abwehr eines Einbruches russischer Heere in Indien befinden sich in den Landschaften zwischen Quetta und dem Flusse Helmand, und so besteht die Aufgabe der indischen Regierung in möglichst bester Benutzung der Vorteile, welche die Natur diesen Gegenden zu Verteidigungszwecken gegeben hat. Einiges ist bereits zur Erfüllung dieser Aufgabe geschehen: man hat die Höhen zu beiden Seiten des Bolanpasses, von denen aus der Marsch durch denselben leicht zu hemmen ist, besetzt, man beabsichtigt ferner, eine Eisenbahn von Quetta nach Pischin zu bauen, und man hat verschiedne Straßen von dort ostwärts nach dem Indus vermessen und untersucht. Desgleichen geht man mit andern Maßregeln um und hat bereits mit deren Ausführung den Anfang gemacht, z. B. mit dem Bau einer großen Brücke über den Strom bei Sakkur. Die Hauptsache aber, an die man zu denken hätte, ist bis jetzt unterlassen worden, wohl deshalb, um den Russen keinen Anlaß zu Klagen zu geben. Die Arbeit der Vorbereitung für die Zukunft darf, wenn man vom rein militärischen Standpunkte aus urteilt, nicht im Osten der Gebirgskette Halt machen, welche auf die Ebene von Kandahar hinabsieht. Quetta, das Thal von Pischin und die gesunde Gegend von Kelat erfüllen weder in militärischer, noch in politischer, noch auch in kommerzieller Beziehung hinreichend das, was die Engländer als Herren Indiens hier bedürfen, und zwar einfach deshalb nicht, weil sie die große Straße von Herat durch Kandahar nach Kabul weder decken noch beherrschen, ja nicht einmal die Route, welche von Kandahar nach dem Industhale unterhalb Attock führt. Es giebt in Wirklichkeit nur einen Punkt, welcher hier alles, was notwendig ist, erfüllt. Zwischen den Bergen und der Wüste gelegen, ist die Stadt Kandahar der Durchgangspunkt, welchen jede vom Helmand heranziehende Armee passiren muß, gleichviel, ob ihr Vormarsch das Deradschet, Sind oder Kabul zum Ziele hat. So hat die Natur ganz bestimmt die Linien vorgeschrieben, von denen aus der Weg nach Indien am besten gesperrt und verteidigt werden kann. Hierhin haben schon seit geraumer Zeit alle scharfblickenden englischen Militärs ihre Augen gerichtet, sobald von der Sicherung

der Grenze gegen einen russischen Angriff die Rede war; denn die Vorteile, welche eine derartige Stellung dem Verteidiger des Industhales bietet, liegen so deutlich auf der Hand, daß sie selbst einem Laienauge nicht entgehen können. Unter so bewandten Umständen ist die indische Regierung jetzt dringend darauf hingewiesen, Schritte zu thun, durch welche sie in den Stand gesetzt wird, Kandahar ohne Verzug zu besetzen und zu halten, sobald dies erforderlich wird. Diese Position ist in militärischer Hinsicht vom allerhöchsten Werte, sie beherrscht politisch das ganze südliche Afghanistan oder kann wenigstens so gestaltet und verstärkt werden, daß sie es beherrscht; sie ist endlich kommerziell ein Durchgangspunkt, durch welchen ein starker Handels- und Verkehrsstrom fließt, der sich bei kluger Behandlung in kurzer Zeit beträchtlich an Masse und Wert vergrößern würde. Als vorbereitende Maßregel wäre zunächst erforderlich, daß Kandahar durch Dampfwagenverkehr mit Quetta verbunden würde. Dazu bedürfte es nur der Verlängerung der jetzt im Bau begriffenen Eisenbahn bis nach jener in der neuen wie in der alten Geschichte Afghanistans vielumstrittenen Stadt. Warum soll die Lokomotive in Schebo oder am Fuße der Berge von Kodschak Aram Halt machen? Hier und dort würden die Züge gleichsam in der Luft stehen; denn die von ihr beförderten Streitkräfte oder Waarensendungen würden von diesen Endpunkten aus noch eine lange Strecke ohne Dampfroß zurückzulegen haben und damit unter Umständen in verhängnisvoller Weise Zeit verlieren. Mit andern Worten: eine Eisenbahn von Quetta in der Richtung nach Kandahar hin gebaut, aber nicht bis zu dieser Stadt selbst ausgeführt, würde eine Halbheit und ein geringer Gewinn für den Handel sein, bei einem Kriege mit den Russen nicht genügen und als politisches Werkzeug gleichfalls zu wünschen übrig lassen. Es ist daher notwendig, daß diese Schienenstraße bis hinab in das Thal des Argand Ab und vor die Thore Kandáhars (der Ton liegt auf der zweiten, nicht, wie in Meyers Lexikon, auf der ersten Silbe des Namens) weiter vorgeschoben wird. „Es bedarf keines Beweises, so schreibt ein Sachkenner, wenn ich behaupte, daß eine Bahn von Quetta nach Kandahar als ein Unternehmen der Ingenieurkunst auch auf ihrer letzten Strecke ausführbar ist. In der That, sobald der beständige Weg auf der Hochfläche fertig wäre, würden sich der Fortsetzung nur noch in den Gebirgen von Pischin erhebliche Schwierigkeiten in den Weg stellen. Ich gedenke die kommerziellen Vorteile des neuen Weges durchaus nicht höher anzuschlagen, als sie in Wirklichkeit sind, aber es ist doch eine unbestreitbare Thatsache, daß gegenwärtig der Handel Indiens mit seinen nördlichen Grenznachbarn durch den Wechsel der Jahreszeiten und die Natur des Transportes eine wesentliche Beschränkung erleidet. Der Wert der Waaren, welche von den Landstrichen, deren Sammelmarkt Kandahar ist, nach Schikarpore, dem großen Depot für den zentralasiatischen Handel, versandt wurden, stieg und sank im Verlaufe der Periode von 1875 bis 1883 nicht weniger als neunmal. Die hauptsächliche

Ursache dieser Erscheinung war immer Störung und Wiederherstellung der Ruhe in den Grenzländern des Indusgebietes, teilweise aber auch die Fortführung des Eisenbahnnetzes Indiens bis nach der Stadt Sibi. Eine Eisenbahnverbindung würde die Transportmittel dieser Gegenden, die jetzt nur in Büffeln und Kameelen bestehen, mindestens verzehnfachen. Ferner beschränkt gegenwärtig das glühendheiße Wetter, das den Sommer hindurch in den Thälern und Ebnen herrscht, die Reisen der Karawanen auf die wenigen Monate der kühleren Jahreszeit; sobald dagegen eine Eisenbahn geschaffen wäre, würden selbstverständlich die verschiednen Erzeugnisse Südafghanistans, die sich für die Ausfuhr nach Indien eignen, das ganze Jahr hindurch nach dem Indus verschickt werden können, schon wenn die Bahn nur bis Pischin ginge, noch mehr aber, wenn sie sich bis nach Kandahar erstreckte. Diese Waarenmenge stellt bereits jetzt einen beträchtlichen Wert dar. Eisenbahnen steigern aber die natürliche Fülle der Hilfsquellen eines Landes und eröffnen neben den alten neue. Der Einfluß eines in allen Zeiten des Jahres rasch und leicht zu erreichenden Marktes würde sich sehr bald ausdehnen, und anregen und befruchten, was jetzt tot und unfruchtbar ist; in den Ländern, nach denen sich seine Strahlen erstreckten, würde sich die Nachfrage mehren und der Bevölkerung regelmäßige und besser als bisher lohnende Beschäftigung verschaffen, sodaß die Leute bald den Unterschied zwischen einer gesicherten und einer ungewissen Existenz gewahr werden und für den Segen Dank empfinden würden. Schon der Bau der Bahn würde das zeigen. Der Afghane hat so gut wie andre Menschenkinder Sinn für sichern Lohn und Gewinn, und während der letzten Wirren konnte man bemerken, daß dieselben Arbeiter vom Stamme der Ghilzai, die bei der Anlegung der Straße im Kuramthale verwendet worden waren, sich in Menge zu den Arbeiten einstellten, welche die englische Regierung zur Anlegung einer Bahn zwischen Quetta und Chaman angeordnet hatte. Endlich wird auch nicht außer Acht zu lassen sein, daß eine Schienenstraße auch günstigen Einfluß auf die Einfuhr nach Südafghanistan ausüben und erheblich mehr englische Fabrikate als jetzt auf die Bazare von Kandahar bringen würde, wo gegenwärtig vorzüglich Erzeugnisse der russischen Fabrikthätigkeit neben denen der einheimischen Gewerbtreibenden figuriren."

Doch betreffen diese Betrachtungen nicht die Hauptsache. Wir haben bei diesem Punkte nicht so sehr deshalb verweilt, um zu zeigen, daß bei Anlegung einer Eisenbahn vom Indus nach der Hauptstadt des südlichen Afghanistans der Waarenaustausch zwischen letzterm und Indien bequemer und umfangreicher werden muß, sondern um die Thatsache mehr ins Licht zu rücken, daß, wie der Handel der Flagge folgt, auch die Zivilisation und das Interesse, sich mit ihr auf guten Fuß zu stellen und dabei zu bleiben, dem Zuge guter Straßen folgen. Mit andern Worten: eine Eisenbahn wird sich als das stärkste Band zwischen England und der afghanischen Regierung erweisen. Sie wird britischen Einfluß

von Quetta nach Kandahar tragen und in dem Maße damit fortfahren, in welchem sie den Afghanen Nutzen bringt, in welchem sie gedeihliche Arbeit anregt und erhält; denn die betreffende Bevölkerung verschmäht weder die Arbeit noch den Handelsverkehr, es fehlte ihr bisher nur an genügender Anregung dazu und an der Sicherheit der Verwertung ihrer Ergebnisse. Eine Eisenbahn wäre das beste Geschenk, das man britischerseits dem afghanischen Volke machen könnte, und wenn es anfangs nicht genügend gewürdigt werden sollte — was wahrscheinlich ist —, so würde Erfahrung es bald würdigen lehren. Das afghanische Volk aber bedeutet mehr als der unzuverlässige Emir.

Das ist die politische Seite des Gegenstandes. Natürlich liegt es jetzt noch näher, die militärische ins Auge zu fassen und an das beste Mittel zur Abwehr einer Invasion Indiens zu denken, welche selbst sehr optimistischen Engländern seit den letzten Ereignissen am Kaschk und Herirud als Möglichkeit erscheint und bei der nächsten Gelegenheit wahrscheinlich werden kann. Die Russen haben in der letzten Zeit rascher und immer rascher Fortschritte auf afghanischem Boden gemacht, sie sind nach den neuesten Nachrichten in Pendschdeh eingerückt, das nun eine Stadt des weißen Zaren ist, und wie sie von Merw aus hierher griffen, so werden sie über kurz oder lang weiter nach Süden greifen und sich Herat wieder um eine oder einige Etappen nähern. Inzwischen annektiren sie, wo nicht afghanisches Gebiet, das hier ja fast einzig militärischen Wert hat, doch afghanische Unterthanen, wandernde Hirtenstämme der Steppe. Schon hat sich ein solcher, der Stamm der am Kaschk nomadisirenden Saryk-Turkomenen, vom Gebiete des Emirs auf russischen Boden begeben, und andre werden ihm folgen und wieder andre, bis man genug haben wird, um auf ihre Zahl und Verwandtschaft hin weitere Landansprüche erheben zu können. Dann wird in Herat der Apfel reif zum Pflücken werden und Hannibal allen Ernstes vor den Thoren stehen, zunächst vor dem Thore Südafghanistans, dann vor dem Thore zum Induslande. Dieses aber kann mit sicherer Aussicht auf Erfolg nur verteidigt werden, wenn England in der Lage ist, den einzigen Ort zu besetzen, welcher die Zugänge zu den Grenzen Indiens beherrscht, und um diesen Ort rasch und wirksam besetzen zu können, muß England sich im voraus die Mittel dazu schaffen. Eines der wichtigsten Mittel dazu ist die Vollendung der Eisenbahn von Quetta über Pischin nach Kandahar, über das auch der Weg nach Kabul und Pischauer führt.

Was sonst noch erforderlich ist, können wir in diesem Augenblicke nicht erörtern. Die ganze Frage ist so weitschichtig, so verwickelt und so technischer Art, daß wir sie nur bruchstückweise behandeln können. Später mehr davon, für die nächste Zeit wolle man das hier Gesagte im Gedächtnis behalten. An Gelegenheiten, auf die Angelegenheit zurückzukommen, wird es nicht mangeln.

Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

16.



Carnifex locutus est! Der scharfe Richter hat gesprochen — bedarf es da noch des Zeugnisses seines Gehilfen Bamberger, daß alles weitere Reden überflüssig ist? Schmeichelei liegt mir fern, selbst dem größten Manne des Jahrhunderts gegenüber, aber nicht zurückdrängen kann ich das Bekenntnis, daß seit John Cade, dem Freiheitshelden, niemand so weise gesprochen hat. „Mein Mund soll das Parlament von England sein!“ sagte der wackere Maurer, und: „Wir sind erst recht in Ordnung, wenn wir außer aller Ordnung sind,“ und: „Euer Anführer ist brav und gelobt euch Abstellung der Mißbräuche. Sieben Sechserbrote sollen künftig in England für einen Groschen verkauft werden, die dreireifige Kanne soll zehn Reifen halten, und ich will es für ein Hauptverbrechen erklären, Dünnbier zu trinken,“ und: „Kein Lord, kein Edelmann soll übrig bleiben,“ und: „Hängt ihn! Köpft ihn! Totgeschlagen, in die Themse geworfen!“ Ich will mit diesen Citaten nicht etwa andeuten, daß neulich mit John Cades Kalbe gepflügt worden sei: große Geister begegnen einander. Und noch viel weniger will ich auf das Schicksal des edeln Volksfreundes anspielen, den die tapfern Männer von Kent („schlechtes Bauernvolk“ nannte er sie später) schmählich im Stiche ließen, als er eben dabei war, ihnen ihre „alten Freiheiten“ zurückzuerobern. Das war im finstern Mittelalter, wir aber sind fortgeschrittene, fortgeschrittenste Bürger, Staatsbürger, Weltbürger, halten treu zu unserm Cade, dem Manne der Gerechtigkeit, der viel gebildeter ist als der erste. Der wollte nichts von Gesetzen überhaupt wissen, nichts von Lesen und Schreiben — dieser schreibt sogar sehr viel und immer dasselbe, und was die Gesetze anbelangt, so fragt er einfach: „Wer hat sie ausgearbeitet und eingebracht? Die Regierung? Dann fort mit ihnen, köpft sie, hängt sie, werft sie in die Spree — unbesehen. Mein Mund soll das Parlament von Deutschland sein!“

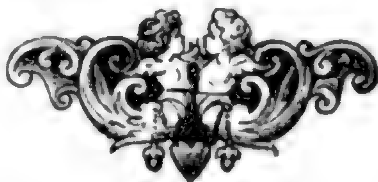
Ich gebe zu, daß John Cade sich noch drastischer ausgedrückt haben würde, wenn unter Heinrich VI. das Branntweinmonopol eingeführt worden wäre, doch hätte er gewiß genau dieselben Gründe gefunden.

Das Monopol ist also tot, mausetot, und so werden wir es doch endlich dahin bringen, daß das stehende Heer abgeschafft werden muß, und die Beamten, und die Marine, weil sie nicht mehr bezahlt werden können, und dann werden wir den Staat in eine große Aktiengesellschaft verwandeln, und der ärmste

Bürger soll lahme Hände bekommen vom Couponabschneiden. Nur eine kleine verstockte Rotte muß noch bekehrt werden, höchstens vierzig Millionen Deutsche, welche an dem Wahne hängen, der Reichskanzler habe sich einige Verdienste um sie erworben, und sei ebenso gescheit wie Herr Dirichlet oder Herr Löwe. Aber die aufzuklären ist eben unsre Sache, und nur zu diesem Zwecke ergreife ich heute das Wort.

Von der Ministerbank ist die Behauptung, das Monopol solle lediglich zu Gunsten 3000 großer Brennereien eingeführt werden, mit Emphase für eine Unwahrheit erklärt worden. Als ob wir das nicht selbst gewußt hätten! Wenn nur Wahres gesprochen werden sollte, woher sollten die pikanten Enthüllungen, die sensationellen Reden, die „Bewegung auf der Linken," die „Heiterkeit," die „Hört, hört" kommen? Glauben Sie, unser — ich sage mit Bedacht: unser Publikum auf den Galerien würde uns treu bleiben, wenn wir die Vorlagen sachlich, geschäftsmäßig, ohne Übertreibung, ohne Pathos, ohne Invektiven abmachten?

Aber es liegt ja klar am Tage, wo das alles hinaus will. Zuerst rückte man den edelsten Kräften der Nation oder doch einer Nation, welche sich dem Hausirhandel widmet, zu Leibe. Dann wurden die Zigarrenhändler bedroht. Der Zigarrenreisende! Giebt es eine herzerfrischendere, herzerquickendere Erscheinung? Wem schlägt nicht das Herz vor Freude, wenn der hereintritt, zur einen Thür hinaus komplimentirt, durch die andre wiederkommt, und endlich mit seiner unwiderstehlichen Beredsamkeit doch eine Bestellung erringt? Jede Zigarre, der durch alles Drücken und Beschneiden keine Luft beizubringen ist, jede kohlende, jeder brenzliche Duft ruft uns seine Stimme, zaubert uns sein Bildnis vor. Doch was liegt einem Bismarck an dem bißchen Poesie, das unsereinem noch das Leben verschönt! Auf Wahrheit möchten sie uns verpflichten. Das ist wieder so ein Projekt im Interesse der sogenannten ernsthaften und anständigen Blätter, die von Menschen ohne Phantasie, ohne Spekulationsgeist, ohne Liberalismus, ohne Humanität geschrieben werden, und im Interesse der Abgeordneten, welche in dem sogenannten nationalen Geiste befangen sind. Dieses neue Attentat auf die Freiheit, diesen neuen Anlauf zu einem Monopol denunzire ich hiermit feierlich, da es noch Zeit ist, das Verbrechen im Keime zu ersticken. Und ich schmeichle mir, daß die „Freisinnige Zeitung" meine Wachsamkeit loben wird.

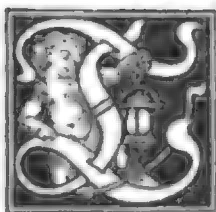




Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)



ausend Dank, edle Herren, sagte die Kleine, als Barreto jetzt dicht neben ihr stand und dem fröhlich dreinblickenden Mädchen freundlich die Hand auf den Kopf legte. Unsre arme Flüchtige ist glückselig, daß ihr Pater Henriques in ihrer eignen Zunge zuredet und sie die Gebete lehrt.

Und Ihr habt Euch die zwei Tage daher wohl vertragen? fragte Barreto heitern Tones. Ihr seid gut ausgekommen mit dem Wenigen, was wir Euch durch Jayme Leiras heraufsenden konnten?

Die Hirtin lachte hell auf: Nicht die Hälfte von allem haben wir anrühren können, Senhor! Esmah braucht nicht viel mehr als eine wilde Taube und bringt keinen Tropfen Euers guten Weines über ihre Lippen. Ich habe hoch gelebt, wie sonst nur am Festtage der heiligen Eufemia, und hätte ich nicht beständig die Furcht der armen schönen Fremden vor ihren Verfolgern geteilt, so müßte ich ja kugelrund geworden sein.

So plaudernd setzten sie den Weg über die grüne Fläche fort, welche sich jetzt zu erhellen begann. Das Morgenlicht floß von den Bergen herab, blitzende Strahlen fielen wie erste Pfeile der Sonne über die riesigen Steinblöcke des Hochthals. Jayme Leiras deutete auf eine rote Wolke, die breit über die letzte Spitze am Thalrande lagerte und sich verdunkelte, statt sich zu vergolden. Er verkündete gleichmütig, daß dort ein Mittagsgewitter heraufziehe. Barreto entgegnete, daß bis Mittag noch viele Stunden verstreichen müßten, und mahnte nur den jungen Burschen, ihnen rascher zu folgen. Indem sie Joanas Hütte näher kamen, sahen sie, daß an dem Bache, welcher von dort in die kleine Waldschlucht herabrauschte, aus der die Ziegenhirtin vor einigen Tagen Barreto und Camoëns zu Hilfe gerufen hatte, ein greiser Mann in priesterlicher Tracht

neben Esmah auf einem Felsstücke saß und ihr anhaltend zusprach. Die Maurin lauschte ihm mit einem Ausdrucke kindlichen Vertrauens, der sich bis in ihre Haltung hinein kundgab. Sie wandte das Gesicht zu dem höher sitzenden empor und legte zwar nach ihrer Gewohnheit ihre Arme an die Brust, hielt aber zugleich nach seiner Weisung andächtig ihre kleinen Hände gefaltet. Camoëns war der erste, der im Heranschreiten den Wiederschein glückseliger Sicherheit und neuer Lebenshoffnung auf den schönen Zügen erblickte, die er beim ersten Begegnen mit Esmah von Furcht entstellt gesehen hatte. Er hemmte unwillkürlich seine Schritte und faßte Barretos Arm:

Das Morgenlicht ist auf ihrem süßen Gesichte und in ihrer Seele! flüsterte er dem Gefährten zu. Sie schlägt die großen braunen Augen zu dem Priester auf, als ob er ihr Gottes Hauch unmittelbar spenden könne. Barreto war nicht minder bewegt als sein poetischer Freund, aber getreu seiner Natur entgegnete er ernst: Möge ihr diese Stunde in jedem Betracht zum Heile ausschlagen!

Camoëns fühlte eine leise Regung von Unwillen über die endlosen Bedenken, die selbst in dieser Stunde die Welt nicht leuchten und schimmern sehen wollten. Indes blieb nicht Zeit zu einem Zwiste. Esmah, die zwar unverwandt zu Pater Henriques aufsah, aber das feine Ohr ihres Stammes besaß, hörte die Tritte der Herannahenden, und Pater Henriques nahm zugleich die Männer jenseits des Baches wahr. Er neigte sich zu Esmah und sagte ihr noch wenige Worte, um Barreto und Camoëns, welche inzwischen die Steine überschritten hatten, die hier eine rohe Brücke über das Wasser bildeten, laut willkommen zu heißen. Indem er mit ihnen zusammentraf, nahm er Barreto, der mit einem Dank beginnen wollte, das Wort von den Lippen.

Dom Antonio, der Marschall, hat mich hoch geehrt, indem er mir Eure Bitte wegen jenes Mädchens vortrug, Senhor Manuel, begann er mit einer Stimme, deren milder Wohllaut den rasch erregbaren Dichter augenblicklich für ihn gewann. Ich gab Euch Recht, daß in diesem besondern Falle keine Zeit zu verlieren sei, obschon ich sonst kein Freund von hastigen Bekehrungen bin. Ich ging darum schon gestern am Spätnachmittage hier herauf, Eure Schutzbefohlene zu sehen und ihren Seelenzustand zu erforschen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie sich im Drange ihrer Umstände zu unsrer Kirche wendet, aber es kann ja keine Sünde sein, sich in höchster Not des Lebens in Gottes Schoß zu flüchten. Ihre Seele ist empfänglich für die heilige Lehre, und ich glaube es verantworten zu können, daß ich ihr diesen Morgen die Taufe erteile und ihr auch den Namen Esmah lasse, wie sie gebeten hat.

Und Ihr, Pater Henriques, Ihr habt die Nacht in Gebeten verwacht? fragte Barreto, dem es nicht entging, daß der greise Priester bleich und erschöpft aussah.

Nicht ganz, Herr Manuel! gab er ruhig zur Antwort. Die Hirtin und ihre Gefährtin wollten mir den Schutz der Hütte dort angedeihen lassen und

sich auf dem Moose unter freiem Himmel betten. Ich gedachte jedoch der Zeit, da ich dem Missionshause zu Malakka vorstand und gewohnt war, mein Nachtlager unter Bäumen zu nehmen. Meine alte Decke aus Indien hat mir noch einmal gut gedient, und ich habe zwei Stunden oder drei recht erquicklich geschlafen. Allein ich wollte nicht von mir sprechen, ihr Herren! Mich bekümmert das weitere Schicksal dieses armen fremden Kindes — Dom Antonio sagt mir, daß Ihr auf Euern Gütern eine Zufluchtsstätte für sie eröffnen wollt, Senhor Manuel, glaubt Ihr, daß Esmah dort in voller Sicherheit sei?

So sicher als irgendwo in Portugal, versetzte der Ritter, während Camoëns sich abwandte. Er mochte nicht vernehmen, was Barreto dem Pater des weitern darlegte — seine Hoffnungen für Esmahs Zukunft richteten sich nicht auf Almocegema und die greise Base Manuels. Und dennoch trug er Bedenken, sich mit einer Mahnung an Catarina Palmeirim in die Unterredung zu mischen. Zu unbestimmt war doch, was ihm die junge Gräfin und die Herzogin von Braganza am gestrigen Morgen verheißen hatten. Sehnsüchtig und unruhig blickte er, noch ehe er Esmah begrüßte, über jenen Teil des Hochthals hinweg, zu welchem von Cintra herauf ein dritter Weg führte; er wußte durch einen Brief der Herzogin, daß Catarina mit ihrem kleinen Gefolge diesen Weg emporkommen würde. So scharf er ausspähte, noch nahm er im Westen nichts wahr als den halb überwachsenen Pfad, das Felsthor am Waldrande, und nicht weit davon das verwitterte Steinbild der allerheiligsten Jungfrau, von welchem diese Einsamkeit den Namen führte. So folgte er Barreto und dem greisen Priester zu Esmah und flüsterte nur der kleinen Hirtin zu:

Du hast helle und scharfe Augen, Mädchen — schau dort hinüber, und sobald du die Dame erblickst, welche wir erwarten — sie ist samt ihren Begleitern zu Roß! —, so gieb mir ein Zeichen, damit ich sie selbst hierher geleiten kann.

Inzwischen war Barreto zu Esmah hingetreten, sie neigte sich vor ihm und machte in einiger Verwirrung eine Bewegung, als ob sie den Schleier herabziehen wolle, den sie seit ihrer Flucht nicht mehr trug. Pater Henriques gab, da Camoëns noch immer traumverloren in die Ferne starrte, den Dolmetscher ab, und verhieß seinem Taufkinde in Senhor Manuels Namen Aufnahme und Schutz in dessen Hause. Mit befangener Scheu, aber doch aufatmend, versuchte Esmah ihren Dank in wenigen portugiesischen Worten, welche sie von Joana erlernt hatte, dem hilfreichen Edelmanne kundzuthun. Herr Manuel bemerkte dabei erst, daß sein Freund hinter ihm stets ihm zur Seite blieb, er rief Camoëns laut an und sagte scherzend: Kommt, kommt, Luis, Ihr kümmert Euch nur um die schöne Patin, die Ihr gewonnen, und vergeßt, daß der holde Täufling das gleiche Recht auf Eure Teilnahme hat. Camoëns wandte sich sogleich an das maurische Mädchen, dessen Augen von Barreto zu ihm glitten. Esmah weiß, daß ich nicht minder um sie gesorgt habe als mein ritterlicher

Freund und nur minder mächtig bin. Dafür habe ich versucht, dir eine Freundin zu gewinnen, welche dein Geschick behüten kann wie ein Engel Gottes. Ich hoffe, daß sie in kurzem vor dir stehen und dein Herz gewinnen soll. Ihr gieb dich hin, ihr schenke dein ganzes Vertrauen und fühle das Glück, an ihrer Seite zu leben.

Esmah sah mit erstaunten Augen Camoëns an und fragte leise: Lebt die Frau, von der du sprichst, im Hause meines Beschützers?

Ihm aber ward die verneinende Antwort für den Augenblick erspart, denn eben schwang Joana, die vorhin einen der mächtigen verstreuten Felsblöcke erklettert hatte, wieder ihr rotes Tuch über dem Haupte und rief weithin schallend: Sie kommen! sie kommen! Nächst Camoëns, der augenblicklich mit schnelleren Schritten den Weg einschlug, auf welchen Joana hindeutete, richteten auch Barreto, der Priester und Esmah ihre Blicke den Kommenden entgegen.

Das scharfe Auge der Maurin unterschied schon jetzt die Züge der jungen Dame, welche voranritt. Ein Glanz der Befriedigung und Hoffnung leuchtete in Esmahs braunen Augensternen auf, je deutlicher sie den Ausdruck der Güte in dem jugendlich schönen Gesichte der Gräfin Palmeirim erkannte. Donna Catarina saß auf einem der schlanken lichtgrauen Jagdpferde, welche von den kanarischen Inseln kamen, ihre Begleiter, der alte Stallmeister Miraflores und ein ebenso alter Falkenwärter, der noch im Dienste des Hauses Atayde gestanden hatte, ritten dunkle Pferde von andalusischer Zucht. Die junge Dame sowohl als ihre Begleiter waren gleich Barreto und Camoëns scheinbar zur Jagd gerüstet. Im dunkeln Reitkleid, den Hut mit wallender Straußenfeder geschmückt, die Hand mit den Zügeln auf dem Halse ihres Pferdes ruhend, ritt Catarina heran. Camoëns atmete befriedigt auf, als er sah, daß die junge Gräfin allein kam, er hatte gefürchtet, daß die Herzogin ihre Pflegebefohlene geleiten würde; jetzt überkam ihn das Gefühl, als ob plötzlich eine Schranke zwischen ihm und dem jungen Mädchen falle. Sie hielt ihr Pferd an, ehe es Camoëns gelang, demselben in die Zügel zu greifen, aber sie gestattete lächelnd, daß er ihr aus dem Sattel half, und setzte ihren Fuß in die Hand, ohne daß ihr Stallmeister, der gleichfalls aus dem Sattel glitt, es hindern konnte. Senhor Miraflores runzelte ingrimmig die Stirn, allein weder seine junge Herrin noch Camoëns achteten auf seinen Verdruß. Camoëns neigte sich noch einmal vor der lieblichen Erscheinung und sagte: Ihr habt Euch des Schlafes beraubt, Herrin, um unserm Schützling das zeitliche und ewige Heil zu sichern, Ihr seht, daß Euch der Himmel dafür mit dem goldensten Morgen belohnt. Ihr findet uns bereit, und Pater Henriques sagt, daß auch die junge Maurin wohl vorbereitet zu dem rettenden Schritt sei, den sie mit Eurer Hilfe thun soll.

Ich wünsche ihr von Herzen beizustehen, entgegnete die junge Gräfin. Führt mich zu ihr und lehrt mich sie kennen. Sagt Ihr, daß ich wie eine Schwester gegen sie handeln will. Ihr Gesicht ist fein und edel — aber hat niemand

daran gedacht, daß sie mit der Taufe auch Tracht und Sitte unsers Landes annehmen sollte?

Gewiß, Herrin — Barreto, der an alles denkt, hat auch dies vorgesehen. Wenn Ihr mir die Ehre gönnen wollt, Euch zu Pater Henriques und Esmah zu geleiten, so könnt Ihr selbst der Maurin Anweisung geben, was sie thun soll.

Ich werde ihr helfen! sagte Catarina mit einem flüchtigen Blicke nach Joanas Hütte. Eben trat Barreto herzu und begrüßte die junge Gräfin ehrerbietig, aber mit einem Anfluge väterlicher Vertraulichkeit. Er verstand augenblicklich einen fragenden Blick Catarinas, welche selbst unter so ungewöhnlichen Umständen nicht vergaß, daß Senhor Manuel ein besseres Recht habe sie zu führen als Camoëns. Als Barreto jedoch lächelnd beiseite trat und dem Paare Raum gab, legte Catarina ihre Hand in die des Dichters und überließ den beiden Begleitern, welche mit ihr gekommen waren, die Sorge für die Pferde. Esmah, welche während diesen Minuten fast bewegungslos geharrt, jedoch unablässig prüfend nach der jungen Gräfin herübergesehen hatte, senkte beim Herannahen Catarinas das Haupt und schien im Begriffe, sich der edeln Portugiesin zu Füßen zu werfen. Aber Catarina öffnete der Fremden herzlich die Arme und rief, nachdem sie einen Kuß auf die Stirn Esmahs gehaucht, Camoëns zu: Sagt ihr, Senhor Luis, daß ich sie lieb gewinnen, ihr eine Schwester sein werde, und daß sie ohne Furcht an ihre Vergangenheit denken soll. Wir werden alles, was ihr droht, mit dem Wasser der heiligen Taufe auslöschen!

Camoëns blickte Barreto mit stolzer Genugthuung, beinahe herausfordernd an, Senhor Manuel nickte nur beifällig zu den Worten der Gräfin, Pater Henriques aber nahm das Wort und sagte:

Da wir beisammen sind und Ihr, Fräulein, entschlossen seid, eine hohe und heilige Pflicht auf Euch zu nehmen, so laßt uns auch nicht zögern. Du mußt dich umkleiden, Esmah, wandte er sich an die Maurin, Joana wird dir gern beistehen, und wir können, da es dein ernster und freier Wille ist, dich zu uns zu wenden, alsdann die Taufe vollziehen.

Du kennst Esmahs Herz, mein Vater, versetzte das Mädchen in ihrer heimatlichen Sprache. Du weißt es, daß ich mich hoffnungsreich zum helfenden Heiland und seiner allerseligsten Mutter wende, und daß michs verlangt mehr von der göttlichen Lehre zu hören, als ich zur Stunde weiß.

Pater Henriques machte bekräftigend das Zeichen des Segens, Joana, welche dienstwillig nähergekommen war, wollte schüchtern zurücktreten, als sie die junge Edeldame ihren Arm um den Leib der Maurin legen und dieselbe geleiten sah. Esmah aber streckte die Hand nach ihrer kleinen Freundin aus und ließ dieselbe nicht. Gräfin Catarina sah einen Augenblick verwundert auf die Ziegenhirtin, dann besann sie sich auf alles, was ihr Camoëns von den jüngsten Schicksalen der Flüchtigen berichtet hatte, und gönnte der Kleinen, die zur Linken Esmahs ging, ein freundlich ermunterndes Wort. Der junge Bursche,

welcher mit Barreto und Camoëns gekommen war, hatte schon längst sein Pack vor der Hütte niedergelegt und sich dann zu Jayme Leiras zurückgezogen. Die Begleiter der Gräfin, Stallmeister und Falkner, hatten die Pferde unter der vordersten der zerwetterten Eichen angebunden, das unnütze Jagdgerät in der Nähe des Baumes zusammengestellt und näherten sich jetzt gleichfalls der Männergruppe, welche den seltsam verschiednen drei Frauengestalten bis zu Joanas Hütte nachblickte. Der greise Stallmeister zeigte durch den steifen Gruß, den er Senhor Manuel und dem Priester gönnte, so unverhohlen sein Mißvergnügen über die Lage, in der er sich fand, daß Barreto sich gedrängt fühlte, ihm ein begütigendes Wort zu gönnen. Er winkte ihn zu sich und lobte ihn, daß er Donna Catarina so trefflich und sicher auf dem selten benutzten Jagdpfade durch die Pinienschlucht hier heraufgeführt habe. Miraflores jedoch zeigte sich für die gute Meinung des Ritters unempfänglich.

Ich that meine Pflicht, nicht mehr noch minder, erlauchter Herr Manuel, entgegnete er. Jetzt aber wollte ich, daß die Frau Herzogin mir eine andre Pflicht auferlegt hätte. Ich verstehe nicht, was hier vorgeht, und merke nur, daß meine junge Gebieterin nicht hier sein sollte. Was die Tochter des Grafen Palmeirim thut, muß die ganze Welt wissen können, Euer Thun aber scheut das Licht!

Scheut das Licht! rief Barreto. Siehst du denn nicht, Alter, daß die Gottessonne schöner als je hier aufgeht, und wagst du angesichts des ehrwürdigen Pater Henriques zu bezweifeln, daß wir ein christliches Werk vorhaben?

Ihr wißt, was ich meine, Senhor! antwortete mit unverändert grämlicher Miene der Stallmeister. Gottes Sonne geht über vielem auf, was sich besser in Dunkel hüllte, und mancher Priester hat seine Hand zu Werken geboten, die christlich genug waren, aber schweres Leid im Schoße bargen. Meine junge Herrin soll nicht bloß rein vor Gott und allen Engeln, sondern auch stolz vor der Welt dastehen, und es ziemt sich für die Gräfin Catarina Palmeirim nicht, daß sie in Gesellschaft einer heidnischen Fremden und einer Ziegenhirtin gesehen wird.

Barreto spürte eine Anwandlung heftig zu werden, bezwang sich jedoch und warf nur leicht hin: Warte eine Stunde, alter Murrkopf, und du wirst jeder Besorgnis um deine Herrin enthoben sein. Camoëns jedoch, welcher mit wachsender Entrüstung die rauhen Worte des Stallmeisters vernommen hatte, widerstand seiner Aufwallung nicht und rief, indem er den Alten mit funkelnden Augen maß:

Die erste Pflicht eines getreuen Dieners ist, seine Herrin nicht leichtfertig zu tadeln. Ihr könnt es getrost Donna Catarina anheimstellen, wem sie ihre Nähe gönnen will. Euch ziemt es, Eures Dienstes zu warten und bei allem übrigen zu schweigen.

Das grämlich starre Gesicht des alten Miraflores belebte sich im Zorn, aus seinen grauen Augen blitzte ein Strahl des Hasses gegen Camoëns, und unbekümmert um Barreto und den Priester erwiederte er in noch rauherem Tone als zuvor:

Es sieht Euch ganz ähnlich, daß Ihr nach den Folgen Eurer Handlungen wenig fragt, Senhor Luis. Ihr habt vor Zeiten schweres Leid über das alte Haus Atayde gebracht. Dank Euch ist Donna Catarinas edle Mutter im Leben nicht wieder froh geworden, jetzt steht Ihr bereit, auch das Glück der Tochter aufs Spiel zu setzen, ohne Euch würde die junge Gräfin nicht hier oben sein, und wollte Gott, ich hätte sie erst von hier wieder heimgeleitet, und Ihr dürftet ihren Weg nie mehr kreuzen!

In demselben Augenblicke faßte Camoëns erbleichend an den Griff seines Schwertes, die Hand des Alten fuhr nach seiner Waffe, und Barreto trat mit zürnender Miene und strafend erhobnem Arm zwischen die Streitenden. Der Stallmeister wandte sich mit einer Geberde nach seinem Genossen, dem Falkenier, welcher denselben aufzufordern schien, die bittere Ansprache zu bekräftigen. Zum Glück fand keiner von beiden Gelegenheit, noch ein unbesonnenes Wort zu sprechen. Der greise Priester, welcher den Wortwechsel nur von ferne vernommen hatte, empfand doch, daß jeder Zwist rasch erstickt werden müsse, und zog Camoëns an seiner Hand gegen die Hütte Joanas hin, aus der in der rechten Minute die Frauen wieder hervorgetreten waren. Die Maurin erschien in ein schlichtes weißes Gewand von landesüblichem Schnitte gehüllt, von ihrer frühern Tracht hatte sie nur den Gürtel mit den Rubinen behalten, an ihrer Brust trug sie ein goldnes, mit Perlen umsäumtes Kreuz, das ihr Gräfin Catarina umgehängt hatte. Die fremdartige Schönheit Esmahs trat auch in der neuen Kleidung hervor, Camoëns verglich sie im Stillen mit der Schönheit Catarinas und mußte sich widerstrebend eingestehen, daß die Maurin der edeln Tochter seines Volkes nicht zu weichen habe. Auch die kleine Hirtin hatte sich nach ihrem Vermögen festtäglich geschmückt, sie lachte selig verschämt über die Ehre, zur Seite so prächtiger Damen zu schreiten, und über den glücklichen Ausgang sorgenvoller Tage. Pater Henriques blickte befriedigt auf die ernsten und dennoch erwartungsvollen Mienen Esmahs, sie schien in der Stimmung, welche er für diese Stunde wünschen mußte. Er selbst wollte sich eben mit einem stummen Gebete zur Spendung des Sakraments vorbereiten, als er Barretos Stimme dicht an seinem Ohr vernahm.

Verzeiht, daß ich Euch noch einmal aufhalte, mein Vater, sagte der Fidalgo. Ich werde es Luis Camoëns und der Gräfin allein überlassen, der neuen Christin als Taufzeugen zu dienen, und mich neben den beiden störrischen Alten halten, damit wir von ihnen keine Störung zu befahren haben. Und nun thut mit Gott, was Gott segnen wolle!

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Ein Notschrei aus der Frauenwelt. (Offner Brief an den Redakteur der Grenzboten.) Sehr geehrter Herr! „Gebt uns bessere Mütter, und wir werden bessere Menschen haben," heißt es. Gebt uns bessere Redakteure, und wir werden bessere Mütter haben, könnte man hinzusetzen. Kürzlich las ich in einer Zeitschrift, welche sich selber ein Familienblatt ersten Ranges nennt, ein trauriges Machwerk — eine Hofgeschichte im Gassenjargon. Verhältnisse, wie sie an keinem europäischen Hofe bestehen können; Hofdamen, die mit den Ellenbogen um sich stoßen, ihren Lieblingsplatz auf Sessellehnen wählen und in Anwesenheit des Hofes der Gewohnheit fröhnen, die Beine weit in den Saal zu strecken; Kavaliere, welche an Mangel an gutem Ton alles nur denkbare übertreffen, sich gegenseitig mit dem Kosenamen „Dicker" anreden und einander die geistreichsten Spöttereien, wie: „Na, haben Sie Hoheit schon die Gummischuhe angezogen?" ungeahndet öffentlich ins Gesicht schleudern dürfen; Prinzen, die bei Hoffestlichkeiten die Aermel in die Höhe ziehen und mit dem genialen Ausrufe: „Na, denn vorwärts an die Pferde!" zur Wahl der Tänzerin schreiten; die Krone des Ganzen aber eine Prinzessin mit den Manieren einer gemeinen Gassendirne. Ich bin kein jugendlicher Backfisch, dem das Hofleben in verklärtem Nimbus erscheint; daß aber gewisse Formen in jenen Kreisen gewahrt werden müssen, weiß wohl jedes Kind.

Vergebens suchte ich in dieser Erzählung nach etwas, was die Redaktion jenes Blattes, trotz dieser verfehlten Schilderungen, zur Aufnahme bewogen haben könnte; ich fand nichts als Rohheit und Plattheit, auch nicht einen Funken von Geist oder Gemüt. Selbst das tragische Schicksal der Heldin, das darin gipfelt, daß sie auf ihrem ersten Hofballe keine Tänzer findet, konnte mich nicht rühren. Jedermann weiß, daß es für Vorstellungen bei Hofe genaue Toilettenvorschriften giebt; wie in aller Welt konnte dieses Mädchen in ihrem ländlichen, vielgewaschenen, luftballonähnlich gesteiften Kleide und einem Kranze, von dem der geniale Prinz sagt: „Mein Fräulein, ich fürchte, die Kühe fressen ihn an" den Eintritt finden?

Nun, dachte ich, gegen solche Unwahrheiten wird sich die Lesewelt kräftig wehren, und die arme Zeitung, die sich dazu hatte verleiten lassen, that mir schon von Herzen leid. Als mir jedoch nach einiger Zeit dasselbe Blatt wieder in die Hände kam, wurde ich eines bessern belehrt. Der mir so widerwärtige Roman hatte angeblich eine Anerkennung gefunden, wie sie seit langer Zeit kein Produkt deutscher Belletristik aufzuweisen hatte. Man brachte das Bild der Verfasserin nebst einer schmeichelhaften Biographie derselben, worin sie eines der wenigen bevorzugten Menschenkinder, denen sich die höchsten irdischen Kreise erschließen, genannt wurde.

In meinen Bekanntenkreisen, in denen man diese seltsame Hofgeschichte anfangs weidlich belacht hatte, fing man an, aufmerksam zu werden. „Die Redakteure jenes Blattes sind Männer von gutem Rufe, sagte man, wenn sie den Roman nicht für gediegen hielten, so würden sie ihn uns nicht bringen; wir haben wohl nicht eingehend genug gelesen." Man las die Erzählung nochmals durch, und siehe da! unter dem Einflusse des vermeintlichen Urteils der betreffenden Herren fand man sie lange nicht mehr so fade und unwahr als vorhin. „Ja, wer weiß denn auch, wie es bei Hofe zugeht!"

Ich selber wurde verwirrt; sollte in Wahrheit dieses grausame Machwerk dem Geschmacke der Redakteure jener Zeitschrift entsprechen? Ein befreundeter Schriftsteller, an den ich mich mit meinen Zweifeln wandte, lächelte ob meiner vierzigjährigen Kindlichkeit. „Wo denken Sie hin? Ein Redakteur hat keinen Geschmack, darf keinen haben; an Stelle desselben tritt bei ihm das Geschäftsinteresse.“

Ich frage nun Sie, hochgeehrter Herr, als den Leiter einer Zeitschrift, die stets die Wahrheit hochgehalten hat, ist dieser Ausspruch wahr? Und wenn er wahr ist, welch eine Perspektive eröffnet er uns?

„Das Publikum hat das Recht, sich zu wehren,“ entschuldigte mein Freund seine Geschäftsgenossen. Wer ist das Publikum der Familienblätter? Die Frauenwelt, sagt man mir. Nun, trotz aller sich breit machenden Emanzipationsgelüste ist die deutsche Frau im allgemeinen doch immer noch geneigt, auf Treue und Glauben das anzunehmen, was ihr die besten Männer ihrer Nation, zu denen sie die Leiter deutscher Familienblätter ersten Ranges rechnen zu dürfen glaubt, vorsetzen. Die Lieblinge unsrer Frauenwelt hießen bis jetzt Stifter, Storm, Raabe, Namen, die für den guten Geschmack derselben Zeugnis ablegen; daneben verehrte man einige Schriftstellerinnen, die, was immer man auch an ihnen aussetzen könnte, den neuen Günstling, den man uns aufdrängen will, an Geist, Gemüt und weiblichem Takte himmelhoch überragen. Sollte aber uns Frauen wirklich für den Augenblick der Geschmack am Guten, Wahren, Schönen abhanden gekommen sein, wem läge es ob, gegen unsre Geschmacksverrohung anzukämpfen, wenn nicht den Leitern unsrer Familienblätter?

Durch unsre Zeit geht der Zug, alles Ideale in den Staub zu ziehen; vielleicht ist er es, der verwandte Anklänge in der beregten Hofgeschichte findet. Es ist ein erhebendes Gefühl für das Mädchen aus dem Volke, eine Prinzessin in zügelloser Weise im Offizierkasino Cognac aus Wassergläsern trinken zu sehen; man kommt sich dabei selber so manierlich, so gut erzogen vor. Darf aber eine Redaktion aus Geschäftsinteresse auf derartige Gefühle spekuliren? Wohin sollen wir kommen, wenn ideale Interessen sich in den Schutz des Geldbeutels stellen und nur noch Nihilisten und Sozialdemokraten den Mut der Ueberzeugungstreue und ihrer Konsequenzen beweisen?



Literatur.

Real-Encyklopädie der gesamten Heilkunde. Herausgegeben von Professor Albert Eulenburg. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien und Leipzig, Urban und Schwarzenberg, 1885 und 1886.

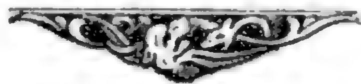
Die zweite Auflage dieses hervorragenden Werkes ist bis zur 30. Lieferung gediehen, sodaß wir in der Lage sind, den Wert der Neubearbeitung abschätzen zu können. Das Lob, welches von allen Seiten dem Unternehmen zu Teil geworden ist, wird sich nach Erscheinen der zweiten Auflage noch steigern dürfen. Eine Encyklopädie der medizinischen Wissenschaften kann nicht als Stereotypausgabe erscheinen. Die Fortschritte auf allen Gebieten der theoretischen wie der praktischen Fächer verlangen schon nach wenigen Jahren eine Durchsicht, Sichtung, Neuaufnahme. Es ist daher ein gewagtes Unternehmen, welches Herausgeber und Verleger in die Hand genommen haben, ein Unternehmen, welches möglicherweise die höchsten Ansprüche

an die Opferwilligkeit des Verlegers stellt. Möge durch zahlreiche Abonnements auf das Werk der Verleger ermutigt und zur weitern Fortführung angeregt werden.

Die Real-Encyklopädie ist ein Werk, welches dem Gelehrten wie dem Praktiker von Wert sein wird. Für den Gelehrten ist sie geradezu unentbehrlich. Es findet sich darin ein solcher Schatz von Einzelaufzeichnungen, Literaturangaben u. s. w., daß, wer sich nach einer bestimmten Richtung hin orientiren will, nirgends schneller auf die richtigsten und neuesten Publikationen hingewiesen wird. Die einzelnen Artikel sind zum größten Teile von Fachmännern geschrieben, deren Namen die sicherste Bürgschaft geben, daß etwas Gutes geboten wird. Aber auch die praktische Seite ist nicht in den Hintergrund gedrängt. Der praktische Arzt, welcher in der Medizin sich „auf dem Laufenden" erhalten will, muß heutzutage mehrere Zentralblätter halten, muß sich von Zeit zu Zeit Lehrbücher und Monographien anschaffen. Es würde gewiß keine schlechte Spekulation sein, wenn er durch Anschaffung der Real-Encyklopädie sich in die Lage setzte, mit einem Griffe das zu finden, was ihm gerade wünschenswert erscheint, umsomehr, da ihm dann der Stoff in fertiger Form geboten wird, in Abhandlungen, aus denen das Unrichtige sich bereits ausgeschieden, das Erprobte hervorgehoben findet.

Das Tribunal. Zeitschrift für praktische Strafrechtspflege. Unter Mitwirkung zahlreicher in- und ausländischer Kriminalisten herausgegeben von Dr. S. A. Belmonte, Rechtsanwalt in Hamburg. Hamburg, J. F. Richter.

Seit Anfang 1885 erscheint diese Zeitschrift in monatlichen Heften. Berühmte Kriminalfälle des In- und Auslandes haben von jeher die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich gezogen. Frühere Sammlungen waren jedoch allmählich eingegangen, und die Besprechung der interessanten Fälle war lediglich vom juristischen Standpunkte nur in ausschließlichen Fachzeitschriften behandelt worden. Der Zweck der vorliegenden Zeitschrift greift wieder zu der Pitavaltendenz zurück, indem sie sich an alle reifen und denkenden Männer wendet, denen sie weder einen Unterhaltungsstoff noch Zeitvertreib, sondern ein Spiegelbild der Zeit, wie sie sich in den flagrantesten Abweichungen von dem Pfade der Gesetze darbietet, zu geben beabsichtigt. Dieser Zweck ist, nach den bisherigen Veröffentlichungen zu urteilen, wohl gelungen. Schon die Zahl der namhaft gemachten Mitarbeiter beweist, daß es den Männern, die sich an dem Werke beteiligen, um ihre Aufgabe Ernst ist. Es sind durchweg ehrenhafte und vielfach auch wissenschaftlich bekannte Namen, die uns hier entgegentreten, meistens solche Personen, die vermöge ihrer amtlichen Stellung an Verfolgung, Aburteilung und Prüfung der Strafthaten teilnehmen. Selbstverständlich ist, daß die Zeitschrift nicht auf den Familientisch gehört, wohl aber ist sie allen denen zu empfehlen, welche den gesellschaftlichen Zuständen Interesse und Aufmerksamkeit entgegenbringen. Bekanntlich ist mit der Phrase, daß das Verbrechen die Schuld der Gesellschaft sei, sehr viel Unfug getrieben worden. Nichtsdestoweniger ist der Zusammenhang von Verbrechen mit den sozialen Zuständen vorhanden, und eben deshalb ist eine Kenntnis der erstern nicht allein Sache der Kriminalisten, sondern aller, die sich bemühen, unsre Zustände zu erkennen und, soweit es in ihrem Kreise in ihrer Macht steht, sie zu bessern.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Der Bukarester Friede.


Endlich ist das in den letzten sechs Monaten vielbesprochene Stück des südöstlichen Europas, welches gewöhnlich als die Balkanhalbinsel bezeichnet wird, förmlich und thatsächlich wieder in den Zustand der Ruhe zurückgekehrt, nachdem es der Diplomatie der Großmächte schwere Mühe und Not gemacht und den Börsen manche ängstliche Stunde gebracht hatte. Der in vorletzter Woche unterzeichnete Friede von Bukarest ist so kurz und bündig ausgefallen, daß er in dieser Beziehung in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts einzig dasteht; denn er besteht im wesentlichen aus einem einzigen Paragraphen, und dieser zählt im Original nur vierundzwanzig Worte, die einfach erklären, daß zwischen dem Königreiche Serbien und dem Fürstentume Bulgarien der Friede wiederhergestellt sei. Selbst die Phrase, daß die beiden kriegführenden Parteien wieder in freundschaftliche Beziehungen zu einander getreten seien, blieb daraus weg. Sie war von der Pforte, die als suzeräne Macht an der Seite des bulgarischen Bevollmächtigten mitwirkte, vorgeschlagen und von dem Fürsten Alexander bereitwillig angenommen worden, König Milan aber hatte sich geweigert, sie in das Dokument setzen zu lassen, das infolge dessen nichts als die formelle Anerkennung der Thatsache ist, daß zwei kleine Kampfhähne ihre Stahlsporen abgeschnallt haben. Wir dürfen daraus mit Fug schließen, daß der Hof und das Kabinet von Belgrad, obwohl sie, dem Andringen der Großmächte notgedrungen nachgebend, in den Frieden willigen, noch immer von den feindseligen Gesinnungen beseelt sind, die sie zum Einbruche in das Gebiet des verwandten Nachbars bewogen, und daß sie sich noch nicht von dem Verdrusse erholt haben, der ihnen eine Reihe von Niederlagen verursachte, welche ihnen falsche Auffassung des Gegners und militärische Mißgriffe zuzogen. Fürst Alexander hat — das müssen ihm

auch seine Feinde zugestehen — seine Sache gut gemacht und, wie man zu sagen pflegt, den Vogel abgeschossen: er hat sich nicht bloß tapfer, sondern auch klug gezeigt. Sofort nach Unterzeichnung des Friedens schickte er sein Kriegsvolk nach Hause und bewies damit, daß er politischen Verstand und ein richtiges Urteil über seine Lage besitzt, was nicht verfehlen kann, ihm das Wohlwollen derer für die Zukunft zu sichern, an deren guter Meinung ihm vor allem gelegen sein muß. Auch die öffentliche Meinung Europas, die hier so lange unter dem Einflusse störender Befürchtungen und Bedenken litt, wird nicht umhin können, sich fortan zu erinnern, daß er, nachdem er sich als unerschrockener Verteidiger seines Landes erwiesen, auch den moralischen Mut an den Tag gelegt hat, den Bulgaren so schleunig als möglich die Früchte des errungenen Friedens zu sichern. Diese unverweilte Anerkennung der Obliegenheit eines Staatsmannes steigert seinen Kredit und wird ihm von allen gutgeschrieben werden, welche mittelbar oder unmittelbar bei der Angelegenheit beteiligt waren. König Milan aber wird, mag er nun seine Gefühle allmählich freundschaftlicher werden sehen oder nicht, bald finden, daß sowohl sein eignes Interesse als auch das wahre Wohl Serbiens ihm gebietet, dem Beispiele seines bisherigen Gegners zu folgen. Die Hilfsquellen seines Ländchens und Völkchens haben viel hergeben müssen. Tausende sind von ihrer Feldarbeit, ihren eumäischen Beschäftigungen und ihren Sliwowitz-Brennereien abberufen worden, um monatelang der Fahne und der Trommel zu folgen und nicht zu Sieg und Beute. Viele Hunderte davon sind gefallen. Man hat Schulden gemacht, deren Verzinsung und Tilgung das nichts weniger als wohlhabende Volk mit drückenden Steuern belastet haben. Alles das geschah ohne eigentlich zwingenden Grund, lediglich aus Ehrgeiz und aus Mangel an Geduld und Umsicht. Wir stellen nicht in Abrede, daß der Vorwurf, der hierin liegt, weniger den König als die demagogischen Parteien trifft, die ihn zum Angriffe drängten. Wir erkennen ferner an, daß die Versuchung, der er unterlag, nicht klein war, und daß er in gewissem Maße nur that, was die Bulgaren in Ostrumelien und der Fürst gethan hatte, der sich deren Empörung gegen die Satzungen des Berliner Friedens zu nutze zu machen beeilte. Immerhin aber würde Serbien das bessere Teil erwählt haben, wenn es der Besonnenheit Gehör gegeben, seinen großen Freunden Vertrauen geschenkt, sein Pulver trocken gehalten und nicht eher zu den Waffen gegriffen hätte, als bis Ehre und unbestreitbares Interesse ihm geboten hätten, über alle Bedenken hinwegsehend, zur Selbsthilfe zu schreiten und an die ultima ratio regum zu appelliren. Dieselbe hat nichts bewiesen als die Ohnmacht Serbiens, und jetzt ist für dasselbe der klügste Weg, diese Ohnmacht stillschweigend anzuerkennen und so schleunig, als irgend thunlich ist, sich die freundnachbarliche Denkart anzuschaffen, die es in Bukarest nicht aussprechen konnte.

Das wird allerdings nicht leicht sein, und wir fürchten, das unausbleibliche Ergebnis des Krieges von 1877 und 1878 ist bleibender Neid und dauernde

Nebenbuhlerschaft der beim Ausgange desselben ins Leben gerufenen oder vergrößerten Kleinstaaten gewesen, und die Ereignisse des letzten Krieges am Balkan haben diesen Neid und diese Nebenbuhlerschaft nur verstärken können, indem sie zu einer Vereinigung der bisher getrennten Bulgaren führten. Enthusiastische Gemüter sahen noch vor kurzen aus den von der Türkei abgetrennten europäischen Gebieten sich in naher Zukunft eine Föderation der Staaten Südosteuropas entwickeln, die mächtig genug war, sich der Vorstöße der beiden benachbarten Großmächte zu erwehren, welche nach Ausbreitung ihrer Herrschaft über die Lande zwischen der untern Donau und dem Adriatischen Meere streben. Man dachte, es werde hier etwas ähnliches wie die Schweiz entstehen, ein friedfertiger neutraler Bund von Mittel- und Kleinstaaten, der als eine Art Puffer zwischen jenen Nachbarn dienen, und dessen Fortexistenz von ihnen selbst im Interesse des Friedens möglichst begünstigt werden würde. Der Gedanke ging von der Voraussetzung aus, daß der Serbe, der Bulgare, der Rumänier, der Grieche und der Albanese, dieser bei derartigen Berechnungen oft übersehene Faktor, nur ebensoviele Zahlen von gleicher Art und gleichem Werte seien und leicht dahin zu bringen sein würden, einen gemeinsamen Mittelpunkt hinzunehmen und sich wie die verschiednen Nationalitäten der eidgenössischen Kantone zu einer gemeinsamen Politik zusammenzuschließen. Es war etwas, was man mit Recht wünschte, aber mit Unrecht hoffte; denn leider herrscht zwischen den hier verglichenen Völkern, denen der Balkanländer und denen des westlichen Gebietes der Alpen, nach Herkunft, Geschichte und Charakter äußerst wenig Ähnlichkeit, und die geographische Stellung derselben ist gleichfalls sehr verschieden. So gehört denn der Plan einer Balkanföderation in die Welt der politischen Träume, nach Wolkenkukuksheim. Wenigstens gewahren wir im gegenwärtigen Augenblicke nicht nur keinerlei Anzeichen einer künftigen Annäherung zum Zusammengehen, sondern das strikte Gegenteil, Symptome der Mißgunst, der Furcht vor einander, der Rivalität und neuen Aneinanderprallens der disparaten Elemente. Rumänien zwar hielt sich während der jüngsten Streitigkeiten von jeder Beteiligung an dem Hader fern und gewann damit in der öffentlichen Achtung; indes ist sicher, daß es auch unter den Rumänen Parteien mit Hoffnungen giebt, welche durchaus nicht im Einklange mit denen ihrer Nachbarn stehen. Die Serben gehen deutlich mit der Sprache heraus und erklären laut, daß ihnen ihre Stellung durchaus nicht behagt und genügt, und daß sie mit ihrem Anteil an der Länderbeute, welche der Pforte abgenommen wurde, nichts weniger als befriedigt sind. Außerdem hegen sie den ehrgeizigen Wunsch, am Balkan die leitende Rolle zu spielen, und blicken mit Verdruß auf die Vorteile, welche das Glück den Bulgaren zugewiesen hat. Die Schöpfung eines Großbulgariens, bekanntermaßen von der britischen Politik als Schachzug gegen die russische angeregt und gefördert, erfüllte die Serben mit Befürchtungen und Mißgunst. Es sollte das „serbische Erbe“ in Macedonien bedrohen, auf das es auch die Montenegriner im Stillen

abgesehen haben, sodaß sich die Bulgaren auch von diesen keines großen Wohlwollens zu versehen haben. Der Bulgar wieder, der unter der abwechselnden Gönnerschaft Rußlands und Englands in den letzten acht Jahren so rasche Fortschritte gemacht hat, brennt vor Begierde, seine Herrschaft über das Rhodopegebirge nach Macedonien auszudehnen, wo Tausende von seiner Rasse wohnen und, von Popen, Schullehrern und Sendboten der nationalen Propaganda bearbeitet, diese Ausdehnung ersehnen. Hier aber stößt sein Streben nach mehr Besitz und Bedeutung auch auf Widerstand vonseiten eines andern Strebertums, auf die griechische Ländergier und Großmannssucht, die zunächst nach den fruchtbaren Ebnen im Norden Thessaliens die Hände ausstreckt und weiterhin von dem Tage träumt, wo Hellas seine weiße Fahne mit dem blauen Kreuze auf der Agia Sofia und dem Sultanspalaste am Goldnen Horn flattern sehen wird. Abseits von allen diesen Mitgliedern der Familie Gernegroß steht der stämmige Albanese, der sich zu allen Zeiten, von den Tagen Held Skanderbegs an bis zu denen Ali Paschas von Janina, und von da an bis auf die neuesten Kämpfe einerseits mit dem Vladika der Czernagorzen, anderseits mit den Heeren des Sultans Abdul Aziz als schwer zu knackende Nuß erwiesen hat, und mit dem darum sehr ernstlich zu rechnen sein wird, sobald man den Versuch macht, ihn und sein Land einem der benachbarten Kleinfürsten zuzuteilen. Überblicken wir diese Verhältnisse, diese Gelüste, Bestrebungen und Hindernisse, und denken wir dabei an einen noch wichtigern Umstand, an Österreich in Bosnien und der Herzegowina, an dessen Interessen und Rechte südlich von Mitrowitza und daran, daß es einmal und vielleicht in nicht sehr später Zeit eine Lebensfrage für diesen Staat sein wird, den Weitermarsch bis an die Gestade des Ägeischen Meeres anzutreten und damit durch alle großserbischen, großbulgarischen und großgriechischen Traumgebilde hindurch zu gehen wie die Erde durch die Nebelschweife der Kometen, so erscheint der vielbesprochne Donau- oder Balkanstaatenbund als ein reiner Widerspruch, und wir müssen, statt eine Einigung für erreichbar zu halten, die Zwietracht als chronische Krankheit dieser Lande betrachten und annehmen, daß eine dauernde Heilung undenkbar ist, wenn nicht ein Wunder geschieht.

So aber wird diese Gegend Europas wahrscheinlich immer, wenigstens für absehbare Zeit, die Gefahr von Störungen in sich bergen, die, weil zwei Großmächte hier divergirende Interessen erblicken und bald mehr, bald minder offen verfolgen, auf den Frieden ganz Europas rückwirken. Nichts beleuchtet diese Thatsache mit hellerem Lichte, als das Verhalten des griechischen Kabinets im letztverflossenen halben Jahre. Diese Politiker von der traurigen Gestalt hatten nicht den geringsten plausibeln Grund zu dem Anspruche, sich in den Streit zu mischen, der so verhängnisvoll auf den Verstand König Milans und seiner Minister wirkte. Erst vor wenigen Jahren wies ihnen der Rat der europäischen Großmächte — man wußte kaum recht, warum und wofür — ein stattliches

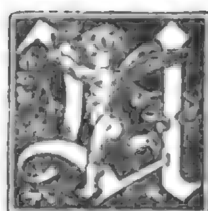
Stück türkischen Gebietes zu, und wenn sie sich der Schenkung würdig zeigten, wenn sie geduldig warteten, bis sich eine gute Gelegenheit fand, wenn sie in der Zwischenzeit darauf bedacht waren, die Hilfsquellen der neuen Provinzen zu eröffnen, hier und in den alten eine gute Verwaltung einzuführen, Zivilisation zu verbreiten und Recht und Gesetz geltend zu machen, so würden sie mit der Zeit mehr erlangt haben. Sie schlugen aber eine andre Bahn ein, den Weg rücksichtslosen, um den Weltfrieden unbekümmerten Ehrgeizes und Landhungers. Sie erhoben sophistische Ansprüche, sammelten mit schweren Kosten eine starke Armee und schickten sie an die Nordgrenze. Hätte die Pforte nicht an den bedrohten Stellen ein noch zahlreicheres und tüchtigeres Heer zusammengezogen, so wäre ohne Zweifel neben dem Kriege an der serbisch-bulgarischen Grenze ein zweiter im südlichen Macedonien ausgebrochen. Nur die Übermacht der Türken ließ die Neuhellenen davon absehen: sie waren keine Marathonkämpfer, sondern hielten es vorläufig mit der Maxime, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist. Indes blieb man auf der Lauer und drohte weiter. Die panhellenistischen Demagogen drängten von unten, und oben dachte man im Hinblick auf die allgemeine Gährung und Verwirrung im Balkanlande wohl an Micawbers Trost: inzwischen wird sich schon was begeben, womit sich was machen läßt. Als dann die Großmächte einschritten, erst mehr in der Form höflichen Rates, dann mit einer Mahnung, der nur die Form fehlte, um ein Befehl zu sein, zuletzt mit der Entsendung von Kriegsschiffen, neigte sich das absurde Spiel der Griechen dem Ende zu, ja es war eigentlich damit zu Ende, soweit Ernst darin lag. Das Kabinet von Athen wußte nunmehr, daß Europa entschlossen war, einen griechisch-türkischen Krieg nicht zu dulden. Aber es hatte Geister gerufen, die es jetzt nicht leicht loswerden konnte, und denen es noch eine Weile ihren Willen thun oder wenigstens zu thun scheinen mußte. Den Demokraten zu Gefallen, die hier die Minister machen und wegschicken, wenn sie nicht pariren, hatte man den Winter hindurch die Rüstungen zu Land und zur See nach Kräften fortgesetzt. Nur ihnen gehorsam, beantwortete man die Aufforderung, die einberufenen Mannschaften nach Hause zu entlassen, mit einer Weigerung. Auch die in der Sudabucht eintreffenden Geschwader bewogen das Kabinet des Königs Georg nicht, sich zu fügen. Nur Phantasten in Deutschland und England können das heroisch finden. Wir erblicken darin nichts als eitle Hoffnung, Windbeutelei und Furcht vor den Demagogen, welche die öffentliche Meinung in Athen beherrschen. Es war die reine Thorheit, daß Herr Delyannis in der Stunde, wo in Bukarest der Friede zwischen den beiden Staaten unterzeichnet wurde, es für passend hielt, nochmals zwanzigtausend Mann unter die Fahnen zu rufen. Was soll's damit? Sie werden gegen den Willen Europas keinen Schuß zu thun wagen. Dem griechischen Premierminister ist von Berlin her deutlich gesagt worden, daß er und seine Landsleute Gefahr laufen, sich die Sympathien Europas zu verscherzen, und ähnliches ist ihm von

andrer Seite mit gleicher Bestimmtheit bemerkt worden. Selbst Leute, die sonst stark in philhellenischen Sympathien arbeiten und vergnügt den größten Brand im Südosten aufgehen sähen, wenn er Verwirklichung ihrer Träume verspräche, haben Herrn Delyannis ans Herz gelegt, daß er klug thun würde, sich so schleunig als irgend möglich den Forderungen der Mächte zu beugen. Er hat den guten Rat Gladstones bisher nicht befolgt, wohl weil er ihn vor den Demagogen nicht zu befolgen können glaubte. Ist dies der Fall, so werden ihm die Großmächte ermöglichen müssen, sich ihrem Willen zu fügen. Das aber wird die Würde Griechenlands nicht erhöhen und den Schein seiner Selbständigkeit nicht heller leuchten lassen. Man wird sich unterwerfen, aber man hätte es eher thun sollen. Zögern gegenüber einer vernünftigen Forderung endigt in der Regel mit Demütigung, und kein Volk, besonders kein kleines, darf sich herausnehmen, ein Ärgernis für alle andern zu sein und zu bleiben. Griechenland hat dies im gröbsten Stile gewagt, und wir glauben, daß ihm das nicht so bald vergessen und vergeben werden wird.



Ein deutscher Lügenroman und sein Verfasser.

Von H. A. Lier.



Unter allen menschlichen Schwächen fordert wohl kaum eine andre so sehr unsern Witz und Spott heraus, wie die Neigung aufzuschneiden und zu renommiren. An und für sich unschädlich, eignet sie sich vortrefflich zu humoristischer Behandlung. Die Dichter aller Zeiten und Völker haben sich diese Erfahrung zu Nutze gemacht, vor allen aber haben die Deutschen von jeher mit großem Behagen die Lügenpoesie gehandhabt. Die Schwankliteratur des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts enthält hierfür eine überreiche Fülle der ergötzlichsten Belege.

Unter allen Lügengeschichten ist aber keine bekannter und volkstümlicher geworden als die Zusammenstellung der „wunderbaren Reisen und Abenteuer" des Freiherrn von Münchhausen. Von dem ehemaligen hessen-kasselschen Bibliothekar Rudolph Erich Raspe ursprünglich englisch bearbeitet, hat sich das Büchlein in Bürgers Übertragung rasch in Deutschland eingeführt und ist nach Form und Inhalt aufs mannichfaltigste umgestaltet und erweitert worden. Längst ist dem Bewußtsein des Volkes die Erinnerung entschwunden, daß es

einst einen leibhaftigen Freiherrn von Münchhausen zu Bodenwerder gegeben hat, und daß der Hauptstamm der unter seinem Namen bekannten Geschichten von diesem Manne selbst in heiterm Kreise mit großem Erzählertalente zum Besten gegeben wurde. Das Individuum Münchhausen ist zu einem Begriff verflüchtigt worden, und zwar zu einem Gattungsbegriff für alle Flunkerei und allen auf Aufschneidereien beruhenden Schwindel. Immermann konnte deshalb keinen glücklichern Griff thun, als indem er dem durch und durch verlognen Helden seines Romanes den Namen des alten Lügenfreiherrn gab.

Man wird nicht leugnen können, daß der Münchhausen den allgemeinen Beifall, den er gefunden, auch wirklich verdient. Von so unverwüstlicher Dauer sind eben nur echt humoristische Sachen; einmal mit Geschick vorgetragen, sind sie nicht wieder tot zu machen; jede neue Generation empfängt sie von der vorhergehenden mit demselben Behagen, mit dem diese sie aufgenommen hat.

Gleichwohl wird der Münchhausen an Genialität weit übertroffen von einer andern deutschen Lügendichtung, die nicht so bekannt ist, wie sie es in der That verdiente. Wir meinen den „Schelmuffsky" oder, wie der Titel vollständiger lautet: Schelmuffskys warhafftige curiöse und gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande. Gedruckt zu Schelmrode, im Jahre 1696.

Welcher Gattung von Romanen der „Schelmuffsky" angehört, läßt schon der Titel des Buches erkennen. Es ist die der Reiseromane, welche im siebzehnten Jahrhundert bei dem unterhaltungsbedürftigen Publikum in höchster Gunst stand. Die Vorteile desselben sowohl für die Verfasser wie für die Leser sind leicht ersichtlich. Der Reiseroman bot das bequemste Mittel, den durch die Entdeckungen des sechzehnten Jahrhunderts erwachten Sinn der Leute für geographische Neuigkeiten zu befriedigen und sie mit fremden Sitten und Gewohnheiten bekannt zu machen. Er kam also in erster Linie dem Interesse am Stoff entgegen, welches bei der überwiegenden Mehrzahl der Leser immer das hauptsächlichste bleiben wird. Gleichzeitig aber bot er Gelegenheit genug, sich satirisch über die Zustände der Heimat zu verbreiten und nebenher allerhand Novellen einfließen zu lassen. Im Reiseroman konnte man also zugleich belehren und unterhalten und brauchte nicht zu befürchten, um einer satirischen Schilderung heimischer Mißstände willen gleich als Pasquillant verdächtigt zu werden, was bei einer offeneren Sprache mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten war.

Auf Belehrung freilich kam es dem Verfasser des „Schelmuffsky" nicht im mindesten an; wenn auch er zu der in seiner Zeit am meisten beliebten Form der Erzählung griff, so geschah dies sicher zunächst in der Absicht, den Beifall umso gewisser auf seine Seite zu bringen, und dann aus dem Bedürfnis, einen Rahmen zu haben, innerhalb dessen die einzelnen Späße und Abenteuer in einem festen Zusammenhange erscheinen konnten. Dieses Unternehmen ist vollauf geglückt und mit entschiedner Genialität durchgeführt, einer Genialität, die der

Verfasser auch in allen Einzelheiten verrät, so toll und unsinnig sich auch seine Lügengeschichte auf den ersten Blick ausnehmen mag.

Das Ganze ist nur „eine Hand voll Lügen," aber nie hat es einen witzigern Kopf gegeben, der mit größerm Geschick zu lügen verstanden hätte wie der Autor des „Schelmuffsky." Der Held, dessen seltsamer Name Schelmuffsky noch nicht erklärt ist, erzählt selbst seine Geschichte, als deren Thema die immer wiederkehrende Behauptung gelten kann, daß er ein braver Kerl sei, von dem man etwas besonders Tüchtiges und Großes zu erwarten habe. Seine Selbstgefälligkeit ist in der That nicht zu überbieten; Münchhausens Renommisterei nimmt sich schwächlich dagegen aus. An Schelmuffskys Persönlichkeit ist einfach alles wunderbar und eigentümlich. Das zeigt sich schon bei seiner Geburt, die unter ganz außergewöhnlichen Umständen erfolgt. Eine Ratte spielt dabei die wichtigste Rolle, und Schelmuffsky versäumt keine Gelegenheit, diese Geschichte von der Ratte aufzutischen, mit der er jedesmal die unglaublichsten Erfolge, namentlich bei dem schönen Geschlechte, erzielt.

Wenn andre Kinder mühsam und allmählich sprechen lernen, so hat das Schelmuffsky nicht nötig. Er zeigt selbst seiner über der Erscheinung der Ratte in Ohnmacht gefallenen Mutter seine Ankunft an, indem er an ihr hinauf krabbelt und sie unter dem lauten Rufe: „Eine Ratte! eine Ratte!" mit einem Strohhalm in der Nase kitzelt. Ein gelehrter Präzeptor, Herr Gerge, welcher im Hause der Mutter lebt, glaubt, der Böse habe bei der Sache seine Hand im Spiel gehabt, und nimmt deshalb mit dem Neugebornen eine Beschwörung in aller Form vor. Aber dieser läßt sich dergleichen nicht bieten; er belehrt den Herrn Präzeptor in wohlgesetzter Rede, wie thöricht solches Beginnen sei, und versetzt ihn dadurch in die größte Angst und Beschämung.

Einem so viel verheißenden Anfange entsprechen durchaus die weitern Großthaten des Helden. Da er in der Schule nichts gelernt hat, als Kaufmannslehrling einen Schelmenstreich nach dem andern verübt und daheim der Mutter das Leben nach Kräften sauer macht, entschließt sich diese gern, ihm seinen Willen zu lassen und ihn auf Reisen zu schicken, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, auf diese Weise „ein berühmter Kerl" zu werden.

Die Beschreibung dieser „sehr gefährlichen Reise und der ritterlichen Thaten zu Wasser und zu Lande" bildet nun den eigentlichen Kern des Buches. Der Humor desselben beruht darauf, daß Schelmuffsky vorgiebt, er habe fast die ganze Welt gesehen, während er in Wahrheit nicht über die Nachbardörfer seiner Vaterstadt hinauskommt, und darauf, daß er seine Aufschneidereien und Lügen den angeblich erfundnen Erzählungen weit gereister Männer als Wahrheit entgegensetzt. Natürlich bringt er lauter Ungereimtheiten vor und verwickelt sich in die größten Widersprüche mit den Thatsachen. Bei ihm fahren Frachtwagen von London nach Hamburg, während er zu Fuße nach Venedig wandert, das auf einem großen, hohen Stein gelegen und mit einem vortrefflichen Wall um-

geben ist. Padua ist seiner Erzählung zufolge nur eine halbe Stunde von Rom entfernt, und Rom selbst liegt vom Tiberflusse umströmt mitten zwischen Rohr und Schilf. Trotzdem findet man hier vortreffliche Heringe, die in Hamburg und Schweden gänzlich fehlen, da man dort nur Forellen zu essen bekommt.

Noch größer aber ist der Widerspruch zwischen den Ansprüchen, mit denen Schelmuffsky auftritt, und dem zudringlichen Benehmen, das seiner Natur entspricht. Überall spielt er den großen Herrn, den Kavalier; immer weiß er sich Ansehen zu verschaffen, und selbst die höchstgestellten Personen, Fürsten und Potentaten, werden durch seine Bekanntschaft bezaubert. Kein Gegner, den er nicht niederwirft, kein Frauenzimmer, das ihm nicht seine Huld gewährt. Bei seiner impertinenten Großsprecherei übersieht Signor Schelmuffsky leider vollständig, daß die Erlebnisse, von denen er berichtet, ihn von einer ganz andern Seite erscheinen lassen. So sehr er sich rühmt, ein feiner Mann zu sein, so roh und tölpelhaft benimmt er sich. Seine dumme, rüpelhafte Natur kommt jeden Augenblick zum Vorschein; die Gastfreundschaft, die ihm aller Orten zuteil wird, vergilt er durch die größten Unflätereien. Dennoch glauben ihm alle Leute und bestärken ihn dadurch in seinem renommistischen Gebahren. Nur der kleine Vetter Däfftle spielt den Zweifler und behauptet zum größten Verdruß des Bramarbas, daß er überhaupt nicht weiter als eine halbe Meile über seine Heimat hinausgekommen sei und sich nur in den nächsten Bierdörfern herumgetrieben habe.

Man könnte meinen, daß hier der Unsinn zu weit getrieben sei, und daß auf die Dauer solche Aufschneidereien ermüden müßten. Wie sich jeder selbst überzeugen kann, ist dies nicht der Fall. Es kommt bei derartigen Geschichten ganz auf die Darstellung an, und diese ist in unserm Romane überaus gelungen. Der Stil der Erzählung ist so flott und knapp, so frisch und köstlich naiv, daß der Leser vom Anfange bis zum Schlusse mit gleichem Behagen dem Verfasser folgt. Der einmal angeschlagene Ton wird in dem ganzen Buche glücklich festgehalten, und die immer sich wiederholenden Wendungen, wie z. B. die Beteuerungsformel: „Der Tebel hohl mer," die wir uns mit englischem Accent gesprochen denken müssen, tragen nicht wenig zur Steigerung des Humors bei. Es ist daher kaum zu viel gesagt, wenn F. Zarncke, von dessen Forschungen über den Schelmuffsky gleich die Rede sein wird, sein Urteil über das Werk dahin zusammenfaßt: „Der Schelmuffsky ist in der Gestalt, in der wir ihn zu lesen pflegen, eine der klassischen Schöpfungen der humoristischen Poesie, eine jener Typen, die, wenn auch einer bestimmten Zeit entstammend, doch durch die geniale Abrundung, die bei ihnen dem Dichter gelungen, ein unvergängliches Eigentum der Phantasie aller Zeiten geworden sind. Er stellt sich ebenbürtig neben den Don Quixote und neben Falstaff."

Über die Tendenz des Romanes hat man sich bisher nicht zu einigen vermocht. Die gewöhnliche Ansicht ist die, daß der Schelmuffsky eine Satire gegen

die zu seiner Zeit modischen Reiseromane enthalte, deren verwegenste Form er verhöhne. Zarncke meint, daß eine solche Absicht des Verfassers allerdings nicht zu leugnen sei, daß er dieselbe aber nur nebenher und in zweiter Linie verfolge. „Der eigentliche Reiz der Gestalt, sagt er, liegt doch anderswo. Sie geißelt jenes Bestreben des über seine Grenze hinausstrebenden Bürgerstandes, die Manieren der vornehmen Welt anzunehmen, die »artigen« und gezierten Sitten des Adels, seine galanten Liebesabenteuer und sonstigen Aventuren, wie die französischen Muster sie eingeführt hatten, nachzuahmen, ein Bestreben, das gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts fast epidemisch zu werden begann."

Wenn einmal in dem Romane eine bestimmte ethische Tendenz gefunden werden soll, so möchten auch wir uns diesen Ausführungen Zarnckes anschließen. Aber es fragt sich doch sehr, ob wir berechtigt sind, dem Verfasser überhaupt eine solche unterzuschieben.

Wir sind gegenwärtig nur zu geneigt, aus derartigen humoristischen Werken mehr herauszulesen, als ihren Verfassern bei der Niederschrift je beigekommen ist. Die ganze Schwankliteratur des sechzehnten Jahrhunderts ist dadurch in ein falsches Licht gestellt worden. Bekanntlich enthält dieselbe eine große Anzahl von Späßen, welche an die Unsittlichkeit des Klerus anknüpfen. Es scheint uns aber ganz verkehrt, wenn man, wie das vielfach geschehen ist, aus dem Umstande, daß gerade diese Sorte von Geschichten so häufig wiederkehrt, auf eine reformatorische Tendenz bei Männern wie Bebel oder Pauli schließen will. Man übersieht dabei viel zu sehr das Behagen, das die Erzähler solcher Streiche an der Sache selbst haben, und vergißt, daß die Gelegenheit, derartige Witze anzubringen, bei keinem Stande günstiger war als bei dem geistlichen, da der Widerspruch zwischen den Forderungen des Cölibates und den Verlockungen des Lebens dieselben nur drastischer machen mußte.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse beim Schelmuffsky. Es ist, so viel wir sehen, garnicht zu verkennen, daß der Schreiber desselben mit dem größten Wohlgefallen das Lügensystem seines Helden ausspinnt, daß er aufschneidet, weil ihm das Aufschneiden selbst Spaß macht, gerade so wie der Jäger, der den Leuten von seinen Heldenthaten, wie man zu sagen pflegt, „die Hucke voll lügt," selbst das größte Vergnügen an seinen Flunkereien hat. Man kann daher immerhin die von Zarncke hervorgehobene Tendenz des Schelmuffsky als eine nebenbei auftretende gelten lassen, die Hauptsache aber ist und bleibt bei dem Buche doch die Freude des Verfassers an der Renommisterei selbst und an dem burschikosen Wesen, welches er seinen Helden zur Schau tragen läßt.

Diese Wahrnehmung wird nur bestätigt, wenn wir die Persönlichkeit des Autors unsrer Erzählung ins Auge fassen und uns vergegenwärtigen, daß er ein Student war und das tolle Leben und Treiben der Studenten seiner Zeit bei seinen poetischen Arbeiten vorzugsweise vor Augen hatte.

Bis vor kurzer Zeit wußte man so viel wie nichts von ihm. Man vermutete zwar, daß er ein und dieselbe Person sei mit dem Dichter einer Reihe von Lustspielen, welche in Anlehnung an die Charakterkomödien Molières mit derbem Humor gewisse gesellschaftliche Mißstände und Ausschreitungen geißeln, man konnte in dem Wellerschen Pseudonymenlexikon die richtige Auflösung des Pseudonyms Hilarius, welches auf dem Titel zweier dieser Stücke erscheint, auffinden, und sah sogar in den „Annalen“ desselben Forschers die persönlichen Verhältnisse des Mannes angedeutet, aber trotzdem blieb die Gestalt des Schöpfers des „Schelmuffsky“ eine dunkle Persönlichkeit, mit der sich keine bestimmte Vorstellung verbinden ließ. Da wurde Professor Friedrich Zarncke in Leipzig von befreundeter Seite auf einige Aktenstücke des Leipziger Stadtarchives aufmerksam gemacht, welche erwünschten Aufschluß gewährten und im Verein mit einer Anzahl authentischer Dokumente in dem Leipziger Universitäts- und im Dresdner Hauptstaatsarchive auf einmal ein helles Licht über unsern Dichter und seine Werke verbreiteten.

Nach Zarnckes in den Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichten Untersuchungen (Bd. XXI, S. 457 ff.) steht es nun ganz sicher fest, daß Christian Reuter der Verfasser des „Schelmuffsky“ ist.

Christian Reuter war am 9. Oktober 1665 in Kütten bei Halle geboren. Seit 1688 studirte er in Leipzig Theologie und später auch Jurisprudenz. Die damals in dieser Stadt herrschende starre Orthodoxie und ihre Kämpfe gegen Andersgläubige scheint ihn wenig angezogen zu haben. Wie später Lessing und Goethe, so meinte auch Reuter seine Ausbildung fürs Leben weniger in den Vorlesungen der Professoren zu erlangen, als vielmehr dadurch, daß er sich recht eigentlich in das Leben selbst stürzte und alle Freuden und Leiden des Studententums gründlich auskostete. Es ist daher kein Wunder, daß man ihm und seinen Genossen nicht viel Gutes nachsagte; ihre Hauptforce, hieß es, bestehe im Trinken und Spielen; es seien verwilderte Gesellen, vor deren Streichen niemand sicher sei. So urteilen wenigstens die Gegner Reuters, und wenn sie auch manches übertrieben und nach Philisterart zu hart geurteilt haben mögen, so viel steht wohl fest, daß Reuter nicht zu den „akademischen Musterjünglingen“ gehörte.

Dennoch dürfen wir ihm das Interesse für Höheres nicht absprechen. Auch ihn packte die Leidenschaft für das Theater, welches in jenen Tagen in Leipzig die aufgeweckteren Geister vorzugsweise beschäftigte. Im Mai des Jahres 1693 war dort das von dem Dresdner Kapellmeister Strungk in Gemeinschaft mit einem Dr. Glaser erbaute Opernhaus am Brühl eingeweiht worden, in dem regelmäßig zur Zeit der Messe Aufführungen stattfanden. Obwohl nun bereits herumziehende Truppen die Hauptschauspieler für die dramatischen Produktionen stellten, so fühlte man doch noch geraume Zeit hindurch das Bedürfnis, da, wo sich die Gelegenheit bot, ihre Reihen durch mitwirkende Studenten zu ver-

stärken, denen auf diese Weise die Möglichkeit sich eröffnete, einige Wochen lang aufs angenehmste für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Wir werden, auch ohne hierfür einen bestimmten Beleg beibringen zu können, schwerlich fehlgehen, wenn wir annehmen, daß Reuter um das Jahr 1695 sich gleichfalls unter den spielenden Studenten befunden habe.

Die deutsche Komödie und das deutsche Singspiel lieferte um die Mitte der neunziger Jahre in Leipzig die meisten Stücke für das Repertoire der damaligen Bühne. Als Muster für die erstere Gattung wurden die Stücke des Zittauer Schuldirektors Christian Weise und diejenigen Molières angesehen, der zu jener Zeit immer mehr Anhänger in Deutschland fand. Ihr Beispiel regte Reuter so sehr an, daß er, sobald er sich zu eignem Schaffen gedrängt fühlte, ganz in ihre Fußtapfen trat. Namentlich zeigte er sich darin als ein Schüler des großen Franzosen, daß er wirkliche, dem Leben entlehnte menschliche Schwächen zum Gegenstande seiner Lustspiele wählte. Damit aber sah er sich vor eine Klippe gestellt, an der vielleicht sein reiches Talent gescheitert ist. Es gelang ihm nicht, das Persönliche zu vermeiden, oder wenigstens urteilten seine Zeitgenossen so und sahen daher in seinen Stücken nur Pasquille, um deretwillen er Strafe verdiene.

Reuter wohnte in Leipzig eine Zeit lang in dem Hause der Witwe eines gewissen Eustachius Müller, welche, im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, mit ihren vier Kindern ein ziemliches wüstes Leben führte, sodaß die Familie schließlich alles verlor und ein schmähliches Ende nahm. Was er in dieser Familie mit erlebt und angesehen hatte, das benutzte er als Stoff für seine verschiednen satirischen Komödien. Er wurde deshalb von der Witwe Müller verklagt und als Pasquillant wiederholt relegirt, bis im April 1696 seine gänzliche Ausschließung aus den Reihen der akademischen Bürger erfolgte. Seine Existenz wurde jedoch durch diese Strafe wenig beeinträchtigt, da es ihm gelang, in Dresden unter dem höchsten Adel einflußreiche Gönner zu finden. Er trat in den Dienst des Kammerherrn Rudolf Gottlob von Seyfferditz und konnte in dieser Stellung über seine ehemaligen Gegner in Leipzig triumphiren. Seit dieser Zeit aber verschwindet er ganz unsern Blicken; wir wissen weder, wie es ihm im „bürgerlichen Philisterium" ergangen, noch wann und wo er gestorben ist.

Auch in seinen Komödien, welche wir freilich nicht mit unsern, an strengere Sitten gewöhnten Augen ansehen dürfen, erweist sich Reuter als ein witziger Kopf und als ein außergewöhnliches Talent für Charakterzeichnung. Ihm zuerst ist es in Deutschland gelungen, eine aus dem täglichen Leben gegriffene Charakterkomödie im Geiste Molières zu schaffen, ohne dabei, wie seine Vorgänger, schulmeisterliche Tendenzen in den Vordergrund zu stellen. Daß er auf diesem Gebiete nichts von bleibender Bedeutung hervorgebracht hat, liegt nicht sowohl an seiner Begabung, sondern an den erbärmlichen Verhältnissen seiner Zeit, über die sich auch das größte Genie nicht hätte hinwegsetzen können.

Sein Hauptwerk bleibt der „Schelmuffsky.“ Es ist jedoch von großem Interesse zu hören, daß die geniale Figur des Helden bereits vor der Abfassung des Romans in der ersten von Reuters Komödien, in der Ehrlichen Frau zu Plissine (1695), erscheint (Plissine, die Stadt an der Pleiße, Leipzig). Dort führt der Sohn der ehrlichen Frau Schlampampe, welche keine andre ist als die verwitwete Frau Müller, diesen Namen. Auch der Schelmuffsky der Komödie kehrt angeblich von weiten Reisen zurück und affektirt wie der des Romans, daß er seine Muttersprache verlernt habe. In der Erzählung seiner Erlebnisse, namentlich aber in seinen Gesprächen bei Tische, finden wir bereits alle Grundzüge der spätern Erzählung vorgebildet. Zum Teil ist die Übereinstimmurg mit den entsprechenden Stellen in der ersten Bearbeitung des „Schelmuffsky“ sogar eine wörtliche.

Diese ältere Fassung ist gleichfalls von Zarncke in einem Exemplare der Gothaer Bibliothek zuerst entdeckt worden. In gewisser Hinsicht steht sie der bisher allein bekannten spätern an Wert nicht nach, da sie diskreter nach Inhalt und Umfang und einfacher im Stil und Satzbau ist. Der eigentliche Typus wird aber erst in der zweiten Redaktion vollendet, sodaß diese immer diejenige bleiben wird, nach der man bei der Lektüre zu greifen hat.

Sie ist es auch, von der Brentano in seiner Abhandlung über die Philister treffend bemerkt: „Es giebt mir keine schärfere Probe der Philisterei als das Nichtverstehen, Nichtbewundern der unbegreiflich reichen und vollkommenen Erfindung und äußerst kunstreichen Ausführung in Herrn von Schelmuffskys Reise zu Wasser und zu Lande. Wer dieses Buch liest, ohne auf eine Art hingerissen zu werden, ist ein Philister und kommt sicher selbst darin vor.“*)



Die Bilanz der Ehe.



an kann der jetzigen literarischen Bewegung im tiefsten Grunde ihre Berechtigung nicht absprechen. Sie ist nicht plötzlich gekommen; wer die Literatur aufmerksam verfolgt, hat sie kommen und anwachsen sehen. Es hat sich im Lustspiel, im Roman wie in der Novelle, ja sogar in der naiv thuenden Dorfgeschichte eine Tradition von Figuren, Motiven und Empfindungen entwickelt, die nachgerade zur Schablone geworden ist, und dagegen lehnt man sich nun auf. Diese Opposition gegen

*) Von beiden Bearbeitungen besitzen wir jetzt bequeme Ausgaben in den zu Halle a. S. bei Max Niemeyer erscheinenden „Neudrucken deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts,“ Nr. 57/58 und Nr. 59.

das Schablonenwesen kann nur mit Freuden begrüßt werden, denn sie ist wahrhaft dichterisch berechtigt. Während das Leben der Menschen, schöpferisch und an Gestaltungen neuer Formen und Verhältnisse reich wie die Natur selbst, eine neue Zeit heraufgeführt hat, sind die Dichter stehen geblieben, und der Zwiespalt zwischen der idealen Phantasiewelt der Literatur und der Welt des wirklichen Lebens, welches uns täglich umgiebt und unsre Gemütsart bestimmt, ist immer größer geworden. Die Bedingungen unsers ganzen Empfindens, unsre Freuden und Leiden, unsre Liebhabereien und Ideale sind andre: die Schablone hat davon keine Notiz genommen. Darum der Ruf der jungen Generation: Fort mit der Schablone! Wahrheit, Realismus!

Es handelt sich nicht um eine neue, eine vollendetere, höhere Form. Damals als man der Produktion des jungen Deutschlands satt geworden war, in der Opposition, welche Auerbach, Geibel, Hebbel, später Gustav Freytag und Paul Heyse führten, damals handelte es sich vornehmlich darum, der künstlerischen Form, der ehrlichen objektiven Darstellung und Gestaltung zu ihrem Rechte zu verhelfen, welches in dem Übermut des sich selbst bespiegelnden poetischen Individuums, in der politischen Tendenzpoesie, in der Reise- und Badenovellistik, in den Seeschlangen neunbändiger Romane von Gutzkow unterzugehen drohte. Aber seither hat gerade die Form eine außerordentliche Pflege erlebt, das künstlerische Gewissen ist wieder genügend gestärkt, Beherrschung der Form ist selbstverständliche Voraussetzung jeder dichterischen Produktion geworden. Und einzig und allein um einen neuen, wahren Inhalt, den das auf so vielfach veränderte Bedingungen neu gestellte Leben uns förmlich aufdrängt, handelt es sich im jetzigen Zeitpunkte. Darum also: Wahrheit, zunächst nichts als Wahrheit!

Von diesem Standpunkte aus, im bewußten Gegensatz gegen die Tradition, hat Gustav Schwarzkopf seine novellistischen Studien: Die Bilanz der Ehe*) geschrieben. Diese literarische Tendenz verrät sich in den Novellen nur hie und da, durch einen eingeflochtenen ironischen Seitenhieb auf die Überlieferung, wie z. B. in der Stelle: „Die Annahme, daß ihre innige Liebe ihnen jede Entbehrung leicht erscheinen lassen oder garnicht fühlbar machen würde, diese von den Dichtern aufrecht erhaltene Tradition, die von einer Generation von Liebenden auf die andern übergeht und die auch sie gläubig nachempfunden hatten, scheint in ihrem Falle doch irrig gewesen zu sein" (I, 262). Aber als rechter Deutscher hat Schwarzkopf seinen Standpunkt auch vorher theoretisch klar gemacht, und zwar geschah dies in der (auch den Lesern der Grenzboten) bekannten Broschüre: „Der Roman, bei dem man sich langweilt." Jedenfalls war sein Auftreten vornehmer und originaler als das der Berliner Stürmer und

*) Die Bilanz der Ehe. Novellistische Studien von Gustav Schwarzkopf. Erster Band: Passiva. Zweite durchgesehene Auflage. Zweiter Band: Dubiosa. Dresden und Leipzig, Minden, 1886.

Dränger nach berühmten Mustern; am klügsten aber war es, daß Schwarzkopf die eigne Produktion der kritischen Auseinandersetzung auf dem Fuße folgen ließ, denn nirgends gilt die That mehr und das Räsonniren weniger als auf dem Gebiete der Kunst. Zudem ist jeder Schaffende einseitig und hat die ausgesprochenste Neigung, seine persönliche Eigenart zum Wesen der Kunst selbst zu machen; alle Dichter haben mit ihren theoretischen Erörterungen nicht halb so viel sagen können, als mit ihren schöpferischen Dichtungen, und auch die Studien Schwarzkopfs sind bedeutender und beredter, als seine kritische Darlegung.

Schon der Titel ist für sein Werk bezeichnend. Er kündigt an, daß sich eine Reihe von Studien mit der Ehe beschäftigen werde. Für die Tradition bietet das Eheleben als solches keinerlei poetische Ausbeute. Wenn „sie sich haben," dann fällt der Vorhang; die Fabel der Schablone dreht sich nur um diesen gegenseitigen Erwerb von Männlein und Weiblein; dramatisches Interesse glaubt sie einzig in der Liebesleidenschaft finden zu können. Da kommt ein neuer Mensch, sieht die Welt unbefangen an und findet, daß nach dem Trauungsakte der Kirche das Merkwürdigste im Leben seiner lieben Mitmenschen erst beginne; dieses bisher poetisch so unfruchtbare Eheleben wird ihm eine Quelle dichterischer Motive, und durchaus nicht etwa nach Art der neuesten Franzosen als Schule des Ehebruches; kaum ein einziger Fall dieser Art erscheint in seinen Studien. Er findet aber noch mehr mit seinem unvoreingenommenen Blicke. Die Dichter versichern uns fortwährend: die Liebe kommt, man weiß nicht wie? und die Liebe geht, man weiß nicht wie? und die Liebe beherrscht alles! Der neue Beobachter kennt auch die ewige Sehnsucht des Menschenherzens, er zweifelt auch nicht, daß zuweilen wohl einmal auch die reine, selbstlose, thörichte und doch so süße Leidenschaft in die Seelen einziehe; aber er kann nicht finden, daß die Liebe die einzige, ja auch nur die vorherrschende Leidenschaft der Menschen wäre. Er findet eine ganze Reihe höchst verschiedner Triebfedern, er findet sie eben dort, bei derselben Eheschließung, wo die Schablone keine andern Motive sucht und darstellt als die Liebe! Er findet, daß Eitelkeit, Ruhmsucht, Habgier, nüchternes Bequemlichkeitsbedürfnis, die prosaischsten Erwägungen, ja das nackte Geschäftsinteresse die Mehrzahl der ehelichen Verbindungen in seiner ihm sichtbaren Gesellschaft veranlaßt. Die Welt ist ihm auf ganz andern Grundlagen aufgebaut, als es ihm die Schablonenpoeten weiß machen wollen, und er hat den Drang, dies auch zu bekennen, die Bilder der Genußsucht und des Egoismus, welche ihm Erfahrung und Beobachtung geliefert haben, festzuhalten. So entsteht denn eine „Bilanz der Ehe": eine Bilanz in der That, weil in dieser Welt der fatale nervus rerum keine geringe Rolle bei der Ehe spielt.

Dabei ist Schwarzkopf weit davon entfernt, sich mit der Welt, die er schildert, für eins zu halten, oder etwa durch einen paradoxen Stil, ein auf den Kopf gestelltes Sittengesetz, einen abstrusen Geschmack, eine sozialistische

Lehre oder sonst dergleichen die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise auf sich lenken zu wollen. Er selbst ist für sein Teil ein alter Idealist geblieben, und im Lichte dieses sittlich gesunden Wesens stellt er seine Bilder hin. Ja es ist sogar etwas Herbes in ihm, das vor keinem noch so strengen Urteil zurückscheut. Aber er schildert nicht roh die Rohheit, nicht gemein die Gemeinheit, er trifft den rechten Ton für alle Handlungen. Das Wort: Sine ira et studio setzt er als Motto über seine Studien; er ist in der That kein Prediger geworden, aber das Mitgefühl des Dichters konnte er zum Glück nicht verbergen, man spürt die schwer verhehlte Teilnahme und Bewegung immer durch. Nicht um zu verurteilen, auch eigentlich nicht um lächerlich zu machen, so sehr er den sarkastischen Ton liebt, setzt er die Feder an, sondern nur um den wahren Sachverhalt anzugeben. Auch seine Form ist so schlicht wie nur möglich. Seine Darstellungsweise geht nicht auf Spannung aus, seine Fabeln sind höchst einfach, seine Art zu erzählen ist nicht dramatisch, sie bewegt sich in fortlaufender Charakteristik, hascht nicht nach Witzen oder geistreichelnden Wendungen, sondern wählt den möglichst einfachen Ausdruck. Und doch weiß er zu fesseln, so anregend festzuhalten, daß man immer wieder diese Studien lesen kann, ohne das Interesse erlahmt zu fühlen. Dies bewirkt ihre höchst merkwürdige Sachlichkeit. Immer zwar führt der Erzähler das Wort, und selten tritt eine Figur selbstsprechend dazwischen, und gleichwohl denkt man nicht an den Autor, sondern immer nur an die Dinge. Das macht die überaus reiche Fülle von Beobachtungen, die Sättigung mit der Wirklichkeit in diesen Studien. Ob wir in die Theaterwelt oder in die hohe Gesellschaft, in die kleine Beamtenfamilie oder in das Leben des epikureischen Junggesellen, in das Treiben des Börsianers oder des literarischen Strebers eingeführt werden: überall ist der Autor zu Hause. Er kennt die Modesprache, die technischen Ausdrücke jedes Berufes, die Liebhabereien aller Stände, und überrascht überall durch die treue Wahrheit seines Gemäldes. Er findet Charaktere, Typen, Verhältnisse, die wir alle kennen, zu denen wir am Ende selbst gehören, und man wundert sich schließlich nur darüber, daß nicht schon früher ein Schriftsteller diese auf offner Straße liegenden Novellenschätze aufgehoben und verwertet hat.

Vornehmlich ist es der Boden der Großstadt, speziell Wiens, von dem sich Schwarzkopf seine Gestalten holt; man kann seine Studien geradezu als Wiener Sittenbilder bezeichnen. Wie meisterlich ist gleich die zweite Skizze des ersten Bandes: „Verrechnet." Es ist die berühmte Maifahrt im Prater. In einem glänzenden Wagen mit zwei steifen Lakaien sitzt ein schönes Weib, in auffallend reicher Toilette, neben einem steinalten, in sich zusammengesunkenen Manne. Sind dies Vater und Tochter? Nein, es sind Ehegatten. Wie kamen die aber zusammen? Vor zwanzig Jahren war sie die Tochter eines armen Büreaudieners, der im Hause des jetzt neben ihr sitzenden Millionärs angestellt war. „Der damals 63jährige Mann, der jede Lust ausgekostet hatte, fühlte

beim Anblick dieses blühenden, jugendfrischen Geschöpfes ein letztes Aufflackern von Sinnlichkeit; seine zuerst flüchtige Caprice wurde durch den Widerstand des Mädchens zur Leidenschaft, denn dieses scheinbar so unerfahrene, nach Reichtum lechzende Mädchen wies alle Geschenke zurück und widerstand allen Versuchungen, den glänzendsten Anerbietungen, widerstand den klugen Ratschlägen einer zärtlich besorgten Mutter, widerstand der Ängstlichkeit des Vaters, welcher für seine Stellung fürchtete. Sie wollte die legitime Herrin eines glänzenden Hauses sein, sie wollte dies ganze große Vermögen einst ihr eigen nennen, sie wollte geheiratet werden, und — sie setzte es durch.... Als sie sich zur Trauung ankleidete, als zum erstenmale schwerer, schimmernder Atlas ihre Gestalt umhüllte, da fühlte sie eine Regung von Dankbarkeit .... »ja, sie will ihm eine brave Gattin sein«.... man legt ein funkelndes Geschmeide um ihren Hals .... »ja, sie will seinen Lebensabend verschönern«.... Und das schöne Gesicht dem Spiegel zugewendet, verfällt sie in tiefes Sinnen .... »er ist alt und so kränklich und gebrechlich, er kann in den nächsten Tagen sterben«.... jetzt flicht man den blühenden Myrtenkranz in ihre Locken .... »in den nächsten Tagen ... nein, das will sie nicht, sie wünscht es nicht, es wäre ihr sogar unbequem, er muß ihr Zeit lassen, sich zu bilden, er muß sie in seine Gesellschaft einführen, ihre Stellung befestigen .... o, sie wird auf ihn sehen, sie wird ihn pflegen, dafür sorgen, daß die schwache Flamme nicht so bald erlischt .... in vier bis fünf Jahren«.... jetzt befestigt man die kostbaren Spitzenschleier .... »soviel giebt sie ihm höchstens ... dann ja, gewiß ... aber diese Zeit ihm zu opfern, ihn glücklich zu machen, ist sie ehrlich entschlossen, sie ist dann noch immer jung, vierundzwanzig Jahre, und ein ganzes, glänzendes Leben liegt dann noch vor ihr ... Dann wird sie genießen in vollen Zügen, lieben aus vollem Herzen, alle, alle Wonnen kosten«...; ein leichtes Beben erschüttert ihren schlanken Körper, ein wollüstiger Schauer durchzuckt sie, und sie schließt die Augen.... Ihre Brauttoilette ist beendet ...." Und sie hat Wort gehalten. „Nach Jahresfrist plauderte sie geläufig französisch und spielte die populären Operettenmelodien; sie gab lächelnd eine kurze Kritik des neuesten Romans, hatte dunkle Begriffe von Spätrenaissance und Barockstil, von niederländischer und moderner Schule, und wenn man von Schopenhauer sprach, rümpfte sie das zierliche Näschen, zum Beweis, daß ihr die ungalanten Äußerungen dieses Philosophen wohlbekannt sind." Sie ist auch ihrem Gatten treu geblieben, hat jeder Verführung widerstanden, denn sie liebte das Geheimnis nicht; sie hat, als er schwer krank darniederlag, Nächte lang an seinem Bette gewacht, ihn sorgsamst gepflegt — aber, er hat ihr nicht den Gefallen gethan zu sterben. Nun ist sie schon zwanzig Jahre an ihn gekettet, und wie aus Schadenfreude bleibt er am Leben. Sie wird alt, ihre Schönheit beginnt schon zu schwinden, sie hat nichts mehr zu hoffen. Und der Erzähler schließt: „Sie ist gekauft worden, auch sie wird wieder kaufen müssen. Mit demselben Vermögen, für dessen Besitz sie widerliche

Umarmung erduldet, mit demselben Vermögen wird auch sie wieder Liebe — nein, die Geberde der Liebe bezahlen. Der Preis ihres Lächelns war eine neue Toilette, eine Equipage, ihre Küsse taxirte sie mit Diamanten, dafür wird auch sie die kostspieligen Passionen eines jungen Gatten befriedigen, seine Spielschulden bezahlen, um ein Almosen seiner Liebkosungen zu erhalten. Wie sie den Tod ihres Gatten ersehnte, so ungeduldig wird auch auf ihr Ableben gewartet werden, und mit Dirnen, die mit ihrem Gelde bezahlt werden, wird der junge Gatte sich lustig machen, über »das zähe Leben der verliebten Alten.« Sie weiß, daß es so kommen wird, und doch wird sie, wenn sie erst frei ist, sich dieses Loos selbst bereiten. Sie will ihr Programm durchführen bis ans Ende; die letzte Nummer lautete »Liebesglück,« sie wird sich eben mit einem Surrogat begnügen."

Ein andres Bild, eine Ehe „Aus Dankbarkeit." Eine kleine, mit Töchtern und Söhnen gesegnete Beamtenfrau hat einem jungen Mediziner, der sich kümmerlich vom Stundengeben ernährte, Kost und Wohnung gewährt für seinen Unterricht ihrer Kinder. Für den armen Teufel war dieses Unterkommen ein großer Gewinnst: nun konnte er doch ohne knurrenden Magen seine Studien verfolgen. Er unterrichtet auch die älteste, ungefähr in seinem Alter stehende Tochter der Wohlthäterin, und zwischen den beiden jungen Leuten entspinnt sich ein Liebesverhältnis. Die Mutter hat nichts dagegen; sie berechnet, daß ihrer mitgiftlosen Tochter der einstige Doktor der Medizin eine sehr gute Versorgung bieten werde, und die jungen Leute leben unter ihrer Obhut als Verlobte. Aber der „Doktor" ist so schnell nicht erreicht, Stunden geben muß der Arme auch jetzt noch, der Unterricht im Hause selbst raubt ihm auch die beste Arbeitszeit, und immer lebt er mit der Braut tugendhaft zusammen und nimmt teil an dem karg und kümmerlich bemessenen Mittagstisch, an der schulmeisterlichen Bevormundung der Wohlthäterin. Endlich hat er das Diplom erlangt — aber kann er davon leben? muß er nicht noch zwei Jahre Spitalpraxis durchmachen? Selbst als graduirter Doktor giebt er Lektionen. Endlich winkt ihm das Glück, er erhält eine bescheidne Anstellung als Stadtarzt in der Provinz, in einem stillen Neste. Jetzt endlich kann er heiraten. Aber Sophie ist unterdes älter geworden, jede Liebesglut zwischen den beiden an einander gefetteten Leuten ist längst erloschen, nur aus Dankbarkeit, nur um sein Wort zu halten, heiratet der junge Arzt das Mädchen. Und die ganze, im Laufe der Zeit ihm in der tiefsten Seele verhaßt gewordene Lebensführung nimmt er in seinen neuen Hausstand mit. Anstatt frei aufzuatmen, hat er sich die Fesseln noch enger geschlungen. Sophie hat nie einen andern Hausstand gesehen als den ihrer Mutter, und der eigne ist eine genaue Kopie desselben. Hermann ist zu ehrlich, zu gewissenhaft, sie zu verlassen, sie hassen sich gegenseitig abgrundtief und können doch nicht von einander los: sie, weil sie nicht das Schicksal der geschiednen Frau auf sich nehmen will, er, weil er zu feig ist, seinem innersten Wollen zu gehorchen. Und so geht

es Jahre fort, bis ihm ein Zufall Geld in die Hände bringt. Damit eilt er, ohne den Mut zu haben, von Sophien Abschied zu nehmen, sogleich nach Wien; endlich kann er an dem Genuß teilnehmen, der ihm in seiner jammervollen Studentenzeit verboten war. Mit zügelloser Leidenschaft stürzt er sich in das Meer bacchantischer Freuden, aber nicht etwa um auszutoben und dann wieder heimzukehren — o wie haßt er sein Heim! Er schwelgt so lange, als er kann, den Rest des Geldes schickt er seiner Frau mit einem Briefe, der ihr mitteilt, daß er freiwillig aus den Reihen der Lebenden scheide.... Ein düsteres Bild, ja, aber wer Wien kennt, muß seine Wahrheit zugestehen.

So wird ein Bild nach dem andern aufgerollt. Die Heirat eines vermögenslosen Advokaten mit einer reichen Fabrikantenstochter: er braucht ihr Geld, sie seinen Namen, von ehelicher Liebe ist dabei von vornherein nicht die Rede. Er ist ein fleißiger und bald sehr gesuchter Rechtsanwalt, sie spielt die Modedame und verschwendet ihr Vermögen so lange, bis sie ihn ruinirt: eine „Geldheirat.“

Wieder ein andres Bild: „Eine glänzende Partie“ — die ehrgeizige Schauspielerin, der es gelingt, einen Grafen zu erheiraten. Ihm schmeichelt das Aufsehen, welches seine Verbindung macht; den Beifall, welchen das Publikum der Schauspielerin klatscht, möchte er am liebsten selbst einheimsen. Aber kaum sind sie getraut, so will sie die Gräfin spielen, wird langweilig und verliert die Gunst ihres Gatten, der sich eben in jener widerlichen Komödiantenatmosphäre wohl fühlt, der entronnen zu sein sie froh ist; natürlich wird der Graf untreu und holt sich in der Rollen- und Ruhmeserbin seiner jetzigen Frau die Maitresse, die ihn amüsirt; die „Theatergräfin“ aber zieht sich, von allen verlassen, auf das einsame Landgut zurück, um als Betschwester zu enden. u. s. w.

In allen Geschichten des ersten Bandes der „Passiva“ herrscht dieser düstere Ton vor, hier kommt es zu keiner Ausgleichung, anfänglicher Glanz endet mit moralischem Elend. Der zweite Band der „Dubiosa“ bringt eine Reihe von Charakteren, die sich mit ihrem Schicksal in Harmonie befinden, wenn sie auch ein Weile mit ihm gehadert haben. Köstlich ist die Satire: „Die Heirat eines Genies.“ Hellmut Meier, ein Dichterling, der das Glück hatte, von dem tonangebenden Kritiker in einer souveränen Laune für ein hoffnungsreiches Talent erklärt zu werden, hat das weitere Glück, die reizende Tochter des Kleider-Großhändlers Weinmann in Literatur und Kunstgeschichte zu unterrichten und dabei ihre Liebe zu gewinnen. Nach einigem Widerstreben giebt der Vater seine Einwilligung zur Heirat, denn man hatte ihm nahe gebracht, daß sich heutzutage auch mit der Literatur Geld verdienen lasse. Hellmut Meier übernimmt also die Pflicht, ein berühmter Dichter zu werden. Aber er hält das Versprechen nicht, seine Gedichte werden nicht gelesen, seine Romane werden unbarmherzig verurteilt, sein Lustspiel fällt durch. Der kaufmännische Schwiegervater ist wütend über diesen Betrug, einen solchen nutz-

losen Schwiegersohn kann er nicht brauchen, und der arme Dichter muß sich entschließen, in das prosaische Geschäft einzutreten. „Hellmut Meier hatte sich auffallend rasch und mit großem Geschick in seine neue Thätigkeit eingefunden. Der unvermittelte kühne Übergang zu einer andern Branche hatte seiner Gesundheit nicht geschadet, seinen Appetit nicht beeinflußt, das schöne Gleichgewicht seiner Seele nicht zu erschüttern vermocht. Er besaß Verstand genug, eine für die Gelegenheit passende Physiognomie anzunehmen, Geschicklichkeit genug, verschiedne ziemlich glaubwürdige Motivirungen für seine Resignation zu finden. Nur in den ersten Monaten trug er gewissen Personen gegenüber die Miene des unglücklichen Opfers zur Schau. Er schämte sich ein wenig vor seinen einstigen Kollegen, und wenn er einen von ihnen traf, nahm er die Pose des Mannes an, der von dem grausamen Schicksal, von der unerbittlichen Notwendigkeit gezwungen wurde, seinen schönsten Träumen zu entsagen, sein ihm von Gott gegebenes Genie verkümmern zu lassen. »Ich mußte es thun — es handelte sich um mein Weib — mein Kind — du begreifst — was ich gelitten — laß mich schweigen — —.« Ein schmerzlicher Blick nach oben, ein Händedruck, und er verabschiedete sich. Nach kurzer Zeit schon wurde ihm die Pose lästig und erschien ihm überflüssig. Wenn er einer Begegnung absolut nicht ausweichen konnte, zog er es vor, seinen Schmerz für sich zu behalten und dem Freunde seine guten Zigarren anzubieten, ein Verfahren, bei welchem beide Teile ihre Rechnung fanden."

Wir können Schwarzkopfs Buch nicht noch weiter plündern; das Bisherige mag zur Erklärung und Bestätigung der Charakteristik genügen, die wir von seinem originellen Wesen zu geben versucht haben. Der Wert seiner Studien liegt nicht bloß in ihrem ästhetischen Realismus, sondern auch in dem rücksichtslosen Mut, mit dem sie scheinbar so ganz nebenbei die satirische Geißel über viele Zustände des Wiener Lebens schwingen. Sie werden in dieser Richtung gewiß befreiend wirken auf manches Gemüt, welches die gleichen Übel empfunden hat, ohne sich Rechenschaft über ihren Grund geben zu können.

Innsbruck. Moritz Necker.



Das Bleibende im kirchenpolitischen Kampfe.



Zu den schwierigsten Fragen unsrer Zeit gehört, in Deutschland wenigstens, die kirchenpolitische. Andre Völker, denen das „Unglück" konfessioneller Spaltung erspart ist, mögen ihre staatliche Würde in ihrer Weise wahren oder wiederherstellen müssen, sie mögen dabei vom parlamentarischen Kampfe bald unterstützt, bald, wie das so geht, gehemmt werden, es bleibt doch immer jedem Bürger klar, daß

nur staatliche Beweggründe mit den kirchlichen im Kampfe liegen. Bei uns stellt sich sofort zugleich eine Konfessionspolemik ein. Die katholische Minderheit fühlt sich einer protestantischen Mehrheit gegenüber, und nicht bloß dem Staate. Die Bitterkeit wird dadurch größer; man jammert über Vergewaltigung nicht nur vom Staate, sondern auch von dem protestantischen Staate aus.

Daran ist nichts zu ändern. Den einzigen Fall, welcher diese Verbitterung beseitigen würde, wagen nur wenige Menschen ins Auge zu fassen, den Fall der wiederhergestellten Einheit der Konfession. Wenn nur katholische oder nur evangelische Christen unser Land bewohnten, so wäre der Kampf vorbei, oder er wäre kaum noch wahrzunehmen. Gewalt kann dies Resultat nicht zu stande bringen, weder staatliche noch kirchliche. Der echte Katholik glaubt freilich, daß die Evangelischen einmal wieder nach Rom zurückkehren werden. Aber es ist ein schweres Stück, so viele Millionen protestantischer Christen umzustimmen. Der Syllabus läßt darum auch nicht zu, daß die „Kirche“ nur geistliche Mittel gegen Andersgläubige anwenden dürfe. Wenn durch Gottes Gnade einmal wieder die erforderliche politische Macht für den Katholizismus gewonnen ist, dann tritt auch diese politische Macht in den Dienst der Ketzerbekehrung. Vielleicht daß dann Deutschland nach den bekannten letzten Kämpfen auf märkischem Sande wieder ganz römisch fühlt. Aber wir können diese Zukunft nicht sicher in Rechnung ziehen. Vorläufig wird in Deutschland die Mischung der Konfessionen nur noch bunter, wie natürlich. Es fragt sich daher, ob es nicht zeitweilige Auskunftsmittel giebt, die eine erträgliche Stimmung zwischen den verschiednen Elementen des kirchlich-staatlichen Lebens ermöglichen, ohne der Zukunft vorzugreifen. Der preußische Staat bejaht dies.

Bis zum Überdruß ist es wiederholt worden, weshalb sich unser Staat im Jahre 1872 entschloß, der sogenannten Freiheit der römischen Kirche entgegenzutreten. Die Konfessionen werden sich darüber nie verständigen, und der Staat nie mit der römischen Kirche. Das wissen auch beide Parteien. Indes im einzelnen kann man schon jetzt sehen, daß sich die Dinge immer glimpflicher machen werden. Denn es ist selbstverständlich, daß der Kampf schließlich die Sehnsucht nach Frieden hervorruft. Bei uns scheidet sich die Periode der siebziger Jahre reinlich von der der achtziger Jahre. Die erste baut die unter dem freundlichen Namen der „Maigesetze“ bekannte Eindämmung der römischen Freiheiten, die achtziger Periode reißt sie nicht ganz ab, setzt aber Schleußen hinein, um den Andrang der Flut etwas zu vermindern; denn das Wasser hat auch seine Gesetze.

Es ist nun eine Verdunklung der kirchenpolitischen Frage, wenn man die nächste, eben gezeichnete friedliche Wendung für ein Preisgeben der großen Angelegenheit der religiösen Zukunft, für ein Preisgeben der staatlichen Selbständigkeit erklärt. Nur von einem kleinlichen Gesichtspunkte aus könnte man jedes Nachgeben in einzelnen Maßregeln für ein Unheil halten, wenn man

nämlich überhaupt den kirchlichen Vereinen, speziell der römischen Kirche, keinerlei Selbständigkeit beimessen wollte und jede Einräumung an sie einen Verrat am Staate nennte. Das widerspricht aber doch den heutigen Ansichten völlig. Streit ist nur über die Abgrenzung der beiderseitigen Rechte und über die Art, wie diese Abgrenzung zu stande kommen soll. Wir haben in der Verfassung das Recht des Staates, diese Grenze zu bestimmen, wieder unzweifelhaft zurückerobert und einige zweideutige Paragraphen deswegen ausgemerzt. Aber daß es ein eigentümliches Gebiet der christlichen Kirchen giebt, in das der Staat nicht einzugreifen hat, ist außer Frage. Es ist also nur die Aufgabe, zu ermitteln, ob die siebziger Jahre ihre eindämmende Tendenz nicht übertrieben haben (denn unsre Regierungen und unsre Parlamente sind ja nicht im Besitze der Unfehlbarkeit), und ob die achtziger Jahre in ihrer entgegengesetzten Tendenz ein wichtiges Stück religiös-staatlicher Zukunft geopfert haben, indem sie jene Bestimmungen abänderten.

Diese Überlegungen können wir nur vom Standpunkte des Staates, speziell des modernen Großstaates anstellen, von der römischen Theorie aus haben sie keinen Sinn. Nun hat sich der Staat im Laufe des Kampfes überzeugt, daß er gewisse Seiten des kirchlichen Lebens mit Unrecht für unwesentlich gehalten habe. Ihm war der Unterschied zwischen Religion und Kirche noch nicht ganz deutlich geworden, und es wird immer einem Staatsmanne, der nicht längere Zeit im katholischen Volke gelebt hat, unmöglich sein, diese beiden Elemente genau zu sondern. Für einen Protestanten, der immer die religiöse Individualität im Auge hat, klingt es ungereimt, wenn ein römischer Laie sich bedrängt fühlt dadurch, daß sein Geistlicher ein Examen in Philosophie und Geschichte ablegen, daß er der staatlichen Behörde angezeigt werden soll, daß sein Bischof nicht mehr nach Belieben seine Geistlichen umherwerfen, absetzen und strafen soll. Aber das römische Gefühl reicht wirklich dahin; ihm ist die Freiheit des kirchlichen Institutes und seine Herrschaft ein göttliches Gnadengeschenk, von dem seine Seligkeit abhängt. Es hilft nichts, wir müssen uns hineindenken, um die Gefühlsregungen zu verstehen, die wir überall wahrnehmen. Ändern können wir an dieser römischen Auffassung doch nichts wesentliches. Wenn wir so deutlich erkennen, daß die Seele der Römischen an diesen Freiheiten hängt, daß eine nicht zu stillende Klage, eine steigende Erbitterung die Folge unsrer Maßregeln ist, so ist es nicht unnatürlich, daß der Staatsmann sich fragt, ob der Staat wirklich jene drückende Maßregel nicht aufgeben dürfe, ohne seine jetzige und künftige Aufgabe zu gefährden. Zumal wenn er etwas von der Natur eines Großstaates in sich fühlt, wird er sich leicht zu Konzessionen entschließen. Und so konnte man voraussagen, daß Preußen einige von den antirömischen Positionen aufgeben werde, als sich ein so schwerer Gewissensdruck in den Gemeinden kundgab. Wir wären ganz sicher lange vor 1880 dazu gekommen, wenn nicht im polnischen Gebiete das katholische zugleich als das deutschfeindliche

Element uns Schwierigkeit gemacht hätte. Wer den Dingen gefolgt ist, wird wissen, daß die polnische Frage von Anfang an auf die kirchenpolitische Frage, besonders auf dem Gebiete der Schulaufsicht und der Heranbildung des Klerus, ganz entschieden gewirkt hat. Wäre es möglich, die polnischen Adlichen und die polnischen Geistlichen für deutsche Kultur und den preußischen Staat freundlich zu stimmen, was wir für die nächsten fünfzig Jahre für völlig unmöglich halten, so wäre eigentlich der kirchenpolitische Streit in Preußen beseitigt. Es ist jedenfalls richtig, daß die achtziger Jahre es für möglich gehalten haben, trotz der polnischen Schwierigkeiten mehreres zu mildern. So wurde es (1880) abgestellt, daß man Geistliche durch gerichtliches Urteil aus ihrem Amte entlassen konnte, der Bischof blieb Bischof, nur durfte er an dem bisherigen Orte sein Amt nicht mehr ausüben. Es wurde den Bistumsverwesern der Eid erlassen. Gesetzlich angestellte Geistliche konnten in notleidenden Pfarreien Amtshandlungen ausüben, wenn sie nur nicht die Absicht bekundeten, dort ein förmliches Amt zu übernehmen. Die Gehaltszahlung an Geistliche wurde unter leichtern Bedingungen wieder aufgenommen, dagegen die staatliche Verwaltung kirchlichen Vermögens wurde an die Ermächtigung des Staatsministeriums als an eine erschwerende Bedingung geknüpft. Die krankenpflegenden römischen Genossenschaften wurden freier gestellt und ihr Wirkungskreis erweitert. Zwei Jahre nachher (am 31. Mai 1882) ging die Milderung der kirchenpolitischen Gesetze noch weiter. Die Begnadigung der Bischöfe wurde in Aussicht genommen und deren Rückkehr wirklich vollzogen in mehreren Fällen. Es zeigte sich, daß bei einem solchen Falle, der Rückkehr eines Bischofs, der Staat noch lange nicht aus den Fugen ging. Die Staatsprüfung der Geistlichen, die nur von evangelischen und altkatholischen Kandidaten gemacht worden war, wurde in etwas sonderbarer Weise durch ein Fleißzeugnis der Professoren ersetzt, ein Zeugnis, das man Jahre vorher für die übrigen Studien ausdrücklich hatte fallen lassen. In Bezug auf Vorbildung durfte der Minister auch von den andern Erfordernissen des § 4 dispensiren, selbst von den wichtigsten, offenbar um die entstandnen Lücken in der römischen Seelsorge auszufüllen. In Voraussicht dieser Lücken hatte man früher den katholischen Gemeinden und Patronen gestattet, im Notfalle sich selbst Geistliche zu erwählen. Das war zwar eine uralte Einrichtung, aber sie war dem spätern kanonischen Rechte so zuwider, daß die besten protestantischen Kirchenrechtslehrer es tadelten, solche „Staatspfarrer“ in Aussicht genommen zu haben. Sie mußten im Jahre 1882 aufgegeben werden.

Ein Jahr später wurde wieder ein Stück der alten Position aufgegeben, ein wichtiges. Die Bischöfe brauchten diejenigen Geistlichen nicht mehr dem Staate zu benennen, die unbedingt abberufen werden können, oder nur eine vorübergehende Hilfeleistung oder Stellvertretung übernehmen. Dadurch wurde es, in Verbindung mit liberalen Dispensationen und Straffreierklärungen möglich,

fast überall die katholische Seelsorge wieder herzustellen. Selbst ältere Dechanten, die man irgendwo gern anstellen wollte, begabte man mit der Eigenschaft von „Hilfsgeistlichen," um dem Gesetz formell genugzuthun. Der prinzipielle Widerspruch gegen die Anzeigepflicht überhaupt war ja gerettet. Eine andre Zerbröckelung traf den kirchlichen Gerichtshof. Er wurde in drei Fällen für nicht mehr zuständig erklärt. Die Straffreiheit geistlicher Handlungen wurde ausgedehnt. So war denn eine große Freude über diese dritte Milderung der sogenannten Maigesetze in den katholischen Kreisen.

Nach drei Jahren des Wartens sind nun jetzt die Vorschläge zu einer vierten Reihe von Milderungsgesetzen dem Herrenhause übergeben und werden in einer Kommission beraten. Was ist der Inhalt derselben? Die wissenschaftliche Staatsprüfung der Kandidaten der Theologie, welche zuletzt auf ein Fleißzeugnis reduzirt war, soll ganz aufgegeben werden. Damit wird also verwirklicht, was Karl Hase schon 1878 in seiner Broschüre „Des Kulturkampfs Ende" geraten hatte. „Wer ein deutsches Gymnasium mit Ehren absolvirt hat, der hat an humanistischer Bildung zur Not genug für einen katholischen Pfarrer." Das ist ganz in Übereinstimmung mit der Äußerung eines deutschen römischen Bischofs, „er brauche nicht gelehrte Priester, sondern nur eine jährliche Zufuhr von ehrbaren und gehorsamen Verrichtern von liturgischen Vorschriften."

Sodann will diese vierte Vorlage noch weiter die Heranbildung solcher guten, gläubigen Verrichter liturgischer Handlungen erleichtern. Das Verbot der sogenannten „Knabenseminare" ist von einigen Seiten, wie erzählt wird, mißverstanden worden, indem man auch kirchliche Gymnasialalumnate darunter rechnete. Dieses Mißverständnis soll ausdrücklich zurückgewiesen werden. Als Gymnasialalumnate kirchlicher Art, die nicht verboten sind, werden in der Begründung der neuen Vorschläge genannt: das Collegium Marianum zu Pelplin, das früher zu den verbotenen gerechnet wurde (Wiese I, 277), das katholische Knabenpensionat zu Opladen bei Köln (das „Erzbischöfliche Aloysianum"), die Knabenkonvikte zu Hildesheim, Osnabrück, Meppen, Hadamar, Montabaur und mehrere andre. Diese Anstalten nehmen zwar nur katholische Zöglinge auf, aber sie fordern nicht, daß sie künftig Theologie studiren, auch sind Rückzahlungen der Pensionsgelder ꝛc. untersagt. Es sind Erziehungsanstalten für weniger bemittelte, sie sind an eine staatliche Unterrichtsanstalt angelehnt und werden von dem Direktor dieser Anstalt einigermaßen kontrolirt. Sie sollen also durch Gesetz für erlaubt erklärt und nur unter die allgemeine Staatsaufsicht gestellt werden. Diese Aufsicht wird noch genauer zu definiren sein, zumal da auch Studentenkonvikte und Predigerseminare, welche die Universitäten ersetzen dürfen, in dieselbe allgemeine Staatsaufsicht treten sollen, auch die Lehrer an denselben nicht der Anzeigepflicht unterliegen werden. Zu der sanitätspolizeilichen Aufsicht muß doch noch einiges andre hinzukommen. Ohne Zweifel ist darüber noch eine amtliche Erklärung zu erwarten.

Sodann ist der § 1 in dem Gesetze vom 12. Mai 1873: „Die kirchliche Disziplinargewalt über Kirchendiener darf nur von deutschen kirchlichen Behörden ausgeübt werden" aufzuheben vorgeschlagen. Unjuristisches Verständnis hat nämlich geglaubt, damit sei dem Papste und auswärtigen Kardinälen die Disziplinargewalt selbst abgesprochen. Gott bewahre! sie dürfen sie nur nicht ausüben, oder vielmehr sie dürfen sie ausüben, nur sind sie für ein kontradiktorisches Verfahren, z. B. vor dem kirchlichen Gerichtshofe oder dem Kammergericht, nicht erreichbar. Sodann wird ein Berufungsschutz für „Kirchendiener" vom Staate nicht für untergeordnete Leute, wie Küster, in Aussicht genommen. Auch bei den andern Heimsuchungen der Geistlichen durch ihre Obern will man sich künftig nur in die Fälle mischen, wo es sich um vermögensrechtliche Nachteile handelt. Man will also die Abhängigkeit der untern Geistlichen doch nicht zu einer unbedingten werden lassen. Sodann wird der kirchliche Gerichtshof definitiv aufgehoben. Er hatte auch, wie man weiß, zuletzt fast nichts mehr von dem zu erledigen, was ihm anfänglich zugedacht war. In der That mußte man ihm viel mehr Gebiete zuweisen, oder ihn aufheben. Ein Teil seiner Befugnisse soll auf die Staatsverwaltung übergehen, nämlich die ihm zugedachte Aufsicht über die disziplinarische Gewalt der Kirche. Wo es sich aber um Einschreiten des Staates gegen Geistliche handelt, da will man allerdings ein Gericht beauftragen, aber nicht ein spezielles Gericht, sondern das Kammergericht als das höchste Landesgericht in Strafsachen. Aber auch dieses soll nur auf Antrag des Oberpräsidenten in Thätigkeit treten. Die Berufung an den Staat (gegen abusus) wird allerseits beschränkt. Sie tritt nur bei geistlichen Entscheidungen ein, die sich auf solche Absetzungen beziehen, mit denen der Verlust oder eine Minderung des Amtseinkommens verbunden ist, und der Staat erlaubt sich dabei keine Korrektur des geistlichen Urteils, sondern beschränkt sich auf das bürgerliche Rechtsgebiet. Eine Berufung an den Staat im öffentlichen Interesse findet nicht mehr statt.

Das ist das Wesentliche. Den Urhebern der alten Maigesetze muß sonderbar zu Mute sein, wenn sie die viermaligen Subtraktionen an ihrem Werke im Geiste erwägen. Es werden unter ihnen solche sein, die noch jetzt meinen, man hätte die Paragraphen nur unbedingt anwenden sollen, die Kirche würde sich gefügt haben. Aber man darf das doch bezweifeln. Im Zentrum der Verwaltung fühlt man am besten den Widerstand, den der römische „Staat im Staate" leistet, und hat wohl ein Gefühl davon, ob dieser Widerstand ab- oder zunimmt. Es wird einer spätern Zeit möglich sein, hinzugetretene persönliche Einflüsse, die gewiß auch nicht immer unberechtigt waren, auf die hohen Kreise der Verwaltung mit in Rechnung zu stellen, aber auch davon abgesehen, ist es nicht unnatürlich, daß man bald nicht mehr so sanguinisch über die Wirkung der sämtlichen Maiparagraphen dachte und sich fragte: Welche Opfer kann man um der Beschwichtigung der Millionen einfältiger Katholiken willen bringen, ohne Schaden zu stiften? Wir möchten nicht einmal zugeben, daß es besser gewesen wäre, die staatskirch-

liche Gesetzgebung nicht zu unternehmen, wenn man so bald diese Abstriche machen wollte. Allerdings wissen wir seit Jahren, daß gewisse Schärfen und Übergriffe besser unterblieben wären. Aber wie groß war noch 1869 die Gleichgiltigkeit in staatlich-kirchlichen Dingen bei den Protestanten! Das ist heilsamer Weise anders geworden durch Rede und Gegenrede. Es wird trotz der augenblicklich vorhandnen Kulturkampf-Müdigkeit bei denjenigen Protestanten davon ein erheblicher Rest bleiben, die nicht ganz und gar den idealen Interessen abgesagt haben.

Zu dem Bleibenden im kirchenpolitischen Kampfe können wir in der That das Einzelne in den siebziger Maigesetzen nicht rechnen. In dem bisher aufgegebenen sehen wir keinen Schaden für den Staat. Wir sind auch damit zufrieden, daß bei der Zurücknahme der erwähnten Paragraphen einseitig, nämlich staatsseitig, verfahren worden ist. Die Anwesenheit eines preußischen Diplomaten im Vatikan wird gewiß ihr Gutes haben, die nächste Zeit wird es wohl zeigen. Aber Konkordate werden wir wohl wie bisher sorgfältig vermeiden. Es ist nicht einmal ein giltiger Gesichtspunkt, um der Kurie willen irgendeinen Schritt zurückzuthun. Was geschehen ist, ist immer nur und mit Recht durch die Rücksicht auf die römischen Christen in Preußen motivirt. Es ist ein veraltetes Prinzip, eine Einrichtung, eine gesetzliche Ordnung darum herzustellen, weil diese Einrichtung, diese Ordnung einem abstrakten Ideal entspricht. Nur wenn sich die Menschen, für die sie bestimmt ist, dabei wohl fühlen, kann die Ordnung dem Realpolitiker zusagen. Denn zunächst verlangt der Mensch der Gegenwart sein Recht, der der Zukunft mag dann ändern, was ihm nicht mehr paßt.

Wir wagen darum auch nicht zu sagen, daß die bisher noch geschonten Paragraphen das Minimum dessen seien, was der Staat an kirchenpolitischen Rechten nötig habe, um der Kurie zu widerstehen. Von einem festen Kanon solcher Rechte kann ja nicht die Rede sein. Von einer sogenannten „organischen Revision" der Maigesetze ist viel die Rede gewesen, aber ein fester Begriff ist mit dieser Redensart nicht verbunden. Schon in der Naturwissenschaft ist die Grenze des Organischen fließend. Erst recht in der Anwendung des Wortes „organisch" auf menschliche Dinge, wie Staats- und Rechtsverhältnisse. Also damit ist nichts gesagt. Den Ultramontanen ist es soviel wie Beseitigung der sämtlichen Bestimmungen, die man zur Sicherung des Staates gegen die Herrschaft der Kirche jemals gegeben hat. Der natürlichste Sinn des Wortes geht dahin, daß es besser sei, die wünschenswerten Milderungen der kirchenpolitischen Gesetze auf einmal in einer dem Laien verständlichen Form, in einer kodifizirten Übersicht vorzunehmen, als stückweise in Absätzen aller zwei oder drei Jahre und in Paragraphen, die durch ihre Rückweise auf alte Gesetze nicht mehr lesbar und gemeinverständlich sind. Es wäre allerdings das beste, wenn man es so haben könnte. Aber wir fürchten, daß es doch bei der jetzigen Weise der Gesetzesfortbildung bleiben muß, wenn wir auch dem Verständnis durch jeweilige Kodifikationen des Giltigen recht gern zu Hilfe kommen möchten. Es ist zu

wichtig, daß man in dem empirisch empfundenen Bedürfnis nach Fortbildung eines Rechtssatzes sich dafür eine Kontrole verschafft, daß man nicht einem Begriffe zuliebe ins Blaue ändert. Nur auf diese Weise kann die Verwaltung auch beobachten, ob eine gemachte Konzession diejenige Ungefährlichkeit für den Staat hat, die man von ihr erwartete, oder nicht. Im ganzen kommt auf diese Methode doch wenig an.

Die nächsten Fragen werden sich auf die völlige Aufhebung der bischöflichen Anzeigepflicht beziehen und auf die Schulinspektion durch römische Geistliche. Die völlige Aufhebung jener Benennungspflicht wird wohl keine Gefahr mit sich bringen; es wird aber gut sein, sie nur gegen Repressivbestimmungen nach Art des Artikels 130a im Strafrecht zu bewilligen. Gegen die politische Einmischung der römischen Geistlichen müssen unsre scharfsinnigen Gesetzgeber die Gesellschaft mehr schützen, als sie es bis jetzt gethan haben. In Sachen der Schule hat Windthorst schon den zweiten Kulturkampf angesagt, und diese Fortsetzung des Kampfes ist schwerlich zu umgehen. Bisher hat unsre parlamentarische Arbeit auf dem Schulgebiete die Staatsinteressen lebhaft unterstützt, nachdem einmal die Schulaufsicht gegen die extremen Konservativen und die Römischen als durchaus staatlich anerkannt worden ist. Die eigentlichen Schwierigkeiten bleiben noch zu erledigen, und wieder geben dazu die polnischen Umtriebe den Anlaß, denen nur durch strammere staatliche Einwirkung auf die Volksschulen und Zurückdrängung der katholischen Geistlichen und Patronatsherren begegnet werden kann. Es wäre betrübend, wenn bei steigender Erbitterung der katholischen Polemik auf dem Schulgebiete der Staat gedrängt würde, wie in Frankreich, den römischen Religionsunterricht den Schulen zu untersagen. Besser jedenfalls, wenn er den Religionsunterricht wenigstens bis zum vierzehnten Lebensjahre der Schule ließe, ihn durch weltliche Lehrer, die keiner Sendung der Kirche bedürften, erteilte, und die Gewissensfreiheit dadurch wahrte, daß kein Vater genötigt würde, seinen Sohn diesem Unterrichte zu übergeben. Einer Verfassungsänderung bedürfte es dazu allerdings auch. Auf demselben Gebiete würde eine Änderung der Schulvorstände erforderlich sein. Eine Teilung der Arbeit, wie sie immer notwendiger wird, würde sich dadurch vollziehen lassen, daß den gewöhnlichen Schulvorständen der Volksschulen nur die allgemeine persönliche und moralische Aufsicht obläge. In diesem Schulvorstande müßte die Ortsgemeinde, die Schulgemeinde und die kirchliche Gemeinde vertreten sein. Dieser Vorstand hätte sich aber jeder technischen Herrschaft (methodisch-pädagogischer Art) zu enthalten. Diese technische Aufsicht muß überall von dem betreffenden Hauptlehrer, und zwar unter Leitung des technisch gebildeten Schulinspektors, ausgeübt werden. Zu diesem Amte der Schulinspektion dürfte ein Geistlicher nicht als solcher geeignet sein, auch kein höherer Schulmann als solcher, sondern nur ein solcher, der durch Übung und Praxis und durch besondre Prüfung sich wenigstens ebensogut ausgewiesen hat wie ein erfahrener

Seminarlehrer. Vorausgesetzt wird dabei, daß die einklassigen Schulen sobald als möglich verschwinden, auch mit Hilfe des Simultanschulwesens, während wir sonst entschieden das Simultanschulwesen bekämpfen. Einklassige Schulen können eben gegenwärtig, einzelne ausgezeichnete Fälle ausgenommen, das Erforderliche schlechterdings nicht leisten. Doch wir dürfen uns auf das Einzelne hier nicht einlassen, freuen uns aber auf diese schulpolitischen Kämpfe, die für die Zukunft so wichtige Entscheidungen bringen werden. Wir hoffen, unsre Abgeordneten werden in diesem Gebiete, sowie in Bezug auf religiöse Orden und auf Jesuiten fest bleiben und auch in Bezug auf den kirchlichen Vermögenserwerb eine Bestimmung finden, die wie in den Vereinigten Staaten dem Besitze zur toten Hand eine Grenze setzt.

Das sind einige Einzelheiten, die sich schon jetzt der Gesetzgebung aufdrängen und einmal erledigt werden müssen, als einzelne Probleme des kulturpolitischen Kampfes. Auch hier wird nur der Wechsel und die jedesmalige Anpassung an das empfundene Bedürfnis des staatlichen Lebens als das Charakteristische erscheinen. Es wird nur von den Umständen, wenn wir die zusammenwirkenden jedesmaligen Faktoren so nennen, abhängen, ob in diesem fortgehenden Prozesse die Parole „Freie Kirche im freien Staate" das leitende Prinzip wird, was wir nach so langem Bestande von großen „Volkskirchen" bei uns, nach so erbitterten Religionskämpfen und nach so großen Verdiensten des Staates um die religiösen Gemeinschaften für nicht wahrscheinlich halten, oder ob eine andre Formel beliebt wird. Das Bleibende liegt in alledem noch nicht. Das Bleibende kann nur in den letzten Idealen liegen, die unserm Denken vorschweben. Und hier drängt sich allerdings das lächerlich gewordne Virchowsche Wort, das Wort „Kulturkampf" von selbst auf. Lächerlich ist es geworden, weil es zu großartig ist für diese kleinen Dinge. Das sieht der Mensch bald, daß von der Anzeige der Geistlichen, von der Aufsicht über geistliche Korrektions- und Büßerhäuser, von Begnadigung von Bischöfen, von unbefugtem Messelesen und ähnlichen Dingen die Kultur der Menschheit nicht abhängt. Aber allerdings hängt unsre Parteinahme für die großen und kleinen Dinge wesentlich von der Idee ab, die wir uns von der zukünftigen Kultur machen. Und für diese Idee zu kämpfen, ist in vollem Maße des Menschen wert. Merkwürdig ist auch die enge Verbindung, die der Kulturkampf, in solchem Sinne gedacht, mit dem „Glauben" eingeht. Es ist in der That eine „Glaubenssache," wenn auch nicht im konfessionellen Sinne, ob wir uns die eine oder die andre Form der künftigen Kultur zum Ideal nehmen. Darüber müssen wir schließlich noch einige Bemerkungen machen.

Einer absterbenden Zeit gehört die Ansicht an, daß unser Staat einen bloßen Rechtszweck habe. Die Bedürfnisse des Lebens und die Philosophie zwangen ihn zu der Erweiterung seiner Aufgabe auf alle menschlich-sittlichen Angelegenheiten, die sich gesellschaftlich besorgen lassen, und nicht besser von

kleinern Kreisen gesellschaftlichen Wirkens besorgt werden. In allen diesen Gebieten, im wirtschaftlichen, im rechtlichen (nach innen und außen) und im Bildungsgebiete, hat der Staat seine regelnden und pflegenden Thätigkeiten einzusetzen, und der jedesmalige Gesamtzustand, den wir eben Kultur nennen, wird von ihm beständig auf das Ideal bezogen, das den Organen der Staatsgewalt vorschwebt. Und wir alle, auch die von ferne zuschauenden, machen uns Ideale der Kultur, wenn anders wir so weit gekommen sind, dem Allgemeinen unsre Teilnahme zu widmen, und unsre Teilnahme am Staate hängt wesentlich davon ab, ob wir ihn von denselben Idealen der Kultur erfüllt sehen, wie wir sie hegen. Da giebt es allerdings so etwas wie Kulturkampf.

Nicht als ob wir Menschen, einzeln oder in Staatsformen thätig, die Zukunft der Kultur mit mächtiger Hand regeln könnten. Da wirken so viele Faktoren mit, daß uns aller Stolz vergeht. Aber wir sind doch auch ein Faktor, und die großen Staaten erst recht. In zahlreichen Fällen können wir durch Pflege des Besten, durch Abwehr von Schädlichkeiten unsre nationale Kultur, ja mittelbar eine fremde, bestimmen. Ist das möglich, so erwachsen uns sofort Pflichten der Kulturarbeit und des Kulturkampfes.

Wenn wir nun auf die Virchowsche Anwendung des Wortes zurückkommen, so handelt es sich speziell um sittlich-religiöse Ideale der Kultur, die sich in der Gegenwart hart bekämpfen. In unserm so sehr verwickelten Leben stehen wir alle ohne Unterschied auf zahllosen Errungenschaften der Vergangenheit, die wir dankbar würdigen, froh, daß wir in das Wichtigste so hineinwachsen und desto mehr Kräfte frei bekommen für das, was noch unsre besondre Aufmerksamkeit verdient. So ist es insbesondre in unsern ethischen Ideen, die wie Gemeingut erscheinen, obwohl in ihnen die Arbeit der ältesten und besten Völker und der größten Menschen enthalten ist. Niemand hat irgendeine Neigung, diesen Bestand sittlicher Überzeugungen aufzulösen oder abzuändern; nein, wir freuen uns, wenn diese Überzeugungen immer mehr als zweifellose, feste Gesinnungen die Menschen durchdringen.

Nun ist es bekannt, daß noch nie ein Volk gefunden worden ist, das seine moralischen Ideen nicht an eine höhere Welt, an die Gottheit geknüpft hätte. Die Gottheit schien es zu sein, die die sittlichen Handlungen und viele, ja alle wesentlichen Lebensäußerungen der ihr dienenden Gläubigen befahl, und sie wären schwerlich eine so feste Lebensgewohnheit geworden, wenn nicht dieser religiöse Hintergrund das Schwerste leicht gemacht hätte. Die christliche Bildung ist von diesem Zusammenhange des Sittlichen mit der Religion ganz ebenso ausgegangen wie andre Religionen, und die christlichen Kirchen pflegen diesen Zusammenhang und knüpfen die jüngste Generation der Gläubigen an die Tage der Vorwelt und ihre göttlichen Offenbarungen an. Sie stiften so eine Wirklichkeit, in welcher der Heranwachsende „Bürgschaft für die Richtigkeit seines Strebens, Belehrung und Trost für sein Irren findet." Das alles ist schön

und entspricht ganz dem Bedürfnis des Menschen, der ohne Pietät nicht sein kann.

Wenn wir aber den Gang etwas bedenken, den der allgemeine und heilsame Glaube an diesen Zusammenhang im Laufe der christlichen Jahrhunderte genommen hat, so kommen uns doch auch Bedürfnisse der Kultur zum Bewußtsein, die für die Ideale der Kultur uns Fingerzeige geben können. Die von der Kirche aus regulirte Lebenspraxis umfaßte eine Zeit lang alles Handeln und Denken, und gewiß naturgemäß, denn die Gebiete des menschlichen Lebens waren noch nicht gesondert. Das wurde anders, als die Gebiete des Denkens und Handelns sich mehr und mehr sonderten und ihre besondern Aufgaben erkannten, selbständige Theorien zu Grunde legten. Die Astronomie wurde von dem alten Testamente losgelöst, die Geschichte und Geographie, die Physik, die Geologie, die Staatskunst und alle Wissenschaften traten für sich auf. Die Offenbarungsgrundlage wurde wie gewöhnliche Literatur behandelt und kritisch zersetzt. Gewisse Eigenschaften derselben traten immer wertvoller hervor, andre wurden beseitigt. Immer mehr schränkte sich die sittlich-religiöse Sphäre der Kirche ein.

Und damit auch die Bestimmung des menschlichen Handelns durch die Kirche. Staat und Gesellschaft übernahmen diese Seite mehr und mehr, selbst der Ehebund wurde staatlich geregelt. Die Gottesdienste wurden seltener, sie wurden mehr auf Sonn- und Festtage beschränkt und wurden nicht mehr durch Strafen und allgemeine Meinung obligatorisch gemacht. Es wurde vorausgesetzt, daß, wer sich an der kirchlichen Übung beteilige, damit ein Bedürfnis seines Gemütes befriedige. Das eigentlich Christliche sollte in das häusliche und persönliche Leben fallen. Die Summe dessen, was sich in den fortgeschrittensten Kreisen festsetzte, war, daß das Christliche mehr als ein Innerliches aufgefaßt wurde, nicht als ein Handeln nach vorgeschriebenen Geboten, das mit Opfern, Gebeten, Büßungen, Wallfahrten u. dergl. Leistungen ausgestattet werden müßte.

Diese Auffassung mußte zerstörend auf die Wertschätzung des Institutes der Kirche zurückwirken. Sie gab sich als eine Gemeinschaft, die von Gott gestiftet und mit göttlicher Verfassung ausgerüstet, das ganze menschliche Leben regeln sollte. Sich von ihr zu lösen, war ein von der Strafgewalt erreichbares Verbrechen der Abtrünnigkeit. Dafür lehrte sie nicht nur den Weg des Heils, sondern sie öffnete und schloß den Himmel. Das mußte einer Bildung sonderbar und absurd vorkommen, die das Göttliche nur mit dem Sittlichen verband, alles andre Wissen von Gott ablehnte und den religiös-sittlichen Menschen nur nach seiner guten Gesinnung, seinem Wohlwollen gegen den Mitmenschen, nach dem Bewußtsein, von Gott geliebt zu sein, abmaß. Es mußte abstoßend wirken auf eine Bildung, die keine andre Deutung des Willens Gottes gelten ließ als durch das Gewissen, und die gänzlich darauf verzichtete, die irdische Zukunft des Menschengeschlechts und die jenseitige Welt ins einzelne auszumalen.

Wenn man früher den Grundsatz befolgt hatte, die profane Weltbetrachtung so zu gestalten, daß sie mit der religiösen in Übereinstimmung war, wurde jetzt umgekehrt gefordert, die religiöse Weltbetrachtung so zu formuliren, daß die profane Welt ihr selbstständiges Recht dabei behauptete. Die Wissenschaft vollkommen frei; der Staat eine souveräne Macht für alle sozial-rechtlichen Interessen; die Kirchen pädagogische Institutionen, die mit den Ordnungen des Staates nicht in Widerspruch geraten dürfen, aber auf ihrem Gebiete sonst völlig frei: das sind Ergebnisse der heutigen Kultur, die dem Kulturideal der Zukunft als Richtpunkte zur Seite stehen. Diese Kultur ist hauptsächlich eine aus reformatorischen Prinzipien abgeleitete Ausgestaltung der Bildung. Das soll nicht heißen, daß die evangelischen Kirchen überall die Konsequenzen aus jenen ihren Prinzipien schon ganz gezogen hätten, auch nicht, daß in den katholischen Staaten überall die ehemals herrschende Weltanschauung außerhalb der kirchlichen Sphäre noch die Praxis des Staatslebens bestimme. Die Wirklichkeit gleicht sich in den verschiednen Völkern mehr aus, man fühlt überall, daß es nicht mehr möglich ist, mit den alten Anschauungen eine freie Entwicklung des Lebens zu vereinigen, aber auch in den bessern Kreisen ist mancher unüberwundene Rest von Unfreiheit vorhanden.

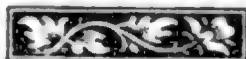
Aber es bleibt dabei, daß, wenn man das viel mißbrauchte Wort „Kulturkampf" ernst nimmt, sich die Gedanken über die kleinen Dinge des gegenwärtigen kirchenpolitischen Geplänkels zu einer Höhe erheben müssen, wo die bezeichneten Kulturideale selbst in Frage kommen.

Die Zukunft ist so dunkel, daß man nicht in Abrede stellen darf, die alte kirchlich-scholastische freiheitsfeindliche Gestaltung des öffentlichen Lebens könne noch einmal siegen, wie es die Kurie hofft. Große Massen zu leiten ist eine Kunst, die auf ihrer Seite durch lange Übung besser bekannt ist als bei uns. Es giebt viele, die diese Störung der Freiheit dann erwarten, wenn die sozialdemokratische Revolution einst durch ihre eigne Thorheit gescheitert ist und sich die Herzen der Menschen, nachdem alles verwüstet ist, was ihre Freude war, wieder nach der „Mutter" Kirche sehnen.

Von andern ist dagegen in Aussicht genommen, eine neumodische Religion werde an Stelle der christlichen die künftige Kultur zu noch schönerem Ziele führen. Wir können auch das nur für möglich halten, wenn eine Revolution die Bande zerreißt, die uns mit der Vergangenheit verbinden. Nichts spricht dafür, daß sonst jemals die christliche Religion aufhören könnte, die Herzen der Menschen zu erfreuen und frei zu machen von Sünde und Egoismus.

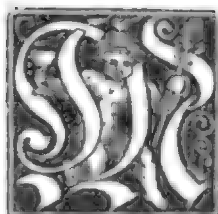
Es ist also „Glaubenssache" in diesem so dunkeln Gebiete, wenn wir uns zu der Hoffnung entschließen, daß die christliche Kultur in Verbindung mit dem besten, was das Menschengeschlecht empfunden und gedacht hat, in freier Entwicklung uns auch ferner geleiten wird. Mögen die Völker und Gruppen in dieser „Schule" der christlichen Kultur in verschiednen Klassen sitzen, mögen

recht zurückgebliebene Gruppen noch einer sehr groben Geistesnahrung bedürfen; es geht doch stets vorwärts in derselben Richtung, in langsamer Annäherung an dieselben Kulturziele. Wenn wir dies im Auge behalten, so werden wir in der Behandlung der augenblicklichen kirchenpolitischen Fragen nie die Billigkeit verletzen, aber desto energischer die Ziele des ganzen Kampfes beherzigen, Beseitigung des Druckes der Kirche, freie Ehrfurcht vor allem, was die christliche Kultur uns gebracht hat, Liebe zur Nation und zu allen ihren Gliedern.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

17.



Meine letzte Rede ist kaum trocken — das seien meine Reden nie, sagen Sie, Herr Windthorst? Sehr verbunden! Aber bei der Notorietät unsrer gegenseitigen Wertschätzung bedarf es zwischen uns keiner Komplimente. Überhaupt bemerke ich mit Bedauern, daß in unsern Verhandlungen mitunter ein Hofton einreißt, welcher der Würde eines Parlamentes nicht entspricht. Unsre Aufgabe ist es, uns und ganz besonders den Herren Ministern und sonstigen Regierungsvertretern Unhöflichkeiten zu sagen zum Heile des Vaterlandes. Das vergessen Sie nicht, meine Herren, dazu sind wir gewählt. Herr Richter ruft mir zu, ich sei garnicht gewählt. Da hat er sich aber einmal geirrt, es ist unglaublich und doch wahr. Ich habe mich nämlich gewählt, einstimmig war die Wahl, und ich bezweifle, daß noch jemand von den Herren sich dessen rühmen kann. Und gerade gegen Herrn Richter muß ich den Vorwurf erheben, daß er seine allbekannte Vorliebe für Politesse neuestens etwas zu weit treibt. Er hat dem Feldmarschall Moltke gesagt, wir, die Opposition, hörten ihm stets mit Aufmerksamkeit zu. Eine solche Auszeichnung hat dieser Mann in seinem langen Leben noch nie erfahren. Bedenken Sie doch, ein Richter würdigt einen Moltke seiner Aufmerksamkeit, verpflichtet sich, das immer zu thun: könnte man sich da noch wundern, wenn der letztere eine zu hohe Meinung von sich bekäme? Hoffentlich besitzt er Selbsterkenntnis genug, um sich zu sagen, daß das eben nur eine höfliche Wendung war, eine konventionelle Lüge, wie ein berühmter Schriftsteller gesagt hat, dessen Name mir im Augenblicke nicht einfällt.

Also, um nicht abermals zu einer Höflichkeit zu provoziren, sage ich: meine letzte Rede ist noch feucht vom Drucke, und schon wieder muß ich meine Stimme gegen den Versuch einer Freiheitsbeschränkung erheben. Ich meine natürlich den Fall des Abgeordneten von Schalscha. Welche Sophismen werden da zu Markte gebracht! Man sagt, von einem Zeugniszwange sei vorläufig noch keine Rede, der Abgeordnete sei einfach gefragt worden, woher er seine

Wissenschaft habe. Aber darin liegt ja eben die ungeheure Dreistigkeit. Wenn ich hier sage, der Reichskanzler denkt nur darauf, die großen Grundbesitzer auf Kosten des armen Mannes, namentlich desjenigen armen Mannes, welcher sein trocknes Brot im Schweiße seines Angesichts auf der Börse verdient, zu bereichern, und ein Untersuchungsrichter wollte sich unterfangen, mich zu fragen, woher ich das wisse, so würde ich entschieden jede Auskunft verweigern. Oder sollte ich etwa meinen höchst glaubenswerten Gewährsmann, den bekannten Korrespondenten Wippchen, der Rache des Fürsten Bismarck preisgeben? Nun wird weiter räsonnirt: Wenn Herr von Schalscha nicht zur Verfolgung der Verbrecher, zur Unterdrückung des Verbrechens die Hand bieten wollte, wozu hatte er es denn zur Sprache gebracht? Ei, meine Herren, das geht niemand etwas an. Und die Frage könnte garnicht aufgeworfen werden, wenn man sich die Stellung eines Volksvertreters gegenwärtig hielte. Der Volksvertreter ist ein Beichtvater. Dieser verrät das auch nicht, was ihm anvertraut worden ist, er hält aber den Verbrecher an, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, und das wird Herr von Schalscha ohne Zweifel ebenfalls gethan haben — vorher giebt es keine Absolution. Die Mitteilung erfolgte auch nur hier im vertrautesten Kreise, zur Warnung der Regierung; daß sie dann weiterverbreitet, daß die Angelegenheit an die große Glocke gehängt wurde, ist das seine Schuld? Und wenn es seine Schuld wäre, so werden wir doch niemals zugeben, daß jemand angehalten werden könne, das zu vertreten, was er hier gesagt hat.

Darüber habe ich mich schon neulich ausgesprochen, ebenso habe ich wiederholt unsre Bereitwilligkeit erklärt, das Vaterland zu verteidigen, falls es wirklich bedroht werden sollte, wozu bekanntlich gar keine Aussicht ist; und endlich nehme ich nicht zum erstenmale Anlaß darauf hinzuweisen, wie schädlich es ist, wenn eine Materie von sogenannten Fachmännern behandelt wird. Sprechen Kollege Hänel oder Richter oder Baumbach oder ich z. B. über die Frage der Militärpensionirung, so ist die Sache völlig klar. Beamter ist Beamter, ob im Zivil- oder im Kriegsdienst. Wenn ein Rechnungsrat bis ins sechzigste oder siebzigste Jahr lange Kolonnen addiren kann, kann auch ein alter Hauptmann Kolonnen führen bis an sein Lebensende. Jetzt tritt der Abgeordnete Graf Moltke auf, ein Fachmann von einigem Ruf, wie ich nicht bestreiten will; aber eben deswegen ist er befangen, besitzt nicht die frisch-fröhlich-freie Objektivität, welche uns gestattet, alles über einen Kamm zu scheren, und sofort wird die Angelegenheit verwickelt. Wir sollen das Offizierkorps nicht alt werden lassen, weil sonst das Heer selbst veralte — aber ist er nicht selbst alt? Aha, da haben wir ihn gefangen! Er hat vielleicht an Friedrich Wilhelm III. gedacht, der die Offiziere aus Friedrichs des Großen Zeit zu sehr respektirte, an die Schlacht bei Jena; aber wie viel ist damals an Pensionen erspart worden! Der Fehler war nur, daß nicht am 9. Oktober 1806 alle zu alten Offiziere durch junge ersetzt wurden.

Was für eine Bedeutung der immer wiederholte Satz hat, daß auch im Frieden die Armee schlagfertig erhalten werden müsse, das kann ich Ihnen an einem klassischen Beispiel zeigen. Im Jahre 1415 variirte ein hoher Herr den Spruch folgendermaßen:

Es ist gar recht, uns auf den Feind zu rüsten;
Denn Friede selbst muß nicht ein Königreich
So schläfrig machen — wenn auch nicht die Rede
Von Kriege wär' und ausgemachtem Streit —,
Daß Landwehr, Musterung und Rüstung nicht
Verstärkt, gehalten und betrieben würde,
Als wäre die Erwartung eines Krieges.

Wer war der Redner? Der Dauphin von Frankreich, und der wurde kurz darauf bei Azincourt aufs Haupt geschlagen. Folglich ist das Rüsten und Mustern im Frieden nicht nur unnütz, sondern höchst gefährlich; hätte Frankreich sich die Mühen und Kosten erspart, so würde es England besiegt haben. Das muß jedem einleuchten, der nicht zu den parteiischen Fachmännern gehört. Hüten wir uns daher vor deren verderblichen Ratschlägen, hüten wir uns im allgemeinen vor der langweiligen Sachkenntnis, welche nur dazu da ist, unsrer Genialität Fesseln anzulegen. Schaffen wir das stehende Heer ab, so brauchen wir uns wegen der Pensionirung der Offiziere nicht den Kopf zu zerbrechen.

Schließlich noch zwei Worte über den „Fall Treitschke." Die nationalen Parteien haben sich natürlich das wohlfeile Vergnügen nicht entgehen lassen, dem Abgeordneten Knörcke, weil er die wegwerfende Aeußerung, welche Professor von Treitschke in einem Kollegium möglicherweise, vermutlich, wahrscheinlich über die Volksschullehrer gethan zu haben verdächtigt werden könnte, dem Minister denunzirte, vorzuwerfen, daß der Freisinn wohl alle Freiheit für sich begehre, sie aber keinem andern gewähren wolle. Die Sache ist aber doch ganz klar. Wir sagen stets: Einen Ort muß es geben, wo man ungescheut die Wahrheit sagen darf, auch wenn sie nicht wahr ist. Damit ist ausgedrückt, daß es nicht zwei solcher Oerter geben dürfe, oder gar noch mehr. Wir gehen völlig konsequent vor. Als Abgeordneter dürfte Herr von Treitschke jedermann verunglimpfen, verdächtigen, falsch anschuldigen — ausgenommen natürlich die Freisinnigen —, als Professor muß er unsrer Zensur unterworfen werden, und wenn wir in einem Rechtsstaate lebten, müßte er für die Aeußerung, welche er vielleicht gethan hat, sofort seiner Stelle enthoben werden. Auch ist die Frage aufgeworfen worden, woher denn die Volksschullehrer erfahren haben, was Professor von Treitschke einer Schiffernachricht zufolge den Studenten vielleicht erzählt haben dürfte? Darüber kann ich Sie aufklären, da ich über den Fall noch genauer unterrichtet bin als Herr Knörcke. Herr von Treitschke hat nämlich sämtliche Volksschullehrer ausdrücklich zu jener Vorlesung eingeladen, ihnen die Beleidigung direkt ins Gesicht geworfen, und wenn sie jetzt, wie Herr Knörcke berichtet, sehr aufgeregt sind, so ist nur der Zweck des Professors erreicht worden. Und einen solchen Jugendlehrer soll man im Amte behalten? Unter den Universitätsprofessoren herrscht überhaupt ein freiheitsfeindlicher Geist, darum muß endlich ein Exempel statuirt werden. Der Konvent hat das unvergängliche Beispiel gegeben, wie man mit den Feinden der Freiheit verfahren muß. Ich hoffe, daß der Herr Minister sich die Sache überlegen wird, aber nicht zu lange.



Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

ater Henriques konnte nur eine zustimmende Bewegung machen, Camoëns hätte aufjauchzen mögen, daß er während der Taufe allein neben Catarina stehen sollte — ihm dünkte alles Gewinn, wodurch er ihr näher kam. Barreto ersparte dem beglückten Freunde selbst jede höfliche Einrede, indem er sich rasch zu den Begleitern der Gräfin Palmeirim zurückbegab und den Stallmeister leise aber nachdrücklich ansprach:

Ihr werdet hier neben mir bleiben und du, Miraflores, wirst keinen Schritt thun, kein Wort sprechen, bis der Priester dort seines Amtes gewaltet hat. Könntest du dich nicht bezähmen, so würdest du dich dreifach zu verantworten haben, vor mir, vor der erlauchten Herzogin und deiner jungen Gebieterin!

Mit alledem weiß ich nicht, ob ich es vor Gott verantworten kann, wenn ich Euch jetzt gehorche! raunte der Stallmeister. Aber die Haltung, die er annahm, und in der er fast wie ein Holzbild starr hinter dem Edelmanne stehen blieb, bürgte Barreto dafür, daß er keine Störung der feierlichen Handlung versuchen würde. Pater Henriques hatte, während Barreto zu dem Alten sprach, die Frauen und Camoëns zu den Steinen am Wildbache zurückgeführt, wo er in der Frühe belehrend und betend neben Esmah gesessen hatte. Mit kurzen Worten hatte er Catarina noch erklärt, warum Barreto nicht Taufpate Esmahs sein könne. Die junge Gräfin sandte einen zürnenden Blick nach ihren Begleitern, einen dankbaren nach dem sorglichen Barreto, und wandte sich dann zu Camoëns, dem sie mit leiser Stimme sagte: Ich bin glücklich, daß es kein Fremder, sondern der Freund meiner Mutter ist, welcher heute und hier neben mir steht, und ich danke Euch, daß Ihr mich zu diesem Schritte ermutigt habt! Camoëns empfand bei diesen Worten des schönen Mädchens die stolzeste Freude,

und doch durchzuckte ihn zugleich ein Schmerzgefühl, für das er keine Deutung wußte. Er hatte nicht Zeit, seiner wundersamen Empfindung nachzusinnen, denn die Stimme des Priesters, welcher die Taufzeugen beim Namen aufrief und mit einem kurzen Gebete die heilige Handlung einleitete, weckte ihn zu voller Teilnahme am Augenblicke. Esmah war auf Pater Henriques' Geheiß neben dem Steine, der eine goldne Schale trug, niedergekniet, Gräfin Catarina und Camoëns legten je ihre Rechte auf die Schultern der Maurin, während Joana sich bereit hielt, die Schale voll Taufwasser aus dem klaren Bache zu schöpfen. Esmah blickte vertrauend zu dem Pater und den beiden neben ihm stehenden empor — mit ihnen zugleich sah sie in den strahlenden Morgen hinein, welcher die Fläche des Hochthales, die Felswände und den Bergzug im Hintergrunde vergoldete. Die ganze sonnenüberglänzte Thalbreite schimmerte mit dem Stück lichten Himmels über ihr um die Wette, die farbigen Morgenwolken schienen in die Waldschlucht hinabzusinken, welche im Westen die grüne Einsamkeit begrenzte. Nur die dunklere Wolke über der Spitze von Santa Eufemia stand unverändert und scheinbar unbeweglich am Rande des Horizonts. Die erste Stunde des blauen sonnigen Sommertages war noch so still, daß das Rauschen des Wildbaches weithin hörbar sein mußte und der laute Schrei eines Eichelhähers aus dem tiefer liegenden Walde bis hierherauf drang. Die wenigen herzlich mahnenden Worte, die Pater Henriques an die Taufzeugen richtete und für Esmah in arabischer Sprache wiederholte, waren auch der Männergruppe, die ferner stand, wohl vernehmlich. Manuel Barreto sah mit Rührung auf das junge Geschöpf, das sich in dieser Stunde so entschlossen von seiner Vergangenheit trennte. Sein Blick streifte dann die beiden Taufzeugen, Catarina Palmeirim, welche mit frommer Sammlung und einem Ausdrucke kindlicher Güte neben der Knieenden stand, und den Freund, der trotz seiner ritterlichen Haltung mit leuchtendem Auge nur nach der jungen Gräfin blickte und mehr ihren leisen Atemzügen als den Worten des Priesters zu lauschen schien. Eben schöpfte Joana, dem Winke Pater Henriques' gehorchend, das Taufwasser aus der Flut in die goldne Schale, eben sprach der Pater die weithin schallenden Worte: Und so nehme ich dich, wie du freien Willens begehrst, in die Gemeinschaft der einen christlichen Kirche und taufe dich Esmah Luisa Catarina! als Barreto bemerkte, daß die hinter ihm stehenden Männer sich unruhig verhielten und Miraflores, der Stallmeister, leise, aber heftig auf Jayme Leiras und den alten Falkner einsprach.

Seid still! sagte Senhor Manuel ernst und gebietend. Und kniet mit mir nieder, wenn Pater Henriques den Segen über die Getaufte spricht.

Ich habe keine Zeit, muß unsere Pferde bereit machen, versetzte Donna Catarinas Stallmeister rauh und heftig. Dort drüben aus dem Walde naht irgendwer, und da meine Gebieterin hier nicht gesehen werden soll, so laßt uns so bald als möglich auf dem andern Wege hinab.

Barreto hatte sich dem stummen Winke des Priesters folgend auf die Kniee niedergelassen. Pater Henriques wiederholte in beiden Sprachen den Segen und schloß mit dem Gebete des Herrn. Hinter Barreto aber war nur der Bursche aus Otaz' Herberge niedergekniet, Miraflores hatte ein paar heftige Schritte gegen die Eiche hin gethan, an welcher die Pferde ruhig grasten. Jayme Leiras und der Falkner, dessen Augen so scharf waren wie die seiner Vögel, hielten ihn an beiden Armen zurück: Ihr bemüht Euch umsonst, die dort herankommenden sind zu Roß und holen uns alsbald ein!

So wollte ich, daß das Wetter den Senhor Luis und die neugetaufte Heidin erschlüge! brach der Alte los und schüttelte die haltenden Hände von sich ab. Habt Ihr gehört, Herr? rief er Barreto an, dort brausen Reiter herauf, die schwerlich Gutes bringen. Hätte sich Euer Pater mit der vermaledeiten Taufe gesputet, so könnte meine Gebieterin längst zu Pferd sitzen und brauchte sich nicht hier und mit Senhor Luis dem Reimschmied finden zu lassen!

Miraflores mäßigte sich so wenig mehr, daß jeder Laut seiner Zornrede bis zu Catarina Palmeirim hindrang, welche eben mit zärtlicher Bewegung die Neugetaufte, in deren dunkelm Haar die Tropfen des Wassers wie Perlen zitterten, umarmt hatte. Jetzt ließ die junge Gräfin Esmah aus ihren Armen und winkte mit verändertem Gesicht den zürnenden Alten zu sich heran. Zum ersten male in seinem Leben gehorchte der Stallmeister seiner Gebieterin nicht, er hatte wahrgenommen, daß nun auch Barreto unruhig ward und, nachdem er sich des von Westen nahenden Reitertrupps vergewissert hatte, zu der Gruppe hinstürmte, welche um Pater Henriques vereint stand und jetzt aus dem Gottesfrieden der letzten Viertelstunde jäh geweckt ward.

Es naht sich eine berittne Schaar — wir wissen nicht, in welcher Absicht sie hier heraufkommen! Wären es die Diener Mulei Mohammeds, so dürfen sie Esmah nicht hier finden — Joana, du kennst den Pfad, der längs des Wasserfalls zu der Schlucht hinabführt. Leite Esmah dort hinunter, verbergt Euch, so gut ihr könnt — wir andern wollen die Kommenden aufzuhalten suchen.

Gewiß, Herr, und sogleich! rief die Ziegenhirtin, die mit gesundem Sinne die Gefahr begriff und die Gedanken Barretos erriet. Sie faßte blitzschnell die neue Christin bei der Hand: Komm mit mir, es wird dir nicht zu schwer fallen! und verschwand hinter ihrer Hütte und dem Felsblock, an dem die Hütte lehnte, während der Edelmann mit fliegenden Worten den Zurückbleibenden darlegte, wie man sich den unwillkommenen Fremden gegenüber verhalten müsse. Die herankommenden Reiter scheuchten Joanas Ziegenherde gegen die Hütte und den Abhang hinter der Hütte zurück, eine wirre Unruhe herrschte, und der alte Miraflores versagte sich nicht, seiner Herrin die grollendste Miene zu zeigen, die er aufzubringen vermochte. Bei der Glorie des Hauses Palmeirim, Donna Catarina — Ihr hättet Euch und mir diese Stunde ersparen müssen! Wenn

die braune Heidin ins Paradies kommen soll, so hätte eine minder edle Hand als die Eure hingereicht, ihr die Pforte zu öffnen!

Unterdes hatten Jayme Leiras und der Falkner unausgesetzt den näher kommenden Reitertrupp im Auge behalten. Der erstere rief Barreto bereits zu, daß es Landsleute und keine Mauren seien, welche im Trabe das Thal durchmaßen. Der Falkner aber stand auf einem der Felsblöcke, streckte den Kopf immer weiter vor und riß die Augen auf, als ob er etwas ganz besondres wahrnehme. Noch einmal blickte er den Heranreitenden scharf entgegen, dann rief er mit einem Ton, in dem sich Entzücken und plötzlicher Schreck wundersam paarten: Der König — der König!

Eine Minute später erkannten alle hier versammelten, daß es Dom Sebastian war, der auf einem Rappen dem hinter ihm dreinkommenden Gefolge voranjagte, und der sein Ziel offenbar an Joanas Hütte zu finden gedachte.

Sechstes Kapitel.

Dom Sebastians Augen schweiften, als er unter dem Schatten einer der zerwetterten Eichen plötzlich sein Pferd zurückriß und dann das dampfende Tier im Schritt heran lenkte, nicht wie sonst über das Ziel hinaus. Sie hefteten sich fest und prüfend auf die Gruppe seiner Unterthanen. Sein von der Jagd und dem scharfen Ritt frisch gerötetes Gesicht zeigte einen eigentümlichen Ausdruck: das Entzücken über den Anblick der jungen Gräfin Palmeirim war noch nicht völlig von dem Mißbehagen verscheucht, mit dem er Camoëns und Barreto in der Gesellschaft Catarinas bemerkt hatte. Ganz unerklärlich war dem Könige die Anwesenheit eines dienenden Priesters vom Christusorden — in seiner Seele zuckte ein Argwohn auf, den er nur mühsam hinter einem Scherz verbarg: Meinen Morgengruß, Donna Catarina! Wie oft habe ich vergeblich gestrebt, Euch, schöne Gräfin, auf einem Jagdzuge zu begegnen — heute finde ich Euch unverhofft mit diesen Edelleuten und dem Hochwürdigen hier. Ich will hoffen, Pater, daß du nicht für die Gräfin und einen von ihnen deines Amtes gewaltet hast?

Aus dem Tone des erregten Fürsten klang es wie eine verhaltene Drohung. Catarina richtete unerschrocken und mit so heller Fröhlichkeit im Gesichte ihre Augen auf den König, daß er die seinen unwillkürlich niederschlug. Erhabner Herr, sagte sie mit anmutiger Verneigung, Ihr wißt wohl, daß die Gräfin Palmeirim nicht zum Traualtar treten wird, ohne ihres Königs Zustimmung eingeholt zu haben. Ew. Majestät werden sich nicht erinnern, daß ich um Erlaubnis zu meiner Vermählung gebeten habe.

Die stolze Fassung des jungen Mädchens befreite auch die Männer, wenigstens die drei, welche mit Catarina unmittelbar vor dem Könige standen, von der

Betroffenheit, welche namentlich Camoëns nicht völlig verleugnet hatte. Barreto hatte nur eines Augenblickes bedurft, um sich zu entscheiden, daß der König die Wahrheit erfahren müsse, und stand schon im Begriffe, dem Herrscher unaufgefordert die Vorgänge dieses Morgens zu erläutern, als Dom Sebastian, dessen Jagdgefolge inzwischen herangekommen war, aus dem Sattel sprang und, indem er die Sorge für sein Pferd einem der Reitknechte überließ, sich ritterlich vor der jungen Dame verneigte und den Männern ein huldvollen Gruß gönnte. Dabei fragte er: Sind das dort eure Jagdpferde, ihr Herren, und habt ihr hier nur eine kurze Rast gehalten? Wollt ihr euch unsrer Jagd anschließen, oder ist euch die Sonne schon zu hoch gestiegen, um uns zu folgen?

Er hatte blitzschnell die Zahl der Pferde und die der anwesenden Männer verglichen, Stallmeister Miraflores und der alte Falkner waren seinem Blicke nicht entgangen, Barreto erriet, daß der König sich nur zu vergewissern wünsche, ob er beim Heimritt die junge Gräfin und ihre Begleiter allein zur Seite haben würde; Camoëns aber, welcher in den Zügen Catarinas las, wie peinlich ihr die Spannung dieser Minuten war, sprach entschlossen, fast ungestüm Dom Sebastian an: Dem Auge Ew. Majestät kann es nicht entgehen, daß uns ein andrer Zweck hier zusammengeführt hat als die Jagd. Pater Henriques hat soeben eine junge Heidin in den Schoß der heiligen Kirche aufgenommen, die Gräfin und ich haben ihr als Taufzeugen gedient, und da Gott es fügt, daß Ihr, allergnädigster Herr, uns heute naht, so erflehen wir den Schutz und die Gnade Ew. Majestät für die neue Christin!

Die Herzen aller, die in diesem Augenblicke vor dem König standen, schlugen unruhiger, und selbst Pater Henriques senkte einen Augenblick die Augen, als er den König erbleichen sah. Sie fühlten, daß ein Sturm im Anzuge sei. Dom Sebastian sagte mit scharfer Betonung: Ich hoffe, daß es deine oder Senhor Manuels Sklavin war, die Ihr hier in der Einsamkeit taufen ließet?

Nein, erhabner Herr, um keine Sklavin — um eine edle Flüchtige handelt es sich, deren Sehnsucht nach dem Heil Pater Henriques gestillt hat! Wenn Eure Majestät mir Gehör gönnen will, so berichte ich getreu, wie wunderbar sich alles dies begeben hat!

Ich brauche es nicht zu hören, Luis Camoëns, ich errate es! entgegnete der König und heftete die blauen Augen mit eigentümlich kaltem Ausdruck auf den Dichter und seinen Freund. Ihr habt der entflohenen Sklavin des Prinzen Mulei Mohammed, meines erlauchten Bundesgenossen, Zuflucht gewährt und habt sie taufen lassen, um sie ihrem Gebieter entziehen zu können! Ihr habt übel gethan, wenn ihr mein königliches Gebot, dem Maurenfürsten zur Wiedererlangung des Mädchens behilflich zu sein, nicht gekannt, und schlimmer, wenn ihr demselben getrotzt habt! Pater Henriques wird wissen, ob er vor seinen geistlichen Obern diese heimliche Taufe verantworten kann, an der Ihr, Gräfin Catarina, nie hättet Teil nehmen sollen.

Man hat mich gelehrt, der König sei allezeit der Schutzherr unsers Glaubens und der Schirmherr aller Bedrängten, fiel das erglühende Mädchen dem Zürnenden ins Wort. Von meinem König wußte ich, daß er jeden seiner glorreichen Namen mit tausendfachem Rechte trägt. Von Eurer Majestät brauchte ich nicht zu fürchten, daß sie mir um der Erfüllung einer heiligen Pflicht willen zürnen würde – auf Eurer Majestät großes Herz durfte ich vertrauen und einer unglücklichen Mitschwester ohne ärmliches Zagen die Hand reichen. Ihr seid größer, mein König und Herr, als Eure Räte. Ihr solltet jetzt auch diese Edelleute, die nur in Euerm Sinn gehandelt haben, nicht mit den Worten Eurer Räte bedrohen.

Dom Sebastian folgte mit ebenso sichtlichem Erstaunen wie die drei Männer, neben denen Catarina Palmeirim stand, den leidenschaftlichen Worten der jungen Gräfin. Während Barreto und der Priester nur empfanden, wie edel und mutig die junge Gräfin zwischen den Zorn des Königs und sie trat, leuchtete in Camoëns' Gesicht ein Ausdruck triumphirenden Stolzes, innerer Beseligung auf. Der Dichter vergaß, daß er noch immer nur drei Schritte von seinem Herrscher stand, dessen Stirn unmutig gerunzelt und dessen Lippen zornbleich waren, und suchte durch einen glühenden Blick zu danken. Der König aber fühlte, daß dies ein entscheidender Augenblick sei, daß er dem Bilde, welches Catarina in ihrer Seele trug, entsprechen müsse oder für immer in den Augen des Mädchens des Glorienscheins beraubt sein werde, den er trug. Und obschon ihm das Beginnen Barretos und seiner Genossen mit jeder Minute vermessener und strafwürdiger erschien, so durfte doch dieser Morgen ihm nicht verloren gehen, er bezwang seinen Groll und lächelte wenigstens der mutigen Sprecherin zu:

Es ist nicht ganz so, wie Ihr wähnt, Donna Catarina, ein König hat oft die Pflicht, nicht seines Herzens Wallung, sondern die Weisheit seiner Diener zu Rate zu ziehen. Gleichwohl will ich Euer Vertrauen nicht täuschen und das, was die Herren in guter Absicht und in Unkenntnis der Verhältnisse gethan haben, mit dem Schilde meines königlichen Willens decken. Eure Schutzbefohlene soll frei bleiben, und um ihrer holden Patin willen werde ich es auf mich nehmen, ihren seitherigen Herrn zu begütigen. Und nun, Pater Henriques, führt mir das Mädchen vor, um deretwillen Wunder geschehen; denn ein Wunder muß ichs nennen, daß Ihr und Manuel Barreto und unser Dichter, der Euch erst seit zwei Tagen kennt, und nun selbst der König sich im gleichen Gefühl für die Fremde begegnen! Wo habt Ihr Euern Täufling?

Wir wollten das Mädchen Eurer Majestät nicht vor Augen bringen, als bis wir unsre Kühnheit eingestanden und der Armen, die noch wenig von unsrer Sprache versteht, einen gnädigen Blick gesichert hatten, versetzte Barreto. Ich werde eilen, Esmah herbeizuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die Parteien und die Gerichte. Es ist eine traurige Erscheinung in unserm Parteileben, daß alle Fragen, mögen sie Namen haben, welche sie wollen, dazu benutzt werden, die Parteileidenschaften aufzustacheln, im Parteiinteresse verwertet zu werden. Die letzten Reichstagsverhandlungen haben das wieder recht gezeigt. Da standen eine Reihe von teils rein technisch-juristischen, teils rechtsphilosophischen Fragen zur Beratung, und was wurde unter den Händen der Reichstagsmehrheit daraus? Alles wurde benutzt, um Mißtrauen gegen die Regierung und, was das erbärmlichste ist, gegen unsre Gerichte und ihre Unparteilichkeit zu säen. Die Wiedereinführung der Berufung, die Entschädigung unschuldig verurteilter, der Antrag Windthorst über die Interpretation des Artikels 30 der Reichsverfassung und der Zeugniszwang gegen Reichstagsabgeordnete — das sind ja alles Fragen, die mit der Politik garnichts zu thun haben, die lediglich von juristischen und, vielleicht auch wie die der Entschädigung unschuldig verurteilter von allgemein menschlichen Gesichtspunkten aus zu entscheiden sind und entschieden werden sollten. Was hat es mit Konservatismus oder Klerikalismus oder Liberalismus oder wie sonst die „ismus" heißen, zu thun, ob den Angeklagten zwei oder nur eine Instanz gegeben werden? Was giebt den Demokraten das Recht, die Frage der Entschädigung unschuldig verurteilter gewissermaßen in Erbpacht zu nehmen und sich gegen jeden, der mit Rücksicht auf eine gedeihliche Strafrechtspflege auf die Schwierigkeiten der Lösung hinweist, zu geberden, als ob er ein Reaktionär von der schwärzesten Farbe sei? Arbeiten nicht alle Parteien, arbeitet nicht die Regierung in gleicher Weise, wenn auch mehr und mit Recht die praktischen Seiten betonend, eifrig mit, um unsre Rechtszustände fortwährend zu vervollkommnen, um unsern Staat, der jetzt schon als Rechtsstaat allen andern Staaten zuvorgekommen ist, immer mehr zu einem solchen zu gestalten, in dem nur das Gesetz und nicht der Wille der Regierung, aber auch nicht der Wille einzelner Parteien (das letztere ist noch gefährlicher) maßgebend ist? Doch das beiläufig. Es sollte hier vor allem betont werden, wie bei der Beratung der erwähnten Fragen im Reichstage die Regierung und unsre Gerichte behandelt worden sind. Nicht sachliche Gründe wurden vorgetragen, sondern in erster Linie wurde die Sache von vielen Seiten so dargestellt, als ob die Regierung und die Gerichte im Strafverfahren Hand in Hand gingen, um die armen Angeklagten möglichst (man verzeihe den Ausdruck) hineinzureiten. Hat sich doch ein Sozialdemokrat erlaubt, im Reichstage von einer „angefressenen" Rechtspflege zu reden, und hat doch ein andrer die Behauptung aufgestellt, die Fälle seien nicht selten, in welchen Leute im Gefängnisse gehalten würden, um ein Geständnis von ihnen zu erpressen! Und auch andre Abgeordnete, denen man doch mehr Einsicht zutrauen sollte, haben mehr oder weniger vorsichtig ein ganz ähnliches Mißtrauen zur Schau getragen und ausgesprochen. Der ganze Antrag Windthorst über die Zeugnispflicht der Reichstagsabgeordneten entspringt einem solchen Mißtrauen. Er glaubt, die Gerichte würden sich beeinflussen lassen, den Abgeordneten das von diesen auf Grund des Artikels 30 neuerdings beanspruchte Recht der Zeugnisverweigerung abzusprechen, und will deshalb vorbeugen. Hätte der Abgeordnete Windthorst den Artikel 30 wirklich für so klar gehalten,

wie er behauptet, und hätte er nicht Mißtrauen in die Unparteilichkeit der Gerichte säen wollen, dann wäre sein Antrag vollständig überflüssig gewesen.

Schlimmer aber noch als im Reichstage geht es in der Presse zu, die ja vielfach von Reichstagsmitgliedern geleitet wird oder doch unter deren Einflusse steht. Dort scheut man sich schon nicht, diejenigen gerichtlichen Erkenntnisse, welche nicht gefallen, ganz offen als parteiliche zu bezeichnen, dort fällt man die absprechendsten, gehässigsten Urteile auf Grund lügenhafter oder entstellter Zeitungsberichte, die oft von Personen verfaßt sind, welche, ihrer ganzen Bildung nach, garnicht imstande sind, einer Gerichtsverhandlung zu folgen, geschweige denn die ergangenen Entscheidungen auf ihren Wert oder Unwert hin zu prüfen. Hat jemand unsre höchsten Beamten geschmäht, sie verleumdet, ihnen Ehrenrühriges nachgesagt, und wird er dann auf Grund der für alle bestehenden Gesetze zu Strafe mit Recht verurteilt, dann ist es nicht etwa der Verurteilte, den man tadelt und den man als einen Ehrabschneider der öffentlichen Verachtung preisgiebt, nein, das Erkenntnis wird mit einem gewissen Achselzucken den Lesern mitgeteilt und dabei angedeutet oder auch offen ausgesprochen, daß man von unsern Gerichten nichts andres erwarten könne, als daß sie dem hohen Beamten zuliebe den Ehrenmann-Verleumder verurteilten. Und so ist es in hundert andern Fällen. Selbst dem höchsten deutschen Gerichte, dem Reichsgerichte, giebt man nicht die Achtung, die es beanspruchen kann. In jedem andern Lande werden die Urteile der höchsten Gerichte von allen Parteien respektirt, obwohl diese Gerichte nicht immer mit denjenigen Garantien für eine unabhängige Rechtsprechung umgeben sind wie unser Reichsgericht. Bei uns aber, im deutschen Reiche, erlaubt sich jeder Zeitungsschreiber von oft sehr dunkler Vergangenheit die Entscheidungen der Gerichte vom höchsten bis zum untersten nicht zu prüfen, nein ungeprüft und unverstanden zu kritisiren. Und das seiner Meinung nach mit Recht. Denn der heutige Zeitungsschreiber hat sich das alte Wort: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand" für sich dahin zurechtgelegt: „Wen Gott Zeitungsberichte schreiben läßt, dem giebt er auch Verstand, alles zu verstehen oder doch das Recht und die Pflicht, alles zu tadeln und — zu beschimpfen."

Es ist die höchste Zeit, daß dem entgegengetreten wird. Das Vertrauen in die Unabhängigkeit und Freiheit der Rechtsprechung ist eines der wichtigsten Güter im Volksleben. Nichts bringt so sehr auf und erregt die Gemüter so sehr, als offenbar ungerechte Gerichtsentscheidungen. Das wissen auch die, welche ein Interesse daran haben, die neue Ordnung der Dinge in Deutschland umzustoßen, welche ein fest gefügtes geordnetes Staatswesen nicht wollen, ganz gut. Darum sieht man Sozialdemokraten, Deutschfreisinnige, Welfen und Jesuiten Hand in Hand gehen, wenn es gilt, unsre Rechtspflege zu verdächtigen. Denn allen ist ein geordnetes starkes deutsches Reich ein Dorn im Auge. Das Volk muß unzufrieden sein, der Staat darf seinen Angehörigen nicht mehr den verlangten Schutz geben, dann kann im Trüben gefischt und für die Partei etwas gewonnen werden. Herr Dr. Windthorst beschwert sich so oft, daß bei Protestanten und Liberalen keine Achtung vor den kirchlichen Autoritäten der Katholiken, den Bischöfen 2c. bestehe, daß man Handlungen solcher Autoritäten frei und tadelnd kritisire. Wer hat uns denn das Beispiel vom Kampfe gegen die Autorität gegeben? Doch das Zentrum, das zuerst voranging, die staatlichen Organe und vor allem auch die Gerichte — in der Kulturkampfszeit — herunterzuziehen, und daß dadurch die Autoritätlosigkeit in das Volk eingeführt und weit verbreitet hat. Das rächt sich jetzt auch an der katholischen Kirche, deren Rechte damals angeblich verteidigt wurden. Bischöfe und

hochgestellte Geistliche werden nicht mehr respektirt, wenn sie mit dem großen Haufen nicht übereinstimmen, und man kann dem Zentrum wohl zurufen: „Achtet erst eure Bischöfe und Dekane selbst und hört auf sie, ehe ihr von den Nichtkatholiken verlangt, daß man eure kirchlichen Autoritäten respektire.“ Das gehört eigentlich nicht zur Sache. Allein die Abschweifung lag nahe, und die Nutzanwendung ergiebt sich aus dem letztgesagten ebenso wie aus dem frühern. Immer lautet sie: Alle Parteien, die den Staat nicht zerstören, sondern erhalten wollen, haben das größte Interesse an der Aufrechthaltung jeglicher Autorität, möge sie Namen haben, welche sie wolle. Die Gerichte aber vor allem müssen respektirt werden, denn ist das Vertrauen in ihre Unabhängigkeit gestört, dann ist das ganze Staatswesen untergraben. Volksvertretung und Presse sollten sich deshalb gemeinsam jeder Aeußerung enthalten, die so gedeutet werden könnte, als hielte man unsre Gerichte nicht über alles Parteiwesen erhaben.

Die Prostitutionsfrage hat schon vielen Anlaß zum Meinungsaustausch gegeben, sie war auch die Ursache verschiedner in der vorigen Sitzungsperiode des Reichtages bei diesem eingereichten, vom Reichstage, wenn ich nicht irre, dem Reichskanzler teils zur Erwägung, teils zur Kenntnisnahme mitgeteilten Petitionen. Wie sehr aber die Ansichten in dieser Angelegenheit noch auseinander gehen, geht am besten aus den widersprechenden Verlangen hervor, welche zur Beseitigung der Uebel des Prostitutionswesens gestellt werden. Da wird einerseits möglichst strenges Vorgehen gegen die gewerbliche Unzucht, anderseits möglichste Nachsicht und Wiedereinführung der polizeilich zu überwachenden Bordelle verlangt, wieder andre wollen keins dieser Extreme, aber Verbannung der Prostituirten in gewisse abgelegne Häuser. Um zwischen diesen verschiednen Ansichten den richtigen Weg zu finden, muß man vor allem einen grundsätzlichen Standpunkt feststellen, von welchem aus man sicher vorgehen kann. Wird man dabei auch zugestehen müssen, daß die Prostitution ebensowenig thatsächlich aus der Welt geschafft werden kann wie Trunk und Spiel, so wird man doch unmöglich so weit gehen können, die Existenz der Prostitution als eine Notwendigkeit zu betrachten, wie dies vielfach behauptet wird, wobei uns stets der Verdacht aufsteigt, daß die, welche also reden, für ihre eignen Neigungen eine Beschönigung suchen wollen. Bestreitet man diese Notwendigkeit, dann erweist sich die Wiedereinführung der Bordelle grundsätzlich als unmöglich, ebenso wie die öffentliche Duldung der Spielbanken ausgeschlossen ist. Gegen die Zulassung der Bordelle spricht aber noch ein Umstand, der sehr schwer ins Gewicht fällt und doch gewöhnlich außer Acht gelassen wird, daß nämlich der Bordellhalter nicht etwa bloß ein Privilegium besitzt, gefallene Dirnen aufzunehmen (dagegen wäre vielleicht nicht so viel einzuwenden), sondern daß er, um sein Geschäft aufrecht zu erhalten, gezwungen ist, um den schrecklichen Kunstausdruck zu gebrauchen, für „frische Waare“ zu sorgen, also geradezu gesetzlich zum Betriebe der Kuppelei und Verführung privilegirt ist. Es geht daher unsre Gesetzgebung von einem ganz richtigen Gesichtspunkte aus, wenn sie die gewerbsmäßige Unzucht bestraft, diejenigen Frauenspersonen aber, welche sich derselben nachgewiesenermaßen ergeben haben, zur Sicherung der Gesundheit, der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Anstandes unter sittenpolizeiliche Vorschriften stellt. Der § 361 Satz 6 des Reichsstrafgesetzbuches bedroht nun zwar nur eine Weibsperson, welche gewerbsmäßige Unzucht treibt, mit Strafe, es ist aber nach § 48 des Strafgesetzbuches durchaus zulässig, denjenigen Mann, welcher eine Frauensperson zur Hingabe durch Angebot oder Inaussichtstellen von Geld und Geschenken verleitet, als Anstifter mit der Dirne

gemeinsam zu bestrafen; es ist dies, so viel bekannt, noch nicht geschehen, würde aber jeden Augenblick geschehen können.*) Soll also in dieser Richtung Wandel eintreten, so bedarf es keiner Aenderung, sondern nur entsprechender Anwendung der bestehenden Gesetzgebung, namentlich muß die Rechtsprechung den Fall gewerbsmäßiger Unzucht stets annehmen, wenn sich eine Frauensperson überhaupt gegen Honorirung hingegeben hat, mag dies auch nur einmal geschehen sein, da sie es dann zum Erwerbe, also gewerbsmäßig betrieb, während jetzt meist mindestens zwei solcher Fälle verlangt werden; auch die Frage, was als Honorirung angesehen werden soll, kann nicht streng genug genommen werden, jedes, auch jedes nachträglich gegebene Geschenk sollte darunter gerechnet werden, dann würde sich ein natürlich erwünschtes strengeres Vorgehen auch gegen das männliche Geschlecht von selbst mit ergeben. Es steht auch nichts im Wege, eine Weibsperson oder einen Mann, welche auf unzüchtigem Wege Krankheiten übertragen haben, wegen Körperverletzung zur Bestrafung zu bringen, also bedarf es auch insoweit keiner Verschärfung unsrer Gesetzgebung.

Muß man nun auch zugeben, daß es ohne Anreizung durch das männliche Geschlecht keine prostituirten Dirnen geben würde, so muß doch anderseits darauf hingewiesen werden, daß die so besonders abstoßende gewerbsmäßige Unzucht immer nur von einer Frauensperson betrieben werden und also die zur Beaufsichtigung dieses Lasters nötige Thätigkeit der Polizeibehörden sich nur gegen Frauenspersonen richten kann, und daß die mit der Sittenkontrole verbundene allerdings tiefe Entwürdigung des weiblichen Geschlechts weniger auf Rechnung dieser nötigen Kontrole als der Entwürdigung kommt, welche diese Frauenspersonen sich selbst durch Ergreifung des gedachten lasterhaften Berufes bereitet haben. Es wird freilich behauptet, daß nach dem § 361 Satz 6 des Strafgesetzbuches eine Frauensperson der Bestrafung für die Ausübung gewerblicher Unzucht dadurch entgehen könne, daß sie unter polizeiliche Kontrole gestellt werde. Diese Ansicht beruht aber auf einer Unkenntnis der einschlagenden Bestimmungen. Die Polizeibehörden sind garnicht berechtigt, jede beliebige Frauensperson mit ihrem oder gegen ihren Wunsch ohne weiteres unter Sittenkontrole zu stellen, vielmehr wird dazu nach einer Verfügung des Ministers des Innern vom 7. Juni 1850**) unbedingt vorausgesetzt, daß die betreffenden Personen wegen gewerbsmäßiger Unzucht bereits bestraft oder als diesem Laster fröhnend bekannt und geschlechtskrank befunden worden sein müssen. Es ist nicht anzunehmen, daß irgendeine Polizeibehörde sich über diese Vorschrift des Ministers hinwegsetzen sollte; wäre es aber doch der Fall, so würde es nur eines Anrufens der höhern Instanz bedürfen, um Abhilfe zu schaffen. Wird der § 361 Satz 6 des Strafgesetzbuches mit dieser Einschränkung angewandt, und wird gleichzeitig sorgfältige Straßenpolizei gegenüber den herumstreifenden Dirnen gehandhabt, dann ist allen Ansprüchen genügt, welche man billigerweise an die Gesetzgebung und die Verwaltung stellen kann. Abgestellt, wie bemerkt, wird das Laster nicht; es erhält aber auf diesem Wege nicht die gesetzliche Sanktion und kann in den Schranken gehalten werden, welche die Gesundheit und die öffentliche Ordnung und Sitte erheischen.

Nun wird freilich noch ein Bedenken gegenüber dem jetzigen Zustande geltend gemacht, welches scheinbar viel für sich hat, aber doch auch nicht zutrifft. Man glaubt, der jetzige Zustand gestatte den Prostituirten überall umherzustreifen und

---

*) Oppenhoff, Strafgesetzbuch, 9. Ausgabe, Abschnitt 29, Anmerk. 7.

**) Ministerialblatt für die gesamte innere Verwaltung, Jahrgang 1850, S. 335.

aller Orten zu wohnen, und dadurch der öffentlichen Sitte und Ordnung, zu deren Schutze die jetzigen Anordnungen getroffen seien, erst recht ins Gesicht zu schlagen, namentlich auch die Jugend von der Gegenwart der Prostitution in Kenntnis zu setzen; alles dies sei zur Zeit der Bordelle nicht der Fall gewesen, und wenn man nicht gerade Bordelle wieder einführen wolle, dann solle man wenigstens Bestimmungen erlassen, welche den Dirnen nur das Wohnen in abgelegnen Straßen und Häusern gestatten. Das Herumstreifen der Dirnen war aber zu der Zeit, als es noch Bordelle gab, ebenso stark wie jetzt; wer vor dem 1. Januar 1857, mit welchem Tage die Bordelle geschlossen wurden, in Berlin studirt hat, wird dies wenigstens für Berlin bestätigen können; es gab auch damals nicht nur zünftige Priesterinnen der Venus, sondern sehr zahlreiche der Venus vulgivaga; in dieser Beziehung ist nichts verschlimmert worden, Sache der Polizei ist es nur, die Straßen frei zu halten und namentlich gegen die sogenannten „Louis“ einzuschreiten — soweit dies eben möglich ist. Das ist aber jetzt nicht vollständig möglich und war es früher auch nicht; ein Gebot, daß außer in öffentlichen Häusern Unzucht nicht getrieben werden solle, ist einfach undurchführbar; dagegen hatten die Bordelle einen merkwürdigen Reiz für alle jungen Leute, galten sie doch (wie z. B. in Hamburg) für eine Merkwürdigkeit, welche jeder Reisende gesehen haben mußte. Das Wohnen in abgelegenen Straßen kann schon jetzt die Polizei den Dirnen aufgeben und thut es regelmäßig, indem die für Berlin erlassenen Kontrolvorschriften wohl in allen größern Städten, wenigstens Preußens, durchgeführt sind, in welchen ausdrücklich das Verbot des Wohnens in gewissen Straßen mit inbegriffen ist. Es kommt also auch in dieser Richtung nur auf eine energische Handhabung solcher Vorschriften durch die Ortspolizei an. Unrichtig ist es, daß der Hauswirt einer Dirne, der von deren Beruf weiß, als strafbar angesehen werde; er wird nur dann als Kuppler angesehen, wenn er dem Berufe der Unzucht Vorschub leistet, z. B. durch Zuführung von „Herren.“ Bestimmte Häuser festsetzen, in welchen allein die Prostituirten sollten wohnen dürfen, geht nicht an, wenn man nicht die ganze alte Bordellwirtschaft wiederhaben will, oder wenn nicht die Gemeinden selbst Häuser mit Zellen für jede Dirne herstellen wollten, was auch seine Bedenken haben und leicht ausarten möchte. So kann es nur der Diskretion den Lokalpolizeibehörden überlassen bleiben, welche Straßen sie zum Wohnen der Prostituirten für zulässig erachten wollen; jede Stadt hat ja ein Viertel zweifelhaften Rufes, in dieses werden sich dann allmählich die Venuspriesterinnen von selbst zurückziehen. Will niemand solche Damen im Hause dulden, so ist das ein Beweis, daß die Volksstimme sich noch nicht für das Bedürfnis der Prostitution ausgesprochen hat, und die Prostituirten sowie deren Freunde mögen sich nach dieser Stimme richten.

Aus alledem geht hervor, daß die Gesetzgebung und die dazu erlassenen Ausführungsbestimmungen den richtigen Weg eingeschlagen haben, und daß es nur Sache der Praxis ist, diese Bestimmungen richtig anzuwenden. Wird irgendwo eine falsche Anwendung bekannt, so suche man nur Abhilfe bei der vorgesetzten Behörde. Schließlich mag aber noch darauf hingewiesen werden, daß die Polizeibehörden allein nicht imstande sind, die Prostitution ganz oder nur in ihren krassesten Auswüchsen aus der Welt zu schaffen, dazu haben andre Elemente mitzuwirken; es muß die Anschauung zur Geltung gebracht werden, daß Unzucht eben etwas unzüchtiges ist; und daß es nicht zum guten Tone gehört, derselben zu fröhnen und sich öffentlich als ihren Diener zu bekennen. Auch auf die Literatur muß eingewirkt werden, daß sie ein derartiges Treiben nicht in verlockendem Lichte

schildere. Geschieht derartiges, dann wird die Prostitution von selbst nicht verschwinden, aber sich in das Dunkel zurückziehen, wohin sie gehört.

Nochmals die Schiffsnamen. Was hat Hamburgs Rhederei dem ungenannten Verfasser des in diesen Blättern veröffentlichten Aufsatzes „Schiffsnamen“ gethan, daß sie für ihn garnicht vorhanden ist? Weshalb macht er der deutschen Rhederei einen Vorwurf, den er doch höchstens der Rhederei des Norddeutschen Lloyd zu Bremen machen kann? Ist er der Meinung, daß der Norddeutsche Lloyd der Inbegriff der deutschen Handelsflotte sei? Dann möchten wir uns erlauben, ihn daran zu erinnern, daß der Norddeutsche Lloyd allerdings nahezu die einzige Bremer Dampfschiffsrhederei ist, aber doch nur über 30 transatlantische Dampfschiffe und über 9 Küstendampfer verfügt, Hamburgs Rhederei aber unter seinen 600 Schiffen nicht weniger als 170 Seedampfschiffe mit einem Tonnengehalt von über 1/4 Million aufzuweisen hat. Und diese 170 Dampfschiffe entsprechen mit ihren 170 Namen nahezu vollständig den Anforderungen, die der Verfasser jenes Aufsatzes stellt und nicht erfüllt findet bei den 30 Namen des Bremer Lloyd!

Das Hauptunternehmen Hamburgs ist die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft. Sie hat 23 Dampfer auf dem Ozean in Fahrt, und diese Dampfer tragen Namen, die allerdings zum Teil deutschen Ländernamen ähnlich klingen, aber doch nur deutscher Geschichte entnommen sind, oder auf welcher Landkarte der Gegenwart finden sich die Namen: „Allemannia,“ „Teutonia,“ „Vandalia,“ „Albingia,“ „Rhaetia,“ „Rugia“? Woher aber die Namen genommen sind, da stammen auch die andern her, die „Frisia,“ „Silesia,“ „Borussia,“ „Hungaria,“ „Moravia“ und wie die andern Dampfer dieser Gesellschaft heißen.

Das zweitgrößte Unternehmen Hamburgs ist die Hamburg-Südamerikanische Gesellschaft. Sie hat 18 große transatlantische Dampfer in regelmäßiger Fahrt nach der Ostküste Südamerikas, und fast alle diese Dampfer tragen südamerikanische Namen, ich nenne nur: „Desterro,“ „Petropolis,“ „Rosario,“ „Rio,“ „Corrientes,“ „Paranagua,“ „Ceara,“ „Pernambuco,“ „Santos,“ „Argentina“ u. s. w.

Nach der Westküste Südamerikas fährt die Deutsche Dampfschifffahrts-Gesellschaft Kosmos mit 14 Dampfern. Die Dampfer fahren an der Westküste hinauf bis Guatemala, sie machen die größten Reisen, die überhaupt deutsche Dampfer ausführen. Seine Namen hat der Kosmos dem alten Aegypten entlehnt: „Memphis,“ „Sahharah,“ „Ramses,“ „Theben,“ „Menes,“ „Uarda,“ „Ibis,“ „Kambyses,“ „Totmes,“ „Setos,“ „Neko“ u. s. w. werden durch ihn verherrlicht.

Einen Bruchteil des Hamburg-Chinesischen und -Japanesischen Verkehrs vermitteln die 10 Dampfschiffe der „Deutschen Dampfschiffs-Rhederei.“ Ihre Namen sind dem Sternenzelt entnommen. So viel Schiffe, wie kleine Planeten am Himmel sind, stellten die Gründer als ihr Ziel hin, und so wurden die Dampfer getauft: „Atalanta,“ „Bellona,“ „Olympia,“ „Kassandra,“ „Hesperia,“ „Massalia,“ „Polyhymnia“ u. s. w.

Die Privatkraft Rob. M. Slomans unterhält regelmäßige Fahrt nach Australien. Die großen australischen Dampfer sind getauft nach Häfen des Mittelmeeres, weil sie das Ziel der ersten erfolgreichen Dampferfahrt Herrn Slomans waren; sie heißen: „Sorrento,“ „Marsala,“ „Catania.“

Nach Afrika fährt die Woermann-Linie jetzt mit sieben für afrikanische Fahrt eingerichteten Dampfern. Wie die Linie genannt wurde nach dem großen Pionier des deutsch-afrikanischen Handels, so die einzelnen Dampfer nach den Namen seiner Familienglieder. „Carl Woermann“ heißt der Pionierdampfer, „Aline Woermann,“

„Professor Woermann“ u. s. w. die folgenden, „Gertrud Woermann,“ zu Ehren der jungen Frau des Hamburgischen Reichstagsabgeordneten, der jüngste Dampfer dieser Linie.

Mit Canada hat die „Hansa=Rhederei“ eine regelmäßige Fahrt eingerichtet, ihre Schiffsnamen hat sie Hamburgischen Straßennamen entnommen: „Kehrwieder,“ „Grasbrook,“ „Baumwall.“

In transatlantischer, aber nicht regelmäßiger Fahrt sind thätig: Edward Carrs Dampfer; fünf davon tragen die Namen der fünf Weltteile, andre Namen wie: „Polynesia,“ „Polaria,“ „India.“

In nicht bestimmter, allgemeiner Fahrt ist die Dampfschifffahrts=Gesellschaft „Anglia“ thätig; Gevatter für ihre Dampfer scheinen die Prinzen des Hohenzollernhauses zu sein. Die größten Dampfer der Gesellschaft, weit größer als die, die der Bremer Lloyd sich für die subventionirten Linien bauen läßt, heißen „Prinz Georg,“ „Prinz Alexander,“ die andern: „Prinz Wilhelm,“ „Heinrich,“ „Leopold,“ „Albrecht,“ „Friedrich Karl.“

Wollte ich meine Berichtigung auf Hamburgs sonstige Rhedereien ausdehnen, ich könnte diese Mitteilung erheblich verlängern. Doch genug, denn ich wollte mich beschränken auf diejenigen Dampfer, die dem Gros des Norddeutschen Lloyd ebenbürtig sind. Shakespeares Frauengestalten schmücken den Bug der Schiffe, die täglich in Hamburg=Londoner Fahrt die Nordsee durchkreuzen, „Freia“ heißt das wunderbare Boot, das mit unübertroffener Schnelligkeit Hamburg mit Helgoland verbindet, andre nennen sich „Wodan,“ „Fidelio,“ „Picciola.“

Hamburg. W. Staelin.



Literatur.

Die polnischen Aufstände seit 1830. Vom Major Emil Knorr. Berlin, Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn, 1880.

Gegenüber den Anfeindungen, welche das energische Vorgehen der preußischen Regierung gegen die Ausbreitung des Polentums in unsern deutschen Ostprovinzen erfährt, mag es gestattet sein, die Leser dieses Blattes auf das vorliegende Buch aufmerksam zu machen, welches, obwohl schon im Jahre 1880 erschienen, gerade in der Gegenwart eine besondre Bedeutung gewinnen muß. Der Verfasser hat, abgesehen von eigner Anschauung, das Glück gehabt, aus archivalischen Quellen schöpfen zu können; die Mitteilung derselben in den Anlagen — unter denen sich z. B. auch der vom Reichskanzler im preußischen Abgeordnetenhause so vielfach angezogene Flottwellsche Bericht befindet — nimmt die Hälfte des Buches ein und ermöglicht es, das von dem Verfasser gegebene Bild überall auf die Richtigkeit seiner Zeichnung und Färbung zu kontroliren. Für die Beurteilung des preußischen Vorgehens ist es von Bedeutung, aus den Aeußerungen der offiziellen polnischen Führer, ihrer Presse und ihrer gesamten Propaganda die Ziele kennen zu lernen, welche das Polentum verfolgt. Für die Naivität, mit welcher preußische Abge=

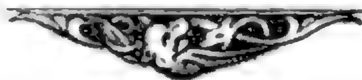
ordnete wie die Herren Hänel und Virchow der Maßlosigkeit polnisch-revolutionärer Herrschsucht durch schöne Redensarten entgegenzutreten suchen, wird es lehrreich sein, zu erfahren, wie entgegenkommend sich die Polen gegen das Deutschtum verhalten würden, wenn sie nur die nötige Macht hätten. Es mag der Hinweis genügen, daß sich im Jahre 1848 lediglich eine aus Polen bestehende Kommission zu nationaler Reorganisation des Großherzogtums Posen gebildet hatte, indem dieselbe den neben 700000 Polen in der Provinz Posen wohnenden 500000 Deutschen weder Wahl- noch Stimmrecht in Bezug auf ihre zukünftige politische Stellung zugestand. Das war keineswegs ein revolutionäres Komitee, sondern eine Kommission, die sogar unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten von Beurmann stattfand. Dem an Zahl fast gleichen Teile der deutschen Bevölkerung in der Provinz trug man insofern Rechnung, als man edelmütig genug war, den Oberbürgermeister der Stadt Posen und einen Landgerichtsrat als „Gäste“ zuzuziehen. Im März 1848 verlangte die nach Berlin unter Anführung des Erzbischofs Przyluski abgesandte Deputation nicht weniger als: ausschließlich polnische Geschäftssprache, national-polnisches Militär aus Eingebornen, als obersten Zivilbeamten einen Polen; Beamte, welche nicht polnisch verstünden, sollten versetzt oder pensionirt werden, und dergleichen mehr.

Man sieht: den Polen gegenüber befinden wir uns in der Notwehr; hier heißt es einfach: Ambos oder Hammer sein. Nun glauben wir, daß in der That das deutsche Volk die Pflicht habe, nicht an der Ostgrenze das Deutschtum zu verlieren, welches an der Westgrenze mit schweren Opfern an Gut und Blut wieder erkämpft ist. Denn schon kann man mit Eichendorff unter entsprechender Aenderung sagen:

Dort hart am Weichselstrome,
Da liegt verlornes Gut,
Da gilt es deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen.

Literatur und Kunst im Wupperthale bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts. Von Friedrich Roeber. Iserlohn, Julius Baedeker, 1886.

Es ist ein ganz hübscher Einfall, die literarischen Persönlichkeiten und Beziehungen einer begrenzten Landschaft in historischer Folge vorzuführen, und selbst wenn dies, wie hier, in dem leichteren Tone guter populärer Vorträge geschieht, werden immer eine Menge interessanter Erinnerungen, vergessener Thatsachen und verschollener Namen neu belebt. Das literarische und künstlerische Leben in dem gewerbthätigen Elberfeld war jederzeit nur ein bescheidnes, doch beweist die Reihe von Bestrebungen und Leistungen, deren Roeber zu gedenken hat, daß die in dieser Beziehung mindest begünstigte deutsche Stadt doch immer noch eine ganz andre literarische und künstlerische Geschichte hinter sich hat als eine gleich große und gleich industrielle französische Provinzialstadt. Daß die Musen auch in der zweiten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht aus dem Wupperthale verschwunden sind, belegt unter anderm die eigne poetische Thätigkeit Roebers, deren er bescheidnerweise nicht gedenkt, an die wir aber doch die Leser der kleinen Schrift unserseits erinnern wollen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



England am Vorabend eines Umschwunges.

Eine der Lebensfragen für das britische Reich, die zweitwichtigste nächst der indischen, soll nunmehr wirklich auf eine Weise zu lösen versucht werden, die viele englische Politiker für verhängnisvoll ansehen, und die man deshalb selbst einem Staatsmanne wie dem, der jetzt wieder die Angelegenheiten jenes Reiches an erster Stelle leitet, bisher kaum zutrauen zu dürfen meinte. Gladstone hat sich über die irische Frage endgiltig schlüssig gemacht, und sein Plan zur Lösung derselben beruht auf der Basis des Home Rule. Der Daily Telegraph brachte die Grundzüge desselben, und nach dieser Mitteilung werden Gladstones Vorschläge ein besondres irisches Parlament einschließen, das ohne Zweifel wie früher in Dublin tagen wird. Die jetzt über Irland verteilten Konstabler sollen als Reichspolizei fortbestehen, neben ihnen aber würde eine lokale Polizei errichtet werden, die nur den Ortsbehörden untergeben wäre. Die Zölle und die Verbrauchssteuern würden im ganzen Reiche dieselben sein, die Einhebung der aus diesen Quellen fließenden Einkünfte aber für Irland irischen Beamten anvertraut werden. Das irische Parlament soll mit diesen Beschränkungen und einigen andern, die mit der Landankaufsakte, welche das Londoner Parlament beschließen soll, zusammenhängen, vollen Spielraum in der Verwaltung der örtlichen Angelegenheiten erhalten. Endlich soll Irland das Recht verbleiben, das Unterhaus mit Vertretern zu beschicken, um an den Verhandlungen über die das ganze Reich angehenden Fragen teilzunehmen.

Gladstone ist überzeugt, daß der Ausführung dieser Absichten keine unüberwindlichen Schwierigkeiten im Wege stehen. Er erwartet nicht, daß, falls seine Maßregeln im Unterhause durchgehen sollten, das Oberhaus sie sofort gutheißen werde. Er glaubt, wenn er in jenem Falle nicht an die Wählerschaft appellirt, bis

die Peers sich gegen seinen Gesetzentwurf erklärt haben, der Verzug insofern ihm nützen werde, als er ihm weiter Zeit verschaffen werde, die öffentliche Meinung über die Sache zu unterrichten. Angesichts der Möglichkeit, daß das Unterhaus im Laufe der nächsten drei Monate aufgelöst werden müßte, rechnet das Ministerium und mit ihm die irische Partei sich heraus, daß das Ergebnis einer Neuwahl mit der Parole: Home Rule oder nicht kein ungünstiges sein würde. Die Parnelliten hoffen in Irland einige Stimmen mehr als das letzte mal zu gewinnen, und Gladstones Freunde glauben, daß er nach Beseitigung aller Gegner des Home Rule aus den Reihen der Liberalen aus England und Schottland fünfzig bis achtzig Unterhausmitglieder mehr hinter sich haben werde. So aber würde mit Hinzurechnung der Irländer im nächsten Parlamente eine Mehrheit von wenigstens 150 Stimmen verpflichtet sein, Home Rule zu gewähren. Parnell würde natürlich das ganze Gewicht der Stimmen, welche das in England und Schottland zur Wahl berechtigte sehr zahlreiche irische Element in die Wagschale werfen kann, für die liberale Partei zur Geltung bringen; denn er hätte in Gladstone den einzigen Staatsmann zu erblicken, der hinreichendes Ansehen beim britischen Volke und hinreichende Macht über dasselbe besäße, es zu der nötigen Einwilligung in die Forderungen Irlands zu bewegen.

Ob Gladstone und seine Freunde mit diesen Berechnungen richtig sehen, wird sich bald zeigen. Er will den Irländern fast alles geben, was sie beanspruchen, aber doch nur ein beschränktes und untergeordnetes Parlament, er will in Irland eine Reichspolizei erhalten, und er will die Einheit des Zoll- und Steuerwesens für beide Teile gewahrt wissen, wenigstens in der Hauptsache. Er könnte so den Engländern gegenüber behaupten, sein Plan laufe nur auf eine provinziale Selbständigkeit Irlands hinaus, nicht aber auf eine Auflösung der Union mit Großbritannien. Es giebt unzweifelhaft viele liberale Engländer, die auf den ersten Blick in den Grundzügen dieses Planes eine willkommene Vermittlung der Reichseinheit mit den berechtigten Wünschen der irischen Nachbarn begrüßt haben. Aber wird er ihnen verschaffen, was sie vor allem ersehnen, dauernde Ruhe vor weiterer Agitation? Schwerlich. Die irische Bewegung beruht nicht bloß auf dem Verlangen nach einer lokalen Gesetzgebung und Regierung. Rassenhaß, Groll über altes Unrecht, Mitleid mit ausgetriebenen Pächtern, Verdruß über Mißgriffe und Mißbräuche der verschiedensten Art haben eine tiefgehende Unzufriedenheit erzeugt und erhalten, die sich auch dann nicht beschwichtigen ließe, wenn sie nicht immer von neuem durch die in Amerika lebenden Volksgenossen, die bittersten und unversöhnlichsten Feinde Englands, angefacht würde. Parnell wird die Gabe eines beschränkten irischen Parlaments annehmen, aber gewiß, wenn nicht mit lautem, so doch mit stillem Vorbehalt. Er wird sie lediglich als Abschlagszahlung betrachten und über kurz oder lang zur Basis einer neuen Agitation machen, er darf bei Gefahr, in Irland unmöglich zu werden, nicht auf die Dauer stillstehen. Wenn Irländer im Reichsparlament

Sitz und Stimme haben sollen, und dieses das Recht haben soll, Beschlüsse des Sonderparlaments zu bestätigen oder zu verwerfen, so wird jeder Versuch eines englischen Ministers, ein Veto gegen ein irisches Gesetz durchzusetzen, Einsprüche und Anträge auf Tadelsvoten hervorrufen. Beide englische Parteien buhlten in den letzten zwölf Monaten um die Gunst der irischen Nationalisten so rücksichtslos, daß sie bereit waren, ihnen Reichsinteressen zu opfern, und ist wohl zu hoffen, daß diese Politik sich ändern wird, wenn die Parnelliten im Unterhause aufstehen, um das Ansehen ihres eignen Parlaments zu verteidigen?

Wir sehen von mancherlei andern Einwürfen, die Gladstones Plan zuläßt, für jetzt ab, um Raum für ein Bedenken zu behalten, das bisher wenig Beachtung gefunden hat, obwohl es sich dem Kenner irischer Zustände sofort aufdrängen muß. Es ist die religiöse Frage, die Gefahr, in welche die protestantische Minorität in Irland gerät, wenn ein Dubliner Parlament für das Land Gesetze zu machen beginnt. In England denkt man daran kaum, weil hier intolerante Gesetzgebung seit geraumer Zeit zu den Unmöglichkeiten gehörte. Anders bei den Nichtkatholiken, die in Irland wohnen. Erst in diesen Tagen faßte eine Versammlung von Vertretern der Presbyterianer in Belfast Beschlüsse, in denen sie sich in den stärksten Ausdrücken gegen den Gedanken eines irischen Parlaments erklärte, weil ein solches die Willkür einer Klasse der Bevölkerung in Religions- und Erziehungssachen gegenüber den übrigen zur Herrschaft bringen würde. Sie erklärte ferner, „nicht glauben zu können, daß sich irgendwelche Bürgschaften moralischer oder materieller Art erdenken ließen, mit denen man die Rechte der über Irland zerstreuten Minoritäten gegen Zwangsmaßregeln vonseiten einer mit legislativen und exekutiven Befugnissen ausgestatteten Majorität zu schützen imstande sein würde.“ Wer Irland einigermaßen beobachtet hat, wird diese Ansicht teilen. Die dortige katholische Kirche unterscheidet sich in ihrem Verhalten wesentlich von der Gemeinschaft ihrer Glaubensgenossen in England. Verschiedne Ursachen, geschichtliche und andre, darunter der Druck, der bis vor wenigen Jahrzehnten auf den Anhängern Roms lastete, und das ungestüme Temperament der Iren, sowie ihr phantasievolles Wesen haben bewirkt, daß die katholische Geistlichkeit hier vorwiegend als ecclesia militans, als unduldsame, eroberungssüchtige, seelenfischende Körperschaft auftritt. Es ist immer ihre Politik und nach ihrer Auffassung ihre geheiligte Pflicht und Schuldigkeit gewesen, die Interessen ihrer Glaubensgemeinschaft möglichst zu fördern und deren Herrschaft über die Bevölkerung auszubreiten, so weit ihre Mittel und Kräfte reichten, und es läßt sich nicht annehmen, daß sie, fortan unterstützt durch die weit überwiegende Mehrheit eines nationalen Parlaments, versäumen würden, die Vorteile dieser neuen Situation aufs äußerste in jener Richtung auszunutzen. Hiervon überzeugt, haben englische Befürworter einer Politik der Abtrennung Irlands von Großbritannien den Ausweg vorgeschlagen, den Irländern nicht bloß ein Parlament, sondern zwei zu geben und Ulster autonom

zu machen. Die Presbyterianerversammlung von Belfast aber zeigt, daß ein selbständiges, mit einer eignen gesetzgebenden Versammlung ausgestattetes Ulster neben den drei südlichen Provinzen nicht über die Schwierigkeiten der Sache hinweghelfen würde. Der irische Protestantismus ist zwar hauptsächlich in Ulster vertreten, wo viele Schotten und Engländer eingewandert sind, er beschränkt sich aber keineswegs auf diese nördliche Provinz, sondern es giebt über ganz Irland zerstreut, namentlich in den größern Orten, protestantische Gemeinden in Menge, unter denen manche recht ansehnliche Minderheiten der Bevölkerung bilden, und die allesamt von einem Plane mit dem Gedanken des Home Rule Schutz für ihre religiösen Rechte und Interessen verlangen. Gegenwärtig ist ihnen für die letztern in dem bestehenden Systeme der nationalen Erziehung hinreichende Sicherheit gewährt; aber alle Welt weiß, daß die katholische Kirche in Irland nichts weniger als eine warme Freundin dieses Systems ist, sondern vielmehr selten eine Gelegenheit vorbeigehen läßt, es zu tadeln und zu beklagen, und daß es, wenn die Bischöfe nur die Macht besäßen, es zu beseitigen, sehr bald hinweggefegt sein würde. In der That, diese Betrachtung muß sich Gladstone, dem Verfasser der Schrift Vaticanism und dem Urheber des vergeblichen Versuches, die katholische Hierarchie Irlands mit dem neuen Erziehungssysteme von 1873 zu versöhnen, so unabweisbar aufdrängen, daß mit Bestimmtheit zu vermuten ist, sein Plan für das Home Rule werde unter seinen noch nicht bekannten Paragraphen auch einen solchen enthalten, der die Gewissensfreiheit in Sachen des Unterrichts in einem sich selbst regierenden Irland sicherstellt. Dies ist jedenfalls einer der Punkte, wo Gladstone auf Bürgschaften bestehen und Parnell genötigt sein wird, in solche zu willigen. Es fragt sich nur, was die Unterschrift des letztern unter einem derartigen Abkommen wert sein würde. Was würde sie bedeuten, selbst wenn Parnell volle und unwiderrufliche Befugnis hätte, für die Sache den Kredit der irischen Bischöfe und an letzter Stelle sogar des heiligen Stuhles zu verpfänden? Das ist schwer zu beantworten, und die Antwort wird durch die Thatsache nicht erleichtert, daß der Bürge für die Toleranz der irischen Katholiken gegenüber ihren protestantischen Landsleuten, daß Parnell selbst ein Protestant ist und nach dem Zugeständnisse des Home Rule sofort zu der Stellung eines Mitgliedes der Minderheit heruntersinken würde, die des Schutzes bedarf.

Kaum läßt sich der Ausweg anraten, man möge die Frage der nationalen Erziehung in Irland zu einem Noli me tangere für das zu schaffende irische Parlament machen. Es wäre geradezu ein Hohn auf die gesetzgeberische Freiheit und Unabhängigkeit, wenn man es in einer so wichtigen Einzelheit fesseln, beschränken und lahm legen wollte, und man hätte mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, daß, wenn Gladstone eine solche Einschränkung unter die Klauseln des Vertrages mit den irischen Nationalisten aufzunehmen vorschlagen sollte, Parnell selbst beim besten Willen außer stande sein würde, darauf einzugehen.

Das Recht, Einfluß auf Einrichtung und Verwaltung des für das irische Volk bestimmten Schulwesens zu üben, ist sicherlich, wenn auch nicht eingestandnermaßen, eines der Ziele, welche die katholische Gefolgschaft Parnells mit dem von ihr erstrebten Home Rule zu erreichen hofft. Kann dieses Recht also einer gesetzgebenden Vertretung Irlands nicht vorenthalten werden, so ist schwer zu sagen, wie das Reichsparlament es ermöglichen soll, dessen Ausübung so zu regeln, daß die Rechte der protestantischen Minderheit vor Verletzung geschützt sind. Es wird vielleicht Leute geben, die Mittel zu diesem Zwecke finden, aber dann gewiß ebenso viele, welche sie unwirksam zu machen verstehen.

Im übrigen wird Parnell sich durch die Umstände gezwungen sehen, für jetzt jeden Plan anzunehmen, der dem irischen Volke eine nationale gesetzgebende Versammlung in Dublin gewährt. Er ist — wohl zu bemerken, für jetzt — genötigt, den Irländern daheim und den verhältnismäßig bescheidenen unter den amerikanischen Volksgenossen, die ihn bisher unterstützten, etwas für ihr Geld zu zeigen, etwas, was wie ein Erfolg wenigstens aussieht. Blickt er dem geschenkten Gaul in das Maul und schlägt er ihn aus, so führt er, wie oben bemerkt, die Niederlage und den Rücktritt des einzigen Staatsmannes herbei, welcher Aussicht hat, die Mehrheit des englischen und schottischen Volkes zu überreden, daß das Home Rule ungefährlich und annehmbar sei, und so vertagt er die Erfüllungen der irischen Hoffnungen mindestens auf lange Zeit. Außerdem weiß er sehr wohl, daß die Lage Irlands gegenwärtig beinahe eine verzweifelte ist. Die Not ist so groß,, daß man nicht übertreibt, wenn man behauptet, fast die Hälfte der Bevölkerung in den westlichen Landesteilen stehe dicht vor dem Hungertode. Jeder Monat bringt sie dem Untergange näher, das Landvolk geht zu Grunde, die Gutsherren nicht minder und die Besitzer von städtischen Geschäften ebenfalls. Endlich aber giebt es noch eine Betrachtung, die für Parnell und seine Partei ins Gewicht fällt. Er weiß, daß Gladstone in gutem Glauben allerhand Einschränkungen und Bürgschaften ersinnen kann, um das Home Rule unschädlich zu gestalten, ihm gleichsam die Zähne abzustumpfen, daß diese Operation aber im besten Falle nur zeitweilig helfen wird, indem nach wenigen Jahren, vielleicht nach wenigen Monaten, das irische Volk und Parlament die Fesseln zerreißen wird, die ihm der englische Gesetzgeber mit jenen Restriktionen angelegt hat. Seine Verpflichtungen, Regeln und Schranken werden ganz ebensowenig Beachtung finden als die gerichtlich festgestellten Pachtbestimmungen des Jahres 1881, welche den irischen Pächter für alle Zeiten zufrieden machen sollten und diesen Zweck kein halbes Jahr zu erfüllen vermochten.

Wenn nun aber der Premier und der Führer der irischen Nationalisten sich über einen neuen Vertrag von Kilmainham verständigt haben, der schlimmer als die alte Übereinkunft erscheint, wird jener dann alle seine Amtsgenossen um sich behalten? Und wenn der Plan dem Parlamente vorgelegt wird, werden

die Liberalen im Unterhause ihrem Leiter und Worthalter blindlings folgen wie die Herde dem Hirten? Man scheint dies für wahrscheinlich zu halten, nach Berichten jedoch, die uns vorliegen, wäre die Möglichkeit, daß eine nicht unerhebliche Anzahl der Partei sich dessen weigerte, von Gladstone bereits ins Auge gefaßt und in seine Rechnung aufgenommen. Der Bund des letztern mit Parnell kann durch ein Zusammengehen unionistisch gesinnter Unterhausmitglieder von der liberalen Partei mit den Konservativen eine Niederlage erleiden. In diesem Falle wird Gladstone nicht vom Ruder zurücktreten, sondern sich von den Vertretern des Volkes an dieses selbst wenden und in Neuwahlen dessen Willen sprechen lassen. Was wird der Erfolg sein? Die Parnelliten rühmen sich, daß das Votum Irlands bei den letzten Wahlen den Konservativen vierzig Sitze und Stimmen verschafft habe. Sagten sie, etwa dreißig, so würde das der Wahrheit näher kommen. Diese dreißig würden, auf die liberale Seite übertragen, bei einer Abstimmung für Gladstones Plan die Bedeutung von sechzig haben, da die Freunde desselben um dreißig verstärkt, die Gegner um ebensoviel geschwächt wären. In England und Schottland hat Gladstone, soweit es sich um die großen und kleinen Städte handelt, viel von seinem frühern Ansehen und Einflusse verloren, dagegen ist in den Counties, d. h. in den ländlichen Wahlbezirken, wo der Bauer sich wenig um Reichsinteressen kümmert und fast nur an die Parole: „Drei Acker Land und eine Kuh" denkt, sein Name noch immer gefeiert und wohl geeignet, ein für seine Absicht günstiges Votum in die Stimmurne zu sammeln. Was können die Konservativen, die einzig vollkommen sichern Gegner des Home Rule, dagegen ins Feld führen? Ohne die jetzt wegfallenden irischen Stimmen würden sie alles in allem etwa 220 Mitglieder in das Unterhaus bringen können, und das wäre eine Minderheit, die nichts zu hoffen hätte.

Die einzige Hoffnung also, den Homerule-Plan Gladstones zu vereiteln, liegt in der Möglichkeit, daß die öffentliche Meinung in England und Schottland durch einen liberalen, aber der Zerspaltung des Reiches abgeneigten Staatsmann oder mehrere über die Gefährlichkeit dieses Planes aufgeklärt und zu kräftigem Widerstande gegen denselben entflammt wird. Es ist ein kritischer Augenblick in der Geschichte Großbritanniens, von dem wir hier sprechen. Die Gefahr hat sich rasch, fast plötzlich entwickelt, und es giebt vielleicht keinen unter den Wortführern der Liberalen, der gewillt ist, ihr die Stirn zu bieten. An Aussichten auf Erfolg würde es ihm nicht fehlen. Nach unsern Quellen zu schließen, glimmt namentlich unter den Liberalen in den Städten und Boroughs Englands ein tiefer Groll gegen den Separationsgedanken Gladstones, der sich leicht zu hellem Feuer entfachen ließe, wenn ein Redner von der Bedeutung Brights oder Chamberlains sich der Aufgabe unterzöge. Und was könnte erst die Beredsamkeit Gladstones leisten, wenn er, wie bei frühern Gelegenheiten, als politischer Wanderprediger das Land durchzöge, um für die Unionsidee zu

begeistern und Stimmen zu werben. Englands böser Stern aber will, daß er auf der andern Seite das Heil sucht, und so werden die Dinge vermutlich ihren Weg weiter abwärts gehen.



Zur sozialen Frage.



Zwei Probleme beschäftigen unablässig eine Anzahl strebsamer Geister, leider mit ziemlich gleichem Mißerfolge: die Schaffung eines lenkbaren Luftschiffes und die Lösung der sozialen Frage. Wie ist es zu machen, daß nicht einzelne zum Ärgernis vieler andern überreich werden und daß statt dessen alle in Wohlstand und in Freuden leben können? Das ist das Rätsel, welches die moderne Sphinx, die Sozialdemokratie, uns zu lösen aufgiebt, mit der Androhung, daß, wenn es ungelöst bleibe, sie uns, d. h. die ganze bürgerliche Gesellschaft, in den Abgrund stürzen werde. Natürlich sind zahlreiche Gelehrte zur Hand, welche glauben, es müsse ihnen die Lösung gelingen. Wiederum liegen uns zwei Schriften vor, welche darauf abzielen. Sie heißen: Fortschritt und Sozialismus von Dr. S. Unger (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1886) und: Die Gesetze der sozialen Entwicklung von Theodor Hertzka (Leipzig, Duncker und Humblot, 1886).

Die erste Schrift enthält keine wesentlich neuen Gedanken. Sie giebt zunächst einen längern geschichtlichen Überblick über die sozialen Bestrebungen seit den ältesten Zeiten. Während aber alle diese älteren „Beglückungstheorien nichts als dichterische Träume" waren, hat „das Auftreten von Karl Marx und F. Lassalle den planlos herumirrenden Bestrebungen ein festes Objekt gegeben." Durch sie hat der Traum früherer Forscher eine Lösung gefunden, und diese Lösung heißt: „Kollektiveigentum an sämtlichen Produktionsmitteln." Einer Verherrlichung dieses Gedankens ist dann das weitere Buch gewidmet, wobei die schweren Bedenken, welche Schäffle jüngst demselben entgegengesetzt hat, eifrig bekämpft werden. Ein näheres Eingehen hierauf dürfte sich jedoch kaum lohnen, da sich darin nur Bekanntes wiederholt.

Genauer betrachten müssen wir die zweite umfangreiche Schrift eines Wiener Publizisten. Er bringt in der That positive Vorschläge, durch welche die soziale Frage, statt im Wege der Revolution, im Wege der Evolution gelöst werden soll. Geschichtlich geht der Verfasser von folgender Betrachtung aus. Ursprünglich habe die Menschheit nur Einzelarbeit gekannt, und was jeder erarbeitet habe, das habe er für sich selbst erworben. Dann sei das System der organisirten

Arbeit gekommen, welches notwendig zu einer Ausbeutung des einen Teiles der Menschen durch einen andern geführt habe. Dieses ungerechte System bestehe auch noch heute. Der bisherige Lohnvertrag unterscheide sich nur in der Form, aber nicht dem Wesen nach von der antiken Sklaverei und der mittelalterlichen Hörigkeit. Jetzt stünden wir aber an der Schwelle eines neuen Systems, der organisirten freien Arbeit, bei welcher jene Ausbeutung aufhören müsse. Zur Grundlage seiner Betrachtung nimmt der Verfasser die für ihn feststehende Thatsache, daß es zufolge des bestehenden Systems der Ausbeutung dem größten Teile der Menschen überaus elend gehe. Zwar sei der Kampf entfesselt, jedermann dürfe nach dem Höchsten ringen; er müsse aber auch darauf gefaßt sein, in den tiefsten Abgrund des Elends zurückgestoßen zu werden. Es wird geredet von der großen Masse, die „bei aufreibender Arbeit im tiefsten Elend verharrt", von dem „grellen Kontraste des Massenelends mit dem grenzenlos anschwellenden Reichtum weniger," von der „durch Haß und Neid vergifteten Empfindung hoffnungsloser Not, gegenüber der geilen Üppigkeit des Übermuts." Wer verschuldet nun dieses Elend? Bei der hierüber angestellten Untersuchung wird zunächst das Kapital von der Schuld freigesprochen. Der Kapitalzins habe seine Berechtigung, er könne auch niemals den Arbeitsertrag aufsaugen. Schuldig an der Ausbeutung sei in erster Linie der Unternehmergewinn, der oft das Doppelte des Gesamtlohnes der Arbeit übersteige; sodann aber auch die Grundrente, der dem Besitzer des Bodenmonopols für die Benutzung der Naturkräfte zu entrichtende Tribut. Der Grundrente falle der dauernde und letzte Vorteil jedes Kulturfortschrittes zu. Beiden Bezügen gegenüber verharre der Arbeitslohn stets nur auf der Höhe des Existenzminimums, welches jedoch weniger von den Marktverhältnissen, als von der herrschenden Meinung über das zum Leben notwendige abhänge. Staat und Gesellschaft könnten deshalb allgemeine Lohnerhöhung erzwingen, ohne in die Freiheit des Arbeitsvertrages einzugreifen, lediglich durch den Wechsel in den allgemeinen Anschauungen über das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Daß eine willkürliche Erhöhung des Arbeitslohnes durch die Konkurrenz unmöglich gemacht werde, sei ein Aberglaube, der zerstört werden müsse. Sei man erst hiervon zurückgekommen, so werde der Druck der öffentlichen Meinung und das Selbstgefühl der Arbeiter den Lohn rasch und ausgiebig steigern. Aber die Hoffnung hierauf genügt doch dem Verfasser nicht. Es bedarf seiner Ansicht nach einer „Emanzipation der Arbeit" vom Unternehmergewinn und von der Bodenrente. Das Mittel, um den Unternehmergewinn zu beseitigen, findet der Verfasser in Produktions-Genossenschaften der Arbeiter. Solche mit Nutzen zu betreiben, seien allerdings zur Zeit die Arbeiter nicht befähigt. Aber sie müßten dazu, wenn auch mit großen Opfern, von Staatswegen erzogen werden. Sei dies erst gelungen, dann werde sich die freie Arbeit der ausgebeuteten gegenüber weit überlegen zeigen. Was aber die Bodenrente betrifft, deren Fortbestand

auch bei Beseitigung des Unternehmergewinns „das auf Erden herrschende Elend nur noch hoffnungs- und ausnahmsloser gestalten würde," so soll deren Beseitigung „im Wege friedlicher Entwicklung" durch eine Art Enteignung der Eigentümer mittels einer ihnen zu zahlenden Rente oder auch in der Art vor sich gehen, daß das Grundeigentum nach einer Reihe von Jahren sich selbst amortisire, d. h. unentgeltlich der Gesellschaft verfalle. Da dieser Gedanke einer Gesamtbodenenteignung jüngst noch von dem Amerikaner Henry George vertreten worden ist, so kommt unser Verfasser auf diesen zu sprechen, wobei er dann findet, daß die von demselben vorgeschlagne Lösung des sozialen Problems gemeinschaftlicher Bodenbenutzung allerdings sehr verkehrt sei. Er selbst hat aber die richtige Lösung gefunden. „Die Bodenbewirtschaftung wird Assoziationen überlassen, die sich nach eignem Belieben und Bedürfnis bilden, ihre Thätigkeit auf größere oder kleinere Kulturobjekte ausdehnen, und denen der ungeschmälerte Bodenertrag gehört. Jedermann hat das Recht, niemand die Pflicht, solcher Assoziation beizutreten, und ebenso steht es jedermann frei, sich unter den verschiednen Bodenassoziationen eine beliebige auszuwählen.... Durch die absolute Freiheit der Produktion in Verbindung mit dem Assoziationsprinzip ergiebt sich die vollkommene Harmonie der wirtschaftlichen Interessen."

Nach dieser Darlegung der anzuwendenden Mittel schildert der Verfasser uns dann im zweiten Teile seines Buches den von ihm in der Idee aufgebauten „sozialen Staat," die beste aller Welten. Fast alle bisherigen Leiden werden darin geschwunden sein. Der unverkürzte Ertrag der Arbeit, der jedem Arbeitenden zufließt, wird die Befriedigung eines sehr hohen Ausmaßes von Bedürfnissen ermöglichen. Die Produktion wird viel reichlicher fließen. Die Kapitalbildung wird trotz des gesteigerten Konsums der Massen Fortschritte machen, da mit dem Konsum auch die Produktion wächst. Überproduktion ist nicht mehr zu fürchten. Der Daseinskampf wird weniger auf den Erwerb als auf die Geltendmachung geistiger Vorzüge gerichtet sein. Die großen Vermögen werden rasch verschwinden. Aber die höhern Fähigkeiten werden wegen Verallgemeinerung der Bildung leichter und sicherer den entsprechenden höhern Lohn finden. Der soziale Staat wird die größte Steuerkraft besitzen. Seine Steuern werden nicht als Druck empfunden werden. Die meisten unfruchtbaren Ausgaben des modernen Staates werden wegfallen. Polizei und Justiz werden kaum noch nötig sein. Neunundneunzig Prozent aller Verbrechen werden aufhören. Wo Arbeit die einzige, zugleich nie versiegende Quelle des Reichtums ist, wo Not und Elend unbekannte Dinge sind, kann es keine gegen das Eigentum gerichteten Verbrechen geben. Zufolge seiner hohen Bildung wird der soziale Staat eine Elite-Armee besitzen, welche im brutalen Daseinskampfe des Krieges den Herren der ausbeuterischen Staaten unendlich überlegen sein wird. Die wirtschaftliche Gerechtigkeit wird auch die steigende Moralität zur Folge haben. Tugend wird in der sozialen Gesellschaft nichts andres sein als vernünftiger

Eigennutz. Menschenliebe in ihrer vollendetsten Form wird bei uns einkehren. Auch das Weib wird eine andre Stellung haben. Jeder Unterschied der moralischen und rechtlichen Auffassung der Handlungsweise beider Geschlechter muß aufhören. Bei der Eheschließung wird geschlechtliche Auswahl, frei von allen konventionellen und materiellen Nebenrücksichten, das allein bestimmende Moment sein.

Wir lassen diesen letzten Teil unsers Buches auf sich beruhen. Man wird sich erinnern, daß schon Thomas Morus im Jahre 1516 eine ähnliche Beschreibung von der Insel Utopia geliefert hat. Was aber den ganzen Aufbau des Verfassers betrifft, so müssen wir denselben schon in seiner ersten Grundlage bestreiten. Zwar ist es richtig, daß es bei uns — sowie es überall und immer gewesen ist — eine Anzahl Menschen giebt, die mehr oder minder mit wirklicher Not zu kämpfen haben. Daß aber die große Masse unsers Volkes in tiefstem Elende lebe, ist eine durchaus unwahre Übertreibung. Der größte Teil unsers Volkes führt zwar kein glänzendes, aber doch ein ganz erträgliches Dasein. Dies gilt namentlich von der Masse unsrer Arbeiter, solange nicht den einen oder andern ein besondres Unglück trifft, das ihn in Not bringt. Während wir dieses schreiben, zieht gerade ein Karnevalszug von Tausenden, größtenteils aus Arbeitern bestehend, an unserm Fenster vorüber. Sieht das aus wie Massenelend? Unrichtig ist es auch, wenn der Verfasser der Masse der „Elenden" einzelne, welche in größter Üppigkeit leben, gegenüberstellt. Zwischen den auf die geringste Existenz beschränkten und den übermäßig reichen zieht sich ein breiter Gürtel mittlerer Existenzen hin, welche, ohne reich zu sein, sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen. So bildet die bürgerliche Gesellschaft in Beziehung auf Wohlstand eine Pyramide, in welcher die unterste Schicht der auf den geringsten Lebensbedarf angewiesenen allerdings die breiteste ist, die aber von da an bis zu den wahrhaft reichen sich allmählich zuspitzt.

Das Maß dessen, was jeder als Lebensbedarf bezieht, bestimmt sich in erster Linie nach der Summe der Güter, die wir erzeugen. Diese werden verteilt nach Maßgabe des Verdienstes eines Jeden. Unter diesem Verdienste ist zunächst Geldverdienst gedacht. Man kann ja zugeben, daß dieser Geldverdienst nicht immer dem moralischen Verdienste entspricht. Aber wir haben keinen andern Maßstab für die Schätzung des Verdienstes eines Jeden als den Wert, der seinen Leistungen von der gemeinen Meinung wirtschaftlich beigelegt wird. Und das ist das Geld, welches dafür bezahlt wird. Es entspricht der Natur der Sache, daß die große Masse derjenigen, welche für die Arbeit der menschlichen Gesellschaft nichts andres als die gewöhnliche Menschenkraft und den gewöhnlichen Menschenverstand mitbringen können, auf den relativ geringsten Anteil an den zu verteilenden Gütern angewiesen ist. Das Maß dieser Verteilung wird stets davon abhängen, daß bei ihr noch die große Masse der Arbeiter nutzbringend beschäftigt werden kann. Hat einmal längere Zeit ein

solches Maß gegolten, so gestaltet sich dasselbe leicht in dem Bewußtsein der Menschen als das des notwendigsten Lebensbedarfs (Standard of life). Und darauf gründet sich die Annahme, unsre Arbeiter seien in ihrem Lohne auf das „Existenzminimum" angewiesen. Daß dem aber nicht wirklich so ist, darüber kann uns sowohl die Geschichte als die Geographie belehren. In der Geschichte brauchen wir nicht etwa um Jahrtausende oder Jahrhunderte zurückzugehen. Es ist ganz unzweifelhaft, daß noch vor fünfzig Jahren unsre Arbeiter von weit weniger als ihrem gegenwärtigen „Existenzminimum" leben mußten. Sie sind heute besser gestellt in Wohnung, Kleidung, Nahrung, Genußmitteln und Vergnügungen. Auch die Geographie kann uns über die Täuschung unsers vermeintlichen Existenzminimums aufklären. In Amerika haben die chinesischen Arbeiter den amerikanischen ad oculos demonstrirt, daß man auch mit weit weniger, als diese beanspruchen, leben kann; und das hat die amerikanischen Arbeiter so empört, daß sie, wo sie können, die Chinesen totschlagen. Aber wir brauchen auch hier garnicht so weit zu gehen. Wer hat nicht schon in Deutschland bei größern Erdarbeiten Italiener arbeiten sehen? Auch sie leben anspruchsloser als der deutsche Arbeiter, und nehmen deshalb von ihrem geringern Lohne noch ein schönes Stück Geld mit in ihre Heimat. Käme einmal — was Gott verhüten möge — ein großes nationales Unglück über Deutschland, so würden auch unsre Arbeiter sich bequemen müssen, noch mit weniger als jetzt zu leben; und dann würden unsre Ansichten über das Maß der Lebensnotdurft schnell herabgehen. Einstweilen aber wollen wir uns freuen, daß unser Standard of life sich noch auf einer leidlichen Höhe befindet; und wir sollten doch wahrlich nicht an dem, was die Vorsehung uns gewährt hat, durch Phrasen vor dem „tiefsten Elende" u. s. w. uns versündigen.

Nun kommt aber der eigentliche Quell aller Schmerzen. Es giebt nämlich Menschen, die sehr reich werden und deshalb im Überflusse leben. Wüßten wir hiergegen ein Mittel, ließe sich namentlich verhindern, daß jemand durch völlig unproduktive Spekulationen reich wird, so würden wir mit Freuden auf ein Mittel dieser Art eingehen. Leider wissen wir keines, das ohne Preisgebung der wichtigsten Interessen der sozialen Ordnung angewendet werden könnte. Den Unternehmergewinn durchweg als eine „Ausbeutung" der Arbeiter zu brandmarken, dazu können wir uns nicht verstehen. Der Unternehmergewinn ist der Lohn dafür, daß jemand ein für die Menschheit nützliches Unternehmen in die Welt gesetzt hat. Das ist Sache der Tüchtigkeit, der Klugheit und Sorgsamkeit, mag auch oft das Glück dabei eine Rolle spielen. Die Berechtigung jenes Gewinnes liegt darin, daß jedem Unternehmen auch die Gefahr des Mißlingens gegenübersteht, welche der Unternehmer tragen muß. Dafür kann er im Falle des Gelingens auch den Gewinn des Unternehmens als Lohn beanspruchen. Ohne diesen Lohn würde niemand mehr ein Unternehmen wagen. Dann aber würde das ganze wirtschaftliche Leben stillstehen; und auch die Arbeiter würden

keine Arbeit und keinen Verdienst mehr haben. Der Unternehmergewinn ist deshalb ein unentbehrlicher Faktor unsers Wirtschaftslebens. Wenn der Verfasser diesen Gewinn zu übermäßig findet, so hat er wohl nur Geschäfte vor Augen, die ausnehmend gut gehen. Aber giebt es nicht auch Geschäfte mit mäßigem Gewinne? Und nicht auch solche, die sich nur eben über Wasser halten? Hat man niemals von Geschäften gehört, in welchen bei jahrelangem Ringen der Unternehmer sein ganzes Vermögen zugesetzt hat? Wenn man nun bei Geschäften dieser Art von einer Ausbeutung des Unternehmers durch die Arbeiter reden wollte? Das wäre gerade so berechtigt, wie im umgekehrten Falle von einer Ausbeutung der Arbeiter durch den Unternehmer zu reden.

Es ist auch eine ganz unrichtige Berechnung, wenn der Verfasser glaubt, durch die Verteilung dessen, was die Reichen zu viel beziehen, ließe sich eine allgemeine Wohlhabenheit herstellen. Diese Verteilung würde sehr wenig auftragen, aus dem einfachen Grunde, weil der Reichen zu wenig und der Besitzlosen zu viel sind. Ebenso unrichtig ist die Berechnung des Verfassers, daß die Kraft unsrer Maschinen, welche mehrere hundert Millionen Menschenkräfte betrage und welche daher ebenso viele hundert Millionen für uns arbeitender Sklaven darstelle, eigentlich dahin führen müsse, daß die lebendigen Menschen nur ganz wenig noch zu arbeiten brauchten. Er vergißt dabei, daß die Maschine zwar Menschenkraft, aber keinen Menschenverstand hat, und daß dieser letztere stets durch die Arbeit lebendiger Menschen ergänzt werden muß.

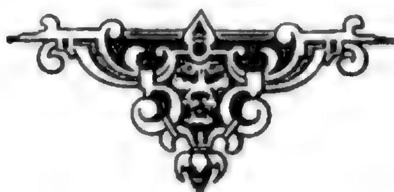
Nun will der Verfasser den Arbeitern dadurch helfen, daß er sie selbst zu Unternehmern macht, indem sie sich zu Produktivgenossenschaften vereinigen und so zugleich den Unternehmergewinn ziehen sollen. Recht schön. Wenn es nur anginge! Man hat es ja schon öfter versucht, und es ist nicht gegangen; aus sehr natürlichen Gründen. An diesen Gründen kann auch die staatliche Erziehung, welche der Verfasser den Arbeitern angedeihen lassen will, nichts ändern. Selbst wenn sich unter den Arbeitern Persönlichkeiten fänden, die zur Leitung eines Unternehmens fähig wären und die auch das für eine solche Leitung unentbehrliche allseitige Vertrauen genössen, so liegen doch noch andre kaum überwindliche Schwierigkeiten vor. Bei einer Geldgenossenschaft (Aktiengesellschaft) ist mit dem eingezahlten Aktienkapital der Anteil eines jeden Teilhabers am Gewinne endgiltig festgestellt. Wie anders aber, wenn der Einschuß der Beteiligten in fortwährend zu leistender Arbeit bestehen soll, die der unsichersten Wertschätzung unterliegt? Die Arbeiter müßten nicht Menschen sein, wenn daraus nicht die unsäglichsten Streitigkeiten erwüchsen. Vereinzelt kann eine solche Produktivgenossenschaft vielleicht glücken. Als allgemeine Einrichtung halten wir sie für unmöglich.

Noch weniger befriedigend sind die Vorschläge, mit denen die Arbeiter der „Ausbeutung“ durch die Bodenrente entzogen werden sollen. Zunächst scheint der Verfasser doch zu verkennen, daß der Wert unsers Grundbesitzes nicht aus

bloßer Okkupation der freien Natur hervorgegangen ist. Auch in dem Grundbesitze steckt eine Summe von Arbeit, nicht allein wenn derselbe mit künstlichen Anlagen (Bauten u. s. w.) besetzt ist, sondern auch schon dann, wenn er aus roher Wildnis in angebautes Ackerland umgewandelt ist. Mit welchem Rechte glaubt der Verfasser dieses Stück „angesammelter Arbeit" dem Eigentümer wegnehmen zu können? Und welche Lösung hat er für die dann eintretende „freie" Benutzung? Assoziationen sollen sich in die Benutzung teilen. Aber wie? Nach welchen Grundsätzen? Wer bestimmt den Anteil eines Jeden und welches Recht erwirbt der Einzelne an seinem Anteil? Muß er, wenn übers Jahr sich neue Genossen melden, diesen ein Stück davon wieder abgeben? Und glaubt man, daß dann noch jemand irgendeine Verwendung auf ein Grundstück machen würde? Doch wir verlieren kein Wort weiter über diesen abenteuerlichen Gedanken.

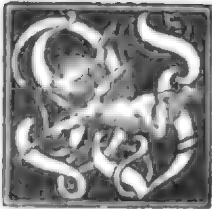
Ein Buch wie das vorliegende würde man vor fünfzig Jahren als völlig harmlos haben betrachten können. Heute halten wir es nicht dafür, wir halten solche Bücher für durchaus gefährlich. Werden sie auch nicht von den bethörten Massen unsrer Sozialdemokratie gelesen, so lesen sie doch die sozialistischen Führer und Agitatoren. Diese lesen sich heraus, was sie in ihrem sozialistischen Wahne bestärkt und was in ihren Kram paßt. Sie berufen sich darauf bei ihren Genossen und fühlen sich gehoben, daß auch die „Wissenschaft" die Berechtigung ihrer Sache anerkenne. Kritik behalten sie nur genug, um sich zu sagen, daß die Ziele, die solche Bücher so schön ausmalen, sich doch nicht auf dem Wege „friedlicher Evolution" erreichen lassen. Was folgt daraus? Solche Bücher predigen, sie mögen wollen oder nicht, die Revolution.

Wir sind der Ansicht, daß wir nur vor folgender Alternative stehen. Entweder wird die gegenwärtige Art der Produktion ruhig fortgesetzt, was nicht ausschließt, daß wir unablässig bemüht sind, wirklichen Notständen in unsern geringern Klassen nach Kräften abzuhelfen. Oder wir verfallen in das Chaos einer Revolution, aus welcher dann nach allen blutigen Greueln und nach unsäglichen Einbußen am Volkswohlstande — doch wieder die nämliche Produktionsweise hervorgehen würde. Ein Drittes giebt es nicht.



Die Deutschen in Newyork.

(Schluß.)



Was die weiter in Newyork erscheinenden deutschen Zeitungen anlangt, so segeln die bekanntern von ihnen, wie die „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz“ und das „Belletristische Journal,“ welches besonders zur Zeit des Sezessionskrieges blühte, vollständig im Fahrwasser der „Newyorker Staatszeitung,“ deren Besitzer, wie schon erwähnt, die Mittel in der Hand hat, jede Opposition gegen seine Strömung niederzuhalten — zu „boycotten,“ wie man drüben sagt — und diese Mittel gelegentlich auch mit Nutzen angewandt hat. Ferner ist eine „Handelszeitung“ zu erwähnen; die Sozialdemokraten haben ein paar Organe, die maßlos und widerwärtig in ihrer Sprache, unpraktisch und unbelehrbar in ihren Zielen und Mitteln, in der Mostschen, von Blut und Schmutz triefenden „Freiheit“ gipfeln; endlich sind noch einige landsmannschaftliche Blätter da, deren geistiges Element lediglich der kleine Klatsch ist, und die, wo irgendeine Spur von Gesinnung zu Tage tritt, sich würdig der „Staatsbase“ anreihen, und so giebt es eigentlich nur ein Blatt, welches nicht systematisch die Heimat als ein Hundeloch darstellt, aus dem man „verzweifelnd an Gott und Menschen,“ „unter den Trümmern seiner Existenz“ hervorkriechend, und wie all der unaufhörlich wiedergekäute Bombast lautet, nach dem „Lande der Freiheit“ auswandert. Dieses leider kleine und untergeordnete Blatt erscheint in einer Morgen- und in einer Abendausgabe, welche „Newyorker Zeitung“ und „Newyorker Herold“ heißen (nicht zu verwechseln mit dem New York Herald), hat das redliche und erfreuliche Bemühen, die Lust an der Heimat zu erwecken und zu erhalten, und hat Verständnis für das, was bei uns vorgeht, wenn auch diesem Verständnis nicht immer mit dem gleichen Geschick und der gleichen Zurückhaltung Ausdruck gegeben wird. Die Aufgabe, aus den Deutschen in Amerika selber etwas zu machen, die Deutschen dort zusammenzuhalten und anzustacheln, ist diesem Blatte jedoch ebenso vollständig fremd wie allen andern. Der Zug von Gewissenhaftigkeit, welcher dem deutschen Charakter zu Grunde liegt, wird somit niemals dazu gelangen können, sich in der amerikanischen Politik zu bethätigen, und der Amerikaner, welcher ganz genau weiß, daß hinter deutschen Reformern niemand, aber auch gar niemand steht, wird für alle solche Bestrebungen nach wie vor nur die eine Antwort haben, daß der dumme foreigner das Maul zu halten habe, wie es Karl Schurz passirt ist. Das Deutschtum als solches könnte eine Macht sein, welche bei hundert Gelegenheiten zu bieten hat und darum auch

fordern dürfte; es zieht aber vor, gleichgiltig und unorganisirt sich Fußtritte versetzen zu lassen, in einer Stellung, die lächerlich ist gegenüber seiner Leistungsfähigkeit und seinen Verdiensten um das Land, beschämend ist für uns hier in der Heimat und eine Quelle unaufhörlichen Verdrusses für jeden Freund unsrer Nationalität. Man braucht nur auf die deutschen Schulen in Amerika zu sehen, auf die allgemeine Teilnahmlosigkeit gegenüber den empörenden Maßregelungen, Chikanen, Hetzereien der Amerikaner in Gebieten, die einst vollkommen deutsch waren, umso ziemlich allen Mut zu verlieren. Zwar besteht ein deutscher Schulverein in Newyork, der manches gute geleistet hat, und auch ein kleines deutsches Lehrerseminar in Milwaukee, aber der Kampf um die Mittel ist ein chronischer, die Zwistigkeiten an der leitenden Stelle sind unerschöpflich, und obwohl jedermann weiß, daß nur da die deutsche Schule eine gesicherte Heimstätte gefunden hat, wo man im politischen oder kommunalen Leben auf dem Boden gegenseitiger Konzessionen stand, so lassen sich die Deutschen doch überall die Macht, die sie thatsächlich in Händen haben, immer wieder entschlüpfen, und nationale Selbstachtung ist ein Ding, wovon sie entweder gar keine oder eine vollkommen verwilderte Vorstellung besitzen. Die einen nennen sich kurzweg auch in nationaler Beziehung Amerikaner, obwohl sie in Deutschland von deutschen Eltern geboren wurden, die andern brüsten sich mit ihrer Weitherzigkeit und erklären es für ein Zeichen politischer Reife, wenn jemand durch Austausch seiner Nationalität gegen eine fremde sich „erst seine politische Freiheit erringe."

Solche Leute vergessen vor allem eins: daß nämlich einem edeln und kräftigen Volke die Zerstörung seiner nationalen Existenz noch immer gleichbedeutend gewesen ist mit dem Verluste seiner politischen Freiheit; sie vergessen, daß das Weltbürgertum am häufigsten der bodenlosen Selbstsucht eines Menschen entspringt, dem es zu unbequem ist, seiner Nationalität ein Opfer zu bringen, dem es nicht paßt, an dem Ausbau seines nationalen Gemeinwesens treu und geduldig mitzuarbeiten, welches — wie es seine Propheten von jeher gethan — lieber in amüsanten Hauptstädten ein verantwortungsloses Leben führt und die Kämpfe seiner heimischen Brüder höhnisch belächelt, als selbst seine Haut zu Markte zu tragen. Wenn Deutschland heute im Vollgenusse seiner Unabhängigkeit und im Besitze einer unerhörten, zum Heile der Welt gebrauchten Macht der Ausgestaltung seines nationalen Lebens obzuliegen vermag, so verdankt es dies nicht seinen „aufgeklärten" „kosmopolitischen" Auswanderern, es verdankt dies allein denen, die in Not und Drangsal ausharrend kämpften und siegten, und wenn es irgendwo in der Welt einen Ort giebt, wo der Deutsche politische Freiheit suchen sollte und finden kann, so ist es Deutschland.

Es haben dies alles Deutschamerikaner auch sehr wohl gewußt, die wie Friedrich Kapp wieder heimkehrten, weil sie einen vornehmen nationalen Instinkt hatten, und weil nationaler Stolz ihrem Herzen nicht fremd war. Wir verdanken gerade der Feder dieses Mannes, wir verdanken seiner unbestechlichen

Wahrheitsliebe kostbare Zeugnisse. Wir verdanken ihm das Wort, daß in keinem Lande, welches er gesehen, „weniger politisches Leben und mehr politischer Lärm“ herrsche als in Nordamerika. „Man wird es doch keine Politik nennen wollen, daß die trading politicians stereotyp das Vaterland in Gefahr erklären und sich im voraus über die Stellen, d. h. die Beute, einigen, daß die Bürger etwa zweimal im Jahre zu den vorgeschlagnen Kandidaten ja oder nein sagen können, und daß bei dieser Gelegenheit der süße Pöbel, der gewöhnlich Schauspieler und Zuschauer in einer Person ist, sich umsonst betrinken und umsonst Skandal machen darf.“ Wir verdanken ihm ferner den Hinweis, wie in den großen Städten der Union das betrübende Schauspiel zu beobachten sei, daß „die Freiheit durch die Verfälschung im radikalen Sinne zerstört wird und daß das, was man dort Demokratie nennt, in der That die rechtloseste Tyrannei des Mobs ist.“ Schärfer kann der Triumph des abstrakten demokratischen Prinzips, dieser fortwährende Götzendienst vor dem „freien, edeln, nie irrenden und in seiner Gesamtheit immer weisen Volke“ in der That nicht charakterisirt werden, und es ist schon der Mühe wert, seinem „angestammten Herrscherhause“ abzuschwören, um sich der Tyrannei eines fremden Mobs zu unterwerfen. Am besten, man ist gleich selber Mob; dann erst kann man die höchsten Wonnen „politischer Freiheit“ in jenem Lande genießen; und es ist für alle Deutschen, die nicht den erwünschten Mangel an Bildung mitbringen, wenigstens ein Glück, daß es drüben so wenig politisches Leben giebt und sie reichlich Zeit haben, auf die übliche Stufe der öffentlichen Moral und Pflichtauffassung gegenüber dem Gemeinwesen herabzusinken. Manche lernen es wohl nie und finden ihre politische Freiheit in jener vollständigen Gleichgiltigkeit gegen alles, was Politik heißt, wie sie den dollarjagenden Deutschamerikaner am häufigsten auszeichnet. Andre wieder machen sich besser, und man möchte daran ersticken, wenn man sich von Amerikanern vorwerfen lassen muß, daß von allen beutegierigen „Politikern“ die Deutschen der Ostseite von Newyork die schamlosesten und schmutzigsten seien. Alle wollen sie mitthun, und alle wollen sie etwas dafür haben, und obwohl sie nur in den allerseltensten Fällen einen Aldermanposten ergattern, um unter dem Hohn ihrer irischen Kollegen mitstehlen zu können, so halten sie es doch für wert, ihre private Ehre und die Ehre ihres Stammes jederzeit um diesen Preis in den Staub zu ziehen. Dies ist das politische Leben, zu welchem der Deutsche drüben „erst erwacht“! Das war früher anders, und es ist traurig, daß man das sagen muß. Bei der großen Bewegung gegen die Sklaverei, die den Sezessionskrieg begleitete, waren die Deutschen wenn nicht das treibende, so doch ein ungemein rühriges Element, und es kam gerade durch sie ein idealer Zug ins Land, der auf seine grundsatzlose, ewig schachernde und jedem Kampf mit einem Kompromiß aus dem Wege gehende Politik hätte von nachhaltigem Einfluß sein können. Dieser deutsche Zug im Leben jenes Landes ist verwischt, und mit Stolz rühmt sich die Hauptvertreterin der deutschen Presse, daß sie „von

Amerikanern für Amerikaner" geschrieben, daß sie amerikanisch durch und durch sei!

Wahrhaftig, erinnerte uns nicht „Puck" in glücklichen Stunden daran, daß es so etwas wie deutsches Talent und deutschen Geist auch im öffentlichen Leben Newyorks gebe, man müßte sich wirklich der Ansicht der Amerikaner zuneigen, daß die Deutschen eine bessere Behandlung nicht wert und daß sie gerade gut genug seien, um benutzt zu werden. „Puck" ist das einzige Blatt, das man mit Genugthuung und Freude zur Hand nehmen kann. Es erscheint deutsch und englisch in vielen tausend Exemplaren, steht künstlerisch weit über unsern heimischen politischen Witzblättern (Keppler und von Schenk heißen seine Koryphäen) und teilt mit unnachsichtigem Spott an die falschen Götzen des Tages seine Hiebe aus, voll Achtung gegen die Heimat und voll Verständnis für das Land, auf dessen politisches Leben er bereits die nachhaltigsten Wirkungen erzielt hat. „Puck" ist die einzige deutsche Macht in Newyork, außer den Bierbrauern.

Wir können bei einer Besprechung der Newyorker Deutschen unmöglich einen Faktor übergehen, der überall, wo Lebensinteressen unsrer Nationalität auf dem Spiele stehen, leider von ausschlaggebender Bedeutung sein wird; wir meinen die deutsche Frau.

Es klingt nicht angenehm, und wir sind auch gewärtig, von zarten Minnesängern und galanten Literaten in Acht und Bann gethan zu werden, wenn wir es aussprechen, es muß aber ausgesprochen werden: Hat der deutsche Mann noch immer wenig, was er an nationaler Widerstandskraft einem fremden Volkstume entgegensetzen könnte, die deutsche Frau hat nichts. Wir haben die Engländerin, wir haben die Amerikanerin, wir haben die Polin; die Deutsche ist nur ein weiblicher Begriff, kein nationaler in unserm Sinne. Findet sich, zur Freude seis gesagt, in den United States noch immer eine Anzahl von Stammesgenossen, aus der dritten Generation, die nicht nur das Deutsche sprechen, sondern auch ihr Deutschtum bekennen, so wird man die allergrößte Mühe haben, ein in Newyork von deutschen Eltern gebornes, also aus der zweiten Generation stammendes Mädchen aufzutreiben, welches, wenn auch deutsch neben dem Englischen sprechend, nicht sofort energisch betonte, keine Deutsche zu sein. Viel mag zu diesem Umstande die aller Welt bekannte, sozial so außerordentlich bevorzugte Stellung der amerikanischen Frau beitragen; der Amerikaner, besonders aus den besser situirten Erwerbsständen, ist für seine Theure lediglich ein Mittelding zwischen Portemonnaie und Laufbursche, und die Art, wie er Gemüse einkaufen geht und Kinder wiegt, erinnert an jene wilden Völkerschaften, wo der Gatte sich ins Bett legt und Wochenvisiten empfängt, wenn die Familie einen Zuwachs erhalten hat. Es liegt auf der Hand, daß auch die Deutsche dieses Verhältnis bald durchschaut und daß sie infolge einer immerhin verzeihlichen Interessenpolitik es vorzieht, Amerikanerin zu werden statt Deutsche zu bleiben, und es ist möglich, daß noch ein weiterer Umstand diesen

Prozeß beschleunigt, das ist die Eitelkeit, jene wunderbare Eigenschaft, welche die Frauen so reizend macht und gegen welche wir ebenfalls nur mit halbem Ernst protestiren können. Der Ausdruck dutch woman ist nämlich in Newyork von keineswegs angenehmem Klang. Der Deutsche versteht es nicht gleich dem Amerikaner, seiner steigenden Wohlhabenheit auch seine Lebensformen anzupassen, und die etwas in die Breite gegangnen Hausfrauen reichgewordner Deutschen aus den niedern Ständen werden mit Vorliebe bespöttelt, zumal deutsche ladies von jeher, und selbst im Jahre 1848, in ganz verschwindender Anzahl zuwanderten und nicht selten als auffällige Ausnahmen geradezu falsch klassifizirt wurden. So erzählte uns eine liebenswürdige Schwäbin, die sich durch ihr anmutiges Profil auszeichnete, lachenden Mundes, daß man ihr in Kaufläden garnicht selten mit der verbindlich sein sollenden Frage entgegentrete: You 're a French lady, arn't you? und You don't look like a German sagen die Amerikanerinnen sogar deutschen Männern als ein Kompliment. Sie scheinen daran gewöhnt, dies Kompliment wohl aufgenommen zu sehen, und gerade das ist das Bezeichnende. Man kann sich angesichts dessen nicht wundern, wenn vollends die deutsche Frau mit fliegenden Fahnen ins andre Lager übergeht, und doch, wie viel besser wäre es anders, und wie aussichtslos ist der Kampf einer Nation für ihre Existenz, wenn die Frauen ihm ohne Verständnis ausweichen und fernbleiben.

Die Ausnahmen, welche man an dieser Stelle gegen uns ins Feld führen könnte, sind uns lieb und wert, aber sie sind uns vor allem auch bekannt, und wir bitten uns damit zu verschonen; wir sprechen hier von dem Gros, welches den Ausschlag giebt und allein in Betracht kommen kann. Wir machen unsern Frauen nicht einmal einen Vorwurf, wir konstatiren lediglich eine Thatsache. Die Leidensgeschichte unsers so oft zertretenen Vaterlandes ist uns viel zu tief ins Herz gebrannt, als daß wir nicht ganz genau wissen sollten, wie oft im Laufe der letzten Jahrhunderte durch die Schuld ihrer unpolitischen, dickköpfigen, engherzigen Männer unsre Frauen fremde Einquartierung erdulden mußten, bis Deutschland zu jenem öffentlichen Hause herabsank, wo sich die lüderlichen Heere aller Nationen Rendezvous gaben. Dergleichen hat seine Folgen, und es gehört wenig Phantasie dazu, um sich auszumalen, wie Tacitus in unserm Zeitalter die „Germania" geschrieben haben würde. Ihm, dem stolzen Barbarenverächter, der mit widerwilligem Herzen, zwischen den Zähnen hervor, seine Lobsprüche spendete, welche Wonne wäre es ihm gewesen, den deutschen Frauen Überfluß an Sinnlichkeit und Mangel an nationalem Stolze nachsagen zu können. Er wußte aber nur zu berichten, wie sie sich kämpfend auf die Wagenburg stellten, wenn alles um sie her gefallen war, wie sie sich, gefangen, zu den Füßen der Sieger warfen mit der rührenden Bitte, sie der Vesta zu weihen. Und dann lese man, wie Holtei zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Paris kam und wie die Veteranen ihm versicherten: überall haben uns die Weiber freundlich empfangen, aber so leicht wie bei euch haben sie es uns nirgends gemacht. Ein

andrer hätte geglaubt, in die Erde sinken zu müssen; doch er ging hin und schrieb es schmunzelnd in seine „Vierzig Jahre"; dergleichen beleidigte einen Deutschen nicht. So wurde auch während des Krieges 1870—1871 verhältnismäßig nur wenig Anstoß daran genommen, wenn sentimentale Weiber mit Leckerbissen beladen sich an die Gefangnenwagen, und vor allem zu den „reizenden" Turkos, drängten, während unsre braven Jungen, die diese Bande besiegt hatten und sie nun eskortirten, hungrig daneben standen. Daß ein schwarzer Schnurrbart zu einem braunen Gesicht am besten stehe, mag etwa für die Hälfte unsrer Frauen der Gesichtspunkt sein, aus welchem sie eine fremde Nationalität beurteilen, und wir allein sind Schuld. Es hat jedes Volk die Frauen, die es verdient, und wir verdienen — in nationaler Beziehung — jedenfalls die unsrigen.

Wie doch alles im Leben schon da gewesen ist! Während wir uns, dieses niederschreibend, vergegenwärtigen, welchen Eindruck es auf den einen und den andern Stimmführer des gegnerischen Lagers wohl machen und mit welchen Keulen unsre Meinung wohl erschlagen werden könnte, erinnern wir uns der Zeit, als wir noch gar keine Meinung hatten und mehr instinktiv als bewußt immer wieder gegen einen erbitterten Jugendfreund die Notwendigkeit unsers Militarismus verteidigten. „Ach — sagte der reifere Widerpart uns damals — so ein bißchen Fremdherrschaft wäre noch garnicht einmal so übel; da kämen vielleicht endlich einmal wieder aus dem Westen liberale Ideen ins Land!" Es will uns bedünken, als ob dieser wahrhaft freisinnige Ausspruch auch heute noch die Auffassung weiter Kreise in Bezug auf die Integrität unsers Landes und implicite die Ehre unsrer Frauen schlagend bethätigte. Wir brauchen im übrigen wohl kaum zu versichern, daß jener liberale Politiker jüdischer Abkunft war, und dies leitet uns über zu dem letzten Kapitel, das wir zu verhandeln haben, zu dem Kapitel vom „deutschen Juden" in Newyork.

Wir sprechen gern vom Juden.

Wir erinnern uns noch deutlich der Zeit um die Mitte und gegen Ende der siebziger Jahre, als man bei solchen Gelegenheiten kaum über die Anfangsbuchstaben hinauskam, worauf empörte Blicke in der Umgebung uns anfunkelten und wahrhaft humane Männer uns belehrten, daß wir ein in mittelalterlichen Rohheiten befangner Wüterich seien, und daß es sogenannte Juden seit der Emanzipation überhaupt nicht mehr gebe.

Unsre Gewohnheiten sind inzwischen etwas freier geworden; man darf bereits wieder von Juden sprechen, ohne Kopf und Kragen zu riskiren, und die Leute, die uns bei solchen Gelegenheiten gerne einschüchtern möchten, sind in der Wertschätzung unsers Volkes und erfreulicherweise auch in ihrem Einflusse gesunken. Also zur Sache.

Was die Juden in Newyork anlangt, so sind sie zunächst überaus zahlreich. Statistische Erhebungen über ihre Herkunft und andres mehr werden von den

Einwanderungsbehörden leider nicht angestellt, doch erinnern wir uns, in dem Newyorker Adreßbuch vierzehn enggedruckte Seiten mit Levis und Levys und etwa neun Seiten allein mit Cohns und Cohens gefunden zu haben, und sehr wahrscheinlich stammt weitaus der größte Bruchteil davon aus Deutschland, ein ebenfalls noch bedeutender aus Österreich-Ungarn, ein mäßiger aus Polen und ein verschwindend kleiner aus andern Ländern. Nur diejenigen, welche im Laufe des letzten Jahrzehnts von unsern Nachbarn direkt auf den Schub gebracht wurden, und diejenigen, welche den allgemein üblichen Weg, sich in unsrer Heimat erst genügend zu bereichern, um drüben mit Vorteil auftreten zu können, nicht eingeschlagen haben, bevölkern das Ghetto von Newyork. Es ist dies ein widerwärtiges, unsauberes, von Kindern schwärmendes Viertel der untern Stadt, wo nicht etwa böswillige, konfessionelle Unduldsamkeit, sondern „freie, wirtschaftliche Selbstbestimmung" die Juden zusammengepfercht hat. In seinen Schlupfwinkeln und Spelunken wird jene humoristische Auffassung des Gesetzes fortgebildet, welches der Jude als sein wertvollstes Anlagekapital mit ins Land bringt, von hier aus erobert er die Welt und tritt, wie es bei solchen Eroberungszügen natürlich ist (denn nach Herrn Bamberger wird man heute nicht mehr Millionär, „ohne das Zuchthaus mit dem Ärmel zu streifen"), vor die Schranken der Court. Natürlich giebt es auch eine Unmasse von Juden in altem Besitz und solche, die bereits die Gummiräder mitbringen; aber auch den Unbemittelten geht es fast ausnahmslos früher oder später vorzüglich, da besonders die Unsitten des Landes in Handel und Wandel ihren innersten Strebungen von jeher so recht entgegenkamen. Das „show machen," das Sand in die Augen streuen, das Bestechen und Beteilen war alles schon vor ihnen üblich, wenn es auch erst durch sie zur höchsten Blüte gelangt ist, und wie bei uns erobern sie sich den Wohlstand nicht durch ihre höhere Intelligenz, sondern vor allem durch ihren vollständigen Mangel an Skrupeln, nicht durch Gediegenheit und Reellität, sondern durch die fieberhafte Hast, mit welcher Chancen ausgespürt und zurecht gemacht werden, nicht durch ihre Freude an der Arbeit, sondern durch ihre Interessirtheit, ihren Profithunger, ihre grausame Ausbeutung des Wehrlosen. Haben sie sich aber erst aus dem Gröbsten herausgeschachert, so beteiligen sie sich auch drüben je nach Kräften und Mitteln, aber ohne Ausnahme an der großen Aufgabe, welche das Judentum im Herzen trägt: das Feste zu lockern, das Widerstandsfähige zu unterhöhlen, das Flüssiggemachte und vor allem das Geld sich anzueignen und endlich die Macht der mobilen Mittel derartig ins Ungemessene zu steigern, daß alles, alles in der Welt ihrer Einwirkung zugänglich, ihrer Übermacht unterthan, ihrer Spekulation hingegeben werde. Das Merkwürdigste an diesen Bestrebungen ist, daß ohne eine bestimmt ausgeprägte Organisation (wie bei den Jesuiten) dennoch vollständig instinktiv jedes Mitglied der jüdischen Rasse dem andern in die Hände arbeitet. Gerade das macht die Juden so gefährlich, daß keine aller Welt bekannte Zentralstelle den Verdacht

und das Mißtrauen auf sie lenkt, und wo sie eine politisch noch unreife Nation vor sich haben, wie die Deutschen zu Anfang der siebziger Jahre (wir wachsen erst jetzt in die praktische Politik langsam hinein), da raffen sie unter den Augen und mit der Zustimmung des betreffenden Volkes, in welchem sie sich eingenistet haben, nicht nur endlose Milliarden des Nationalvermögens an sich, sondern schaffen zu gleicher Zeit auch Einrichtungen, die ihnen auf Jahrzehnte hinaus die Ausraubung ihrer Domäne sicher stellen.

Ihr bekanntestes und verderblichstes Hilfsmittel ist hierbei die Reklame, von naiven Leuten auch „öffentliche Meinung" genannt; sie und ihre Helfer „puffen" sich gegenseitig, wie der Amerikaner sagt. Der letzte großartig angelegte „Puff" war die Resolution des amerikanischen Repräsentantenhauses zu Gunsten Laskers. Der Beantrager hieß Ochiltree, was eine Übersetzung des klangvollen „Eichelbaum" bedeutet. Jene Resolution war insofern nicht erfolglos, als sie zu einer Quelle tiefgehender und emsig genährter Verstimmung gegen Deutschland wurde, dessen Politik zur Zeit dem Judentum hinderlich und verhaßt ist; doch mißglückte der Versuch, dem „jüdischen Staatsmann" ein Piedestal aufzubauen, aufs kläglichste, weil Fürst Bismarck, wie man weiß, sich nicht dumm kommen und die Sache ins Wasser fallen ließ.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die amerikanischen Repräsentanten hier lediglich düpirt waren. Es konnte ihrer Unwissenheit und ihrer Interesselosigkeit gegenüber festländischen und besonders deutschen Parteiverhältnissen nichts ferner liegen als eine derartige Einmischung, und so tappten sie denn in jene Resolution hinein, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, was sie betraf und was sie bezweckte, und lieferten einen Beweis mehr für die traurige Thatsache, daß die Juden jenseits des Ozeans noch immer vollkommen im Trüben fischen. Zwar wird ihr unheilvoller Einfluß vom soliden Grundstock der Newyorker Geschäftsleute hie und da bereits bitter empfunden und wäre schon längst so empfunden worden, wenn die ganz unvergleichliche Prosperität des Landes ihn nicht so lange verschleiert hätte, welche bis in unsre Tage hinein nur immer zu entwickeln und zu entwickeln hatte, und bei welcher die Wirtschaft aus dem Vollen erst kürzlich abgerissen ist; doch richtet sich dieses Mißtrauen bezeichnenderweise lediglich gegen unsre eignen Landsleute und äußert sich gelegentlich in dem kurzen, aber sinnreichen Epigramm: Germans are swindlers, da der „aufgeklärte" (most enlightened) Amerikaner die Juden für Deutsche zu halten scheint, welche zufällig mosaischen Bekenntnisses sind. So erinnern wir uns unter anderm auch einer Vorstellung in Tony Pastors Volkstheater in Newyork, wo wir endlich wieder einmal einen Juden auf der Bühne sahen, was bei uns ja garnicht mehr vorkommt. Es war dies ein Mr. Budweiser, der fortwährend a very important business zu verhandeln hatte und im übrigen ein so abgefeimter Hallunke war, wie man deren im Leben antrifft. Als er auftrat, ging ein befriedigtes Lächeln durch die Reihen der Zuschauer, und sie zischelten: The

German! Man sagte nicht: The Jew! und es ist schlimm, daß der Amerikaner hier noch nicht zu unterscheiden gelernt hat.

Aber etwas andres ist noch viel schlimmer. Von allen nämlich, welche aus Deutschland kommend ihr Deutschtum wegwerfen „wie einen alten Rock,“ thut dies der Jude am promptesten und gründlichsten. Er ist Vollblutamerikaner im Laufe eines halben Jahres, und wenn er auch wegen der geschäftlichen Vorteile, die ihm daraus fließen, das Deutsche nicht verlernt, so spricht er doch, sobald es nur irgend geht, innerhalb seiner Familie englisch und springt jedem Amerikaner mit der Beteuerung förmlich ins Gesicht, daß er ein thorough American sei. Ein großer Teil der Verachtung, mit welcher der Durchschnittsamerikaner noch immer auf das Deutschtum herabsieht, entspringt dem Verhalten der Juden, welches der Yankee nicht durchschaut, und wenn man wissen will, was Deutschland an seinen Juden hat, so gehe man nach Newyork; dort wird man es sehen, daß die Nationalität jedem Juden nichts weiter ist als eine Sache der Spracherlernung. Man könnte hiernach meinen, daß er sich infolge seines nasalen Accentes besonders gut zum Franzosen eigne; er wird aber auch Spanier und Ungar in kürzester Frist, und wenn er hört, daß unter den Kaffern „etwas zu machen“ sei, so geht er nach dem Kaffernlande, läßt sich anstreichen und wird „Vollblut-Kaffer.“ Sofort wirft er sich auf die Politik, und da ihm in hohem Maße die Fähigkeit innewohnt, sich und andre an wohltönenden Phrasen zu berauschen, so sind sich alle Gimpel im Lande bald darüber klar, daß er ein ganz außerordentlicher Vaterlandsfreund sei. Er wird der Stimmführer der „wahrhaft freisinnigen“ Kaffernbewegung und hält sich bald im Landtage die Kaffern-Fortschrittspartei, der er die Agitationskosten bestreitet und die ihm dafür seine Geschäfte besorgt. Ist dies erreicht, so sitzt er harmlos daheim, schneidet Coupons, leiht Gelder an kleine Agenten, welche damit im Lande Wucher treiben, schreibt hin und wieder einen nationalökonomischen Artikel, in welchem er das Publikum freudlich über seine wahren Interessen aufklärt, beschützt die Künste und die Modelle.

Es würde hier zu weit von unserm Thema abführen, all die volkswirtschaftlichen Nachteile aufzuzählen, die unserm Lande bereits aus dem Judentume geflossen sind. Wir wollen hier nur den größten Schaden in nationaler Beziehung andeuten, daß nämlich unserm eignen Nachwuchse mehr und mehr die Stellen weggekapert werden, von denen aus man aufsteigt, daß die Bildung, die unsre jungen Bursche sich aneignen können, in immer weitern Kreisen eine bloß einstudirte wird, nicht gesalzen und schmackhaft gemacht durch jene Lebenskunst und jene Lebensart, welche allein auf der Grundlage eines genügenden Besitzes mit verfeinerten Genüssen, mit reicher Anregung gedeihen können, daß mit einem Worte der Deutsche in seinem eignen Lande zum gebildeten Proletarier herabzusinken beginnt, währen ihm eine geistige Aristokratie aus polnischen Juden und deren Abkömmlingen emporblüht. Aber das wollen wir an dieser

Stelle deutlich und vernehmlich hervorheben, daß für jeden, der sehen will, die Haltung der sogenannten „deutschen“ Juden in Newyork geradezu den Ausschlag geben muß. Die Annahme, diese Rasse dächte im Ernste daran, schlecht und recht in uns aufzugehen, ist ein Wahn. Die Strebsamern eignen sich unser Volkstum an, um uns desto sicherer zu beherrschen und zu benutzen, dem Reste aber ist unsre Heimat lediglich ein Feld, welches nach Nomadenart im Vorüberziehen abgegrast wird. Die Etappen sind Königsberg-Posen-Breslau (auch sie „marschiren getrennt“), dann Leipzig-Berlin-Hamburg, endlich Köln und Frankfurt. Von da gehts nach Paris, nach Amsterdam, nach London und — nach Newyork. Es ist leider noch immer keine Aussicht, daß der Reichtum, der aus unserm Fleisch und aus unsern Knochen ausgesogen und dann weitergeschleppt worden ist, auf dem Wege über den Pacific und über China wieder zu uns käme, und so wollen denn auch wir uns endlich zu jenem Schlachtrufe aufschwingen, welcher bei ungebildeteren, aber mit einem stärkeren, lebhafteren und weniger mißleiteten Instinkt begabten Nationen schon seit langem zu hören ist: Die Heimat für die Heimischen! Deutschland für die Deutschen! Es ist dies nicht dasselbe, als wenn man bei unsern Nachbarn ruft: Rußland für die Russen! Denn der Deutsche ist dort nicht bloß ein intelligenter, sondern vor allem ein produktiver Ansiedler, der — von unserm Standpunkte aus gesprochen — leider im Lande bleibt und seinen Reichtum im Lande läßt. Es ist dies nicht dasselbe, als wenn man in den Vereinigten Staaten ruft: Amerika für die Amerikaner! Denn dort hängt der Deutsche mit nur zu selbstloser Hingebung an seinem neuen „Vaterlande,“ und sein Fleiß und seine Fruchtbarkeit haben den atlantischen Küstenplätzen ein Hinterland geschaffen und bevölkert, wie die Erde seinesgleichen sucht; der amerikanische Boden ist mit deutschem Blute und deutschem Schweiße gedüngt, die Wühlerei gegen die Deutschen ist dort eine undankbare Verrücktheit, beruhend auf Unwissenheit und Dünkel, während die Gäste, die wir im Lande haben, uns immer nur ausgebeutet und ausgebeutet haben und uns, wenn sie nur könnten wie in Rumänien, zu Abhängigkeit, zu Not und Niedrigkeit herabwirtschaften möchten. Was haben die Juden, außer einer kosmopolitischen Literatur und einer kapitalistischen Presse, für unser Volk geschaffen? Wie verwenden sie den Reichtum, den sie auf unserm Grund und Boden verdient haben? Der Börsenmakler Cohn „machte“ in einem einzigen Jahre einen Nettogewinn von 17 Millionen Mark; es giebt eine ganze Menge, die nicht viel weniger „machen,“ und angesichts dessen hat Berlin noch nicht einmal eine öffentliche Lesehalle, die des Erwähnens wert wäre. Wer hat Newyork gesehen und kennt nicht die Astor Library? Es ist ein mächtiges Haus mit weiten, hohen Hallen und Lesesälen, warm im Winter, ein kühler Zufluchtsort im Sommer, wenn die Glut sich in den Granit der Insel Manhattan eingebrütet hat. Jedermann aus dem Volke kann sich dort ohne Entgelt und ohne Umstände sein Buch oder seine Zeitschrift erbitten, und wenn das Betreffende ausnahmsweise nicht vor-

handen ist, braucht er seinen Wunsch nur zu äußern, um ihn binnen kurzem erfüllt zu sehen. Es liest sich herrlich dort; und wenn man sich der tabakgeschwängerten Konditoreien und Cafés erinnert, die in Berlin die Stelle der Astor Library vertreten, wenn man sich erinnert, wie bei uns noch immer so gut wie nichts geschehen ist, um dem gemeinen Manne unsre bessere Literatur zugänglich zu machen und ihn an edlere literarische Bedürfnisse zu gewöhnen, so fühlt man sich aufs äußerste beschämt, zumal da jenes Haus in Newyork keineswegs das einzige seiner Art ist. Sein Gründer aber, Jakob Astor, war ein Deutscher von Geburt, der Sohn eines lüderlichen Metzgers in der Pfalz, kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach Newyork, und wurde aus einem kleinen, aber erfolgreichen Pelzhändler der erste Grundeigentumsspekulant der Insel Manhattan, auf welcher Newyork bekanntlich ruht. Der Reichtum seiner Nachkommen ist nahezu unschätzbar; sie besitzen ganze gewaltige Stadtteile wie die Westminsters in London. Selbstverständlich sind sie Stockamerikaner, und in dem Hause, welches von unserm Landsmanne gegründet und eingerichtet ist, muß der Deutsche froh sein, wenn ihm der Amerikaner den Wirt macht und mit mehr oder minder Herablassung ein Buch herausgiebt. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, Jakob Astor wußte, was er dem Lande schuldig sei, dem er die Prosperität verdankt. Er hatte innerhalb des Newyorker Gemeinwesens seinen Reichtum erworben und wendete ganze Millionen daran, um in einer monumentalen und höchst volkstümlichen Stiftung seine Dankbarkeit auszudrücken, von seiner anderweitigen öffentlichen und Privatwohlthätigkeit garnicht zu reden. Und nun blicke man auf unsre Heimat! Man erinnere sich des riesenhaften Anwachsens unsrer Hauptstadt nach drei glücklichen Kriegen, nach einer kraftvollen Politik, die uns die Einheit brachte und Berlin zum Mittelpunkte dieser Einheit schuf, dem alles zuströmt. Es sind durch den steigenden Wert von Grund und Boden schlecht gerechnet 3000 Millionen Mark geschaffen worden, und diese Millionen sind ganz unzweifelhaft zum großen Teile in die Taschen von Boden- und Häuserspekulanten geflossen, die jetzt aus schönen Palästen im Westend nach der Börse fahren. Aber was hat das deutsche Volk? Wer baut uns eine Astor Library? Wir können lange warten!

Und was nun, nach allem, was gesagt ist, wird die Zukunft unsrer eignen Stammesgenossen in Newyork sein? Sie wird abhängen ohne Frage von den Aufgaben, welche man dem Deutschtum stellt. Denjenigen, für welche diese Aufgabe darin besteht, sich als Völkerdünger verbrauchen zu lassen, schwebt eine sehr große Zukunft vor; uns erscheint sie außerordentlich gering, weil wir die Pflichten des Deutschtums anders auffassen. Die elegische Prophezeiung Kapps, daß das deutsche Element in Amerika auf keinen Fall seine nationale Existenz länger fristen könne, wenn nicht jährlich mindestens 200000 Deutsche hinzuwandern, besteht — vorläufig — leider noch immer zu Recht. Sie ward hervorgerufen durch die augenfällige Gesinnungsschwäche, den Mangel an Ini-

tiative und Selbstachtung, die unergründliche Trägheit unsrer Landsleute in nationaler Beziehung, und gerade diese Eigenschaften haben sich keineswegs abgeschwächt, werden im Gegenteil durch die einschlägige Presse gepflegt und gehätschelt. Ganz vereinzelte Ansätze, sich als Deutsche zu fühlen, zeigen sich wohl hie und da. Mit großem Stolz wird betont, daß das deutsche Element dem „neuen" Vaterlande einen Divisionsgeneral, einen Minister des Innern und einen Senator geschenkt habe; alles zusammen aber ist wieder nur der eine Karl Schurz; und dann ist noch ein Senator in Wisconsin und einer in Missouri, und diese drei Namen stehen groß und breit in den Büchern (bei Tenner z. B.) als ein leuchtendes Beispiel, wie herrlich weit es die zehn Millionen Deutschen gebracht haben, und welche glänzende Rolle sie in der Geschichte der Vereinigten Staaten spielen.

Die äußern Belege nationalen Zusammengehens, auf die wir in Newyork selber gestoßen, sind geradezu verschwindend. Die schon im Jahre 1784 gegründete „Deutsche Gesellschaft" besteht auch heute noch nicht auf der Basis nationalen Selbstgefühls, sondern nationaler Notwehr, eine Zuflucht für die armen „Grünen," das deutsche Vieh (the dutch cattle), wie der Amerikaner unsre Einwanderer gelegentlich zu nennen beliebt, als die obligaten ausgeplünderten, mißhandelten und geschundnen Opfer seiner höhern Intelligenz. Die Einwanderungsbehörden, die heute das Schlimmste verhüten, sind erst vor wenigen Jahrzehnten widerwillig und allmählich geschaffen worden, als der Schmutz und die Verruchtheit des Treibens an den Landungsplätzen zum Himmel schrieen, und werden gewiß an den betreffenden Stellen als Beschränkungen der bekannten „wirtschaftlichen Freiheit" bitter empfunden. Die deutsche Gesellschaft hat um die Entstehung derselben ihre Verdienste; übrigens zählt sie eine große Menge von Amerikanern in ihren Reihen, während ihr viele, sehr viele wohlhabende Deutsche nicht angehören. Das „deutsche Hospital" ferner, welches unlängst durch die mildthätige Schenkung der Frau Anna Ottendorfer eine nicht hoch genug zu schätzende Erweiterung erfahren hat und zur Zeit etwa über 160 Betten verfügen mag, kämpft andauernd mit den allerpeinlichsten pekuniären Schwierigkeiten und hat angesichts einer deutschen Bevölkerung von 400000 Seelen noch kein Budget. Es war früher übel angesehen wegen mangelhafter Leistungen und Erfolge und innerhalb des deutschen Elements außerordentlich unbeliebt, und hat sich erst neuerdings bedeutend gehoben, seit der Einfluß der früher herrschenden Clique deutscher Ärzte mehr zurückgetreten ist, die, ein wahres Kompendium aufgeblasener Unfähigkeit, von einem marktschreierischen Juden geführt und von den Newyorkern die Society of mutual admiration genannt wird.

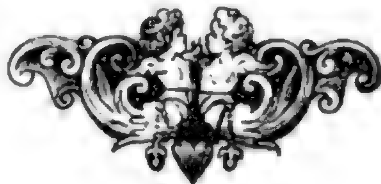
Im Newyorker „Liederkranz" endlich, dem mancher Gast von „hüben" gewiß schon angenehme, gesellige Stunden verdankt hat, wird zwar deutsch gesungen, aber viel lieber noch englisch gesprochen. Erfreulich ist hier die sich neuerdings manifestirende Abneigung gegen Juden, wenn sie sich auch lediglich gesellschaft-

lich äußert; doch dürfte sie zu nichts weiter führen als zu einer Reihe persönlicher Verstimmungen, da für ein politisches Aufraffen und Zusammenfassen des Deutschtums an irgendeinem Punkte infolge jahrhundertelanger Gleichgiltigkeit so gut wie nichts vorgebildet und das Wenige vernachlässigt ist. Während man die sozialen Eigenschaften der Semiten mißbilligt, steht man im Gegenteil politisch vollkommen unter dem Einflusse der Grundsätze, welche das Judentum in der Welt zu verbreiten für zuträglich gehalten hat, und jedes deutsche Komitee, welches sich bilden könnte, würde zur Zeit von gewissen unvermeidlichen Bekennern jener Grundsätze angesteckt und lahmgelegt werden. Und trotzdem — mag es immerhin paradox klingen! — in den Tiefen unsers nahezu unzerstörbar scheinenden Volkstums schlummert auch drüben die deutsche Gesinnung. Sie hat sich des öftern werkthätig in reichen Spenden geäußert, während des letzten Krieges, während der großen Überschwemmungen am Rhein; das ist immerhin viel. Wir wollen auch derer nicht vergessen, die in stiller und gewissenhafter Arbeit deutscher Wissenschaft und deutscher Thätigkeit Achtung und Anerkennung erwerben, wir wollen derer nicht vergessen, die auf verlorenen Posten, auf welche die Gewaltsamkeit amerikanischen Lebens sie verschlagen hat, an die Scholle gebunden und ohne Möglichkeit der Rückkehr, der Heimat dennoch ihre Sehnsucht und ihr Herz bewahrt haben; wir wollen endlich dankbar die Hand reichen den wenigen, die sich rüstig im Kampfe um politische Geltung, im Kampfe gegen amerikanisches Vorurteil gerührt haben. Wir verdanken diesem Kampfe jene prächtige Antwort eines braven Landsmannes auf die hämischen Angriffe seiner amerikanischen „Brüder:“ „Was ist für ein Unterschied zwischen mir und euch, als daß ich in Kleidern in dieses Land gekommen bin, ihr aber nackt?“ Schlagender kann man es nicht ausdrücken, daß jeder sozusagen bereits „fertiggestellte“ deutsche Einwanderer ein Kapital darstellt, welches Amerika geschenkt wird; wovon aber das Gros der Amerikaner keine Ahnung hat, keine haben will und nie eine haben wird, da die deutsche Presse ihre Schuldigkeit nicht thut. Es hat uns jenes Wort erinnert an den deutschen Richter in Ungarn, in dessen Umgebung die Magyaren scherzhaft die Frage aufwarfen, weshalb die Hunde in Ungarn nur auf deutsche Kommandos hörten: „Nun, sagte einer, weil das Deutsche bloß für die Hunde gut ist!“ — „Nein, sagte der Stuhlrichter, weil das Magyarische selbst für die Hunde zu schlecht ist!“ Und die Ungarn riefen „Eljen!“ weil sie es achten, wenn jemand seine Nationalität mutig bekennt. Immer in der höchsten Not, unter allerderbstem und schneidendstem Anreiz, kommt auch bei uns Deutschen unser Nationalstolz zum Durchbruch; er ist noch da; aber immer wieder schläft er ein, er ist noch keine alltägliche, unermüdliche Funktion geworden wie Herzschlag und Atmung; wir salzen noch nicht unsre Suppe damit, wir tragen ihn noch nicht in der Tasche; das Einträgliche des Nationalbewußtseins vor allem ist uns noch nicht aufgegangen. Gesetzt, die Deutschen von Newyork hätten einen nationalen Tick wie die Amerikaner, diese Stadt müßte

z. B. ein Feld für deutsche Ärzte sein wie keine zweite. Es ist aber notorisch, daß nur etwa vier oder fünf von den hundert (studirten) deutschen Ärzten Newyorks eine irgendwie nennenswerte amerikanische Praxis haben, während die Deutschen schaarenweise zu den amerikanischen Kurpfuschern laufen und eine Ehre darin setzen, einen amerikanischen Hausarzt zu haben. Und nun sage man dem einen oder dem andern von jenen hundert deutschen Ärzten: „Versuchen Sie doch, die deutsche Agitation zu beleben, damit das deutsche Publikum mehr zusammenhält!“ Er wird ein ungläubiges Gesicht machen, weil er eine solche Rechnung überhaupt nicht versteht, oder grob werden, weil sein Instinkt ihm sagt, daß hier eine nationale Anforderung an ihn herantrete, und weil dies das Unbequemste ist, was ihm begegnen kann. Der Deutsche ist eben immer noch wie der Whistspieler, welcher sich freut, wenn er sans à tout bezahlt bekommt; er verliert Trick und Rubber, aber er bekommt sofort seine drei Points für sans à tout, er steckt die drei Points ein und zahlt zwanzig am Ende des Spieles. Aber das Kurzsichtige, das Enge, das Kleinliche der Praktik thun seinem innersten Herzen so wohl; seine Unfähigkeit, irgend etwas Persönliches, Naheliegendes dem Fernern, dem Allgemeinen zu opfern, ist immer noch so groß; der Beruf steht ihm immer noch so sehr viel näher als die Sorge ums Ganze; mag das Deutschtum zu Grunde gehen, wenn nur der Dollar „gemacht“ werden kann, jetzt, augenblicklich!

So ist denn die ultima ratio immer wieder nur das eine: daß wir selber in der Heimat mehr werden müssen, als wir sind; daß wir mit größerm Eifer, mit erneuter Energie an unsre nationalen Aufgaben herangehen, und wie trostlos auch immer da draußen alles sei, von uns aus ein neuer Trieb in das verdorrte Stammesbewußtsein unsrer Versprengten gelange. Wir stehen nicht allzufern vor der Jubelfeier eines teuern Mannes, der zum erstenmale den Gedanken eines einigen Deutschlands zu denken gewagt hat; warten wir ab, was unsre Brüder da drüben uns für den Hutten-Tag zu sagen haben; warten wir ab, ob wohl eine Stimme mit uns an jenem Tage ausrufen wird: Ubi patria, ibi bene!

Berlin, im Januar 1886. R. H.



Zum Verständnis und zum Schutze des ersten Faustmonologs.

Von Heinrich Düntzer.



an erschrickt ordentlich über das Selbstbewußtsein, mit dem der krampfhafte Scharfsinn eines der feinsten, kenntnisreichsten und beredtesten deutschen Literarhistoriker seine Einbildung in Sachen Goethes dem offnen Thatbestande gegenüber der Welt als unzweifelhafte Ergebnisse gewissenhafter Forschung vorspiegelt. Natürlich fehlt es nicht an gläubigen Anhängern und Schülern, welche ohne Prüfung diese geistreichen Blüten bewundern, ja sich auf dem morschen Boden ansiedeln und im Geiste des Meisters, wenn auch mit weniger Begabung, fortphantasiren. Was kümmert es sie, daß dadurch das Bild des Menschen und Dichters verzerrt, das Verständnis seiner Werke, statt an Klarheit und Einsicht zu gewinnen, in trübe Wolken gehüllt wird? Das ehrliche deutsche Gewissen, ja die Ehre deutscher Wissenschaft fordert ein umso rücksichtsloseres Entgegentreten, je begabter der Mann ist, der die sogenannte Vorsicht als eine mit der Feigheit verwandte Gelehrtenuntugend verhöhnt und sich von dem Luftschiffe seiner Einfälle lustig tragen läßt, wohin es diesen gefällt.

Goethe schreibt am 1. März 1788 aus Rom, er habe das erste Manuskript seines „Faust“ vor sich, das „in den Hauptszenen gleich so ohne Konzept hingeschrieben“ worden sei. Trotzdem und obgleich kein Grund zu der Annahme gegeben ist, die Äußerung habe ursprünglich anders gelautet, behauptet Scherer, die ältesten Szenen desselben, die für jeden Unparteiischen die Spuren frischester Schaffenskraft an sich tragen, seien nach einem ein paar Jahre ältern prosaischen Entwurfe umgeschrieben. Sieht man genau zu, so gründet sich diese Annahme einzig darauf, daß im „Fragment“ sich einige reimlose Verse finden, deren gereimte Fassung dem jungen Dichter nicht habe gelingen wollen. Ohne Goethes eignen Einspruch zu berücksichtigen, baut Scherer neuerdings (Goethe-Jahrbuch VI, 245—261, „Fausts erster Monolog“) auf dieser Grundlage fort, und so hat er es vermocht, den aus warmer, lebendiger Anschauung des jugendlichen Dichters geflossenen ersten Monolog, diese gewaltige Darstellung des Dranges nach unmittelbarer Erkenntnis des Wesens von Gott und Welt, die Schelling vor achtzig Jahren als ewig frischen Quell der Begeisterung gepriesen hat, der allein zugereicht habe, die Wissenschaft zu verjüngen und den Hauch neuen Lebens zu verbreiten, dieses dramatische Meisterstück für eine leidige Flickarbeit auszugeben, für eine Verbindung garnicht zusammengehörender Stücke, deren ursprüngliche

Intention der Dichter vergessen oder aufgegeben habe. Und derjenige, dem man eine solche unwürdige Manipulation zur Last legt, ist Goethe, der von frischester, ihn fast fieberhaft ergreifender, bei Nacht und Tag sprudelnder Schaffenskraft getriebene junge Goethe!

Es gelte, hören wir, die ausdrücklichen Nachrichten über die Entstehung der einzelnen Szenen (das Hauptzeugnis beachtet Scherer nicht) durch eigne Beobachtungen zu ergänzen, gestützt auf „strenge Interpretation, welche vielleicht den Zusammenhang gestört finden wird" (ein Verdacht, zu dem vor der Hand kein Grund gegeben ist, der aber zum Aufsuchen von Ungehörigem und zum Mißverstehen verleitet), auf „sorgfältige Erwägung der Voraussetzungen und Konsequenzen," auf „Observationen über Stilverschiedenheiten." Auf „strenge Interpretation" legen auch wir großen Wert, aber wir verlangen auch, daß sie wirklich streng sei, den Wortlaut und den Zusammenhang zur Grundlage nehme, jeder Einseitigkeit und jedem Vorurteil entsage, alle im Kreise der Dichtung liegende Entscheidungsgründe berücksichtige. Scherers Interpretationskünste zeigen das Gegenteil von Strenge, und das, was er für solche hält, besteht nur darin, daß er sein eignes Wort unbeachtet läßt: „Die stürmische Kraft der produktiven Phantasie blickt über unwesentliche Einzelheiten leicht hinweg." Gefährlich sind die „Observationen über Stilverschiedenheiten," die oft Zufälliges für wesentlich halten und den raschen Wechsel der Stimmung und des dadurch bewirkten Tones übersehen, dabei in dem Drange, wirkliche Verschiedenheiten aufzuhäufen, sich zu abenteuerlichen Behauptungen verleiten lassen. Wer muß z. B. nicht staunen, wenn Scherer S. 253 die nüchternsten aller Sätze, die relativischen, zu den „poetischen Mitteln" zählt (S. 253), da sie mit den Beiwörtern verwandt seien, von denen doch auch nur ein Teil wirklich als poetisch gelten kann, nicht weil es Beiwörter, sondern weil es poetische Beiwörter sind. Scherer meint zwingend gezeigt und gegen alle möglichen Bedenken gesichert zu haben, der Monolog sei aus ganz verschiednen, ursprünglich getrennten Partien zusammengeschweißt (S. 245—249). Schon in der „Rundschau" (XXXIII, 322) glaubt er den Beweis erbracht zu haben, daß Vers 33—74 (75 f. scheidet er aus) nicht zum Vorhergehenden passe; eine dritte Partie sollen 77—114, eine vierte 115—164 bilden. Zu solcher wunderlichen Zersplitterung hätte Scherer unmöglich gelangen können, wenn er, statt auf überraschende Entdeckungen auszugehen, sich in den Geist des Dichters versetzt, sich um den Sinn und den dramatischen Fortschritt gekümmert hätte.

Betrachten wir zunächst die Stellung des Monologs zur überlieferten Sage. Der „Faust" des jungen, auf Geistesfreiheit leidenschaftlich gerichteten Dichters konnte ebensowenig ein treues Abbild des abscheulichen Zauberers sein, wie sein fast gleichzeitiger „Ewiger Jude" die späte Sage von Ahasverus wiedergeben sollte. Änderte er auch nicht die äußere Stellung Fausts, den das Puppenspiel noch mehr als das Volksbuch zum Universitätsprofessor macht, so mußte doch dessen

Sinnen und Streben ganz andrer Art sein. Goethes Quellen waren das Puppenspiel und Pfitzers Bearbeitung des Widmanschen Faustbuches; denn wenn Goethe letztere im Februar 1801 von der Weimarischen Bibliothek entlieh, so folgt daraus ebensowenig, daß er sie schon in Frankfurt gekannt habe, als das Gegenteil; dieses ergiebt sich aber aus Vergleichung von Goethes erstem Teil und den verschiednen Fassungen des Faustbuches. In Bezug auf den Ort, wo Faust den Teufel beschwört, weichen Puppenspiel und Volksbuch von einander ab. Im letztern ist es Fausts Zimmer, im andern, mit Ausnahme späterer Fassungen, der Wald zur Mitternacht. Das Volksbuch läßt der Beschwörung des Teufels unmittelbar den Entschluß vorangehen, sich mit der Magie zu beschäftigen, und Faust beharrt auf diesem auch trotz der zur Rechten erschallenden Mahnung seines Schutzgeistes, bei der Theologie zu verbleiben; ihn verlockt die Stimme zur Linken, das Versprechen des Abgesandten der Hölle, ihn vollkommen glücklich zu machen, wenn er sich der Negromantie widme. Zu seiner höchsten Freude wird ihm gleich darauf ein großes Zauberbuch gebracht, nach welchem er lange vergebens getrachtet hat. Bei Pfitzer hat Faust „das studium theologicum beiseite gelegt“ und sich der Arzneikunde zugewandt, dabei aber „den Himmelslauf zu erforschen sich befleißigt,“ ist auch „ein guter Prognostikant“ geworden. Als er das Erbgut seines Vetters durchgebracht hat, trachtet er, wie er „der Teufel und bösen Geister Kundschaft und durch solcher Hülfe zeitliche Freude und tägliches Wolleben möchte überkommen und erlangen.“ Darum sucht er sich in Besitz von „allerhand teufflischen Büchern“ zu setzen, „forscht emsig in dem Zoroastre, von den ascendenten und descendenten Giestern, und andern mehr,“ findet endlich, daß „die Geister eine sonderliche Inklination und Zuneigung zu ihm haben sollen.“ Bestärkt wird er darin, als er in seinem Zimmer mehrmal nacheinander einen seltsamen Schatten an der Wand vorüber fahren, auch dabei nachts oft viel Lichter hin und wieder bis an sein Bett „gleichsam fliegen“ sieht, ja die Geister leise miteinander sprechen hört. Von einem Krystallseher lernt er dessen Kunst, er verschafft sich „die bekräftigtsten Beschwörungen des Satans“ und faßt endlich den Entschluß, den Teufel zu beschwören, was er sodann in einem Walde um Mitternacht beim Vollmond ins Werk setzt.

Goethe läßt seinen Faust, als er an der Erlangung aller wahren Erkenntnis auf dem Wege der Forschung verzweifelt, nicht den Teufel, sondern die Geister beschwören, durch die er volle Einsicht in das Wesen und Wirken der Natur zu erlangen hofft. Er benutzt dazu ein Zauberbuch, die Mitternachtsstunde und den Vollmond; ja auch die Vorstellung, daß die Geister in der freien Natur dem Menschen nahe sind und der Vollmond sie weckt, verwandte er geschickt, wenn er auch die Beschwörung im Zimmer geschehen ließ, schon um die in einem Wurfe zugleich damit entstandne Wagnerszene genau anzuschließen. Wie glücklich Goethe alle diese Züge verbunden hat, um eine in sich zusammenhängende, ergreifende Darstellung zu liefern, ist bewundernswert.

In welchem Augenblicke wird uns Faust vorgeführt? Wenn es heißt, er sei unruhig auf seinem Sessel am Pulte, so dürfte diese szenarische Bemerkung freilich, da der Dichter solche meist wegließ, ein späterer Zusatz sein, wenn sie auch der Sache durchaus entspricht. Im Puppenspiel studirt er in einem großen Buche, oder ein solches liegt vor ihm aufgeschlagen, oder er schlägt es eben auf; das Buch ist ein magisches. Auch hier haben wir uns das Pult mit magischen Büchern belegt zu denken, da er allen andern Wissenschaften entsagt hat; das Buch, das er später nimmt und aufschlägt, liegt dort. Die „Unruhe" ist der Drang, endlich einmal die Geisterbeschwörung mit Erfolg zu wagen. Der Ausdruck der Verzweiflung über die Unmöglichkeit, das Wesen von Gott und Welt zu erkennen, dient nur als Einleitung und Begründung des Entschlusses, es auf dem Wege der Magie zu versuchen. Freilich ist hierin die Darstellung dramatisch nicht besonders geschickt, da Faust keine eigentliche Veranlassung hat, sich selbst seine Verzweiflung an allem Wissen und die dadurch bestimmte Ergreifung der Magie zu erzählen; höchstens kann man sagen, er beruhige sich selbst über den gefaßten Entschluß, indem er ausführe, wie die Verzweiflung ihn dazu getrieben. Goethe folgte hier dem Puppenspiele, hob aber unendlich den Ausdruck brennendsten Schmerzes, obgleich er sich der einfachsten volkstümlichen Bezeichnungen bediente, was ihm als Mangel an dichterischer Kraft vorzurücken eben nicht von richtiger Beurteilung zeugt. Eigentümlich ist, daß er den Faust den Kreis des ganzen damaligen Wissens, alle vier Fakultäten, gleich Albertus dem Großen umfassen läßt. Das Volksbuch und die Puppenspiele nennen nur die Theologie, wenn auch ersteres daneben seiner Beschäftigung mit der Arzneikunde und der Astrologie gedenkt; selbst das späte Augsburger Puppenspiel führt verschiedne Wissenschaften nur zur Ausführung des Satzes an, daß die Neigungen des Menschen sehr verschieden seien. Marlowes Faustus, welcher der Philosophie (dem Aristoteles), der Medizin (dem Galen), dem corpus iuris (der Jurisprudenz) und der Bibel (der Theologie) den Abschied giebt, um sich an die Metaphysik der Zauberei zu halten, war Goethe zur Zeit unbekannt. Scherer denkt sich, die vier Fakultäten seien schon in einer Goethe bekannten Fassung des Puppenspieles vorgekommen, oder dieser sei zufällig und unbewußt zu Marlowe zurückgekehrt (?), ja er meint gar, diese Reduktion der in einem späten Puppenspiele beispielsweise genannten Wissenschaften, Philosophie, Medizin, Mathematik, Astrologie, Musik und Jurisprudenz, habe sehr nahe gelegen. Warum nicht einfach anerkennen, daß Goethe selbständig den Faust alles menschliche Wissen, also alle Fakultäten, „durchaus studiren," den Kreis aller Erkenntnisse erschöpfen läßt? Und daß er die Wissenschaften, die auf Welt und Gott gerichtet sind, Philosophie und Theologie, mit einem „ach!" und „leider" einleitet, gehört ihm doch wohl eigentümlich an. Das Ergebnis all seines auf gewisse Erlangung sicherer Kenntnis gestellten Forschens, das als eine leidige Thatsache vor ihm steht („ich armer Thor!"), ist, daß es eine solche Kenntnis garnicht

giebt. Freilich führt er die auf hohe Weisheit deutenden Titel Magister und Doktor, und er lehrt schon seit zehn Jahren, aber er muß sich selbst gestehen, daß für den Menschen kein Wissen möglich sei. Mit besondrer Ironie wird der Gegensatz durch ein doppeltes „und" angeschlossen. Statt eines „und lehre schon zehn Jahre" schiebt sich das Geständnis unter, daß er seinen Schülern etwas vorgeschwindelt, ihnen Faxen vorgemacht habe, da er sich gestehen muß, daß er selbst nichts wisse. Das doppelte „nun" (Vers 1, 5) ist nicht streng zeitlich, es spricht das endliche Ergebnis aus. Wie tief diese Gewißheit sein nach reinster Erkenntnis so lange schmachtendes Herz schmerzt, gewinnt einen scharfen Ausdruck in dem knappen: „Das will mir schier das Herz verbrennen," das an das gangbare „Brennen des Eingeweides" erinnert. Scherer hat an dem prosaischen „schier" Anstoß genommen, aber dies deutet entschieden darauf, daß er doch noch einen gewissen Trost habe, der sich sofort anschließt. Er ist klüger als so viele, welche dies nicht einsehen, immer in ihrem alten dünkelhaften Glauben vorwärts gehen, dabei mit einzelnen Skrupeln und Zweifeln sich plagen, sich vor Hölle und Teufel fürchten. Dennoch ist ihm mit dieser traurigen Erkenntnis alle Lebenslust geschwunden, er glaubt nicht mehr, wie früher und wie es die andern thun, die er so weit übersieht, daß er mit seinem Wissen auf andre wirken, durch seine Lehre auf ihre sittliche Bildung einen günstigen Einfluß üben könne. So hat er dasjenige verloren, was seinem Leben Wert und Bedeutung gegeben hat, und da ihm auch das abgeht, was dem Leben andrer Reiz leiht, Reichtum, Ansehen und Glanz (daß er nach diesen sich sehne, liegt durchaus nicht im Ausdrucke), so ist ihm das Leben ganz unerträglich, es ist ihm hündisch: „Es möchte kein Hund so länger leben!" An diesen vollen Ausdruck seiner Verzweiflung schließt sich unmittelbar das an, was dadurch begründet werden soll: „Drum hab' ich mich der Magie ergeben."

Hier treibt nun Scherer seinen ersten Pfahl ein, um die Zerschlagung des Monologes einzuleiten. Daß Faust sich der Magie ergeben habe, „könne nichts wesentlich andres heißen," als er habe sich zur Magie entschlossen. Diese seltsame Behauptung (S. 248), die jeder „strengen Interpretation" spottet, soll durch Stellen der Puppenspiele belegt werden, in denen es heißt: „ich habe beschlossen" oder „fest beschlossen," worauf „mich in der Nigromantie zu informiren" oder etwas ähnliches folgt. Aber „ich habe mich ergeben" kann nie und nimmermehr so viel heißen wie „ich habe beschlossen, mich zu ergeben," es kann nur auf das wirkliche Abgeben mit einer Sache gehen. Doch hören wir Scherer. „Der Entschluß ist gefaßt, ohne daß er bisher nennenswerte Folgen hatte. Er ist noch in der Ausführung begriffen." Letzteres wird man unbedenklich zugeben, aber ist es nicht ein verzweifelter Sprung, wenn er fortfährt: „Unwillkürlich wird man daher annehmen, daß er soeben erst gefaßt ist." Scherer muß selbst den Mangel an Logik bemerkt haben, da er nach einer „Begünstigung dieser Annahme" sich umsieht, die er in dem oben erwähnten, keineswegs zeitlichen

„nun“ und dem „völlig aus gegenwärtiger Not gethanen Aufschrei,“ kein Hund möchte so länger leben, finden zu können glaubt. Aber wenn auch Fausts Verzweiflung am Leben noch fortbesteht, da es ihm mit der Magie noch nicht gelungen ist, muß er deshalb den Schritt, sich der Magie zu ergeben, erst jetzt gewagt haben? Wollte dies der Dichter, wie konnte er so unmündig sein, nicht gerade mit dem Entschlusse, sich der Magie zu widmen, das Stück zu eröffnen? Und steht nicht das Perfekt: „ich habe mich der Magie ergeben“ dem bis dahin überall gebrauchten Präsens so bestimmt entgegen, daß man notwendig an eine vergangene Handlung denkt? Aber die Mißdeutung ist Scherer eben willkommen, weil er daran etwas weiteres knüpft, was den Monolog sprengen soll. „Faust hat sich der Magie ergeben, aber sie offenbar noch nicht gehandhabt,“ heißt es S. 246. „Die Vorteile, die er von ihr erwartet, liegen in der Zukunft; er freut sich noch keines Besitzes. Sonst hätte ja der ganze Monolog bis dahin keinen Sinn, worin doch gewiß nicht der Beglückte redet, dessen Wissensdrang durch Magie gestillt ist, der alles das genießt, was Magie gewähren kann. Darnach ist man sehr erstaunt, wenn er später nur ein Buch aufzuschlagen braucht, um sich sofort von Geistern umgeben zu fühlen. Warum hat er das nicht längst gethan, wenn er konnte? Warum blieb er nur eine Minute länger in dem qualvollen Zustande des Nichtwissens?“ Warum alle diese Worte? Wir wundern uns nur, wie Scherer übersehen konnte, was zwischen dem Erwerbe magischer Bücher und einer erfolgreichen Beschwörung der Geister in der Mitte liegt, obgleich gerade unser Monolog darauf bestimmt genug hinweist. Daß ein Zauberbuch allein zur wirksamen Beschwörung nicht hinreiche, hätte er sich doch sagen sollen. Schon bei Pfitzer konnte er sich belehren. Was that sein Faust, um sich mit den bösen Geistern in Verbindung zu setzen? Er raffte, heißt es, „allerhand teuffelische Bücher, aberglaubische Characteres, Gottvergessene Beschwörungen u. s. f.“ zusammen, schrieb sie zum öftern ab und übte sich darin vorsätzlich; erst als er „in seiner vorhabenden teufflischen Kunst so viel erlernet und gestudiret, so viel ihm nemlich zu seinen Sachen, und das jenige zu überkommen dienstlich seyn würde, was er lange zuvor begehret hatte,“ suchte er sich im Walde einen zur Beschwörung des Teufels geeigneten Platz. Ja er hat vorher noch „seine Complexion und Natur erkündigt und vernommen, ob ihm auch dieselbe in seinem Vorhaben widerig seyn und fehlschlagen oder aber geneigt und beförderlich seyn würde.“ Da haben wir ja den Zustand, in welchem wir uns den Faust, nachdem er sich der Magie ergeben, denken müssen. Der Besitz eines Zauberbuches thut es nicht allein. Faust hat sich von der Theologie zur Magie gewandt, wie im Puppenspiele, er hat sich magische Bücher verschafft, sie studirt, ihre Sigillen, ihre Beschwörungen und alle Lehren zu wirksamer Ausführung gemerkt, aber noch nicht den Mut gehabt, eine Beschwörung zu wagen, wozu erst der rechte Geist über ihn kommen muß. Das geheimnisvolle Buch des Nostradamus (66) hat er sich nicht vergebens

verschafft, die Sigilla desselben oft beschaut, aber die Seelenkraft (71) ist ihm dabei nicht aufgegangen, das trockene Sinnen (73) hat ihm nichts geholfen, sein Sinn ist zu, sein Herz tot geblieben (91): erst in dieser Nacht, als er mit dem Buche des Nostradamus in die freie Natur eilen will, erfaßt ihn dieser echt magische Geist, und so fühlt er sich zur Beschwörung getrieben. Wie hätte Scherer dies alles übersehen können, wenn er der Spur des Dichters gefolgt wäre! Noch deutlicher spricht das folgende. Faust wagt nicht den Makrokosmus zu beschwören, weil er sich dessen nicht mächtig fühlt (101 ff.). Erst dem Erdgeist fühlt er sich wirklich nahe, dieser begeistert seine Seele, er giebt ihm alle seine Sinne, sein ganzes Herz hin, und sein mächtiger Drang, sein Seelenflehen zieht ihn heran, daß er sich ihm enthüllen muß. Vortrefflich ist es vom Dichter erfunden, daß Faust die Beschwörung des Geistes des Makrokosmus nicht wagt. Dies hat Scherer so wenig gefühlt, daß er sich als möglich denkt (S. 258), Faust sei nach dem ersten Entwurfe in der Beschwörung des Erdgeistes unterbrochen worden und darauf der Vorhang gefallen. Also schon beim ersten Entwurfe habe Goethe an eine Teilung in Akte gedacht, und gar an eine so widersinnige! Gerade das ist der Zweck des Monologs, daß Faust sich endlich zur magischen Beschwörung getrieben fühlt, die ihm gelingt, aber ohne damit seinen Zweck zu erreichen. Dafür fehlt Scherer jedes Verständnis, oder vielmehr sein kritisches Nachspähen verblendet ihn völlig gegen die dichterische Auffassung. Nur dadurch war es möglich, daß er die Verse (73—76):

Umsonst daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt.
Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir,
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

nicht verstand und zu der unbegreiflichen Behauptung kam, hier habe mit 75 eine Zusammenschweißung ursprünglich nicht für einander berechneter Stücke stattgefunden. Als Faust eben vom gewaltigen Drange sich ergriffen fühlt, in der freien Natur die Stimme der Geister zu vernehmen, erfüllt ihn der magische Geist, statt des bisherigen trocknen Sinnens ahnt er die Nähe der Geister, und so drängt es ihn, gleich an Ort und Stelle die Beschwörung zu versuchen. Er will sagen, dort würde ihn die Nähe der Geister beleben; in dem Augenblicke aber fühlt er sie wirklich um sich. Die Rede ist nach „erklärt" eigentlich unterbrochen, was ein Gedankenstrich andeuten sollte.

Wir haben hiermit den Nerv von Scherers Mißverständnis und seiner darauf gegründeten Vivisektion erkannt. Er verbindet aber damit eine andre, ebenso haltlose Ausdeutung. Faust schildere auch seine Unbefriedigung als Professor, weil er, der nichts wissende, trotzdem lehren soll (S. 245 f.), ja das Motiv Faust als Lehrer, das in den ersten 32 Versen dreimal anklinge (8 f., 19 f., 27 f.), stehe vollkommen gleichberechtigt neben dem unbefriedigten Erkenntnistriebe (S. 249), was doch eine der stärksten Übertreibungen wäre,

wenn auch das erstere der Wahrheit entspräche. Sehen wir die angeführten Stellen näher an, so spricht die erste davon, daß Faust zehn Jahre lang die Schüler zum Besten gehabt habe; in der zweiten heißt es, er bilde sich nicht mehr ein, wie so viele andre, als Lehrer wirken zu können. Nur die dritte Stelle könnte bei strenger Interpretation darauf zu deuten scheinen, daß er, nachdem ihm durch die Magie „manch Geheimnis kund geworden," seine Lehrthätigkeit noch fortsetzen werde, da als Zweck oder Folge dieser Erleuchtung angegeben wird, „daß ich nicht mehr mit sauerm Schweiß zu sagen brauche, was ich nicht weiß." Aber Faust spricht hier nicht vom Lehren, sondern vom Sagen, und daß er „nichts mehr zu sagen brauche" bezieht sich auf die Qual, die er sich selbst früher mit der Beantwortung der Fragen über Gott und Welt gemacht habe, für die er keine klare, aus voller Überzeugung fließende Antwort gewußt, sondern nur, wie es vier Verse später heißt, „in Worten gekramt," für diese statt einer Anschauung, eines lebendigen Begriffes „ein Wort sich eingestellt" habe. Der Schwerpunkt des Monologs beruht für jeden, der Verständnis für die Dichtung mitbringt und es sich nicht durch kritische Velleitäten trüben läßt, auf der Aussicht, endlich durch die Macht der Magie zur unmittelbaren Einsicht über das Wesen und Wirken der Welt zu gelangen, die auf dem Wege der Wissenschaft nicht gewonnen werde. Scherer aber begnügt sich nicht damit, den Eingang des Monologs dahin mißzuverstehen, daß Faust auch nach Erlangung unmittelbarer Erkenntnis des Bandes, das die Welt im Innern zusammenhält, wie fabelhaft dies auch jedem dünken muß, Professor bleiben wolle, er legt darauf so großes Gewicht, daß er dem Dichter, der diesen Monolog in glühendem Drange ergossen hat, dabei eine besondre Absicht zuschreibt: er habe etwas daran knüpfen, etwas daraus folgern wollen. Und wie ihm aus den Blasen seiner Einbildungen sich immer neue bilden, soll Faust „etwa diese Einsichten nicht zurückhalten und dadurch Gefahren über sich heraufbeschwören." Und weiter hören wir Scherer weissagen, der „Fortsetzung," welche Goethe bei den Worten, daß er nicht mehr zu sagen brauche, was er nicht wisse, „im Sinne gehabt," entspreche die Stelle im zweiten Teile, wo es heißt, er habe vor widerwärtigen Streichen zur Einsamkeit entweichen und, um von ihm nicht ganz versäumt allein zu leben, sich doch zuletzt dem Teufel übergeben müssen (1621 bis 1626); diese „gehöre nicht der Form, sondern dem Inhalte nach zu den ältesten im Faust." Was kümmert es Scherer bei einer so ganz absonderlichen Entdeckung, daß dort nicht von einer durch Magie vermittelten Erkenntnis, sondern von eignem Anschauen die Rede ist, und das Bündnis mit dem Teufel nach den „widerwärtigen Streichen" gesetzt wird! Auch gedenkt Faust ja schon im Gespräche mit Wagner der Thorheit derjenigen, die dem Pöbel ihr Schauen, ihr Gefühl offenbart hatten, wonach er sich doch kaum derselben Thorheit schuldig gemacht haben würde. Aber was kämpfen wir gegen Luftblasen! Von derselben Art ist es, wenn die Bemerkung, er habe weder Gut noch Geld u. s. w.,

deren Zusammenhang wir oben angedeutet haben, als Wunsch Fausts mißdeutet und darin ein Motiv für die fernere Entwicklung des Stückes entdeckt wird.

Nachdem die Absicht der ersten 32 Verse, besonders des Schlusses, gründlich mißverstanden ist, wird es leicht, den Zusammenhang mit den folgenden Versen zu vermissen; ist es doch nicht der gewissenhafte Erklärer, sondern der auf Ungehörigkeiten gierige Kritiker, dem diesmal der Monolog verfallen ist. Nach jenem Eingange erwarteten wir zunächst zu erfahren, was die Magie dem Faust nützen werde, aber die erregte Spannung, lesen wir S. 250, werde nicht befriedigt. Es beginne ein neuer Gedankengang, der mit dem vorigen nur insofern zusammenhänge, als auch hier Faust, die Unerträglichkeit seines Zustandes aussprechend, einen neuen Weg, hinter die Geheimnisse der Welt zu kommen, einschlagen wolle. Freilich macht sich Scherer die Sache dadurch sehr leicht, daß er 33—74 als ein Ganzes betrachtet, das durch den Gegensatz zwischen der Studirstube und der freien Natur beherrscht werde. Gehen wir fein sacht zu Werke, und betrachten zunächst den Zusammenhang mit den Versen 33—44, die keineswegs diesen Gegensatz zeigen. Scherer hält sich eben den wirklichen Zusammenhang und das glücklich verwandte dramatische Element vom Leibe, für das er hier gar kein Auge hat, um scharfe Kritik zu üben, die natürlich, da ihr das Verständnis abgeht, in die Irre geht. Faust hat es ausgesprochen, was ihn zur Magie getrieben hat und welche Erkenntnis er von ihr hofft. Aber noch ist es ihm nicht gelungen, auf diesem Wege vorzudringen, wie sehnsüchtig und innig auch sein Streben gewesen ist. Was ihm noch fehlt, ist oben angedeutet. Da ist nun nichts natürlicher, als daß der gerade aufgehende Vollmond, der so oft Zeuge seiner mitternächtlichen Studien gewesen ist, ihm den Wunsch erregt, er möge heute zum letztenmale Zeuge seiner argen Not sein, möge ihn bald im Besitze unmittelbarer Kenntnis durch Hilfe der Magie sehen, die Beschwörung der Geisterwelt möge ihm gelingen. Das ist so deutlich ausgesprochen, daß es niemand übersehen kann. Aber indem er sich ganz in den Anblick seines alten, immerfort ihn so trübselig ansehenden Freundes versenkt, wird zunächst der Wunsch in ihm geweckt, seinen mächtig wirkenden Schein, der die Geister aufregt, draußen zu genießen, an der Erquickung, die er der Welt bringt, sich zu laben und alles ihn quälenden toten Wissens im Zusammenleben mit den Naturgeistern sich zu entschlagen. Da aber fällt sein schwärmerischer Blick auf seine beengende Umgebung, die ihm jetzt ganz unerträglich geworden ist, der er flucht, da sie ihn so lange von der Welt und der freien Natur fern gehalten hat, der er das bitter spottende Wort zuruft: „Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!“ (56). Jetzt fühlt er, weshalb hier sein Herz verdumpft und verdorrt ist. Der Mensch ist für Gottes freie Natur bestimmt, dort nur kann er leben und gedeihen, während er hier so viele Jahre in dieser von Rauch geschwärzten, von Moder angefüllten Enge verkümmert ist. Scherer findet auch hier einen Widerspruch mit dem Eingange. Faust, der früher über die Ursachen seines

Schmerzes im klaren gewesen sei, komme hier erst über die Ursachen des auf ihm lastenden Druckes zur Klarheit. Wo steckt denn hier der Widerspruch? Der sehnsüchtige Blick in die freie Natur läßt ihn jetzt erkennen, weshalb ihm die heitere Lust der Seele gefehlt habe, er nur ein halber Mensch gewesen sei, den bloß das Wissen angezogen habe. Und da kann er natürlich dem Triebe nicht widerstehen, in die freie Natur zu eilen, wo er noch immer den lockenden Mondschein bemerkt. Auch hierin liegt für Scherer ein Widerspruch. Während im Eingange die Magie schlechthin (doch nur der Erkenntnis) helfen solle und an neue Lehrthätigkeit mit vermehrter Einsicht (nichts weniger als dieses!) gedacht werde, soll jetzt die Flucht nötig sein (doch um der Verdumpfung des Herzens zu entgehen). Das „Flieh, auf! hinaus ins weite Land!“ ist durch den Eindruck des Mondes höchst glücklich eingeleitet. Aber nicht weniger vortrefflich wird gleich darauf der Drang nach magischer Beschwörung damit verknüpft. Ehe er wegeilt, sieht er das Zauberbuch des Nostradamus auf dem Pulte liegen, und so nimmt er es auf seinen Ausflug mit, um endlich, wenn er sich dazu mächtig fühlen wird, in der dazu geeignetern freien Natur die Beschwörung zu versuchen. Aber in diesem Augenblicke, wo er klagt, daß er hier, an diesem ihm jetzt so verhaßten Orte, durch trockenes Sinnen es zu nichts bringe, glaubt er die draußen gesuchten Geister in seiner Nähe zu fühlen, und so wagt er es mit der Beschwörung. Scherers Bemerkung, das Buch scheine erst nur unter Anweisung der Natur selbst seine Macht zu erweisen, und es falle deshalb auf, daß die Beschwörung dennoch im Zimmer geschehe, übersieht gerade das, worauf es ankommt, daß die Geister von seinem magischen Drange angezogen werden, wie sie auch bei Pfitzer sich dem Faust in seiner Wohnung zeigen.

Wir sind leider mit Scherers Mißverständnissen und seiner willkürlichen Zerschlagung des Monologs noch nicht zu Ende. Daß seine dritte und vierte Partie 77—114 und 115—164 nicht unmittelbar aneinandergeschlossen seien, beweist ihm Fausts Rede an den Erdgeist (122): „Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist!“ Im Ernste werden wir belehrt: „Aber der Geist ist noch garnicht erfleht. Faust hat ihn noch mit keinem Wort um sein Erscheinen gebeten. Er hat nur sein Zeichen auf sich einwirken lassen. Er hat auch nicht »lang« an der Sphäre des Geistes gesogen, wie dieser in Z. 131 behauptet.“ Aber muß denn das Erflehen mit dürren Worten ausgesprochen werden? Bedarf die schmachtende Sehnsucht, die Fausts Seele bewegt, die sich so ergreifend in seinen Worten kundgiebt, einer ausdrücklichen Bitte, empfindet der Erdgeist nicht in Fausts Drängen nach ihm hin sein „Seelenflehen“ (135)? Das eigentliche Anrufen des Geistes erfolgt erst mit dem geheimnisvollen Aussprechen des Zeichens. Und um auf den andern Punkt zu kommen, warum sollte Fausts leidenschaftliches Verlangen nach dem Erdgeiste, wie es 109—128 schildern, nicht als ein „langes Saugen an seiner Sphäre“ bezeichnet werden können? Es hat andauernder, fieberhaft anspannender, ihn bald mit Grauen, bald mit glühendstem Seelen-

drange erfüllender Anziehung bedurft, ehe Faust mit der stärksten, sein Leben aufs Spiel setzenden Willenskraft es wagt, durch Aussprechen des geheimnisvollen Namens den Geist zum Erscheinen zu zwingen. Und dies hätte der Dichter nicht als langes Saugen an dessen Sphäre bezeichnen dürfen? Mit solchen kleinen Mittelchen, mit solchem überkritischen Spannen auf die Folter sollte man den Dichter verschonen und vielmehr sich redlich bemühen, das, was er gewollt hat, zum klaren Verständnis zu bringen. In dem Glauben, nicht weit genug gehen zu dürfen, übersieht man das nächste. Intellegendo faciunt, ut nil intellegant.

Scherer will nun in den beiden ersten Partien, in die er den Monolog zerhackt hat, zur Vollendung seines Beweises auch einen verschiednen Stil aufzeigen. In den ersten 32 Versen finde sich eine kindlich undramatische Exposition, wogegen in 33—74 alles vollkommen dramatisch sei, wahre Empfindung des Augenblickes. Der Eingang mußte aber gerade den Zustand, in welchem Faust sich eben befand, zur Darstellung bringen; daraus folgte von selbst, daß wir hier „überwiegend thatsächlichen Bericht empfangen," aber von dem selbst tief bewegten Faust, wodurch auch hier lebendiges dramatisches Leben entsteht von dem ersten „ach!" an bis zu dem seinen tiefsten Widerwillen verratenden „Und thu' nicht mehr in Worten kramen." Dabei soll nicht geleugnet werden, es sei nicht gerade durch den Augenblick geboten, daß Faust seines bisherigen vergeblichen Strebens und seiner dadurch erregten Verzweiflung gedenkt; aber der Dichter war dazu genötigt, wenn er den Übergang zur Magie begründen wollte. Freilich hätte er den Faust gerade in dem Augenblicke einführen können, wo er allen Wissenschaften entsagt und sich der Magie ergiebt, aber er wollte ihn eben als schon längere Zeit ihr ergeben und dem Augenblicke sehnlich entgegensehend darstellen, in welchem er endlich die Beschwörung wagen könne, damit er „des Geistes Kraft und Mund" vernehme; zu dieser sollte er rasch hingerissen werden. Der abweichende Ton des Folgenden liegt in dem durchaus verschiednen Charakter der bewegten Handlung begründet, nicht darin, daß der Dichter bei höherer dichterischer Ausbildung diesen schwungvollen Drang nach der Verbindung mit der Geisterwelt schrieb. Daß die innere Form des Einganges „prosaisch" sei, hat Scherer behauptet, aber nicht bewiesen; auch hier ist Faust tief bewegt, aber er mußte zum Verständnisse seines Zustandes manches aus der Vergangenheit hereinziehen, wozu der Anfang einer Exposition sich so häufig genötigt sieht. Aus dem verschiednen Charakter und Tone ergab sich auch die metrische Verschiedenheit, nicht aus der fortschreitenden Entwicklung des Dichters. Wenn nach Scherer in der zweiten Partie „ein strengeres Gesetz im Sinne einer an den Jambus gewöhnten Kunst" herrscht, so werden wir doch wohl nicht glauben sollen, dies sei Goethe bei Dichtung dieser Partie, die Scherer selbst nicht vor die Leipziger Zeit zu setzen wagt, noch nicht geläufig gewesen; hiergegen würde die einfache Verweisung auf die Leipziger Lieder genügen. Daß Goethe zuweilen den Hanssachsischen

Ton auch zu einer Zeit anschlug, wo er meist der gangbaren neuern Formen sich bediente, ist allbekannt, und so benutzte er hier seinem Zwecke gemäß beide nebeneinander.

Weiter wird der ersten Partie eine altertümelnde oder mundartlich gefärbte oder niedrige Sprachweise vorgeworfen. Wundern muß man sich, was hier alles aufgeführt wird. Da figurirt das dem Dichter von Hause aus geläufige zweisilbige „zehen," das wir z. B. in „Künstlers Erdenwallen" und noch viel später antreffen, wo Vers und Reim nicht „zehn" forderten; der Plural „Jahr" im Reime, den Goethe auch sonst häufig in wie außer dem Reime hat, wie im „Faust" selbst 1651, 2272, 3641; die Apokope „was rechts", die im „Faust" vielfach und auch in höhern Gedichten selbst viel stärker, wie „menschlichs," „unauslöschlichs," sich findet; das fehlende „ich," das unserm Dichter gerade am Anfang des Verses so sehr beliebt ist; das Wort „schier," das hier durchaus an der Stelle ist; die Häufung „als wie," die sich Goethe im Jahre 1774 im „Ewigen Juden" und auch später gestattet; die ihm auch im „Faust" so geläufige Umschreibung mit „thun." Das beanstandete „mit saurem Fleiß" steht ebenso im „Prometheus" (II, 77). Am allerwenigsten sieht man, wie das ganz eigentümliche, scharf bezeichnende: „Möchte kein Hund so länger leben!" in diese Liste gekommen ist. Wenn Scherer sich an dem „an der Nase Herumführen mit Angabe aller Richtungen" stößt, so hat er den höhnenden, ganz eigentümlichen Ausdruck eben mißverstanden. „Herauf, herab und quer und krumm" ist nicht mit „Ziehen an der Nase herum" zu verbinden, sondern steht, wie auch die Interpunktion zeigt, für sich allein, und es wird dazu ein „gehend" gedacht; erst später springt die Rede in die gewohnte Redensart über. Jedenfalls ist der Ausdruck recht bezeichnend für den Spott.

Ebensowenig wird eine Verschiedenheit des Stils, welcher strenge vom Ton zu sondern ist, durch die Armut an Beiwörtern bewiesen. Der schwungvollere Ton greift natürlich auch zu lebhaft bezeichnenden Beiwörtern; daß dieses aber in der Partie 33—74 in besondrer Weise der Fall sei, kann man nicht einmal behaupten, weshalb denn auch Scherer diese nicht in Reih und Glied erscheinen läßt. Auch ist das heiße Bemühen des Einganges so neu wie bezeichnend, und man würde es dem Dichter wohl verargen, hätte er der Neuheit wegen den armen Thoren und den sauren Schweiß durch andre weniger treffende Beiwörter geändert. Die Seltsamkeit des Versuches, Relativsätze als poetische Mittel einzuschmuggeln, haben wir schon zurückgewiesen. Man sehe sich nur die Beispiele an (35, 50 f. und, wenn man die Sätze mit wo, da und wie dazu zählen will, 47, 62 und 72) und frage sich nach der poetischen Wirkung dieser Sätze! Auch Nominalcomposita sollen eine poetische Wirkung haben, besonders wenn sie neugeprägt seien oder sein könnten. Aber nicht alle solche Bildungen „machen die Anschauung lebendiger, frischer, poetischer," es kommt eben auf den einzelnen Fall an. In den 32 Versen des Einganges findet sich

freilich nur ein Beispiel dieser Art, das neue Wirkenskraft (31). Dagegen zählt Scherer in den 41 Versen seiner zweiten Partie „etwa 15“ Beispiele, aber davon müssen zunächst die Zusammensetzungen ausgeschlossen werden, die nicht mehr als solche empfunden werden, wie Mondenschein, Mitternacht, Hausrat. In Tiergerippe, Totenbein, Lebensregung, Seelenkraft wird man kaum etwas Poetisches finden können, ebensowenig in Bücherkauf, Himmelslicht, worunter Scherer die Sonne verstehen möchte, Bergeshöhen, Bergeshöhlen; nur das einzige Wissensqualm hat des darin liegenden Vergleiches wegen einen poetischen Anstrich. Giebt es denn nicht auch sonst längere, sehr bewegte Stellen, wo sich keine von dem Leser als poetische Zusammensetzung empfundene Nominalcomposition findet? Man vergleiche 101—134, 281—332, 825—900. Und wir fragen, wo hätte im Eingange mit Fug eine Nominalkomposition angewandt werden können? Freilich wenn Scherer behauptet, es sei durchaus möglich gewesen, den vier Fakultäten ein poetisches Gewand anzuziehen (etwa durch langweilige Nominalkompositionen) und den Lehrerberuf weniger dürr und trocken zur Sprache zu bringen (doch wohl nicht etwa in poetischen Relativsätzen?), so kann man darin ehrlicherweise nur Chikane sehen. Der Ton ist im Eingang nicht weniger glücklich getroffen wie in der folgenden schwungvollen Stelle. Die Namen Magister und Doktor waren ebensowenig zu vermeiden wie Magie, und das durchaus studiren wird man nur höchst bezeichnend finden können. Auch das erzprosaische weder — noch (16, 21) wird dem Dichter aufgemutzt, obgleich Goethe dasselbe auch sonst in Versen nicht meidet, wie er selbst weder — weder im „Faust“ und in der „Iphigenie“ hat. Die schärfere Markirung durch eine doppelte Disjunktion ist oft bezeichnend, bei einzelnen Redeweisen nicht zu vermeiden. Natürlich wird der wenn auch unentbehrliche Gebrauch von zwar, drum als zu logisch dem Monolog verwiesen; wie aber in gleiche Verdammung das konsekutive daß, ob, dafür, auch eingeschlossen werden, sieht man ebensowenig, wie daß dem dreimaligen dann der zweiten Partie (37, 69, 71) eine „sehnsüchtige Stimmung,“ die Einleitung „des kontrastirenden bessern Zustandes“ zugeschrieben wird. Stünde dieses dreifache dann, das sich zweimal auf eine Zeitbestimmung, einmal auf wenn zurückbezieht, im Eingange, statt des Lobes würde es scharfen Tadel gefunden haben. In der ersten Partie sollen „Ausruf, Wunsch, Frage, Imperativ gänzlich fehlen“ (S. 253). Und doch findet sich ein Ausruf 4, 11 und in der stärksten Weise 23; auch hatte der erste Druck Ausrufungszeichen nach ach! (1) und ich armer Thor (5), und es stünde ein solches auch besser statt des ungehörigen Gedankenstrichs nach 15. Die gesteigerte Bewegung der folgenden Partie bringt natürlich einen häufigern Gebrauch von Ausrufungen und Fragen mit sich.

Das Aufsuchen stilistischer Verschiedenheiten, die von dem verschiednen Tone unabhängig sein sollen, ist vollständig gescheitert. Wo sich solche wirklich finden, sind sie freilich beachtenswert. Aber die Art, wie Scherer hier zu Werke geht,

erinnert nur zu sehr an die Weise homerischer Athetesen, wo man oft nahezu den Dichtern der für eingeschoben gehaltenen Verse die Kenntnis der griechischen Sprache aberkannt hat, weil man durchaus die Einschiebung sprachlich beweisen wollte. Das stärkste Vorurteil zeigt sich auch in Scherers Behauptung, die von ihm aufgezeigten Verschiedenheiten flössen nicht aus der Verschiedenheit des Gegenstandes. Dieser sei in ihnen nicht wesentlich verschieden, der Eingang beziehe sich auf Fausts Übergang zur Magie, die Fortsetzung auf die Flucht aus der Studirstube, die beide aus der Unerträglichkeit seines bisherigen Zustandes begründet würden; diese Unerträglichkeit sei in beiden Fällen das Grundthema. Freilich fließen beide aus der Unbefriedigung seines Zustandes, aber die dadurch hervorgerufenen Stimmungen sind sehr verschieden. Dies läßt Scherer hier absichtlich zur Seite, während er früher zu seinem Zwecke die Verschiedenheiten hervorgehoben hat. S. 251 heißt es: „Dort empfangen wir überwiegend thatsächlichen Bericht, wenn auch durch bittern und höhnenden Ingrimm gefärbt: hier herrscht ein hoher Seelenschwung, der sich schwärmerisch erhebt, den Redner wie den Zuhörer stürmisch fortreißt." Und eine solche Verschiedenheit sollte sich nicht notwendig auch im Tone ausprägen? Der Beweis, daß ein solcher Wechsel auf der verschiednen Abfassungszeit beruhe, würde nur dann erbracht sein, wenn sich herausstellte, daß derselbe nicht der Stimmung entspreche. Aber gerade das Gegenteil liegt offen vor. Der Anblick des Mondes erregt in Faust das sehnsüchtige Verlangen, endlich durch die Magie zur Erkenntnis des Wesens der Dinge zu gelangen, endlich von der schrecklichen Pein des Nichtwissens befreit zu werden. Er sehnt sich nach der freien Natur, nach dem Zusammenleben mit den durch den Mondschein aufgeregten Geistern, und gerade der leidige Gegensatz seiner engen Klause, die ihn so viele Jahre gefesselt hat, läßt ihn gegen diese schmähend losfahren, treibt ihn ins Freie hinaus, aber zugleich will er des Nostradamus Zauberbuch mit sich nehmen, von dem er die schönste Erleuchtung seiner Seelenkraft sehnsuchtsvoll erwartet. Und trotzdem sollen in der zweiten Partie die Gegenstände dieselben sein wie in der ersten? Und stellt denn das Drama Gegenstände dar, nicht vielmehr das persönliche Denken, Fühlen und Wollen, nach dessen wechselnder Gestaltung sich der Ausdruck richten muß?

Nachdem Scherer so bewiesen zu haben glaubt, daß die stilistischen Verschiedenheiten, wie er sie nennt, nicht aus der Verschiedenheit des Stoffes geflossen seien, gedenkt er nun zweier andern möglichen Herleitungen derselben, die er aber so gestellt hat, daß ihre Widerlegung ein Spiel ist, welches uns nicht darüber zu täuschen vermag, daß er den offen zutage liegenden wirklichen Grund unter nichtssagenden Worten erstickt hat. Mit der ganzen stilistischen Verschiedenheit ist es ebenso eitel Werk wie mit der Zersplitterung des Monologes, an welchem sich Scherer schwer versündigt hat.



Die Zeugnispflicht der Reichstagsabgeordneten.



Die Reichstagsabgeordneten Dr. Windthorst und Graf von Waldburg-Zeil haben einen Antrag beim Reichstage eingebracht, der am 10. März gegen die Stimmen der Deutsch-Konservativen an die Geschäftsordnungskommission verwiesen worden ist und wohl demnächst den Reichstag wieder beschäftigen wird. Der Antrag lautet: Der Reichstag wolle beschließen, eine Erklärung abzugeben, daß es unzulässig sei, einen Reichstagsabgeordneten wegen Äußerungen über Thatsachen, welche ihm in dieser seiner Eigenschaft mitgeteilt worden sind und welche er infolgedessen im Reichstage vorgetragen hat, einem Zeugniszwangsverfahren zu unterwerfen.

Sehen wir zunächst von der praktischen Bedeutung einer etwaigen entsprechenden „Erklärung" durch den Reichstag ab und fragen wir nach der Begründung dieses Ausspruches gemäß den bestehenden Gesetzen, so wird von den Antragstellern und ihren Genossen der Antrag auf den Artikel 30 der Verfassung des deutschen Reiches gestützt und diese Bestimmung als eine solche bezeichnet, welche zweifellos das fragliche Recht der Zeugnisfreiheit in sich schließe. Der Artikel 30 der Reichsverfassung lautet wörtlich: „Kein Mitglied des Reichstages darf zu irgend einer Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Äußerungen gerichtlich oder disziplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden." Zu weiterer Unterstützung dieses Anspruchs wird der § 11 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches angeführt, welcher wörtlich bestimmt: „Kein Mitglied eines Landtages oder einer Kammer eines zum Reich gehörigen Staates darf außerhalb der Versammlung, zu welcher das Mitglied gehört, wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Äußerungen zur Verantwortung gezogen werden."

Hervorgerufen wurde der Antrag bekanntlich durch die gerichtliche Vorladung des Abgeordneten von Schalscha, der im Reichstage geäußert hatte, es sei ihm von gut unterrichteter Seite mitgeteilt worden, zwei Firmen in Berlin betrieben das einträgliche Geschäft, preußische Thaler alten Gepräges in der Schweiz und Südfrankreich anfertigen zu lassen, um sie alsdann im deutschen Reiche als echtes Geld mit erheblichem Nutzen zu verkaufen, und der über seine Wissenschaft von diesem, im Strafgesetzbuche nicht unter zwei Jahren bedrohten Verbrechen als Zeuge vernommen werden sollte. Für die Frage der Zeugnispflicht eines Abgeordneten ohne Bedeutung ist die Thatsache, daß Herr von Schalscha — offenbar nachdem er von der Strafandrohung des § 139 des Straf-

gesetzbuches wegen unterlassener Anzeige eines Münzverbrechens Kenntnis erlangt hatte — der Behörde schriftlich diese Anzeige ebenfalls erstattet hat, und wir können deshalb von dieser Thatsache hier völlig absehen.

Der Abgeordnete Windthorst hat die Begründung seines Antrages dem deutsch-freisinnigen Staatsrechtslehrer Hänel überlassen, und dieser hat damit begonnen, die von dem konservativen Abgeordneten von Hammerstein vertretene gegenteilige Ansicht als jeder Begründung entbehrend zu bezeichnen und der konservativen Partei vorzuwerfen, daß sie stets bereit sei, ein von der Regierung bestrittenes Recht des Reichstages bis zum Beweise des Gegenteils als nicht vorhanden anzusehen. Nach der Meinung des Herrn Hänel ist die Zeugnisfreiheit der Abgeordneten durch die Verfassung so klar ausgesprochen, daß über diese Frage ein Streit garnicht sollte bestehen können; nach seiner Auslegung schließt der Artikel 30 der Verfassung nicht nur jede gerichtliche und disziplinarische Verfolgung aus, sondern kann nur den Sinn haben, daß überhaupt keine Behörde den Abgeordneten wegen einer in seinem Berufe gethanen Äußerung in irgend einer Weise, auch nicht als Zeugen, vor ihr Forum ziehen darf. Sollten — ruft er aus — Parlamentsmitglieder etwa einen geringern Grad von Redefreiheit haben als Verteidiger und Geistliche, die doch wegen der ihnen vertrauensvoll gemachten Mitteilungen nicht zur Verantwortung gezogen werden dürfen! In England würde ein Richter, der sich eines Bruches der Rechte des Parlamentes schuldig machte, sich vor den Schranken des Parlamentes deswegen verantworten müssen! Soweit sind wir — wie Herr Hänel mit Schmerz bemerkt — leider noch nicht. Er wünscht, wir hätten „Parlamentsjustiz."

Es ist ein großes Verdienst der konservativen Partei, daß sie sich, auch wenn Rechte des Reichstages (also mit ihre eignen Rechte) in Frage kommen, den unbefangenen Blick offen hält und nicht in der Sucht nach Anmaßung einer immer schrankenlosern Macht die Grenzen übersehen will, welche ihren Befugnissen durch die Gesetze gezogen sind. Den von den Antragstellern und ihren Genossen beigebrachten Gründen für das von ihnen beanspruchte Recht fehlt jeder Boden. Sehen wir uns zunächst den Wortlaut der betreffenden gesetzlichen Bestimmungen an, so kann auch die kühnste deutsch-freisinnige Auslegung in den Worten „gerichtliche oder disziplinarische Verfolgung" nichts andres finden, als daß den Abgeordneten keine strafrechtlichen oder zivilrechtlichen Folgen als Beklagten infolge seiner Äußerungen treffen dürfen; denn von einer „Verfolgung" zu reden, wenn jemand als Zeuge vernommen werden soll, so mit der deutschen Sprache umzuspringen, hat bisher noch niemand gewagt. Daß mit dem weitern Ausdrucke: „oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden" ebenfalls nichts andres gemeint ist, als was mit der vorhergehenden Wendung gesagt werden sollte, ergiebt wiederum der Wortlaut; denn von einer „Verantwortung" kann nur demjenigen gegenüber gesprochen werden, welcher durch seine Handlung eine strafrechtliche oder zivil-

rechtliche Folge übernimmt, also dem Beklagten gegenüber, und diese Ansicht findet weiter darin ihre Bestätigung, daß in dem oben zitirten § 11 des deutschen Strafgesetzbuches, der sich mit den Rechten der Abgeordneten befaßt, statt der in der Reichsverfassung gewählten synonymen Ausdrücke die einfache Bestimmung enthalten ist, der Abgeordnete dürfe nicht zur Verantwortung gezogen werden.

Hätte die Gesetzgebung ein weitergehendes Recht der Abgeordneten als dasjenige auf persönliche Unverantwortlichkeit für die von ihnen gethanen Äußerungen festsetzen wollen, so hätte sie hierzu allen Anlaß bei Beratung der erst im Jahre 1877 eingeführten Prozeßordnungen gehabt, wo diejenigen Personen besonders aufgeführt werden, denen das Recht der Zeugnisverweigerung zustehen soll. Unter diesen Personen sind allerdings die von Herrn Hänel bezeichneten Verteidiger und Geistlichen in Ansehung des ihnen in ihrem Berufe anvertrauten genannt, nicht aber die Abgeordneten, und gerade aus deren Nichtaufführung ist darauf zu schließen, daß sie entweder mit aller Absicht weggelassen worden sind oder daß überhaupt kein Mensch daran gedacht hat, daß ein Abgeordneter ein so weitgehendes Privilegium beanspruchen könne, da die Zeugnispflicht eine zur Aufrechterhaltung eines geordneten Staatswesens durchaus notwendige allgemeine Bürgerpflicht ist und deshalb für die von dieser Regel zugelassenen Ausnahmen möglichst enge Grenzen zu ziehen sind.

Daß diese Auslegung des einer Bestimmung der englischen und belgischen Verfassung entsprechenden Artikels 30 der deutschen Reichsverfassung dem Sinne desselben entspricht, daß also ein Abgeordneter wie jeder andre nicht ausdrücklich von der Zeugnispflicht befreite Staatsbürger dem Zeugniszwange unterliegt, bestätigt die von dem Gerichtshofe in Gent im Jahre 1884 gegen den Abgeordneten Woeste (den spätern Justizminister) wegen Zeugnisverweigerung ausgesprochene Geldstrafe, welche dieser als Jurist angesehene Abgeordnete nachträglich durch ein von ihm eingereichtes Begnadigungsgesuch als gesetzmäßig ausgesprochen anerkannt hat. Von den Lehrern des deutschen Staatsrechts wird der Immunität der Abgeordneten nirgends die von den gegenwärtigen Antragstellern verlangte Ausdehnung gegeben.

Was die materielle Seite der Frage der Zeugnispflicht anlangt, so ist nicht abzusehen, wie die ordnungsmäßig gebrauchte Redefreiheit der Abgeordneten durch ihre Pflicht, möglicherweise Zeugnis abzulegen, sollte beeinträchtigt werden. Hat ein Abgeordneter glaubhafte Kenntnis von einem bestehenden Übelstande erhalten, so kann die vom Gerichte verlangte Angabe desjenigen, der ihm hiervon Mitteilung gemacht hat, für diesen letztern keine nachteiligen Folgen haben, wenn die behauptete Thatsache der Wahrheit entspricht, denn nur der ist strafgesetzlich verantwortlich, welcher unbeweisbare verächtlichmachende Behauptungen über einen Dritten aufstellt. Zur straflosen Verbreitung leichtfertiger Verleumdungen und Verdächtigungen dritter Personen aber geradezu

ein neues Institut zu schaffen, dazu haben wir wahrhaftig keine Veranlassung. Die Straffreiheit der Abgeordneten ist schon jetzt derartig, daß wir uns damit befassen sollten, sie einzuschränken, nicht aber die letzten Schutzmaßregeln gegen deren böswilliges oder leichtfertiges Treiben aufzuheben. Schon jetzt hat der außerhalb des Parlaments stehende gegen Verleumdungen und Beschimpfungen vonseiten eines Abgeordneten keinerlei Rechtsmittel, er kann (nach vorliegenden Entscheidungen des Reichsgerichts) nicht einmal eine ihm widerfahrene Beleidigung erwiedern, ohne sich strafbar zu machen, so groß auch die vorangegangne Herausforderung gewesen sein mag. Zu welchen Zuständen würden wir kommen, wenn jeder dritte sich eines gefälligen Volksvertreters bedienen könnte, um Unwahrheiten ungestraft in die Welt gehen zu lassen?

Sehen wir uns zum Schlusse noch die Form an, in welcher der Abgeordnete Windthorst seinem Antrage Geltung verschaffen will. Er will eine Erklärung des Reichstages, welche den Zeugniszwang gegenüber einem Abgeordneten für unzulässig erklären soll. Was soll denn eine derartige Erklärung helfen, selbst wenn sie vom ganzen Reichstage einstimmig beschlossen würde? Nicht der jüngste Richter oder Staatsanwalt hätte sich auch nur im mindesten darum zu kümmern, denn er weiß, daß ein Gesetz der Übereinstimmung der gesetzgebenden Faktoren zu seiner Giltigkeit bedarf, und daß einer einseitigen Interpretation eines solchen der gleiche Wert beizulegen ist, wie etwa einer Resolution eines Männergesangvereins, die sich gegen den Zeugniszwang ausspräche. Der Richter und Staatsanwalt wird also die Zustimmung der Regierung zu der fraglichen Erklärung abwarten und bis dahin die Verfassungsbestimmung nach seiner Auffassung auslegen.

Was die Herren Windthorst und Hänel wünschen, haben sie allerdings deutlich ausgesprochen, wenn sie bedauern, daß wir leider noch keine „Parlamentsjustiz" haben und, bis wir vollends so weit sein werden, erwarten, „daß die Richter sich wohl veranlaßt sehen werden, in sehr ernste Erwägung zu nehmen, ob sie sich mit einer solchen Erklärung in Widerspruch setzen wollen." Sie erwarten also von den Beamten, daß sie einem einseitigen Beschlusse des Reichstages Folge geben ohne Rücksicht darauf, ob dieser Beschluß im Einklange mit dem Gesetze steht oder nicht. Was würden die Herren wohl sagen, wenn die Regierung ein solches Ansinnen stellen wollte?

Wir wollen keine Kabinetsjustiz, aber noch viel weniger „Parlamentsjustiz," und wir freuen uns der unbefangnen Haltung der konservativen Partei, welche derartigen Anmaßungen entgegentritt. Wir tragen kein Verlangen nach einem Richterstande, der von dem guten Willen einer Parlamentsmehrheit abhängig wäre, und wir hoffen, daß, solange ein Hohenzoller auf dem Throne sitzt, die Herren, welche Konvent spielen möchten, in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden.



Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)



aßt mich gehen, Manuel, damit ich der Maurin erklären kann, wie glücklich sich alles fügt, sagte Camoëns, mit einer Verbeugung die Erlaubnis auch König Sebastians erbittend. Ihn drängte ein dumpfer Unmut hinweg, der stumme Dank, welchen Gräfin Catarina dem Edelmute des Königs zollte, währte ihm zu lange, er fühlte etwas heiß in sich aufwallen, nicht Eifersucht, denn zur Eifersucht hatte er kein Recht, aber etwas, das ihn an die Tage gemahnte, da König Johanns glühende Blicke auf Catarinas Mutter geruht hatten, wie jetzt die Dom Sebastians auf Catarina Palmeirim. Mit raschen Schritten schlug er den Weg am Wasserfall hinab ein, auf dem sich vorhin Joana mit Esmah entfernt hatte. Der König sah dem Enteilenden mit einem Blicke nach, welcher Barreto veranlaßte, den Arm des Priesters zu ergreifen und sich mit demselben bis zur Hütte der Ziegenhirtin zurückzuziehen. Offenbar wünschte er mit Catarina allein zu sprechen — er hielt durch einen gebieterischen Wink die Diener der jungen Dame fern, welche sich in demselben Augenblicke näherten, in welchem Barreto und der Pater hinwegtraten. In den Augen des Königs flammte ein Strahl, vor welchem Catarina Palmeirim die ihrigen niederschlug, sein Atem wehte sie heiß an, als er mit leiser, aber leidenschaftlich zitternder Stimme anhob: Nur um Euretwillen, Gräfin, verzeihe ich den Frevlern ihre unbefugte Einmischung in die großen Angelegenheiten meines Reiches, um Euretwillen will ich der neuen Christin gnädig sein, darum sagt mir, was Ihr für sie wünscht, und erspart mir, mit Manuel Barreto und Camoëns viel darüber zu sprechen.

Warum wollen Eure Majestät die Gerechtigkeit und Großmut ihrer Seele zur bloßen Laune herabsetzen? entgegnete Catarina leise. Da Ihr mir zu

wünschen gestattet, Herr, so bitte ich das maurische Mädchen bei mir im Palast behalten zu dürfen, nicht als meine Dienerin, denn sie ist edelgeboren, wie mir die Herren sagen, sondern als Gesellschafterin und Gespielin.

Sie sah den König bei dieser Bitte ernst und doch kindlich vertrauend an. Dom Sebastian versagte sich einen Seufzer nicht, daß die junge Gräfin immer wieder seinem fürstlichen Sinne zuschrieb, was er als Ausfluß seiner persönlichen Empfindung betrachtet wissen wollte.

Ich hatte Euch im voraus gewährt, was Ihr erbitten würdet, Donna Catarina! gab er in etwas gereizterm Tone zur Antwort. Ihr werdet natürlich auch begehren, Eure Schutzbefohlene und neue Gespielin mit Euch zu nehmen und mich nicht durch Eure Teilnahme an meiner Jagd erfreuen können?

Und warum nicht, allergnädigster Herr? fragte Catarina dagegen. Esmah kann im Geleit Senhor Manuels und seines Freundes, die ihre ersten Beschützer waren, nach Cintra hinabkommen, mein Stallmeister und Falkner sind mit mir, Eure Majestät hat zu gebieten, ob ich ihrem Jagdzug folgen soll oder nicht!

Ich gebiete Euch nichts! versetzte Dom Sebastian, und wieder traf der Blick, vor dem Catarina Palmeirim schon einmal zu Boden gesehen hatte, das schöne Mädchen. Wenn ihr nicht freiwillig und weil auch Ihr Freude dabei empfindet, meine Jagdlust zu teilen begehrt, so war es unnütz, daß ich mich dieses unverhofften Begegnens freute!

Ihr wißt, Herr, wie hoch mich Eure Einladung ehrt, sagte Catarina, welche den gereizten Ton, in dem der König die letzten Worte gesprochen hatte, völlig zu überhören schien. Erlaubt, daß ich, bis Senhor Luis wiederkehrt, meinem alten Miraflores die nötigen Weisungen gebe.

Sie winkte ihren Stallmeister zu sich heran, welcher mit verdrossener Miene die unverständlichen Vorgänge der letzten Viertelstunde mit angeschaut und, als Dom Sebastian seine Annäherung zurückgewiesen hatte, von seinem Unmut beinahe überwältigt worden war. Der König darf alles — doch ich möchte den sehen außer dem König, welcher mir verbieten wollte meine Pflicht zu thun! hatte er gemurrt. Es ist meine klare Pflicht, neben meiner jungen Gebieterin zu bleiben, und mir ist, als hätte ich heute viel hartnäckiger auf meinem Platze bestehen sollen. Wo der verruchte Poet seinen Fuß hinsetzt, wächst ein Unheil für das Haus Palmeirim aus dem Boden.

Mit erfreutem Gesicht folgte er jetzt dem Winke Catarinas und war, während er vor dem König auf die Kniee fiel und sich steif und mühselig wieder erhob, ganz Ohr für ihre Weisung. Laß unsre Pferde rüsten, Seine Majestät wünscht, daß wir der Jagd des Königs folgen! sagte sie mit lauter Stimme. Leiser fügte sie hinzu: Geh zum Jägermeister des königlichen Gefolges, das dort hält, erkundige dich, wohin wir reiten und wie lange die Jagd währen wird!

Die Zufriedenheit, mit welcher der Alte diese Befehle vernahm, ward ihm durch die Rückkehr von Senhor Luis Camoëns getrübt. Er sah, daß Barreto

und der Priester von der Hütte aus den Emporkommenden winkten, sich zu beeilen. Gleich darauf erklomm Camoëns den Rand der Hochfläche. Er führte Esmah, die ihm ohne Zagen folgte; an einer andern Stelle tauchte Joanas Krauskopf auf, nur schüchtern wagte sie sich in die Nähe ihrer Hütte und schaute mit weit geöffneten glänzenden Augen den König an. Dom Sebastian, welcher inzwischen eifrig zu Catarina gesprochen und ihr mit der Zutraulichkeit eines Knaben von seinen einsamen und gefährlichen Jagden in der Sierra Estrella erzählt hatte, schien die Hirtin garnicht zu bemerken, sein Blick war Camoëns und Esmah entgegengerichtet, um seine Mundwinkel lag mit einemmale wieder ein böser, starrer Zug, der den sich nähernden wenig gutes verhieß. Doch ruhig und zuversichtlich sah Catarina auf den jungen Herrscher, und Dom Sebastian fühlte, daß er in ihrem Banne stehe. Er redete die Maurin in ihrer Heimatsprache an, wünschte ihr Glück zu ihrer Bekehrung und zu dem Schutze der Gräfin Palmeirim, den sie gewonnen habe und hoffentlich stets verdienen werde, und wandte sich dann jäh und abgerissen, nach seiner Weise, zu Camoëns:

Du hast mit Senhor Manuel dies Werk begonnen, Luis Camoëns, nun führe es auch zu Ende, soweit du vermagst. Geleitet dies Mädchen nach Cintra hinab in unsern Palast, zur Herzogin von Braganza. Und laßt jedermann wissen, daß wir die junge Maurin unter unsern königlichen Schutz genommen haben! Die große Sorge, wie Mulei Muhammed zu begütigen sei, habt Ihr auf den König geworfen; von dir zumal, der du doch Portugals Geschick und Ruhm in deiner Seele wägst, hätte ich Klügeres erwartet. Doch ich tadle dich nicht, du hast nach dem Maße deiner Einsicht gehandelt. Jetzt thut, was Euch noch ziemt, alles weitere will ich von Donna Catarina hören. Manuel Barreto, du wirst dich noch einmal bei mir zeigen, ehe du nach deinem Landsitze zurückkehrst! Pater Henriques, grüße mir den Ordensmarschall, und mögest du Freude an der Seele erleben, die du der heiligen Kirche gewonnen hast! Geh mit Gott, Esmah Catarina und bete fleißig zu deiner Schutzheiligen! Und nun Herrin, wenn es Euch beliebt, denken wir an unsre Jagd, es soll ein Morgen werden, wie wir noch keinen erlebt haben!

Das Gesicht des Königs, das während seiner Ansprachen an alle andern nur ein künstliches Lächeln zur Schau getragen hatte, leuchtete in froher Erwartung wahrhaft auf, sobald er sich zu Catarina Palmeirim wandte. Die junge Gräfin schien von der unruhigen Hast des Gebieters noch nicht ergriffen, sie umarmte Esmah und nahm von den Männern, in deren Schutz sie die neue Christin ließ, längern Abschied. Der alte Miraflores hatte ihr graues Jagdpferd längst herangeführt, auch Dom Sebastian hatte seinem Gefolge ein Zeichen gegeben, sich bereit zu halten, und noch sprach Catarina zu Manuel Barreto und befahl ihm Grüße für die Herzogin und die treueste Sorge für Esmah. Der König merkte, daß er seinen Wunsch zum Aufbruch wiederholen müsse, er trat Catarina wieder um einen Schritt näher und befahl Miraflores, das Pferd,

das dieser am Zügel hielt, noch näher heranzuführen. Ihr gestattet, Donna Catarina, daß ich Euch in den Sattel helfe! sagte er und bot ihr ritterlich die Hand. Sie hörte erglühend sein Drängen und wagte nicht länger zu zögern. Aber noch vom Pferde herab, und während der König selbst seinen Rappen bestieg, grüßte sie die Zurückbleibenden. Miraflores, der den alten Falkner angewiesen hatte, sich dicht hinter ihm zu halten, wollte den Platz neben seiner jungen Gebieterin einnehmen, den ihm die Sitte zusprach. Dom Sebastian jedoch scheuchte ihn mit einem Blitz aus seinen blauen Augen bis zu dem eignen Gefolge zurück, das sich in gemessenem Abstande von dem jungen Herrscher hielt. Und nun überließ sich der König dem wilden Ungestüm seiner Natur, er lenkte mit der einen Hand sein Pferd und griff mit der andern in die Zügel, welche die junge Gräfin hielt, im schärfsten Trabe flog er an dem Häuflein seiner Begleiter vorüber und denselben Weg thalwärts, den er vorhin emporgekommen war. Das Jagdgefolge brauste hinter ihm drein, die Blicke der zurückbleibenden Männer, Esmahs und Joanas hafteten nur auf dem Paare, das sie noch lange auf dem sonnenüberglänzten Wege wahrnehmen konnten. Sie alle hatten den übermütig jauchzenden Laut gehört, mit welchem sich der König aus dem Bügel in den Sattel schwang, und hatten den freudigen Schein gesehen, der auf seinem Gesichte lag, als er allein neben dem schönen Mädchen hielt. Barreto und der Priester blickten ernst einander an, Camoëns aber starrte traumverloren den Enteilenden nach, es waren sichtlich schlimme Träume, die in seiner Seele erwachten. Leise sagte er zu Barreto: Ich weiß nicht, ob ich es für ein Glück oder für ein Unglück halten soll, daß ich in dieser Stunde kein Pferd mein nenne. Mir ist, als müßte ich hinter dem König dreinjagen, jedes Wort erlauschen, das er zu Catarina Palmeirim spricht! Ich liefe Gefahr zu vergessen, was ich der Majestät unsers Herrschers schulde.

Ihr würdet es nicht vergessen, Freund, weil Ihr nicht allein seid und weil Ihr wißt, was Ihr unsrer Schutzbefohlenen und Donna Catarina schuldet, weil die ja nur auf Euer Wort hier heraufgekommen ist! erwiederte Barreto.

Camoëns fühlte den scharfen Tadel in den ruhigen Worten des Freundes und flüsterte ihm zu: Versteht mich nicht falsch, Manuel. Eben weil ich die Gräfin überredete, an Esmahs Taufe teilzunehmen, weil ich die Ursache bin, daß der König sie hier antraf, möchte ich sie vor jedem Unheil wahren!

Würdet Ihr es ein Unheil nennen, an Dom Sebastians Seite den Thron von Portugal zu teilen? fragte der Fidalgo und sah den Erregten mit einem Blicke an, welcher Camoëns verriet, daß der ältere Freund auf den Grund seiner Seele hinabschaue. Er drückte Barreto schweigend die Hand und wandte sich dann zu Esmah, welche er aufforderte, sich zum Gange nach Cintra bereit zu halten und von der Ziegenhirtin Abschied zu nehmen. Das Mädchen eilte sofort zu Joana hin, die vom Eingange ihrer Hütte aus noch immer nach dem Westen hinüberschaute, wo eben die letzten Reiter des königlichen Jagdgefolges

zwischen den Felsenthoren verschwanden, aus denen die ganze Herrlichkeit vor einer Stunde unerwartet aufgetaucht war. Esmah legte zärtlich ihren Arm um den Nacken der kleinen hilfreichen Freundin und schmiegte ihre Wange an die sonnenbraune des Hirtenkindes, Joana verstand auch ohne die wenigen gebrochnen Worte, daß Esmah hinweg müsse, und stammelte, während ihre Augen sich mit Thränen füllten, schlichte Segenswünsche für die Scheidende. Diese fand es schwer, sich aus den umschlingenden Armen der Hirtin loszuwinden, bis ihr Barreto zu Hilfe kam und zu Joana sagte: Laß es gut sein, Kind, es ist kein Abschied für immer, du sollst Esmah Catarina, der du im Unglück beigestanden, auch im Glück wiedersehen. Aber jetzt halte sie und uns nicht auf. Wir müssen vor Mittag in Cintra und in Sicherheit sein, nicht nur wegen des Gewitters, das sich dort über der Waldschlucht immer deutlicher zusammenballt; sie wissen drunten in der Welt noch nicht, daß Esmah jetzt von Kirche und König zu gleicher Zeit in Schutz genommen ist, wir dürfen, bis sie es wissen, Mulei Muhammeds Häschern nicht begegnen. Wir haben erfahren, daß sie heute Esmah in andrer Richtung suchen, sie sind schon früh nach der Küste hin ausgezogen, also müssen wir vor ihrer Rückkunft den Palast erreichen!

Joana nickte und trennte sich rasch mit einer letzten Umarmung von Esmah. Senhor Manuel reichte der Kleinen die Rechte und steckte mit der Linken ein paar große Goldstücke mit König Sebastians Bild in ihren Gürtel. Auch Camoëns und Pater Henriques nahmen herzlich Abschied, und Jayme Leiras, der alte Seemann, versagte sich nicht, Joana mit einem Kusse zu beteuern, daß sie recht gethan habe und ein tapferes Kind sei. Der kleine Zug, den wiederum der Bursche aus Otaz' Herberge schloß, hatte sich schon in Bewegung gesetzt, als Manuel Barreto mit plötzlichem Besinnen noch einmal zu Joana zurückeilte.

Noch ein Wort, Kleine, sagte er, als er wieder vor ihr stand und sie ihr gutes Gesicht zu seinem emporrichtete. Bist du an die frommen Schwestern von Santa Eufemia gebunden oder willst du mit mir nach meinem Gute kommen? Es giebt auch dort Ziegen zu hüten und mancherlei sonst zu thun — du sollst es in Almocegema so gut und besser haben als hier! Nicht daß es nötig wäre, ich glaube, du bist hier oben so sicher als irgendwo — doch wäre es mir lieb, mein Auge auf dir zu behalten!

Joana suchte umsonst nach einer Erwiederung, gleichwohl las der Edelmann ihre Antwort auch von den stummen Lippen, die sich öffneten und wieder schlossen, und aus den verlegen zu Boden gesenkten Augen.

Schon einen Liebsten? sagte er teilnehmend. Dem Schatz würde der Weg nach meinem Gute zu weit sein? So behüte dich Gott und die Mutter aller Gnaden, Joana, und habe noch einmal Dank für alles, was du an Esmah gethan!

Er verließ sie wieder, Joana blickte ihm feuchten Auges nach und sprang dann leichtfüßig zu ihren Ziegen auf den höchsten der verstreuten Felsblöcke

hinan, um die Scheidenden noch weithin grüßen zu können. Die Männer führten Esmah zwischen sich und legten den Pfad durch das Hochthal, der schon sonnenheiß ward, rasch zurück. Als der kleine Zug den eifrig und teilnahmvoll nachschauenden Augen des Mädchens entschwand und sie auch drüben im Westen nichts mehr wahrnahm als die Felsen, den Waldrand und das alte Muttergottesbild, legte sie sich auf das braune Moos des Steinblockes und überließ sich träumend der Ruhe. Die grüne Fläche lag wieder so einsam und sonnenüberglänzt wie vor den wunderbaren Erlebnissen, die in ihrer Seele nachklangen, aber das Rauschen des Baches, das Summen der wilden Bienen und der würzige Duft der roten Quendelblüten wiegten Joana heute so wenig in Schlummer als die merkliche Schwüle der Luft. Sie lag und sann und folgte mit ihren Träumen dem Könige und der schönen jungen Dame, welche vor wenigen Stunden unter ihrem Strohdache verweilt hatte. Nur weil sie gewiß war, daß ihre Hand in der Hand Donna Catarinas geruht habe, weil sie sich jedes gütige Wort, das die Gräfin zu ihr gesprochen, wieder vorsprechen konnte, blieb sie auch gewiß, daß sie den König gesehen habe, daß es der König gewesen sei, der Donna Catarina wie im Sturme davon geführt hatte. Die Kleine schützte die Augen mit der Hand vor der leuchtenden Sonne zu Häupten und sah besorgt nach den dunkeln Wolken, die sich dichter und dichter um die Bergspitzen lagerten. Es fiel ihr schwer aufs Herz, wo die junge Gräfin und der König jetzt wohl weilen möchten, und ob sie den schimmernden Palast in Cintra, den sie nur einmal gesehen, vor Losbruch des Gewitters erreichen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Geschichte des Elsasses. Von Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer. Dritte verbesserte Auflage. Mit einem Bildnisse Jakob Sturms von William Unger. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886.

Das Werk, von welchem wir jetzt die dritte Auflage anzeigen können, wurde bei seinem ersten Erscheinen von zwei Deutschösterreichern dem neu erstandenen Reiche als Gabe dargebracht; es kam damals, 1871, dem vollen Tagesinteresse entgegen und wurde freudig begrüßt. Die neue Auflage beweist, daß das Interesse nicht nur ein vorübergehendes war. Seit der Wiedererwerbung des Elsasses ist eine wahre Flut von Arbeiten, und zwar tüchtigen und gehaltvollen Arbeiten, über die so reichhaltige Geschichte dieses Landes erschienen, namentlich hat in dieser Beziehung auch die Landesuniversität anregend gewirkt. Die Verfasser haben diese neuen Forschungen — in der politischen Geschichte ebenso wie in der Wirtschafts-, Kunst-, Literatur- und Kirchengeschichte — aufs sorgfältigste benutzt, wir wüßten nicht eine einzige Schrift nachzutragen. Die in der Gemeindezeitung für Elsaß-Lothringen bis 1879 erschienenen größeren Artikel bezogen sich, so weit wir uns erinnern, hauptsächlich auf Straßburg. Sehr dankenswert ist die Zugabe der Anmerkungen, in welchen einerseits Rechenschaft abgelegt wird über die in den einzelnen Abschnitten benutzten Werke, anderseits die vorhandne Literatur kurz und schlagend charakterisirt wird.

„Die Einwohnerschaft eines bestimmten Landes als Individuum zu betrachten und seine Schicksale wie die allseitige Entfaltung einer einheitlichen Persönlichkeit darzustellen“ — damit kennzeichneten Lorenz und Scherer von vornherein ihr Ziel. Sie bieten weiten Kreisen in dem von der Verlagshandlung geschmackvoll ausgestatteten Bande eine deutsche Provinzialgeschichte, nach Anlage wie Ausführung gleich vollendet, welcher kein deutscher Stamm ein ebenbürtiges Erzeugnis zur Seite zu stellen hat.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedr. von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Fünfter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1886.

Vom Historischen Taschenbuche ist soeben ein neuer Jahrgang erschienen, welcher „Leopold von Ranke, dem Meister deutscher Geschichtswissenschaft“ zum neunzigsten Geburtstage gewidmet ist. Raumers Taschenbuch ist dasjenige, welches sich aus der ehemals blühenden Almanach- und Taschenbuchliteratur bis auf unsre Tage erhalten hat. Das Gedeihen eines derartigen Unternehmens beruht nicht allein auf der Umsicht des Herausgebers in der Auswahl der Arbeiten, dieser ist auch vom Glück abhängig, es müssen ihm Sachen zukommen, welche sich für den besondern Zweck des Taschenbuches eignen.

Oncken eröffnet diesmal die Reihe der Aufsätze; er giebt nähere Aufschlüsse über eine Episode in den Friedensverhandlungen der Verbündeten mit Napoleon I., als im Februar 1814 durch den Wankelmut Alexanders von Rußland das einmütige Vorgehen Europas gefährdet erschien. Menzel erzählt die Geschichte der durch ihren Ehestreit mit den Erzbischöfen Erkanbald und Aribo von Mainz bekannten Gräfin Irmengard von Hammerstein. Der Aufsatz über Tacitus steht der eigentlichen Aufgabe des Taschenbuches, die Resultate historischer Forschung in anregender und geschmackvoller Form zu geben, ferner. Einen glänzenden Beitrag hat der Herausgeber selbst beigesteuert in dem Vorspiel und der Einleitung des Tridentiner Konzils; die Verhandlungen vor dem Konzil, die Helden des Tridentinums selbst, die ersten aufregenden Debatten über die Einrichtung, die Geschäftsordnung, die Arbeitsteilung des Konzils werden uns auf Grund der eingehendsten Studien scharf und klar vorgeführt. An neu aufgefundene Briefe der Pfalzgräfin Elisabeth an Descartes knüpft Heinze eine anziehende Darstellung der Beziehungen Elisabeths zu dem Philosophen: eine wertvolle Ergänzung zu Guhrauers Abhandlung über die Prinzessin, welche vor sechsundzwanzig Jahren im Taschenbuche erschienen ist. Dem allgemeinen Interesse wird der Aufsatz Löwenfelds über die Geschichte des päpstlichen Archives entgegenkommen, der uns in vier kurzen Abschnitten über die Entwicklung dieser für die Geschichtschreibung so wichtigen Sammlung belehrt.

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Quartal ihres 45. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im März 1886. Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.


Princeton University Library
32101 064095100